Gratis-Bibliothek

P Germ 207.2.3

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER
OF BOSTON

Widow of Col. James Warren Sever
(Class of 1817)

Digitized by Google

Gratis-Bibliothek.

(Beilage zur Volksschrift „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen".)

II

VI.

Prinz Haselnuß

oder:

Der Bräutigam aus Montenegro.

Humoristischer Roman

von

Anton Langer.

Wien, 1876.
J. Dirnböck's Verlag (Georg Brandt).

Digitized by Google

Harvard College Library
P Germ 207.2.3
A r. 29 1911

Sever Fund

Correspondenz des Redacteurs.

Aus Wien und Umgebung. Don Ramiro de Canalis. Die Ausnahme bestätigt nur die Regel, übrigens bleibt abzuwarten, ob der Mensch wirklich ein Verbrecher oder — ein Irrsinniger ist. — Ignaz und Franz Konrad. Ich menge mich nicht in Familien-Angelegenheiten. — F. M. Währing 43. Ich bin der abgesagte Feind aller Vereinsmaierei. — Ohne Unterschrift aus Petersdorf. Keine Bürgschaft. — Ein alter Spezi. Sehr richtig. — Studenten-Kranken-Verein. Mit Vergnügen. — N. Chirblue.

Ich bin es nicht gewohnt, so wie ein Storch zu klappern,
Und dummen Leuten Dummes nachzuplappern,
Und weil ich's lieb', zu grübeln und zu denken
Muß ich von Anderer Weg nur zu oft seitwärts lenken.

Emilianus. Komisch, aber doch ein bischen zu gewagt. — Christian. Mit Vergnügen. — F. H Oberdöbling. Sie werden es begreifen, wenn ich fortan Ihre Mittheilungen nur mit allergrößter Reserve aufnehme. — M. Spittelberggasse. Der Herr soll sich beklagen. — Eine Tischgesellschaft. Jede Geschichte Wiens: Fuhrmann, Gevsau, Tschischka, Pezzl, Hormayer, Schimmer, Bermann, Weiß ꝛc. gibt genügende Auskunft. Ich kann die 12 Seiten meines Blattes nicht dazu verwenden, um Dinge zu bringen, die man in jedem Buche findet. — Adolf R. Eisenbahnbeamter. Und wissen Sie sich da keine Ruhe zu schaffen? — A. Ruler. I have nothing for You. — Adolf F. Judengasse 2. Mit Vergnügen. — J. B. geografisches Institut. Mit Vergnügen. — Frau Amalie von K. Ich kann Ihnen in dieser Beziehung auf's Beste empfehlen. — C. Weitfeld. Der Ausdruck ist ein technischer und als solcher richtig. Mit Beiträgen bin ich überflüssig versehen. — Josef L . . . Tischler. Wie oft soll ich erklären, daß ich anonyme Beiträge nicht annehme. — J. L. Beatrixgasse 11. Durch Veröffentlichung dieses Briefes würde ich dem albernen Spaßmacher nur Gelegenheit geben, sich über Sie lustig zu machen. — G. B. Hernals Stiftgasse 72. Wirklich komisch. — J. R. S. Wenn ich die mir zugeschickten Vereins-Notizen aufnehmen wollte, müßte ich einen eigenen Vereins-Hans Jörgel herausgeben. Es fehlt mir an Platz und bitte deshalb mich zu verschonen. — L. Müller, Berggasse 37. Der Ausdruck ist ganz richtig, im Jahre 1877 ist das der letze Sonntag im Fasching, so gibt es einen letzten Sonntag in der Fasten, im Advent u. s. w. Wer wird denn gar so wortklauberisch sein. — J. S. Leopoldgasse 20. War der dumme Spaß eines Mädchen-Schreckers. — A. Hochreitner Fünfhaus. Sobald die Sache in's Leben getreten ist. — J. M. Grünangergasse 1. Selbstverständlich. — Ganzjähriger Abonnent vom Jahre 1852. Der erzählte Spaß ist noch viel älter. — Marie Sch. Mühlschüttel. Das hängt davon ab, ob man Platz hat. — R. Schwarzspanierhaus. Mit Vergnügen. — Jonas Schafer Hernals. Eine Rauferei, die zur Polizei gehört. — Franz Lehmann. Aber bester Herr, warum frankiren Sie Ihre Briefe nicht? Selbe sind nicht 6 kr. werth. — Friedrich Müller, Agent. Na sei nur jut, Fritze. Die Jeschichte ist doch so.

Von Auswärts. A+B. im Großau. Das Andere zu unbedeutend. — Gustav St. Feldwebel in Prag. Mit Vergnügen. — Dr. A. P. in Bielitz. Besorgt. — Prof. C. G in Laibach. Ihr Schreiben hat mich erquickt, die Carmina selecta sind charmantissima; das p. m. s. p. n. ist mir — ehrlich gestanden — selbst nicht klar. — Max Fröhlich in Prag. Schlagen Sie über diese nicht von mir erfundene Titulatur gefälligst die Wiener Zeitung nach. — E. K. in Berlin. Herzlicher Gruß! Ich habe die Oulle doch angegeben. — Louis Sch. in Buda-Pest. Unglaublich dumm! — M. K. in Tr. Haben Sie keine Angst, ich bin nicht so hitzig. — S. W. in Prag. Wir waren beide im Irrthume; nicht 14.000 sondern bereits 18.000 Abonnenten zählt „die Heimat", und wird zu Neujahr wohl 20.000 haben. — T. W. Telegrafenbeamter in Steinz. Besorgt. — Anton Groß in Wagram. Frau A. und Herr L. Ausflug nach S. Engagement für W. das sind Angaben für kleine Kinder, — mir können Sie schon die wirklichen Namen anvertrauen. — Josef St. in Gobelsburg. Nicht zu verwenden. — Heinrich X. in Bielitz. Ueberlassen wir dem Gerichte die Entscheidung. — Walter in Baden. Bin nicht Ihrer Ansicht, Graf L. hat in diesem Falle als vollendeter Cavalier und Gentleman gehandelt und ich bewundere seine Selbstverleugnung. — H. T. in Leibnitz. Die Veröffentlichung war wegen Mangel an Platz nicht früher möglich. — M. B. Kaiserhof in Berlin. Sie sehen, daß mir das „Audiatur et altera pars" noch immer heilig ist. — Franz Richter in Linz. Nicht übel. — Franz Dienstl in Baden. Von einem „Hotel" Stadt Wien war nirgends die Rede. — Sigmund Johann in Prag. In einem solchen Momente legt man die Worte wohl nicht auf die Wagschale. Seien Sie überzeugt, daß der Mann reden kann. — Anonymus in Görz. Ich bin ja ganz mit Ihnen einverstanden und arbeite Jahr aus Jahr ein in Ihrem Sinne. — Böslauer. Das sähe aus, als ob ich mir selbst Reclame machen wollte. —. A. T. in Laa. Gut. — Stix in Oedenburg. Mit Vergnügen. — Heinrich Sp. Gumpoldskirchen Nr. 154. Wir wollen das Resultat der Klage abwarten. — F. B. in Markt Spitz an der Donau. Gut. — K. H . . . . in Neunkirchen. Bedaure, Ihre Ansicht nicht theilen zu können. — F. B. in Baden. Irrthümlich wurde „Stadt Wien in Baden" angegeben, es sollte heißen: „Goldener Stern in Leesdorf". — J. G. F. in Krems. Vielleicht nächstens. — Z. in Wels. Nun Sie haben ihm doch schon Ihre Meinung gesagt. Mit Ihrem Italienischen werden Sie nicht berühmt.

Eingesendet.

Ueber Spielwerke.

Im Inseratentheile unseres Blattes finden unsere verehrten Leser und schönen Leserinnen wiederum, wie alljährlich, die Empfehlungen der weltberühmten Spielwerke von Herrn **J. H. Heller in Bern.** Derselbe liefert diese so allgemein beliebten Werke in einer geradezu staunenerregenden Vollkommenheit, wir können daher Jedem, der nur ein wenig Freude an Musik hat, nicht warm genug empfehlen sich ein Spielwerk anzuschaffen, und bietet die bevorstehende Weihnachtszeit die schönste Gelegenheit hiezu, auch kann kein Gegenstand, noch so kostbar, ein solches Werk ersetzen.

Hervorheben möchten wir noch ganz besonders die nur zu lobende Idee vieler der **Herren Wirthe,** die sich ein solches Werk zur Unterhaltung ihrer Gäste angeschafft. Die gemachte Ausgabe hat dieselben, wie uns von mehreren Seiten bestätigt wird, nicht gereut; es erweist sich somit auch deren praktischer Nutzen auf's Evidenteste und möchten wir allen **Herren Wirthen,** die es bis dahin unterließen, anrathen, sich ohne Säumen ein Spielwerk anzuschaffen.

Wir bemerken noch, daß die Wahl der einzelnen Stücke eine ganz fein durchdachte ist; die neuesten, sowie die beliebtesten älteren Opern, Operetten, Tänze und Lieder heiteren und ernsten Genres finden sich in den **Heller'schen Werken** auf das Schönste vereinigt. Kurz, wir können keinen aufrichtigeren, und wohlmeinenderen Wunsch an die geneigten Leser und Leserinnen unseres Blattes aussprechen, als den, sich recht bald in den Besitz eines solchen Spielwerkes zu setzen, reichhaltige illustrirte Preis-Courante werden Jedermann franco zugesandt. **Auch ist direkter Bezug schon deshalb zu empfehlen, da vielerorts Werke für Heller'sche ausgegeben werden, die es nicht sind.**

Digitized by Google

Prinz Haselnuß

oder:

Der Bräutigam aus Montenegro.

Humoristischer Roman

von

Anton Langer.

1. Kapitel.

Das Bild des Großvaters.

Sechs blonde Kinderköpfe saßen um eine Schüssel voll Erdäpfeln, doch war der Tisch reinlich gedeckt, Teller und Bestecke spiegelten vor Sauberkeit und das Tischtuch beschämte an Weiße den frischgefallenen Schnee. Wenn wir von Kindern reden, so meinen wir nicht etwa, daß die sämmtlichen sechs Consumentinnen, — denn es waren lauter Mädchen, — jenem zarten Alter angehörten, in welchem das Herz nur für die Puppe schwärmt, und um kein Mißverständniß aufkommen zu lassen, wollen wir unsre liebenswürdigen Leserinnen sofort mit den Personen bekannt machen, welche wir um die Kartoffel-Schüssel versammelt sehen.

Wir befinden uns bei dem bescheidenen Souper des Professors Franz Xaver Wittmann, welcher dirigirender Oberlehrer an einer Wiener Unterrealschule und ein kreuzbraver Pädagoge ist. Der Gehalt eines solchen Herrn ist wohl ein recht anständiger, allein wenn man viele Kinder hat, so kommen doch, besonders wenn der Monat zu Neige geht, Tage und Abende, wo Kartoffel in der Schale, mit Butter gewürzt, oder Extra-Wurst in Essig und Oel das Haupt-Gericht bilden, das der Hunger der Jugend allein zu würdigen versteht.

Und Herr Professor Franz Xaver Wittmann war eben ein solcher kindergesegneter Vater, der zum Ueberfluß die Mutter seiner Töchter verloren hatte und die Führung seines Haushaltes einer ältlichen böhmischen Wirthschafterin überlassen mußte, welche ein wahres Muster von Fleiß, Treue, Sparsamkeit, Reinlichkeit und Aufmerksamkeit genannt zu werden verdiente, aber auch die üble Laune eines alten bissigen Haushundes hatte, der des Hauses Angehörige, auch wenn er sie noch so liebt, anknurren muß.

Vier von den sechs Blondköpfen waren Wittmanns eigene Kinder, die älteste, Helene, von ihm Lella genannt, stand in dem wunderholden Alter zwischen achtzehn und neunzehn, die zweite, Elise, vom Papa Lilla getauft, zählte siebzehn Jahre, die dritte, Lotte, oder, wie der Papa sagte, Lolla, war ein Backfischchen am Rande des fünfzehnten und die jüngste, Louise, vom Vater Lulla gerufen, ein blühendes Kind von eilf Jahren. Lella, Lilla, Lolla und Lulla waren wie gesagt, Wittmann's eigene Kinder, die beiden andern Blondköpfe, Emmi und Lina genannt, im Alter der jüngsten Tochter des Professors, waren deren Gespielinnen, außerdem Waisen, was den Vater anbelangt, die Mutter, eine Lehrerswitwe, brachte sich ehrlich, aber kümmerlich fort und da dieselbe im Hause wohnte, und die Kinder den Nachmittag spielend bei ihrer kleinen Freundin Lulla zugebracht hatten, so verlangte Papa Wittmann, der ein echtes Wiener Herz besaß, daß die kleinen Waisen auch das bescheidene Abendbrot der Familie theilen sollten, wenigstens war er dann sicher, daß sie sich satt aßen.

Die Familie Wittmann mit ihren Gästen saß also in einem kleinen Speisezimmer, der Papa, welcher den Vorsitz führte, war in einem sehr schmalen Sofa postirt, auf welchem er einst sammt seiner Gattin Platz gehabt, da die Eheleute, die sich sehr liebten, immer recht nahe zusammengerückt waren, — seit dem Tode der armen Frau aber saß der Professor allein, — die Kinder aber an einem runden Tisch, nach streng systematischer, pädagogischer Eintheilung, die jüngste Tochter zunächst dem Papa auf der linken Seiten, während Lella, die älteste, zur rechten Hand den blühenden Kranz schloß. Man darf uns glauben, daß die sämmtlichen vier Mädchen bildschön und gut erzogen waren, was den Vater, als echten Schulmann nicht hinderte, bei jeder Gelegenheit kleine Rügen und Ermahnungen an sie gelangen zu lassen, wie er sich's bei seinen ausgelassenen Buben in der Schule angewöhnt hatte.

Noch eines Umstandes müssen wir Erwähnung thun. Ober dem schmalen Sofa, auf welchem der Herr des Hauses saß, befand sich an der Wand ein Bild in einem Goldrahmen, den Vater Witt-

Digitized by Google

mann's darstellend, welcher diese Erinnerung an Jenen, den er das Leben verdankte ganz besonders heilig hielt. Nun theilten aber die Fliegen des Hauses ganz und gar nicht diesen Respekt vor dem alten Herrn, sondern benützten dessen Denkerstirne, die wuchtige etwas gerötheté Nase und den feingeschnittenen, geistreichen Mund in fliegenhaft unverschämter Weise, daß Papa Wittmann, hoch entrüstet über diese Guanoisirung seines Vaters, das ganze Bild mit einem grünen Tuche zudeckte. Nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, bei Fest-, Namens- und Erinnerungstagen wurde die grüne Hülle vom Bilde des Großvaters weg gezogen. Der Professor trieb überhaupt mit dem Bilde einen völlig abergläubischen Cultus und wie bei den Römern die Penaten, so galt in Wittmann's Hause des Großvaters Bild als eine Art von Schutzgottheit.

Die älteren drei Töchter waren daher nicht wenig überrascht, als der Papa heute, wo kein Familien-Fest oder Gedenktag war, kurz vor dem Erscheinen der Erdäpfel mit eigener Hand die grüne Umhüllung beseitigte, so daß der Großpapa sich von dem Appetite überzeugen konnte, mit welchem seine Enkelinnen das bescheidene Souper verzehrten.

Und als nun der letzte Erdapfel den Weg aller Kartoffeln gewandert, das letzte Restchen Butter auf die letzte Krumme Brotes verstrichen war, da gab der Professor seiner ältesten Tochter einen vielsagenden Wink und Lella sprach sofort zu den kleinen Waisen:

„Lina, Emmi, ich glaube, es wäre für Euch Zeit, nach Hause zu gehen, — 's ist neun Uhr und Eure Mutter könnte Angst um Euch bekommen.

Gehorsam erhoben sich die beiden kleinen Mädchen, da ein rascher Blick auf den Tisch sie belehrte, daß ohnehin nichts mehr zum Essen vorhanden.

Der jüngste Sprößling von Papa Wittmann's Laune aber rief:

„Warum sollen sie denn schon fort gehen? 's ist noch gar nicht neun Uhr, — es fehlen noch sieben Minuten, — und ihre Mutter hat durchaus keine Angst, wenn sie weiß, daß Emmi und Lina bei uns sind. Wir wollen noch spielen.

Die beiden kleinen Mädchen, die sich schon zum Weggehen angeschickt hatten, blieben unschlüssig stehen, nicht wissend, was sie thun sollten.

Papa Wittmann aber sprach in sanft verweisendem Tone:

„Lulla, es schickt sich nicht zu widerspechen, wenn Deine ältere Schwester Lella etwas sagt."

„Der Schnabel ist immer so," rief Lolla, die hitzige.

„Ruhig, Lolla," mahnte der Papa, „gebt den kleinen Mädchen kein schlechtes Beispiel. — Emmi, Lina, — ich glaube auch, es sei Zeit, daß Ihr nach Hause geht. Also gute Nacht, und grüßt mir Eure Frau Mutter recht herzlich."

Die beiden Töchterchen der Lehrerswitwe küßten dem Professor die Hand, was er mit pädagogischer Herablassung hinnahm, und gingen, nachdem sie die officiellen Abschiedsküsse, von Lulla, Lolla, Lilla, und Lella erhalten hatten, ihrer Wege.

Nach einem kleinen Wortgeplänkel über die Schnabelhaftigkeit Lullas, in welcher Lilla zu den Kleinen hielt, während Lella und Lolla gegen sie Partei ergriffen, entstand endlich Ruhe in der Mädchengruppe, denn sie sahen, daß Papa mit dem Zeigefinger der rechten Hand die linke Nasenseite rieb, was bei ihm immer die baldige Abhaltung einer Rede bedeutete.

Lolla, die ungeduldige, unterbrach zuerst das Schweigen mit der schüchternen Behauptung:

„Ich wette, Papa hat uns was zu sagen!"

„Richtig, — es ist ja das Bild des Großvaters aufgedeckt!" setzte Schnabel Lulla hinzu.

Der Herr Professor Franz Xaver Wittmann lächelte, wie Einer, dem man auf halbem Wege entgegen kommt, dann aber sprach er im Tone des vortragenden Pädagogen:

„Ja, Kinder, Ihr habt recht, — ich habe meines unvergeßlichen Vaters ehrwürdiges Bild enthüllt, weil ich ihn bei allen Ereignissen des Hauses wie einen Schutzpatron betrachte, der an meinem Geschick und an dem meiner Kinder den

Digitized by Google

innigsten Antheil nimmt. Und eben jetzt steht unserem Hause ein Ereigniß bevor — —

„Ein freudiges?" fragte Lella.

„Ein trauriges?" rief Lolla.

„Was ist's denn? was denn? was denn?" schrieen Lilla und Lulla.

„Geduld! Geduld!" gebot der Papa. „Omnia secundum ordinem, Alles nach der Ordnung, — ich muß doch beim Anfang anfangen. Also hört, — Lulla sitz' gerade, — merkt auf, — Lilla gähne nicht, — es ist wirklich interessant, — Lolla, trommle nicht mit der Gabel auf dem Teller, ein solches Zeichen der Ungeduld ist unschicklich und macht mich nervöse. — Lella, stell' den Krug zur Seite. Und nun hört mir zu."

Die Mädchen starben völlig vor Ungeduld, aber sie wagten keine Bemerkung zu machen, aus Furcht, den Strom von ihres Papas pädagogischer Beredsamkeit neuerdings über sich hereinbrechen zu sehen.

Und nachdem Professor Franz Xaver Wittmann sich geräuspert und mit akademischer Würde eine ausgiebige Prise genommen hatte, begann er wie folgt:

„Ihr müßt wissen, Kinder, daß ich vor vielen Jahren, als ich auf der Universität zu Wien studierte, einen Schulkameraden hatte, einen gebornen Dalmatiner, Namens Luca Wassitsch. Das war nun ein gar netter, prächtiger Junge, wir hatten uns sehr lieb, spielten miteinander Billard im Café Gerlowich auf dem Bauernmarkt. —

„Wie? Papa hat einmal Billard gespielt?!" rief Schnabel Lulla.

„Still! Ruhig! nicht unterbrechen!" herrschten die Andern das vorlaute kleine Mädchen an.

Der Professor nahm eine abermalige Prise in großer Verlegenheit, denn er hatte seinen Kindern jedes Spiel als den Anfang aller Lasterhaftigkeit und Verderbniß hingestellt.

„Das Billardspiel ist eine sehr gesunde körperliche Uebung," sagte er, „und in der vormärzlichen Zeit, wo das Turnen polizeilich verboten war, gab es kein anderes Mittel, eine ausgiebige Leibesbewegung zu machen, als wenn man dann und wann ein wenig Billard spielte."

„Aber was war's denn mit dem Wassitsch?" rief Lolla, die ungeduldige.

„Wirst es gleich hören, — Du Sprudelkopf," replicirte der Papa, „die Revolution brach aus, und während wir im März ehrlich und treu zusammen standen, entzweiten wir uns im Mai in der Barrikaden-Zeit bereits, da ich ein Conservativer war und er ein rother Republikaner; in dem verhängnißvollen Oktober waren wir geschiedene Leute und nach der Einnahme von Wien verschwand Luca Wassitsch, ohne mir eine Schuld von 6 fl 40 kr zu zahlen, die ich ihm Zwanzigerweise geliehen hatte."

Und der Professor stieß einen Seufzer schmerzlicher Erinnerung aus.

„Weiter, Papa! weiter!" drängten die neugierigen Mädchen.

„Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört, bis heute," fuhr Professor Wittmann fort, „ich erhielt nämlich heute, adressirt an die Schule, einen Brief von meinem alten Freunde Luca Wassitsch, — und denkt Euch von wo?"

„Nun?"

„Von Cettinje, — Ihr wißt doch, wo das liegt?"

„O ja, — 's ist die Hauptstadt von Montenegro."

„Welches Land auch Czernahora genannt wird."

„Und die Montenegriner nennen sich selber die Falken der Berge."

„Die Falken, Falcones, sind aber Raubvögel."

„Auch schneiden die Montenegriner ihren Feinden Nasen und Ohren ab."

So plauderten die Mädchen durcheinander, beweisend, daß sie auch in Geografie und Geschichte wohl bewandert seien.

„Bene optime, sehr gut!" bestätigte der erfreute Vater, „aus diesem interessanten Lande, aus dieser interessanten Stadt habe ich den interessanten Brief meines interessanten Freundes Luca Wassitsch erhalten."

„Und was schreibt er denn Interessantes der interessante Freund?" fragte Lolla, die sich vor Neugierde und Ungeduld nicht zu halten wußte.

Statt aller Antwort zog der Professor einen

Digitized by Google

Brief aus der Tasche, öffnete denselben mit pedantischer Langsamkeit, roch drei-, viermal dazu, ob nicht eine Spur seuchenverdächtiger Räucherung zu finden, naserümpfte dann das Papier fünf-, sechsmal, damit ja kein Körnchen Streusand an irgend einem Worte hängen bleibe, fuhr dann mit der flachen Hand zwei-, dreimal darüber und begann zu lesen:

„Lieber alter Freund!

„Ich hoffe, wenn Du die Unterschrift dieses Briefes liest, daß Du mir noch die Ehre gönnst, mich Deinen Freund zu nennen. Du warst immer ein braver ehrlicher Kerl" —

„Papa macht Reclame für sich!" rief Lolla lachend.

„Ich muß doch das lesen, was da steht!" erwiederte Professor Wittmann, halb ärgerlich, halb lachend, dann fuhr er fort:

„Wir haben Freud und Leid mit einander getheilt, bei Gerlowich Billard gespielt, in Nußwaldl Heurigen getrunken, wie auch in der Schleifmühlgasse" —

Der Professor bewies auf einmal, daß er nicht Alles lesen *mußte*, was in dem Briefe stand, seine Stimme erstarb in einem Murmeln und es war ersichtlich, das er einige Zeilen hastig übersprang.

„Nun also? was denn?" fragte Lilla.

„Was ist's denn in der Schleifmühl-Gasse gewesen?" setzte Lulla hinzu.

„Hm! das kann ich Euch nicht vorlesen," erwiedert der Professor erröthend, aber sich rasch fassend, „es ist ein Vorfall, bei dem ich mich so benahm, daß Freund Luca in seinem Briefe eine völlige Lobeshymne auf mich sagt. Ich will aber nicht, daß Lolla abermals behauptet, ich mache Reclame auf mich."

Das Auditorium nahm diese Erklärung ungefähr so auf, wie die Abgeordneten die Antwort eines Ministers, der auf eine Interpellation alles Mögliche erwiedert, nur das nicht, was man wissen möchte. Im stenografischen Protokoll steht aber „Wird zur befriedigenden Kenntniß genommen."

Papa Wittmann rief etwas ungeduldig:

„Unterbrecht mich jetzt nicht mehr, sonst werden wir heuer nimmer fertig. Also hört, was mein Freund weiter schreibt: „Wie ich mich in der Welt herumgeschlagen, dies zu erzählen, wäre zu lang, es genüge Dir, daß ich gegenwärtig in Cettinje bin, beim Fürsten Nititza, ich habe sogar die Ehre, Leibarzt der Fürstin und des ganzen weiblichen Hofes zu sein. Ich bin reich und besitze einen einzigen Sohn, einen bildhübschen Burschen, Luca geheißen, wie ich voll Leben und Feuer, heißblütig und tollköpfig, wie seine Mutter, die einem bosnischen Geschlechte angehörte, mir aber vor fünf Jahren starb. Mein kleiner Luca, der ein stämmiger Bursche von 20 Jahren ist, fängt mir an, hier unangenehm zu werden. Er hat große Lust, mir davon und zu den Herzegowinern zu gehen, um mit den Türken zu raufen. Nun wäre es mir aber sehr fatal, wenn der Bursche mit abgeschnittener Nase oder gar mit abgeschnittenem Kopfe heim käme. Da stieg mir nun die Idee auf, meinen Luca von hier weg und in irgend ein civilisirtes Land, eine civilisirte Stadt zu schicken. *Wien* ist die nächste und auch die geeignetste, um einen solchen jungen Herrn ein Bischen zur Raison zu bringen und den Bären der schwarzen Berge ein wenig zu hobeln. Von einem Zeitungs-Correspondenten, dem ich Deinen Namen nannte, erfuhr ich Deine Adresse und da kam ich darauf, daß es wohl das Beste wäre, wenn Du meinen Luca in Dein Haus aufnehmen wolltest."

Allgemeines Erstaunen; die Mädchen schlugen die Hände zusammen.

„Er hat bei mir angefangen, Medizin zu studieren", las Herr Wittmann weiter, „bei den ausgezeichneten Professoren und Docenten, die Wien besitzt, könnte er seine Kenntnisse in umfassender Weise erweitern. Allein ich weiß auch, welche Gefahren einen jungen Menschen in Wien bedrohen und darum wäre mein Vaterherz erst dann ruhig, wenn Du mir zusagst, meinen jungen Bären in Dein Haus zu nehmen und über ihn eine väterliche Aufsicht zu führen."

„Und willst Du das thun?" fragten Lella, Lolla und Lilla.

„Er beißt doch nicht?" setzte Lulla hinzu.

Digitized by Google

„Auslesen lassen", entgegnete Wittmann und setzte die Lecture des Briefes fort:

„Dabei aber laß' mich aufrichtig reden, wie ich's immer gewohnt war. Ich kenne Deine Verhältnisse nicht, alter Freund, aber ich weiß, daß Du — Lehrer bist und die deutschen Schulmeister sind nie gut gezahlt worden. Sei also nicht böse, wenn ich nochmal erwähne, daß ich reich, sehr reich bin, — folglich in der Lage, als Quartier- und Kostgeld für meinen Sohn, so wie für dessen übrige Bedürfnisse jede Summe zu zahlen, die Du verlangst, und zwar in blanken Dukaten und Goldrubeln, die uns hier nie ausgehen. Wenn es also möglich ist, so bedenke, daß Du mir durch die Aufnahme meines Sohnes einen großen Gefallen thust und rechne auf meine Dankbarkeit. Vielleicht hast Du eine hübsche Tochter, das wäre ein prächtiges Weibchen für meinen Luca". —

Leiser Aufschrei, heftiges Erröthen der drei älteren Damen.

„Ich heirate ihn nicht", sprach die jüngste mit komischem Ernste, „weil ich von Papa nicht weggehe, in ein Land, wo man den Leuten die Ohren wegschneidet, wie den Rattlern."

Heftiges Gekicher der Aelteren über der Naivität des schwesterlichen Gänschens.

„Schreibe mir umgehend", schloß Professor Wittmann seinen Brief, „bevor ich die Angelegenheit nicht in Ordnung habe, finde ich keinen vergnügten Augenblick. Also schicke mir eine günstige Antwort, altes Haus. Dein bis in den Tod getreuer Luca Wassitsch."

Post scriptum: Mein Sohn wird Dir auch jene 6 fl. 40 kr. Silber bezahlen, die ich alter Lump Dir noch aus jenen Tagen schulde, wo wir beide ein paar rechte — — —

Wieder erstarb die Stimme des Professors in einem unverständlichen Murmeln.

Die älteren Töchter wagten es nicht, das ersterbende Murmeln des Papas mit einer Bemerkung zu unterbrechen, allein die kleine Lulla rief, die Hände zusammenschlagend:

„Das ist ja ein entsetzlicher Mensch!"

„Wer?" fragte Papa Wittmann gedankenlos.

„Nun, dieser montenegrinische Hofarzt", plapperte die Kleine, „dieser Herr Wassitsch, der sich erfrecht, unsern Papa per „Lump" anzusprechen, ja per alter Lump" —

„Sei nicht vorlaut, Lullerl", unterbrach sie der Vater, „was verstehst Du von jenen Gebräuchen, welche in Studentenkreisen gang und gäbe sind; — da titulirt man sich gegenseitig per altes Haus, alter Bursch, alter Lump, alter Philister u. s. w. Freund Wassitsch hat sich, als er diesen Brief schrieb, wahrscheinlich an diese schöne Jugendzeit erinnert, und der burschikose Ton, den wir damals gegen einander anschlugen, ist ihm so zufällig in die Feder gerutscht. Leider, daß wir beide nicht mehr so sind, wie wir Anno damals waren. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Was heißt das, Lolla?"

„Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen", antwortete der hübsche Hitzkopf, denn sie war die Einzige, welche zur Freude und zum Stolze ihres Erzeugers sich die schwierige Sprache des Cicero, Livius, Tacitus, Horatius, Virgil und Ovid eigen gemacht und den Cornelius, Nepos, Sallust und Curtius so leicht las, wie andre Mädchen ihres Alters Romane und Feuilletons. Die drei andern Sprossen Wittmann's plauderten ganz hübsch französisch, wälsch und englisch, aber die klassische Sprache Roms blieb ihnen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch.

„Richtig", bestätigte der Oberlehrer die Uebersetzung seiner Tochter, „und nun, Kinder, wollen wir eine Berathung halten. Sollen wir den jungen Montenegriner aufnehmen?"

„Nein", rief Lulla vorlaut, wie immer, aber höchst energisch.

„Ja", sprachen Lolla und Lilla sehr decidirt.

Lella enthielt sich der Abstimmung und schwieg.

„Zwei Stimmen gegen eine", sagte Herr Wittmann, „und da ich ebenfalls mit Ja stimme, so gibt das eine absolute Majorität von drei Stimmen, Herr Luca Wassitsch junior wird also bei uns aufgenommen."

„Gut, laßt Euch die Nasen und Ohren abschneiden!" rief der kleine Trotzkopf.

Digitized by Google

Schallendes Gelächter ringsum, — selbst Lella lachte mit.

„Laß' Dich belehren, Lulla", sprach der Papa halb lächelnd, halb ernsthaft, „diese kriegerischen und halb barbarischen Völkerschaften da unten, schneiden nur ihren Feinden die Nasen ab, da wir aber zu den Freunden des jungen Mannes gehören werden" —

„Das heißt, wenn er dieser Ehre würdig ist", fiel Lella dem Vater in's Wort, ein Uebergriff, dessen sich das bescheidene Mädchen noch nie schuldig gemacht hatte. Was hatte Lella wohl?

Mit Ueberraschung blickte Papa Wittmann auf seine älteste Tochter, dann sprach er:

„Ich glaube, Lella, Du kennst mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich den Namen Freund nicht an den Nächstbesten wegwerfen würde, der diesem Ehrentitel Schande machen könnte. Du hast was auf dem Herzen. Rede, mein Kind, aufrichtig, wie ich's von Dir gewohnt bin. Du hast etwas gegen die Aufnahme des jungen Mannes in unsrem Hause."

„Ich? Nicht im geringsten."

„Doch, doch, ich kenne Dich Lella. Heraus mit der Sprache."

„Ich habe, wie gesagt, nichts gegen die Aufnahme des jungen Mannes in unser Haus", antwortete Lella, „aber ich meine unmaßgeblich, es seien doch früher einige Umstände zu erwägen."

„Welche?"

„Herr Wassitsch der Aeltere nennt seinen Sohn, Herrn Wassitsch den Jüngeren, einen Bären."

„Das ist so väterliche Redensart. Ich kann zu meinem Heu Stroh sagen. Ihr werdet den Bären schon dressiren."

„Recht schön, aber ich denke, daß vier junge Mädchen, von denen das älteste noch nicht neunzehn Jahre alt, zu Bärenbändigerinnen und Bärenführerinnen nicht am Besten geeignet sind."

Papa Franz Xaver Wittmann biß sich in die Lippen.

Man darf ja nicht glauben, daß der wackere Oberlehrer gar so besondere Sympathien für den jungen Mann aus den schwarzen Bergen hegte, allein der zärtliche Vater war auch ein guter Rechner, er hatte sich bereits einen Ueberschlag von dem gemacht, was er seinem Gaste aufrechnen wollte, und war zu dem Resultate gelangt, daß die österreichischen Dukaten und russischen Rubel des Herrn Luca Wassitsch in dem bescheidenen Haushalte der Familie Wittmann eine bedeutende finanzielle Besserung hervorbringen würden.

„Man muß nicht Alles so wörtlich nehmen", verwies er seiner Tochter die oppositionelle Rede, „Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß der junge Wassitsch ein wirklicher Bär ist, — er wird ein junger Mensch sein, unbeholfen, ungeschlachtet und ungeschickt, wie es die jungen Leute alle in ihren Tölpeljahren sind, er wird hier und da eine Ungeschicklichkeit, eine Bêtise begehen, aber dafür wird man wahrhaftig nicht uns verantwortlich machen, sondern nur ihn auslachen, ihn ganz allein."

„Zugegeben, aber wenn es bekannt wird, daß er Eine von uns heiraten soll", fuhr Lella eifrig fort, „können wir da nicht in's Geschrei kommen?"

„Ah pah! Larifari! Erstens braucht man dieses in weitester Ferne liegende Heirats-Projekt nicht an die große Glocke zu hängen, zweitens kennt man Eure Anständigkeit und drittens kennt man mich und weiß, daß ich nichts dulden würde, was nicht vollkommen korrekt."

„Und welches Zimmer sollten wir ihm denn geben?"

„Nun doch kein anderes als das Garten-Zimmer, in welchem unser Zimmerherr, Dr. Ritter seit zwei Jahren gewohnt, — in dem er seine Studien vollendet und sich zu seinen Rigorosen vorbereitet hat."

„Findest Du es nicht unpassend, Papa, wenn wir dieses Zimmer dem Herrn Dr. Ritter, der zwei Jahre bei uns gewohnt, stets pünktlich gezahlt und sich musterhaft benommen hat, nicht reserviren, sondern es an einen Fremden vergeben, so daß der arme Doktor, wenn er wiederkehrt" —

„Rede nicht Unnöthiges. Dr. Ritter hat nach der Ablegung des letzten Rigorosums eine Erholungsreise zu seinen Eltern nach Salzburg unternommen, wird dort noch etwa einen Monat

Digitized by Google

bleiben und wenn er zurückkommt, seinen Posten als Secundarius im allgemeinen Krankenhaus übernehmen, mit welcher Stelle die Verpflichtung verbunden ist, im Spital zu wohnen. Für das Zimmer, welches er mit 10 fl. monatlich gezahlt hat, muß der junge Herr aus Montenegro 25 fl. zahlen."

„Das ist Alles gut; ich meine nur, wenn Dr. Ritter in seinem Zimmer einen Fremden findet" —

„So geht ihn das gar nichts an! Soll ich das Zimmer etwa leer stehen lassen?"

„Das wohl nicht", entgegnete Lella in einiger Verlegenheit.

„Was denn also?" fragte der Papa, den Kopf mit Bewußtsein zurückwerfend.

Lella schwieg, allein Schnabel Lulla hob die beiden Finger der ersten Hand, was man in der Schule „Zeichen geben" nennt und rief:

„Ich weiß, Papa, — ich weiß!"

„Was weißt Du?" fragte der bewährte Pädagoge Franz Xaver Wittmann.

„Warum Lella den Wassitsch nicht bei uns im Quartier will", erwiderte das jüngste Töchterchen.

„Nun, warum denn nicht?

„Weil Lella fürchtet, Herr Dr. Ritter könnte eifersüchtig werden, wenn er hört, daß ein andrer Mann bei uns und in seinem Zimmer wohnt."

Purpur-Röthe übergoß Lellas liebliches Antlitz, Lilla und Lolla bissen in ihre rosenrothen Lippen und schneeweißen Servietten, Papa Wittmann aber machte das verdutzteste Gesicht, das je der Oberlehrer einer Realschule gemacht und ohne ein Wort zu reden, dachte er unwillkürlich an Schillers Worte:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Die kleine Pause des Schweigens, welche auf diese Art entstand, wurde durch Lella unterbrochen, welche fühlte, daß sie etwas sagen mußte und in heftiger Aufregung rief:

„Nein, das ist nicht zu ertragen! Dieses dumme Ding wird täglich unausstehlicher! Sie schwätzt in Alles drein, was sie nicht versteht, — Papa läßt sie reden" —

„Ja, 's ist wahr, Papa", bestätigten Lolla und Lilla, der Schwester zu Hilfe kommend.

„Ah schau! ich bin ein dummes Ding? Hab ich's vielleicht nicht gesehen, wie Du mit nassen Augen zuhörtest, wenn Dr. Ritter am Clavier sang:

Ach! wie ist's möglich,
Daß ich Dich lassen kann,
Hab Dich vom Herzen lieb
Das glaube mir!

— und wie Du dann nach dem Liede" —

„Ob Du still bist, Du Schnabel", zürnte Lolla, „das Lied lautet einmal so. Hätte der Herr Doktor Deinetwegen einen andern Text unterlegen sollen?"

Schnäbelchen Lulla wollte repliciren, aber Papa Wittmann sprach energisch:

„Kinder, wir sind von unsrem Texte durch diesen Zwischenfall gänzlich abgekommen. Die Frage steht so, daß Lella mit ihren Bedenklichkeiten gegen die Aufnahme des Montenegriners verdächtigt wurde, als ob es irgend Jemand nicht gern sähe, wenn ein fremder Mann in unser Haus zieht."

„Lächerlich!" eiferte die noch immer in Purpur getauchte Aelteste des Hauses; „jetzt muß ich darauf bestehen, daß Herr Wassitsch in unser Haus zieht, um dem vorlauten Ding zu beweisen, wie grenzenlos albern sie wieder einmal in den Tag hinein geredet hat."

„Hab Dich vom Herzen lieb
Das glaube mir!"

sang der kleine Schelm mit blitzenden Augen und so humoristischem Ausdrucke, daß die Mädchen, mit Einschluß Lellas, und auch Papa Wittmann hellauf lachten.

Wenn ein berathender Körper bei einer Debatte einmal einstimmig zu lachen beginnt, so kann man darauf schwören, daß die angeregte Frage der schleunigsten Erledigung entgegen geht.

So auch hier. Papa Wittmann nahm noch eine Prise und sprach dann:

„Es hat also keinen Anstand mehr, daß der Sohn meines Freundes Luca Wassitsch zu uns zieht. Morgen mit dem Frühesten telegrafire ich nach Cattaro, wo der alte Luca seinen jungen Bären hingebracht hat. In vier, fünf Tagen kann

Digitized by Google

er hier sein. Liebe Lella, Du wirst unsrer Wlasta — (so hatte der Pädagoge die Haushälterin Marianka umgetauft,) — den Auftrag geben, das Zimmer für den Gast auf's Beste herzurichten, das Bett zu überziehen" —

„Das besorge ich Alles selbst, lieber Papa", sagte Lella.

„Wie sie's von Dr. Ritter her gewohnt ist", schaltete Lulla ein.

„Halt den Schnabel, Du Schnabel", verwies der Oberlehrer dem jüngsten Töchterlein die Rede, da er fürchtete, eine neue Controverse zwischen seinen Töchtern losbrechen zu sehen, „Kinder müssen nicht überall ihr Maul dabei haben. Herr Luca Wassitsch ist also als Zimmerherr angenommen?"

„Ja", erklang es einstimmig.

„Er lebe hoch!" wollte Papa Wittmann rufen, allein er besann sich, daß es unpassend wäre, mit Wasser und Erdäpfel-Schalen einen Toast auszubringen, deshalb wendete er sich gegen das Bild des Großvaters, das ober seinem Haupte hing und sprach im Tone der Rührung:

„Du hast der Berathung beigewohnt, mein theurer Vater, — gleichsam als Alters-Präsident und Du wirst gewiß unser Bestes wollen. Hoffen wir, daß die Aufnahme des Gastes aus dem fernen Lande unsrem Hause Nutz und Segen bringe. Ich sehe Dir's an, Du denkst das Gleiche. Gute Nacht, Herr Vater."

Damit zog er die grüne Hülle wieder über das Bild, bot seinen Kindern ebenfalls eine gute Nacht, und nachdem sie ihm herzinnig Hand und Mund geküßt, begaben sich die Blondköpfe zu Bette.

So ging dieser ereignißreiche Abend in der Familie Wittmann zu Ende.

2. Kapitel.
Prinz Haselnuß.

Man müßte lügen, wenn man behaupten wollte, daß das Haus des wackern Oberlehrers während der nächsten Tage nicht in einer gewissen Aufregung und Erwartung gewesen wäre.

Mädchen, welche einen jungen Mann kennen lernen sollen, besonders, wenn dieser junge Mann hübsch und heiratslustig ist, werden immer ein gewisses Interesse für den Erwarteten empfinden. Hier aber kam noch dazu das Fremdartige, Abenteuerliche, was ein Mädchenherz immer reizt.

Schnabel Lulla hatte von einer kleinen Freundin ein Bilderbuch entliehen, Völkerschaften darstellend, und unter diesen fand man unter Dalmatinern, Morlachen, Bosniaken, Arnauten u. s. w. endlich auch einen Montenegriner in malerischer Tracht, die Flinte in der Hand, Pistolen im Gürtel, den Hanschar an der Seite, das schwarzlockige Haupt mit rothem Fez geschmückt. Das Bild fand allgemeinen Beifall und Schnabel Lulla rief:

„Ah! wenn er so aussieht und mit uns spazieren geht, so laufen uns alle Gassenbuben nach!"

Besonders geschäftig und rührig zeigte sich Marianka, -- Pardon! Wlasta müssen wir sagen, um Herrn Oberlehrer Wittmann nicht zu beleidigen. Der alte Hausdrache, welcher seit zwanzig Jahren in der Familie diente und die Kinder so zu sagen aufgezogen hatte, liebte dieselben mit jener Zärtlichkeit, welche alte Dienstboten für die Kinder ihrer Herrschaft so häufig an den Tag legen und wenn Wlasta auch knurrte, brummte und keifte, so brachte sie es doch nicht über's Herz, den Mädchen irgend einen Wunsch und wenn es ein noch so unberechtigter war, abzuschlagen. Besonders die kleine Lulla war ihr „Herzbinkerl", wie man auf wienerisch sagt, und der Schnabel verstand es, diese Position auszubeuten.

Die Geschäftigkeit Wlastas dem erwarteten Gaste gegenüber beruhte auf dem Umstand, daß zum ersten Male, seit Oberlehrer Wittmann sein Zimmer an Zimmerherrn vergab, ein Slave in demselben hausen sollte. Der Hausherr hatte bisher seine freie Stube nur an deutsche Studenten vergeben, und es gereichte dem czechischen Herzen zum höchsten Genusse, endlich einmal für einen Landsmann das Zimmer ausreiben, einlassen und wichsen zu können, was sie eigenhändig und eigenfüßig besorgte.

„Ist denn Herr Wassitsch ein Landsmann von Dir?" fragte Lulla.

„Ah freilich, mein Engel", antwortete die Haushälterin, „is e crajan, Landsmann."

Digitized by Google

„Aber in der Geografie steht doch nichts, daß die Czechen und Montenegriner Landsleute sind."

„Was versteht denn so Georgafie dalkete. Mi sein me alle Landsleut', Czechen und Russen, Polaken, Slovaken, Dalmatiner und Monetegriner."

„So? so? Also kannst Du mit ihm montenegrinisch reden?"

„Freilich kann ich. — Wenn verstehst nicht, mein Herzel, werd ich machen Domletsch oder wie heißte."

Endlich am sechsten Tage nach jener Scene vor dem Bilde des Großvaters kam Papa Wittmann Abends wieder nach Hause mit feierlichem Gesichte. Die Mädchen sprangen ihm entgegen, ihn zu begrüßen.

„Kinder, — er ist da!" sprach Herr Wittmann mit diplomatisch ernstem Gesichte.

„Wer?" riefen die Mädchen, „Herr Luca Wassitsch? unser Bär aus Montenegro?"

„Ja, derselbe", antwortete der Papa, „doch scheint der Bär ziemlich geleckt."

„Warum? wie so? woher vermuthest Du das? weßwegen glaubst Du es?"

Da zog Herr Wittmann ein Billet aus der Tasche, entfaltete es und sprach:

„Ich muß es glauben nach dem Briefe, den mir unser künftiger Zimmerherr heute in die Schule geschickt hat. Hört und staunt:

Hochgeehrter Herr Professor! Soeben aus Triest angelangt, bin ich im Hotel Victoria auf der Wieden abgestiegen, um mich, bevor ich mich Ihnen vorstelle, ein wenig von den Strapatzen der Reise auszuraften und meine Toilette in einer Weise zu rangiren, wie es für eine Großstadt nothwendig ist. Ich werde mir erlauben, Ihnen morgen um 12 Uhr meinen Besuch zu machen und, wenn ich das Glück haben sollte, in Ihrem Hause gütige Aufnahme zu finden, mein Gepäck aus dem Hotel dahin übertragen zu lassen. Die besten Grüße von meinem Vater, von mir meinen Respekt und Handkuß an die sämmtlichen Damen Ihres Hauses. Gestatten Sie mir, mich zu nennen Ihren achtungsvoll ergebenen

Luca Wassitsch, Studierenden der Medizin.

Herr Wittmann ließ die Hand mit dem Briefe sinken und fragte:

„Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Es ist wirklich im höchsten Grade überraschend!" rief Lella.

„Scheint ein feiner junger Mann zu sein", lispelte Lilla.

„Da sind wir wieder einmal gehörig aufgesessen", lachte Lolla.

„Papa", schnabelte Lulla, „lasse in die Schulbücher hineindrucken, daß in Montenegro die Bären sehr höflich sind und Briefe auf Rosa-Papier schreiben."

„Ah freilich Bär! Nichts Bär!" rief Wlasta, die in's Zimmer getreten war und mit der Eigenmächtigkeit eines verzogenen alten Dienstboten sich in's Gespräch mischte, „mein' Landsleut sein's kein Bären, da sein's nur so dumme Spaßgsettel, wo machen's Wiene auf uns. Mi sein me scheidte, als alle miteinande."

„Wir bedanken uns, Wlasta, für dieses Compliment," sprach Herr Wittmann.

„Ah! von gnädige Herr is ja gar nicht Red," replicirte die Küchenbeherrscherin.

„Also, Kinder," fuhr der Vater fort, „morgen um 12 Uhr kommt er. Werft Euch in die Wichse, wir müssen ihm zeigen, daß er bei keinen Bauern wohnt."

Diese Andeutung des Herrn Oberlehrers war höchst überflüssig, — denn man wird uns glauben, wenn wir sagen, daß die Lehrerstöchter, die als echte Wienerinnen sonst zwischen sieben und acht Uhr das Bett verließen, am nächsten Morgen schon vor 6 aus den Federn hüpften und mit einem Eifer Toilette machten, welcher bewies, daß sie sich vor dem jungen Montenegriner in der vortheilhaftesten Weise zeigen wollten. Sollten wir sie darum tadeln wollen? Nein und wieder nein! Möchten die Eltern ihre Kinder doch niemals schelten, daß sie eitel sind. Eitelkeit ist ohne Reinlichkeit und Nettigkeit nicht denkbar und gerade diese sind zwei Kardinaltugenden, die man bei dem jungen Menschen nicht genug hegen und pflegen kann. Die Eitelkeit bewahrt den jungen Menschen vor manchem Fehler, besonders aber vor

Digitized by Google

jenem ekelhaften Cynismus, welcher Burschen befällt, die Tabakrauchen und Biertrinken für den Hauptzweck des Jünglingsalters halten. Warum ist Cynismus bei Mädchen so selten? Weil sie eben eitler sind als die jungen Männer.

Selbst Backfischchen Lulla hatte sich schön gemacht, lachte aber nichtsdestoweniger über die Schwestern, die sich für den Ohren-Abschneider so herausgeputzt hatten.

Papa Wittmann kam nach Beendigung des Unterrichtes schon um ¼ auf 12 nach Hause und wiederholte noch einmal die guten Lehren, die er seinen Töchtern seit 6 Tagen gab.

Endlich, punkt 12 Uhr, rollte ein Fiaker heran, der vor dem Hause hielt. Die Familie wohnte auf die Gasse, allerdings im bescheidenen dritten Stocke; gar zu gern wären die Mädchen an's Fenster geeilt, um den Erwarteten aus der Vogelperspektive zu betrachten, allein sie fühlten mit weiblichem Takte, daß das unpassend wäre, und nur Klein-Lulla flog zum Fenster und rief:

„Er sieht ja ganz anders aus! hat keinen Fez und kein Gewehr!"

„Was brauchte denn G'wehr, sein me keine Türken", brummte Wlasta, die den schönen Moment gewählt hatte, um auch den Landsmann in der Nähe zu besehen.

„Hinaus!" befahl Herr Franz Xaver Wittmann mit seltner Energie, „Du brauchst nicht zu Allem Deinen böhmischen Senft dazu zu geben. Hinaus, sage ich, verstanden?"

Knurrend, ganz verdutzt, zog sich der alte Hausdrache zurück.

Nichtsdestoweniger empfing die „Landsmännin", als geklingelt wurde, an der rasch geöffneten Thür den eintretenden Landsmann mit dem respektvollsten aller Knixe, was der Montenegriner mit einem leichten Kopfnicken und mit der in gutem Deutsch gestellten Frage erwiderte:

„Professor Wittmann hier?"

„Ja wohl is e da", erwiderte Wlasta, „bitt ich nur auf hineinzuspazieren."

Luca Wassitsch klopfte an und stand im nächsten Augenblicke vor der harrenden Familie.

Unsren Leserinnen gegenüber glauben wir die Verpflichtung zu haben, den Titelhelden unsrer Erzählung ein wenig näher zu schildern.

Der Sohn des Hofarztes von Cettinje war eher klein als groß, aber schlank und zierlich gebaut, aus seinem tiefbraunen Gesichte mit der scharf gebogenen Adlernase leuchteten zwei Reihen prachtvoll weißer Zähne, blitzten zwei große, schwarze, orientalisch geschnittene Augen. Sein Haar war schwarz, kurz und kraus, wie das eines Mohren, — und ober der frischen Lippe trug er ein kleines pikantes Schnurbärtchen. Alles in Allem genommen, war der Montenegriner ein bildhübscher Bursche und würde, wenn er in der Landestracht aufgetreten wäre, noch mehr Aufsehen gemacht haben.

Allein der Sohn der schwarzen Berge hatte es vorgezogen, sich zu europäisiren und in der Leopoldstadt, in einem jener Kleidergeschäfte, die sich alle als „erster Bazar" ankündigen, moderne Kleider gekauft, die ihm erstens nicht gut paßten, und zweitens nicht nach neuestem Schnitt waren. Und sowie der Soldat, der aus der Uniform heraus und in den Civilrock hineinschlieft, immer etwas Unsicheres und Ungeschicktes zeigt, so ging es auch dem armen Falken der Gebirge, der sich in dem städtischen Gewande nicht heimisch fühlte.

Zudem hatte er auch einen Cylinder gekauft und nach Gewohnheit der orientalischen Völker, mit der Kopfbedeckung auf dem Haupte allüberall einzutreten, hatte auch er beim Eintritte vergessen, den Hut abzunehmen und stand vor der Wittmann'schen Familie, mit dem Cylinder auf dem Krauskopfe, eine ungeschickte Verbeugung machend.

Die Damen waren von dem Anblicke nicht gerade erschüttert und Lulla, die sich beim Eintreten des Bären in's anstoßende Zimmer geflüchtet, wo das Clavier der Familie stand, intonirte auf demselben im Fortissimo:

Der Wenzel kommt, der Wenzel kommt!
Der Wenzel ist schon da!

Ein Glück war's, daß der Sohn der Czernahora das Lied und dessen Text nicht kannte, — die drei älteren Mädchen hatten Mühe, das Lachen zu verbergen, nur Vater Wittmann bewahrte seinen Ernst, schritt auf den Gast zu, reichte ihm die

Digitized by Google

Hand und sprach in einem Tone, aus welchem wahre oder erkünstelte Rührung klang:

„Sohn meines alten Freundes, seien Sie mir herzlich willkommen!"

Es war wirkliche Bewegung, die aus den Worten des jungen Mannes sprach, als er, mit der linken Hand den Hut abnehmend und die rechte in die des Oberlehrers legend, erwiderte:

„Nach dem, was mir mein Vater von Ihnen erzählte, war ich wohl gefaßt, in Ihrem Hause, verehrter Herr Professor, Liebenswürdigkeit und herzliche Gastfreundschaft zu finden, dennoch übertrifft dieser gütige Empfang alle meine Erwartungen und hochgeehrt fühle ich mich, die Hand eines Mannes drücken zu dürfen, den mein Vater so hoch verehrt."

Mit günstigeren Augen blickten die Mädchen auf den höflichen Montenegriner, welcher, bevor Wittmann erwidern konnte, fortfuhr:

„Erlauben Sie mir auch gleich, verehrter Herr, Ihnen bei dieser Gelegenheit die 6 fl. 40 kr. zu überreichen, die mir mein Vater für Sie mitgegeben hat."

„Oho! das hätte schon noch Zeit gehabt", rief Professor Wittmann lachend, während die Mädchen gleichfalls ein Lächeln über diese Bêtise nicht unterdrücken konnten.

Allein Luca Wassitsch ließ sich nicht irre machen, zog aus einem Lederbeutel 20 Stück österreichische Silberzwanziger und händigte sie dem Professor ein, mit den Worten:

„Bei uns zu Lande sagt man: Zuerst die Rechnung gemacht, dann auf das Andre gedacht. Und nun bitte ich Sie, mich Ihrer Familie vorzustellen."

„Ist so gut wie geschehen", meinte Wittmann, das ungewohnte Silber wohlgefällig in der Hand wiegend, „seit Ihres Vaters Brief kennen Sie meine Töchter als Herrn Luca Wassitsch junior, den Sohn meines Freundes, Studierenden der Medizin und unsren Hausgenossen; erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselben der Reihe, das heißt dem Alter nach, vorstelle."

„Sie sind zu gütig."

„Meine Aelteste, — Helene, im häuslichen Kreise Lella genannt."

Stumme gegenseitige Verbeugung.

„Meine Zweite, — Elise, im Hause Lilla geheißen", fuhr Wittmann fort.

Zweite Verbeugung.

„Meine Dritte, — Lotte, abgekürzt Lolla."

„Sie dürfen mich aber deshalb nicht für eine Lolla Montez halten", rief die Heißblütige, welche das Bedürfniß empfand, etwas zu sagen.

„O gewiß nicht!" erwiderte Luca, der wahrscheinlich nie etwas von einer Lolla Montez gehört hatte.

„Und nun die vierte, die kleinste", fuhr Papa Wittmann fort; „sie sitzt beim Clavier und da Wien eine musikalische Stadt ist, so hat Lulla, abgekürzt für Louise, unsren lieben Gast mit einem Triumph- und Jubelmarsch empfangen."

„Ah das ist schön! sehr schön!" rief der entzückte Montenegriner."

„Lulla, — komm' doch heraus, — hörst Du?" rief der Vater, „höre auf zu spielen, — Du sollst unsern Gast, Herrn Luca Wassitsch, begrüßen."

Die Akkorde des Clavieres verstummten und Lulla erschien in der Thüre, über und über erröthend und die schönsten Knixe producirend.

„Meine Jüngste, Lulla Naseweis", sprach Herr Wittmann mit einer Anwandlung gerechten Stolzes über das bildhübsche Mädchen.

„Verehrtes Fräulein", sagte der Montenegriner in jener weichen einschmeichelnden Weise, die sein ganzes Wesen charakterisirte, „ich hab in meinem Leben nicht so schön spielen gehört."

Da log der Sohn der schwarzen Berge ganz und gar nicht, denn die Gusla und der Dudelsack waren bis jetzt die einzigen Instrumente gewesen, denen er seine musikalischen Genüsse verdankt hatte. Es gibt in der Hauptstadt Cettinje allerdings ein Clavier, das ein Gesellschafts-Fräulein der Fürstin mitgebracht, allein diese Künstlerin ist abgereist und seitdem ist „das einzige Clavier von Montenegro" unbenützt.

All das konnte aber Klein-Lulla nicht wissen und um so höher mußte sie die liebenswürdigen

Digitized by Google

Worte des Fremden veranschlagen. „Verehrtes Fräulein", hatte noch nie Jemand zu ihr gesagt, im Gegentheile, diese arroganten Herren nannten sie „liebes Kind," — „liebe Kleine", — und es mußte ein als Bär verschriener Montenegriner kommen, um „verehrtes Fräulein" zu ihr zu sagen und ihr sonst höchstens kühl gelobtes Clavierspiel als unvergleichlich schön zu preisen. Das war zu viel für das Herz eines Backfisches und während Wassitsch's Landsleute bei Podgorizza sich vergebens abmühen, die kleinste Festung wegzunehmen, hatte Luca hier das Herz eines jungen Mädchens erobert, welches hübscher war, als alle türkischen Festungen zusammengenommen.

„Sie sind sehr gütig, Herr Wassitsch", stammelte die Entzückte, in ihrem Innern sich Vorwürfe machend, daß sie einen so liebenswürdigen Mann mit dem „Wenzelliede" empfangen hatte; sie beschloß in allen Kunsthandlungen nachzufragen, ob es nicht eine montenegrinische Volkshymne gebe, die sie dann bei seinem nächsten Erscheinen spielen wollte.

„Doch nun genug der Complimente und Vorstellungen", sprach Papa in jenem salbungsvollen Tone, welchen der alte Schulmeister nie ganz aufgeben kann, „nehmen Sie Platz, junger Freund, — wir wollen miteinander plaudern, wie alte Freunde. Lella, — Wlasta soll noch ein Couvert auflegen, — denn Sie bleiben doch zu Mittag bei uns?"

„Das heißt," — stammelte Wassitsch, „wenn ich die Damen nicht störe."

„O nicht im mindesten", — versicherten Alle, — „im Gegentheile, — 's ist uns sehr angenehm."

„Und wenn ich Sie nicht beraube", sagte der junge Mann, als echter Kleinstädter."

Lulla war nahe daran zu erwidern:

„Berauben? Das könnte man Ihnen, als gebornem Montenegriner nicht einmal übel nehmen."

Allein sie besann sich rechtzeitig, daß das eine Beleidigung und schnöder Undank gegen den Mann wäre, welcher so höflich und galant gegen sie gewesen und hielt des Schnabels böses Gelüste zurück.

Man hatte Platz genommen, Lella war von der Teller-Bestellung zurückgekehrt, welche Wlasta mit der brummenden Bemerkung aufgenommen hatte:

„Hab' ich ohnedem schon richten. Ich bin schon su g'scheidte, — wann kommte fremde Herr grad auf Mittag, daß bleibte bei uns auf Essen."

„Nun wie gefällt's Ihnen in Wien?" fragte inzwischen Papa Wittmann.

„Aufrichtig gestanden", antwortete der junge Mann, „ich bin noch zu betäubt, um mir ein Urtheil erlauben zu dürfen. Wenn man, wie ich, zwischen einsamen Bergen aufgewachsen, nichts kennt als die paar Häuser, die wenigen Menschen von Cettinje, da erscheint Einem schon Triest als eine Riesenstadt und ich fragte mich, auf dem Decke des Dampfers stehend, ob es denn möglich sei, daß es so viele Häuser auf der Welt gebe? Und nun gar erst Wien! Es ist großartig, überwältigend! Die Häuser und Thürme, hoch wie unsre Berge, drohen mir auf den Kopf zu fallen, das Läuten der Glocken, das Rasseln der Wagen betäubt mich, — die tausende von Menschen, die an mir vorübergehen, fahren und reiten, machen mich schwindlig, ein Blick in die Schaufenster zeigt mir, welche Reichthümer und Kunstschätze hier aufgespeichert sind" —

„Also ist Ihnen nirgends der Krach begegnet?" fragte Lolla.

„Ich habe nicht die Ehre diesen Herrn zu kennen", meinte bescheiden der Montenegriner.

Schallendes Gelächter von Seite der Damen, Papa Wittman aber rief, ebenfalls lachend:

„Danken Sie dem Gott der schwarzen Berge, daß Sie ihn nicht kennen!"

Und er setzte dem verblüfften jungen Mann auseinander, was man unter dem Krach verstehe, bis Luca, das Quidproquo begreifend, herzlich in das Gelächter mit einstimmte.

Und dann begann wieder das Loblied der Stadt Wien, daß es der Schottenschulmeister Wolfgang Schmelzel nicht schöner hätte machen können.

Digitized by Google

Die Damen, welche als Wienerinnen sich sehr geschmeichelt fühlten, versicherten dem Enthusiasten, daß ihm die Umgebungen Wiens, Dornbach mit dem herrlichen Parke, Schönbrunn und Hietzing mit Schwender's neuer Welt, der Kahlenberg mit der Zahnradbahn u. s. w. noch mehr gefallen werden und Papa Wittmann setzte huldvoll hinzu, daß er sich einige genußreiche Partien verspreche.

Luca Wassich war sprachlos vor Erstaunen, aber nicht appetitlos, — denn der Hunger der Jugend, der Gesundheit ließ ihm die einfache aber wohlschmeckende Kost auf dem Tische des Lehrers doppelt gut erscheinen, wenn er auch die zarte Aufmerksamkeit Wlastas ganz ignorirte, die für den Landsmann Schöpsen-Cotellettes mit Reis als Extraspeise gekocht hatte.

Mit einem Worte, Luca Wassich verließ das Wittmann'sche Haus entzückt und mit dem Versprechen, Nachmittags seine Koffer zu schicken und Abends selbst zu kommen und zu bleiben, da er auch ein kleines Geschenk für die Damen mitgebracht habe.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß dieses Versprechen unter den jungen Mädchen nicht geringe Aufregung hervorrief. Alle zerbrachen sich die Köpfe, welcher Art diese Geschenke aus der fernen Czernahora sein könnten, die poetische Lella meinte, getrocknete Blumen aus jenen interessanten Bergen wären wohl das hübscheste, was man bieten könnte, Lilla die praktische rieth auf montenegrinische Damen-Kopfputze mit Dukaten garnirt, lachend meinte Lolla, er werde ihnen eine Cassette mit abgeschnittenen Türkenohren und Nasen zum Cadeau machen, während Lulla sich's nicht nehmen ließ, für sie habe der schöne Montenegriner — wie rasch doch die Backfische mit ihrem Urtheile sind! — aus den schwarzen Bergen ein weißes Lämmchen mitgebracht, das man an einem rothen oder rosenfarbnen Bande spazieren führen könne.

Ueberlassen wir die Damen ihren Vermuthungen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Herr Luca Wassich hatte seine Koffer, — er besaß deren zwei Stück, ziemlich groß, — aus dem Hotel Victoria in die Wohnung des Oberlehrers Wittmann geschickt und sodann seine Rechnung bezahlt, nicht wenig erstaunt über die billigen Preise, die man in einem Wiener Hotel ersten Ranges, für Wohnung, Verpflegung, Service u. s. w. begehrte. Seine Bewunderung über die große Stadt wuchs von Stunde zu Stunde, und er beschloß, bevor er zu Wittmann ging, um dort zu soupiren und sein Zimmer zu beziehen eine Promenade über den Ring zu machen.

Die Elisabethbrücke mit ihren Statuen, der Heinrich-Hof, das Opernhaus, das Schwarzenberg-Monument, mit dem Hochquell-Springbrunnen hinter demselben, die Zins-Paläste links und rechts entlockten ihm einen bewundernden Seufzer, denn er gedachte seiner eigenen armen, dorfartigen Vaterstadt. Mit heiligem Schauer betrat er den Stadtpark und stand minutenlang vor dem Denkmale Schubert's, nicht begreifend, wie man aus dem spröden Stein Formen von solcher Weichheit schaffen könne. Selbst für den herrlichen Blumenflor zeigte der Natursohn lebhaftes Interesse, dann ging er an der Franz-Josefs-Kaserne vorüber an den Quai und über denselben hinauf zum Schottenringe, wo ihm die großartigen Zinsburgen, die er für lauter Paläste von Cavalieren hielt, gewaltig imponirten, beim Bau der Börse bekam er eine dunkle Idee davon, wie derlei Bauten aufgeführt werden und seine Bewunderung stieg.

Endlich sah er auf der rechten Seite ein Gebäude, das er nach den rothen Säulen, dem grünen, goldkarrirten innern Kuppelwänden, den vergoldeten Statuen, die ihm als ebensoviele Heiligenbilder erschienen, für eine griechische Kirche hielt. Im Begriffe, dieselbe näher zu betrachten, überschritt er die Ringstraße und blieb vor einem Hause stehen, das er nach seiner Construction jedenfalls für den Wohnsitz eines Ministers gehalten hätte, wäre sein Blick nicht auf eine unscheinbare Tafel ober dem Portal gefallen, welche in sehr einfachen Buchstaben die einfache Inschrift zeigte:

K. k. Polizei-Direktion.

Der junge Mann stutzte; dieses Institut ge-

Digitized by Google

legentlich aufzusuchen, hatte er sich vorgenommen und nun stand es mit einem Male vor ihm in seiner ganzen imponirenden Pracht und Größe.

„Es muß doch recht viele schlechte Leute in dieser schönen Stadt geben," murmelte er vor sich hin, „wenn die Polizei ein so großes Haus braucht."

Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu:

„Gehen wir hinein! Was geschehen muß, soll man nicht verschieben."

Entschlossen betrat er das Polizei-Palais; er wendete sich an einen der Sicherheits-Wachmänner, die dort immer zahlreich zu finden sind. Er bat um eine Auskunft, die im nicht nur höflich und bereitwillig ertheilt wurde, sondern der Sicherheitsmann, an den er sich gewendet, begleitete ihn bis zu einer Thüre eines Bureaus, in dem ein Dutzend Herren mit Arrangirung verschiedenfärbiger Zettel und Einlegung derselben in voluminöse Fascikel beschäftigt waren.

Der Sicherheitsmann wies ihn an einen älteren Herrn und als er diesem sein Anliegen vorgetragen, erklärte ihm der Polizeibeamte in höflichster Weise, — (Lucas Staunen wuchs immer mehr!) — er werde sofort alles Mögliche thun, um seinem Wunsche nachzukommen.

Und nachdem der höfliche Mann des Amtes etwa fünf Minuten eifrig gesucht, rief er:

„Da haben wir's schon!"

Und aus freiem Antriebe nahm er einen Streifen Papier, schrieb darauf und übergab dann die Auskunft dem jungen Manne mit den Worten:

„Da ist das Verlangte, mein Herr."

Es war eine Adresse, welche Luca Wassich bekommen hatte, die Adresse einer Dame, einer jungen Dame, einer Künstlerin.

Was das bedeuten soll, werden unsre Leserinnen zur rechten Zeit erfahren.

Mit der Adresse in der Hand stand der junge Mann da und stammelte:

„Erlauben Sie mir, geehrter Herr, Ihnen meinen verbindlichsten Dank auszudrücken."

„Gar nicht Ursache. Ist gern geschehen. Kann ich Ihnen noch mit etwas dienen?"

„Verzeihen Sie, ich komme aus einem Lande der Halb-Cultur, aus Montenegro" —

„Wahrhaftig? Schön! schön!"

„Und ich kann mich von meinem Staunen ganz und gar nicht erholen."

„Worüber denn?"

„Bei mir zu Lande erzählt man sich ganz entsetzliche Dinge von der Wiener Polizei, und nun komme ich hierher und finde nichts als Zuvorkommenheit, Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit."

Hell auf lachte der Beamte des polizeilichen Auskunftsbureaus.

„Ja, das geht eben nicht anders, mein lieber junger Herr aus Montenegro", sagte er in humoristischem Tone, „wir Wiener, besonders wir Wiener Polizisten, sind die bestverleumdeten Leute von ganz Europa, aber eine gute Eigenschaft haben wir wenigstens, nämlich die, daß uns alle Lügen und Verleumdungen über uns nie so ungerecht machen, den Aerger an dem Fremden auszulassen. Ihr Diener, mein Herr, war mir recht angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Luca Wassich machte das schönste aller Komplimente und empfahl sich; mit dem richtigen Orientirungssinne, welcher dem Sohne der freien Natur eigen zu sein pflegt, fand er auch bald die rechte Richtung, wenn er auch diesmal dem achten Bezirke, wo Wittmann's wohnten, von der entgegengesetzten Seite zuwanderte. Das erste Mal war er, wie man sich vielleicht erinnert, zu Wagen und von der Wieden gekommen; jetzt kam er zu Fuß und von der Leopoldstadt her und dennoch wußte er nach dem Stande der Sonne und nach einigen hervorragenden Gebäuden, die er sich gemerkt, den rechten Weg zu finden.

Nur einmal hemmte er seinen Schritt und blieb lauschend stehen. In dem geräumigen Hofe eines großen Hauses spielte ein Leiermann, oder, wie man wienerisch sagt, ein Werkelmann auf seinem Werkel (Leierkasten) die verführerischen Melodien, welche jetzt ganz Wien singt und pfeift, vom „echten Wiener-Witz" und von der „Anna, die da pfutsch ist." Wohl kannte der Montenegriner die interessanten Texte nicht, aber die Melodien entzückten den jungen Mann, der nie etwas Aehnliches gehört hatte, ganz außerordentlich und als er sah, daß diverse Lehrjungen und Köchinnen

Digitized by Google

Geld auf den Kasten des Spielenden legten, da ließ er sich's nicht nehmen und legte auf dem Altare der Muse Polihymnia einen Guldenzettel nieder, worüber der würdige Priester derselben — wir meinen den Werkelmann — außer sich gerieth und dem Spender die tiefste Reverenz machte.

Luca Wassich war nahe daran, den Werkelmann für ein Gastspiel nach Cettinje zu engagiren, allein rechtzeitig fiel ihm ein, daß seine Landsleute zum Ausmarsch bereit seien und den Leierkasten vielleicht für eine Höllenmaschine, Mitrailleuse oder einen Torpedo ansehen könnten und so beschloß er, vor der Hand die Sache noch auf sich beruhen zu lassen.

Nach einigen verfehlten Gassen und verschiedenen Nachfragen, die ihm immer auf's Höflichste und Zuvorkommendste beantwortet wurden, langte er endlich in der langen Gasse, im Hause des Professor's Wittmann an.

Diesmal wurde er schon wie ein alter Bekannter empfangen. Nach einigem Plaudern empfahl sich Lella, mit dem Bedeuten, es sei heut ihr Küchentag, d. h. der Tag, an welchem sie für Mittag- und Abendmahl dem Papa verantwortlich sei, morgen treffe es Lilla, übermorgen Lolla, Lulla sei noch zu jung zum Kochen. Dafür setzten sich Lulla und Lilla an's Clavier und spielten vierhändig ein großes Potpourri aus verschiedenen Opern und Operetten, bei jeder neuen Melodie fragend, ob er wisse, woher sie stamme. Der arme Junge mußte seine totale Unwissenheit gestehen, so gut ihm auch die Musik gefiel.

Nach dem Clavier-Concert nahm Lolla am Flügel Platz und sang, sich selbst accompagnirend, ein paar Lieder von Schubert und Mendelssohn mit wohltönender Stimme, mit Ausdruck und Gefühl. Der junge Sohn der Berge war voll Entzücken über alle die Genüsse, die ihm hier geboten wurden und seelenvergnügt, sich die Hände reibend, schlich Papa Wittmann in Tuchschuhen auf und nieder, um seine Töchter in ihren Vorträgen, seinen Gast nicht in seinem Kunst-Enthusiasmus zu stören.

Endlich trat Lella ein, in weißer Latz-Schürze, welche sie besonders nett und appetitlich kleidete, und rief der kleinen Gesellschaft zu:

„Bitte, zum Nachtmahl!"

Zwei Minuten später war Alles um den uns wohlbekannten Tisch versammelt; das Bild des Großvaters war enthüllt und der alte Wittmann sah freundlich auf die blendendweiß gedeckte Tafel nieder, an der heute nicht Erdäpfel mit Butter die Hauptrolle spielten, da Lella mit Hilfe Wlastas ganz besonders pikante „Schnitzeln" mit Kochsalat bereitet hatte, denen ein Giardineno folgen sollte.

„Ich muß schon einen Augenblick um Geduld bitten", sagte Lella mit jener wichtig thuenden Geschäftigkeit, welche die Hausfrauen, wenn sie selbst kochen, immer an den Tag legen, „die Schnitzel habe ich selbst bereitet, das Arrangement aber und das Serviren muß ich unsrer Wlasta überlassen, welche ganz untröstlich wäre, nicht auch ein Bischen etwas für ihren Landsmann thun zu können."

Luca spitzte das Ohr.

„Für ihren Landsmann?" fragte er, „meint sie etwa gar mich?"

„Wen denn sonst?" gegenfragte Lella, lächelnd die weißen Zähne zeigend.

„Sie haben also eine Montenegrinerin als Magd im Hause?"

„Gott bewahre! Wlasta ist eine Böhmin, aber sie sagt, alle Slaven seien Landsleute."

„Nun ja—a—a!" meinte Wassitsch gedehnt. „Aber ein Unterschied ist doch zwischen einer Nation, die, mit Säbel und Flinte ihre Freiheit wahrend, den Erbfeind bekämpft und einer, welche Erdäpfel baut, Bier braut und ihre Kinder als Teichgräber, Maurer und Tagwerker in die Welt schickt."

Papa Wittmann hätte gerne geantwortet, daß Derjenige, der einen einzigen Erdapfel baut, einen Liter Bier fabricirt, oder mit Krampen, Schaufel und Maurer-Kelle fünf Minuten arbeitet, für die Menschheit mehr geleistet hat, als Derjenige, welcher zehn Feinde erlegt und ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten hat. Allein er wollte mit dem jungen Mann sich in keine Debatte

Digitized by Google

über Dinge einlassen, bei welchen die Jugend doch niemals zu capacitiren ist.

„Also müssen wir auf die Schnitzeln warten?" fragte Lulla schnippisch.

„Du wirst's wohl nicht versäumen!" erwiderte Lella scharf.

„Um Ihnen die Zeit zu vertreiben, meine Damen", sprach Wassitsch, „will ich mir erlauben, Ihnen das zu übergeben, was ich Ihnen aus meiner Heimat mitgebracht habe."

Allgemeine Verwunderung, allgemeine Neugierde.

Aus den Brusttaschen seines Rockes aber zog der Montenegriner vier weiße Leinwandsäckchen, die mit weißem Spagat zugebunden und so elegant und neu waren, daß man vermuthen mußte, er habe sie erst in Wien gekauft. Er stellte die kleinen Säckchen, die voll gepfropft schienen, vor sich hin und fragte dann:

„Nun, meine Damen, — was glauben Sie, was das ist?"

Alle zuckten die Achseln, nur Lolla, die Ungeduldige, rief:

„Ach, das Rathen ist so langweilig, — sagen Sie's doch lieber gleich."

„Also hören Sie, meine Damen", sprach Luca Wassitsch fast feierlich, „es sind Edelsteine, — zwar keine Diamanten, aber doch die Edelsteine unsres Landes, mancher derselben wohl tausend Gulden werth."

„Edelsteine!?" riefen die Mädchen, verwundert die Hände zusammenschlagend.

Papa Wittmann machte eine sittlich entrüstete Miene und sagte:

„Sie könnten glauben, Herr Wassich, daß ich mich jemals herbeilassen und einwilligen werde, daß meine Töchter eine so werthvolle Gabe von einem jungen Manne annehmen, welcher, obwohl meines Freundes Sohn und unser Gast, doch viel zu kurze Zeit mit uns bekannt ist, als daß wir" —

Wer weiß, wie lange diese verwickelte Satz-Periode des würdigen Herrn Oberlehrers noch gedauert haben würde, hätte nicht der junge Montenegriner den Spagat eines der Säckchen gelöst, dasselbe in die Hand genommen und lachend den Professor mit den Worten unterbrochen:

„O geehrtester Freund meines Vaters! Diese Gabe dürfen die Damen schon annehmen."

Und er leerte den Inhalt des Säckchens auf Lella's Teller.

Es waren lauter — Haselnüsse.

Enttäuschte Gesichter, Verlegenheit, Kichern, Lachen.

Papa Wittmann sah höchlich verdutzt darein, er fand kein Wort.

„Also so sehen die Edelsteine in Montenegro aus?" fragte Lulla, ein wenig pikirt.

„Leider haben wir keine andern", entgegnete lustig der Sohn der schwarzen Berge, „bei uns wachsen nicht Orangen, Feigen, Granaten, wie draußen an der Meeresküste. Das da ist unsre edelste Frucht und wir schätzen sie höher als Zwetschke, Kirsche und Marasche. Man läßt sie über Winter häufig an den Sträuchen, weil sie dann im Frühjahr einen besonderen Wohlgeschmack haben. Solche habe ich für Sie mitgebracht und ich hoffe, Sie werden die kleine Gabe nicht verschmähen."

„O gewiß nicht!"

„Im Gegentheile! es freut uns außerordentlich."

„Es sind ja so prachtvolle Früchte!"

Also riefen Lella, Lilla und Lolla und Papa Wittmann nickte zustimmend mit dem Kopf, während der junge Mann die drei andern Säckchen auf die Teller der Damen postirte.

Nur Schnabel Lulla, die sich schon im Besitze eines Halsbandes und eines Diadems von Edelsteinen gesehen hatte, nahm die Sache nicht so leicht hin und sagte das Näschen rümpfend:

„Die Haselnüsse müssen wohl bei Ihnen sehr theuer sein, da Sie uns erzählten, daß einzelne dieser sonderbaren Edelsteine wohl tausend Gulden werth seien; bei uns kostet so ein Säckchen voll höchstens 10 Kreuzer."

Die Damen waren in größter Verlegenheit, Papa Wittmann sprach salbungsvoll:

„Lulla, sei nicht vorlaut!"

Digitized by Google

„Aber warum denn, Papa?“ fragte die Kleine, die mit der Zähigkeit eines verzogenen Kindes sich in die Sache verbiß. „Herr Wassich hat uns doch gesagt, daß manche dieser Haselnüsse tausend Gulden werth sei, — das verstehe ich nicht, und da ich nicht glaube, daß Herr Wassich sich mit uns einen Jux machen und uns zum Narren halten will, so bitte ich ihn um die Erklärung dieses hohen Preises, — ich lasse mich ja gern belehren.“

Und damit warf sich der Schnabel auf dem Stuhl zurück, wie ein Oppositionsmann, der einen Minister interpellirt hat.

Die andern Mädchen waren halb und halb der Ansicht ihrer jüngsten Schwester und gar nicht böse darüber, daß Naseweis Lulla die Frage auf's Tapet gebracht hatte.

Papa Wittmann wollte den jungen Mann aus seiner vermeintlichen Verlegenheit reißen und sagte:

„Ah! — das war eine Redensart! — ein Spaß ohne Bedeutung!“

„Nein, verehrtester Herr,“ erwiderte Luca, „das war es nicht und Fräulein Lulla hat ganz Recht, von mir Aufklärung zu verlangen.“

„Na also!“ rief die Kleine mit Bewußtsein.

„Wie hoch schätzen Sie ein Menschenleben?“ fragte der Sohn der schwarzen Berge.

„O das ist unschätzbar!“ rief der Blondkopf und die blauen Augen blitzten.

„Nun dann ist ja tausend Gulden nicht zu viel“, fuhr Luca Wassich fort und eine gewisse Begeisterung röthete seine Wangen, „denn für manche dieser Nüsse ward ein Menschenleben eingesetzt. Hören Sie, es war zur Zeit, als der Kampf zwischen den Herzegowinern und Türken begann. In Posteni an unsrer Grenze hörte man das Gewehrfeuer von Duče herüber, 's ging heiß her und unsre Kinder, Buben und Mädchen, ließen sich nicht halten und unter dem Vorwande Haselnüsse zu holen, eilten sie über die Grenze und erklommen die Hügel, von wo man auf Kloster Duče hinuntersieht. Dabei pflückten sie Haselnüsse und als die Türken ihnen nahe genug waren, warfen sie Hände voll Nüsse nach den Osmanlis. Die heidnischen Hunde waren feige genug, nach den Kindern zu schießen, sie trafen aber die kleinen Helden nicht und diese kamen triumphirend nach Posteni und erzählten, wie sie unter dem Gewehrfeuer des Feindes Haselnüsse gesammelt und die Türken verhöhnt hatten. Dadurch wurden die Haselnüsse von Posteni berühmt, der Fürst ließ einen Sack voll an den Hof nach Cettinje bringen und von diesem Sacke stammen diese Säckchen ab, die ich Ihnen als das beste gebe, was mein Vaterland zu bieten vermag. Der Fürst beschenkte jedes der heldenmüthigen Kinder mit einem Dukaten. Nun, Fräulein, bin ich gerechtfertigt?“

„Ja, wenn's so ist, dann haben Sie freilich Recht,“ erwiderte Lulla, welche durch die Beantwortung ihrer Interpellation nicht besonders befriedigt schien, „übrigens glaube ich, daß die Buben und Mädchen in ihrem Vaterlande auch besser thäten, in die Schule statt in den Krieg zu gehen.“

Der kampflustige Montenegriner war über diese Worte ganz verdutzt, die Damen lachten und Papa Wittmann blickte entzückt auf seine Jüngste, welche dem Gedanken Ausdruck gegeben, den er selbst in tiefster Brust barg, nämlich, daß jedes dieser Heldenkinder, welche kämpfende Männer zu verhöhnen wagten, eher einen tüchtigen Schilling als einen Dukaten verdient hätte.

Allein der würdige Oberlehrer war ein Mann des Friedens und wollte nicht die Zwietrachts-Fackel einer politischen Debatte in sein ruhiges Haus schleudern.

„Und dann müssen Sie sehen, Fräulein, wie gut diese Nüsse sind,“ fuhr der begeisterte Montenegriner fort, nahm eine Haselnuß von Lullas Teller, biß sie mit seinen Wolfszähnen auf und legte den herausgenommenen Kern der Kleinen vor mit den Worten:

„Bitte zu kosten, Fräulein.“

Lulla machte ein höchst verlegenes Gesicht.

„Bitte, bitte“, drängte Herr Wassich.

Es blieb dem kleinen Kobold nichts übrig, als um den Gast nicht zu beleidigen, die von ihm aufgebissene Nuß zu nehmen, den Kern heraus zu holen und zu verkosten.

Die andern Mädchen sahen, mit welchem Widerwillen die Kleine den Haselnußkern kaute

Digitized by Google

und sie waren undankbar genug, über die, deren Interpellation ihnen so wohl gefallen hatte, zu kichern.

Lulla warf ihnen komisch-zornige Blicke zu.

„Bitte, für meine Schwestern doch auch ein paar Nüsse aufzubeißen", sagte sie.

„Mit Vergnügen!" erwiderte der Montenegriner und einige Augenblicke hörte man nichts als das Krachen der geknackten Haselnüsse, deren Kern der galante Sohn der schwarzen Berge den blonden Mädchen auf die weißen Teller legte. Was blieb den armen Kindern übrig, als Lulla's Beispiel zu folgen und die süßen Kerne zu verspeisen.

„Nun wie schmeckt's?" fragte Wassich, stolz auf das Produkt seiner Heimat.

„O außerordentlich! vorzüglich! ausgezeichnet!" erwiderten die drei älteren, während Schnabel Lulla sich nicht enthalten konnte zu bemerken:

„Hm! nicht übel! Aber die Schnitzel, die Wlasta eben aufträgt, sind mir doch lieber."

Allgemeines Gelächter.

Wlasta wußte es so zu lenken, daß sie gerade neben Wassich's Stuhle an den Tisch herantrat und bei der Aufstellung der Schüssel den Landsmann streifen konnte, was dieser allerdings nicht bemerkte, nachdem sie aber mit der graziösesten Wendung, deren eine alte Böhmin fähig, die Schüssel mitten auf den Tisch postirt hatte, sagte sie mit holdlächelnder Miene:

„Ich wünsch' ich Ihne zu wohl speisen!"

„Danke", murmelte der Montenegriner, freundlich sein Auge auf die — Schnitzeln richtend.

„Lella lege vor, Du bist heute die Hausfrau", gebot Papa Wittmann.

Mit jener Anmuth, welche die gütige Mutter Natur den Wienerinnen als Taufgeschenk in die Wiege legte, ergriff Lella den Teller des Gastes, gabelte zierlich eine der goldgelben Fleischstücke darauf, die Flanken des Schnitzels mit Erdäpfelsalat garnirend, dann, während Wassich sich dankend verneigte, kam Papa's Teller daran, dann die Schwestern, sie selbst zuletzt.

Die Zwischenzeit füllte Clown Lulla aus, wie man im Circus sagen würde.

„Na also, jetzt wissen wir, wie die Edelsteine in Montenegro aussehen", sprach sie, „und trägt man sie auch als Ketten um den Hals?"

„Ach nein", erwiderte der Montenegriner, „unser Land ist sehr arm, nur die reicheren Frauen tragen Halsbänder und Kopfschnüre von Dukaten."

„Wo nehmen sie denn die Dukaten her, wenn das Land so arm ist?" fragte der kleine Naseweis.

„O so arm wir sind", meinte der Sohn der schwarzen Berge, „so fehlt es uns doch nie an Dukaten, so wenig als an goldenen Rubeln."

„Ah! und woher kommen denn diese?"

„Nun wenn sie uns zu wenig werden, schickt sie unser Väterchen aus Petersburg."

„Väterchen in Petersburg? wer ist das?" fragte Lulla neugierig.

Und fast feierlich versetzte Luca Wassich:

„Das ist der große Kaiser aller Reußen, der Czar und Beschützer aller Slaven, aller slavischen Interessen, der nicht duldet, daß ein slavischer Stamm geknechtet wird, er, unser Herr, unser Papst, unser Gott auf Erden."

Die Augen des jungen Mannes leuchteten.

„Da möchte ich mir denn doch eine Bemerkung erlauben", rief Lolla, die Hitzige.

„Keine Politik bei den Schnitzeln! gebot Papa Wittmann, „das regt die Leidenschaft auf, fördert die Galle und stört die Verdauung. Also silentium!"

„Silentium!" wiederholten die andern Mädchen, wie gut exercirte Corps-Burschen.

Papa Wittmann hätte dem russophilen jungen Manne wohl Einiges sagen können, zum Beispiele, wie es denn komme, daß dieser große Czar und Beschützer der Slaven und der slavischen Interessen den edelsten slavischen Stamm, die Polen, soweit sie seine Unterthanen, vernichte und zertrete, daß er durch seine Murawieff's die besten Männer, ja selbst Frauen des unglücklichen Stammes dem Henker, der Knute oder der Verbannung in Sibirien übergeben habe, ja daß er selbst die Sprache Polens, deren Literatur reicher und blühender ist, als die irgend eines andern Slavenstammes, systematisch ausrotte und verbiete, so daß der Pole, wenn er nicht empfindlich gestraft werden will,

Digitized by Google

ruſſiſch reden und die edle Sarmatenſprache mit dem Idiom des branntweinduftenden Muſchiks vertauſchen muß. Serben, Herzegowiner und Montenegriner zu Culturvölkern hinaufſchwindeln und die bei allen Fehlern edle Nation der Polen zertreten, das iſt kein Akt, der zu dem Titel Beſchützer aller Slaven berechtigt.

So hätte Papa Wittmann reden können, allein er war, wie bereits erwähnt, ein Mann des Friedens und fürchtete, ſeine Töchter, die täglich die „Neue Preſſe" laſen, könnten trotz ihrer Tauben-Natur mit dem Falken der ſchwarzen Berge in einen heftigen Kampf gerathen.

Deshalb wurde das Geſpräch den Schnitzeln zugewendet und in dieſer Beziehung zeigte ſich der junge Mann als enthuſiaſtiſcher Anhänger Oeſterreichs und ließ der Wiener Küche volle Gerechtigkeit widerfahren. Und ſo verging der Abend unter heiterem Geſpräche und als Luca Waſſich ſich in ſein Zimmer zurückzog, wo Landsmännin Wlaſta ihm Alles das beſorgte, was doch die Töchter vom Hauſe nicht beſorgen konnten, da mußte ſich der Falke aus den ſchwarzen Bergen geſtehen, es ſei ein gar behagliches Neſt, das man ihm hier zurecht gemacht hatte und er ſchlief ſo gut, wie er in ſeiner Kindheit je geſchlafen hatte.

Am andern Morgen, während die jungen Damen ſich in ihrem Schlafzimmer wuſchen und friſirten, wurde natürlich von nichts als von dem neuen Zimmerherrn geplaudert, Lella und Lilla wollten ihn durchaus nicht für hübſch gelten laſſen, dagegen fand ihn Lolla allerliebſt und nach langer Debatte fragte man Lulla, die ſich den Schlaf aus den Augen rieb, wie er ihr gefalle.

„Außerordentlich", erwiderte Wittmann's jüngſtes Töchterlein, „ich finde ihn ſchön wie einen Prinzen."

Die drei Schweſtern lachten.

„Haſt Du denn ſchon einmal einen Prinzen geſehen?" fragte Lolla.

„O ja, — in ihren Mährchen-Büchern", erwiderte Lilla.

„Und in den Feerien im Theater, in Dornröschen, Rapunzel und den ſieben Raben", ſpöttelte Lella.

„Redet, was Ihr wollt", antwortete die Kleine, ihr Goldhaar auflöſend und ſich mit der Ordnung desſelben befaſſend, „ich habe unſern Zimmerherrn als Prinzen geſehen."

„Im Traume?" fragte Lilla.

„Ja wohl im Traume", antwortete die Kleine.

„Du haſt von ihm geträumt? was denn? erzähle doch!" riefen alle durcheinander.

„Gut, hört mich an. Mir war, als befände ich mich in einer wüſten Felſengegend, ohne Blume Baum und Strauch, ſo wie uns Papa einmal den Karſt geſchildert hat. Aber die Felſen funkelten von Gold und Edelgeſtein und durch die Löcher und Schluchten ſchlüpften ſilberne Schlangen, die auf dem Kopfe kleine goldne Kronen trugen, mit grünen Smaragden und echten Rubinen reich beſetzt. Alles war feierlich ſtill, auf einmal trat aus einer Felſenpforte unſer Gaſt in prachtvoller montenegriniſcher Tracht, ſo wie wir ihn in meinem Bilderbuche geſehen haben. Er kam auf mich zu, küßte mich" —

„Er küßte Dich?!" riefen die Mädchen halb lachend, halb ärgerlich.

„Warum ſoll er mich denn nicht küſſen?" erwiderte Lulla naiv, „es war ja doch nur im Schlafe. In ſeiner Hand aber hielt er ein Diadem von Brillanten, das ſetzte er mir auf den Kopf, dann nahm er ein Halsband ebenfalls mit erbſengroßen blitzenden Brillanten und hing es mir um den Hals, dann ſchmückte er meine Hände mit goldenen Armbändern, die von Steinen in allen möglichen Farben funkelten. Ich dachte mir, wenn nur ein Spiegel da wäre, — im ſelben Augenblick ſtand ſchon einer vor mir, groß wie unſre Zimmerthüre, mit breitem goldenen Rahmen. Und ich ſah mich darin und war wunderſchön."

„O Du Kokette!"

„Wie ſie ſich ſelbſt bewundert!"

„Eignes Lob — fi donc!"

Alſo riefen die drei älteren Schweſtern.

„Aber es war ja Alles nur im Schlafe", proteſtirte Lulla mit wehmüthiger Naivität, „ich ſollte bald genug für meine Eitelkeit beſtraft werden. Die Brillanten meines Diadems, meines

Digitized by Google

Halsbandes und meiner Armbänder verwandelten sich plötzlich in lauter Haselnüsse" —

„Ah!"

„Der Spiegel zersprang in Stücke, der schöne Montenegriner war verschwunden, die Felsen verwandelten sich, verloren ihren Goldglanz und schauten finster und schmutzig grau darein; statt der silbernen Schlangen krochen unten dunkle Kröten und Eidechsen herum. Auf den Felseu aber saßen Schaaren von Spatzen, die schwätzten, pfiffen und riefen:

„Prinz Haselnuß, wo bist Du hin? Oho, Prinz Haselnuß!"

Darüber ärgerte ich mich so, daß ich erwachte."

„Ein sonderbarer Traum!" bestätigten Alle, Lolla aber setzte hinzu:

„Prinz Haselnuß, — das ist ein guter Titel, den wollen wir beibehalten. Fortan soll unser neuer Zimmerherr, wenn wir unter uns sind, nicht anders heißen als Prinz Haselnuß."

„Einverstanden! Es lebe seine Hoheit Prinz Haselnuß I."

„Hoch!"

Die lustigen Wienerinnen hatten ein neues Sujet für ihre Laune gefunden und erschienen mit lachendem Gesichte beim Frühstück, zu dem sich auch Prinz Haselnuß einfand und dem vorzüglichen Kaffee, — (heute war Lilla's Küchentag,) — sowie den ausgezeichneten Wiener Kipfeln die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Papa Wittmann sah nicht ohne Besorgniß, wie schnell das kleine Luxus-Gebäck zwischen den weißen Zähnen des jungen Czernagorzen verschwand und er beschloß, bei der Bemessung der „Verköstigungs-Gebühr" darauf Rücksicht zu nehmen.

Nachdem Herr Luca Wassich den Damen erzählt hatte, daß er ganz wunderbar geschlafen und nicht das Mindeste geträumt habe, setzte er hinzu, er wolle einen größeren Gang durch die Stadt machen, einige Commissionen für seinen Vater besorgen, auch einige Freunde desselben besuchen; da er nun aber nicht wissen könne, ob er nicht von dem Einem oder dem Andern zum Mittag- oder Abendmahl eingeladen werden dürfte, welche Einladung sich doch nicht gut ausschlagen ließe, so bitte er, man möge ihn für heute vom Tische dispensiren.

„Wenn Sie aber nicht eingeladen werden?" fragte Lilla ein wenig pikirt, denn sie war, wie bereits erwähnt, heute Diejenige, welche das Departement der Küche verwaltete.

„Dann bleibt mir nichts übrig, als die Gastfreundschaft des nächstbesten Wirthshauses in Anspruch zu nehmen", entgegnete der junge Mann, und setzte galant hinzu: „Immer bin ich im Nachtheil, — ich verliere das, was Sie mit ihrer schönen Hand bereiten würden, — und muß die liebenswürdige Gesellschaft entbehren, was ich bereits mit Schmerzen vermissen werde."

Lilla war versöhnt. Bevor sich Luca entfernte, nahm ihn Papa Wittmann auf die Seite, zog ihn in sein Arbeits-Kabinet und mit den Worten: „Lieber Freund! — Genaue Rechnung erhält gute Freundschaft", begann er eine Abhandlung, über die schlechten Zeiten, die hohe Wohnungsmiethe in Wien, die Fleischtheuerung und die allgemeine Uebervortheilung des Publikums durch das neue Maß. Diese Abhandlung dauerte so lange, daß Luca Wassich endlich fragte, was denn er thun könne oder solle, um der Theuerung abzuhelfen.

„Ah! davon ist ja nicht die Rede!" meinte lachend Papa Wittmann, „sondern ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich nicht zu viel begehre, wenn ich für Wohnung, Kost, Licht, Wäsche u. s. w." —

Und nun folgten die Angaben der Summe, welche für die specificirten Leistungen gezahlt werden müßten. Der junge Mann war aber von seinem Vater angewiesen, sich in diesem Punkte gefügig zu zeigen und da Luca auch aus dem Hause fort wollte, so bewilligte er Alles, was der Oberlehrer von ihm forderte, zahlte auch einen Monat im Voraus und das versetzte Herrn Wittmann, der, wie wir wissen, ein großer Sparmeister war, in eine so behagliche Stimmung, daß er nach dem Weggehen Lucas, den Kindern freundlichst Adieu sagte.

Digitized by Google

Er bewilligte ihnen die neuen grauen Kleider und die mit Erickeln geputzten Strohhüte, um welche sie seit drei Wochen vergebens gebeten, während er ihnen die Dukaten, welche der Montenegriner gezahlt, lächelnd zeigte.

Großer Jubel unter den Mädchen.

„Und wem dankt Ihr das Alles?“ fragte Schnabel Lulla: „Dem Prinzen Haselnuß.“

3. Kapitel.
Die Zigeunerin.

Von der bürgerlichen Idylle, die wir bisher geschildert, von den Bildern des stillen Familien-Glückes, der Bildung, jungfräulicher Reinheit und behaglichen Wohlstandes hinweg müssen wir unsre Leser jetzt in eine andre Athmosphäre führen, trüb und schwül, geschwängert mit den Miasmen der Liederlichkeit, des Leichtsinns, der Armuth und all jener düstren Leidenschaften, deren Verbannung den untern Klassen noch lange nicht gelingen wird, umsoweniger, als selbst die sogenannten besseren Stände nicht im Stande sind, sich derselben vollständig zu erwehren.

Das geht nun einmal nicht anders. Wer sich zum Schauplatze seiner Schilderungen das Leben und Treiben einer Großstadt erwählt, der darf vor der Constatirung der Thatsache nicht zurückschrecken, daß sich in einer solchen die heterogensten Elemente zusammenfinden, die eine gewisse Berechtigung haben, nebeneinander zu hausen, gerade wie der Botaniker auf einer und derselben Flur nicht nur Rose, Veilchen und Lilie findet, sondern auch den herben Enzian, die tollmachende Belladonna, das giftige ekelhafte Bilsenkraut; letztere wuchern mindestens eben so üppig, als die ersten.

Luca Wassich machte zuerst einen Gang in die innere Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu besehen. Dann trat er in eine Kunsthandlung und begehrte einen Plan von Wien.

Man legte ihm mehrere zur Auswahl vor und der Commis empfahl ihm einen derselben als den faßlichsten; der freundliche junge Mann half ihm die Vorstadt Hungelbrunn aufsuchen, um welche der Montenegriner sich erkundigte, gab ihm aber dabei den Rath, so weit als möglich die Tramway zu benützen und dann erst die betreffenden Straßen einzuschlagen.

Luca dankte dem höflichen Manne und, seinen Rath befolgend, saß er bald in einem Waggon der Unternehmung, welche Anfangs so viel angefeindet, jetzt zu einem für Wien unentbehrlichen Verkehrsmittel geworden. Der Sohn der Natur freute sich wie ein Kind über die bequeme Fahrt, über die höflichen, freundlichen Leute, die aus- und einstiegen, er bewunderte die prachtvollen Häuser der Vorstadt und gedachte mit einem Seufzer an seine Heimat Cettinje.

Bald sollte er einen kleinen Trost bekommen.

An dem vom Kunsthändler empfohlenen Punkte stieg er aus und vertiefte sich, mit dem Plane in der Hand, in jenes Labyrinth von Straßen, welches den Bezirk umgibt, der vom Volke Hungelbrunn genannt wird, eine seltsame Verstümmlung des Wortes „Hungerbrunn.“

Je näher er der gesuchten Gasse kam, desto mehr schwand die Pracht der Zinshäuser, an die Stelle der dreistockhohen Paläste, traten allgemach einstöckige Gebäude, schmutzig, altväterisch und schmucklos. Endlich waren es gar nur ebenerdige Barraken, — häufig durch Gartenplanken unterbrochen, hinter welchen sich Küchengärten mit den obligaten Zwiebel- und Knoblauch-Gerüchen hinzogen.

Zuletzt fand er das gesuchte Haus; ja da stand es: Fisolen-Gasse Nr. 17.

Er trat durch das Thor in einen langen Hof, der links und rechts von schmutzigen ebenerdigen Trakten eingefaßt war; keine Wohnung enthielt mehr als ein Zimmer und zu diesem gelangte man nur durch eine schmierige, raucherfüllte Küche. Der ungepflasterte Hof des Hauses war voll Schmutz, am Brunnen spielten ein paar Ratten, im Hintergrund auf einem Misthaufen stolzirte ein Hahn zwischen seinen Weibern, — ein Kettenhund sprang aus seinem Hause und bellte wüthend den Fremden an, den gleichzeitig das Brüllen der Kühe eines Milchmeiers begrüßte, sowie das Grunzen von ein paar Schweinen, welche aus einem schlecht gezimmerten Stalle Düfte verbreiteten, mit denen

Digitized by Google

sich allerlei Kochgerüche verbreiteten, die aus den diversen Küchen des Hauses qualmten und alles Andere eher als appetitlich waren.

„Das ist also auch Wien?!“ murmelte der Sohn der schwarzen Berge und mit etwas minderem Neide dachte er an sein geliebtes Vaterland.

Das Bellen des Hundes hatte eine Frau aus einer der Wohnungen gelockt, die in der einen Hand einen Kehrbesen in der andern einen zerlumpten Fetzen hielt, dem ihr ganzer Anzug entsprach. Sie maß den Fremden mit einem mißtrauischen Blick und fragte:

„Was suchen's denn?“

„Eine Dame suche ich,“ antwortete Luca Wassich, den Hut berührend.

„Damen gibt's in unsrem Hause gar nicht,“ meinte die Frau.

„Aber die Polizei hat mir doch ihre Adresse gegeben,“ wendete der Montenegriner ein.

Das Wort Polizei übt auf gewisse Klassen immer einen Druck und viel höflicher fragte die Frau:

„Vielleicht haben Sie sich im Hause, oder in der Gasse geirrt?“

„Es ist doch hier Nr. 17 in der Fisolengasse?“

„Freilich, na und wer soll denn die Dame sein, oder wie soll's heißen?“

„Fräulein Etelka Molnár, — sie ist eine Künstlerin.“

„Ah! das ist die Zigeunerin! Warum haben's denn das nicht gleich gesagt. Die wohnt dort, — die Dame ist Bettgeherin bei der Schusterswitwe Hageumeyer.“

Man kann unmöglich die Ironie, den Hohn wiedergeben, welchen das Weib aus dem Volke in diese Worte hineinlegte. Luca, der vom Wesen der Wiener Bettgeherei keine Idee hatte, verstand die Bitterkeit nicht, zog höflich den Hut und versetzte:

„Danke ergebenst.“

„Gern geschehen,“ sprach die schmierige Frau, den Kopf schüttelnd.

Der junge Montenegriner trat auf die Wohnung der Schusterswitwe zu und klopfte an.

„Herrrrrein!“ knurrte eine tiefe Frauenstimme.

Im nächsten Augenblicke stand Wassich vor einem armselig, aber reinlich gekleideten Weibe, das ihn im verdrießlichen Tone fragte:

„Was wollen's denn?“

„Ich suche Fräulein Etelka Molnár,“ erwiderte der junge Mann.

„Wen suchen's?“ schrie die Alte, „mit mir müssen's ein Bischen lauter reden, ich höre halt schlecht.“

Der Montenegriner wiederholte den Namen so laut als möglich.

„Ah, die Zigeunerin!“ rief die Alte, „ja, die wohnt hier, ist aber nicht zu Hause. Schon um acht Uhr ausgegangen; sie haben heut Prob' von einem neuen Stück, bei dem sie viel zu tanzen hat. Die ganze Woche hat sie Kleider geflickt; 's ist eine Pracht.“

„Also ist sie im festen Engagement?'

„In was?“

„In einer sichern Stellung bei einem Theater mit festem Einkommen?“

„Ah freilich, ja, ja. Sie zahlt ihr Bettgeld immer pünktlich.“

„Und hat sie keine Schlafkammer?“

„Schlafkammer? Eine Bettgeherin? Ist es nicht genug, daß sie ein Bett für sich hat? Das ist ohnehin schon der höchste Luxus. Sehen's, da steht mein Bett, da schlafe ich und die alte Bressilier, die Kartenaufschlagerin, in dem Bett dahier schlafen zwei vazierende Dienstmädchen und hier liegt Fräulein Etelka, — ganz allein in einem Bette; nicht Jede kann sich einen solchen Luxus erlauben.“

„Geht es ihr denn so schlecht, daß sie sich keine eigene Wohnung nehmen kann?“

„Wozu braucht's denn eine eigene Wohnung, wenn sie ein eigenes Bett hat?“

„Hm! sie muß doch nicht besonders gut gezahlt sein?“

„Sehr gut! manchen Tag bringt sie 1 fl. 50 kr., ja sogar 2 fl. nach Hause. Freilich, wenn dann wieder Regenwetter eintritt, geschieht es, daß sie ein paar Tage gar nichts verdient. Nun, dann

Digitized by Google

ist halt Schmalhans Küchenmeister, aber sie macht sich nichts daraus und begnügt sich mit einem Stück Brod."

Diese Nachricht that dem jungen Manne sehr wehe, gleichwohl fragte er mit anscheinender Ruhe:

„Und hat sie denn keinen Bekannten, keinen Freund, der ihr in der Noth hilft?"

„Ah! einen Liebhaber meinen Sie? Das weiß ich nicht."

„Wer soll's denn wissen? Sie sind doch hier die Frau im Hause."

„Ah, da muß ich bitten! Halten Sie mich vielleicht für eine Koberin (Kupplerin)? In diesem Quartier geschieht nichts Unrechtes, ich und die alte Kartenaufschlagerin sind anständige Frauen und die beiden vazierenden Dienstmädchen, die ebenfalls brave Mädchen sind, haben jede ihren Liebhaber, aber hier bei mir wird keine Zusammenkunft geduldet, hier ist kein „Schluf", — verstanden?"

„Das macht Ihnen alle Ehre, wackre Frau, allein ich möchte die arme Etelka gerne sprechen, sie ist eine Landsmännin von mir" —

„Schon möglich. Sie schauen auch so aus, wie ein Zigeuner.

Luca Wassich lachte herzlich, dann fragte er:

„Warum nennt man denn meine arme Landsmännin hier eine Zigeunerin? sie ist doch ein Montenegriner-Kind und hat erst in Ungarn ihren Namen magyarisirt."

„Ah! wer kann sich denn diese Croaten-Namen alle merken. Sie hat uns wohl gesagt, woher sie kommt, aber weil sie so kohlschwarz im Gesicht ist und pechschwarzes Haar hat, nennen wir sie die Zigeunerin."

„Also bitte, wo kann ich die Zigeunerin treffen?"

„Na, halt bei einem — Künstler."

„Was heißt das?"

„Na, bei so einem Seiltänzer und Luftspringer, wie sie jetzt in allen Vorstädten existiren."

„Ist das kein Theater?"

„Gott bewahre! Auf den freien Plätzen am Liniengraben wird irgend ein Platz mit Plachen eingesäumt, Bänke hingestellt, eine Bawlatschen (Schaubühne) aufgeschlagen und der Circus ist fertig."

„Also eine Art wandernde Komödianten?"

„Na, was denn sonst!"

„Arme Etelka!" seufzte der Montenegriner abermals, dann setzte er hinzu:

„Und bei welchem dieser Direktoren ist sie jetzt engagirt?"

„Das weiß ich nicht, sie hält es nirgends lang aus, ist gleich in der Höh, streitet mit Allen und wirft ihrem Brodherrn den Strohsack vor die Thüre; ich mag sie gar nimmer fragen."

„Aber mein Gott! wie soll ich sie denn finden?!" jammerte Luca Wassich.

Die Schuhmacherswitwe warf ihm einen vielsagenden Blick zu und sprach:

„Haben's Geld?"

„Ja wohl", erwiderte der Montenegriner und, einen Guldenzettel auf den Tisch legend, fuhr er fort, „ich erlaube mir, dieses für die ertheilten Auskünfte zu zahlen."

„Dank' schön, war aber nicht nothwendig", meinte Madame Hagenmeyer, das Geld mit behaglichem Schmunzeln einsteckend, „ich hab' auch nicht deßwegen gefragt, sondern nur, ob Sie Geld haben, sich einen Fiaker zu nehmen."

„Natürlich, — auch zwei, wenn's sein muß."

„Hm! Sie sind nicht so dick, haben schon in einem Platz. Also, daß ich Ihnen sage, — Sie nehmen sich einen Fiaker und lassen sich zuerst in die Ziegelofen-Gasse bringen; dort producirt sich der berühmte Wünschhüttel mit seiner Gesellschaft, die Zigeunerin war einmal bei ihm, ist ihm aber davongegangen. Fragen Sie dort um Etelka, vielleicht weiß man, wo sie jetzt mit thut, wenn's aber Niemand weiß, dann müssen Sie in Gottes Namen von einer Linie zur andern fahren, bis sie den rechten Künstler erwischen, halten Sie sich nur an den Kutscher, die Fiaker sind gar pfiffige Burschen und wissen Alles."

„Schön, aber wo bekomme ich jetzt einen Fiaker?"

„Nichts leichter als dieses. Wenn Sie hier durch die Gassen links hinab gehen, kommen Sie

Digitized by Google

in die „Gelbe-Ruben-Gasse“ und von dort auf den Kirchenplatz, wo immer Fiaker genug stehen, haben ohnehin nichts zu thun, — macht sich ein Jeder eine Ehre draus, Sie zu führen.*)

„Danke vielmals, liebe Frau, und wenn es mir gleichwohl nicht gelingen sollte, Etelka aufzufinden, so grüßen Sie mir selbe herzlich“ —

„Darf ich um den Namen bitten?“

„Luca Wassich aus Cettinje.“

„Das kann Unsereins nicht einmal aussprechen, viel weniger sich merken.“

„Nun so sagen Sie, ihr bester Freund und Jugendgespiele sei dagewesen und werde wieder kommen, um Derjenigen, die er nie vergessen hat, deren Bild er noch immer im Herzen trägt, Hilfe zu bringen und sie aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien. Adieu!“

Damit stürzte der junge Mann hinaus, um zu verbergen, daß ihm das Wasser in die Augen trat, die Schustermeisterswitwe aber schüttelte den Kopf und murmelte:

„Scheint stark in die Zigeunerin verliebt zu sein, der junge Herr! Aber das muß man den Ausländern lassen, schön reden können's. Das bringen wir unser Lebtag nicht zusamm', und wenn wir uns noch soviel Müh' geben.“

4. Kapitel.

Beim Künstler.

Luca Wassich befolgte getreulich den Rath, den ihm die alte Frau gegeben, begab sich nach dem Kirchenplatze und nahm von den dortigen Wagen, deren Kutscher ihn mit dem stadtüblichen „Fahr'n ma r'Gnaden?“ begrüßten, einen offenen, zweisitzigen, in den er sich mit Behagen hineinpflanzte. Der Fiaker, ein echtes Wienerkind, sah gleich, daß er es mit einem „jungen Herrn“ zu thun hatte und behandelte ihn mit einer so raffinirten Höflichkeit, daß der Montenegriner unmöglich sich auf die Taxe beschränken konnte und gewiß auch geneigt war, bei Gelegenheit „was“ zu zahlen, worunter ein echter Fiaker nicht blos Wein oder Bier, sondern auch ein Gabelfrühstück, respektive eine Jause versteht, wozu ein Wiener Fiaker sich immer „g'stellt“ fühlt.

Allerdings machte der Rosselenker ein etwas verdutztes Gesicht, als er von dem Fahrgaste angewiesen wurde, in die Ziegelofen-Gassen zu dem Künstler Wünschhüttel zu fahren. Sollte der schlanke junge Mann, mit dem braunen Taint und den brennenden Augen vielleicht in jene Klasse gehören, welche Holtei kurzweg „Vagabunden“ nennt und unter denselben nicht nur Bärenführer und Kameeltreiber, Affen-Buben, Messerschlucker, Feuerfresser, Jongleurs und Escamoteurs, Löwenbändiger und Schlangenmädchen, sondern auch Seiltänzer, Luftspringer, Kunstreiter, und Trapez-Arbeiter versteht? Wenn dies der Fall, dann war freilich keine große Aussicht auf Tax-Ueberzahlung und Gratifications-Bier, allein der Passagier saß einmal im Wagen und so rief der Zibeben-Schani, dies des Fiakers nom de guerre, ein energisches „Hüh!“ und die gut ausgerasteten Pferde flogen mit ihrer Last pfeilschnell davon.

Unser junge Falke aus den schwarzen Bergen freute sich wie ein Kind, in dem bequemen Wagen zu sitzen und die Häuser Wien's an sich vorüberziehen zu lassen. Am Circus Wünschhüttel in der Ziegelofen-Gassen angelangt, bekam er von einem alten Bajazzo, der aufmerksam den Kikeriki studierte, die Nachricht, daß Etelka schon vor acht Wochen die Gesellschaft verlassen habe und jetzt bei der Truppe des Herrn Direktors Francesco Hlawatschek engagirt sei, nur wisse er nicht, ob derselbe jetzt bei der Mariahilfer-Linie, bei der Lerchenfelder-, Hernalser-, Währinger- oder Nußdorfer-Linie sein artistisches Nomaden-Zelt aufgeschlagen habe.

„Am besten ist's, gnädigster Herr“, sagte der alte Künstler, „Sie fahren mit Ihrem Wagen von einer Linie zur andern, bis Sie den Hlawatschek gefunden haben.“

„Besten Dank für Ihre Freundlichkeit“, sprach Luca Wassich, und da er es nicht wagte, dem alten Burschen, als einem Künstler, Geld zu geben, so bot er ihm eine feine Zigarre, die Freund Bajazzo mit verbindlichstem Danke entgegen nahm.

*) Wienerisch statt „zu fahren.“

Digitized by Google

Wir sind überzeugt, er hätte einen Guldenzettel noch lieber genommen.

Der Montenegriner kehrte zu seinem Fiaker zurück und theilte ihm den vom Bajazzo entworfenen Plan mit, von einer Linie zur andern zu fahren, bis man den Platz entdeckt habe, wo Francesco Hlawatschek mit seiner fliegenden Truppe Vorstellungen gab.

Der Zibeben-Schani fragte mit mißtrauischem Gesichte:

„Suchen Euer Gnaden vielleicht ein Engagement?"

„Gott bewahr mich in Gnaden!" rief der Haselnußprinz lachend, „es ist eine Dame, die ich suche, — eine junge, hübsche Dame."

„Ah so, das ist ein andres Numero!" meinte der Fiaker, sich auf den Kutschbock schwingend, denn er durchschaute jetzt den ganzen Roman und war überzeugt, daß da was heraus sah; junge Herren, die mit jungen Damen herum kutschiren, sind immer nobel und splendid.

„Hüh!"

Es ist aber weit von der Ziegelofengasse in Margrethen und längst hatten die Glocken Mittag geläutet, als man bei der Mariahilfer-Linie anlangte, wo sich auf einem Bauplatze ein Künstler mit dem wohlklingenden Namen Giuseppe Strobelhofer producirte.

Also nicht der Rechte.

Man wird fragen, warum die Herren Hlawatschek und Strobelhofer vor ihrem ehrlichen böhmischen und deutschen Namen eine italienische Vorspann angebracht hatten? Du lieber Gott! das ist einmal so in Wien, — ein echter Künstler muß seinen Taufnamen französisch oder italienisch umgestalten, das gibt ihm ein gewisses fremdartiges air, ein ausländisches Lustre und dem P. T. Publikum, wenigstens jenem, welches diese Kunst-Buden besucht, imponirt ein François oder Giuseppe viel mehr als ein gewöhnlicher Franz oder Josef. — Hier also war's nicht.

Der Zibeben-Schani lenkte sein Gefährt langsam gegen die Schönbrunnerstraße zu, plötzlich wendete er sich gegen den Fahrgast und sagte mit echt wienerischer Jux-Miene:

„Ew. Gnaden?"

„Was denn?" fragte der Falke aus den schwarzen Bergen.

„Haben Euer Gnaden keinen Hunger?"

„O ja!" rief Prinz Haselnuß eifrig, „Hunger und Durst."

„Na, das freut mich", fuhr der Fiaker fort, „daß die Lieb Euer Gnaden wenigstens nicht den Appetit genommen hat. 'S wär jetzt g'rad Essenszeit."

„Ja wohl, aber wo bekommen wir hier etwas?"

„Aber, Ew. Gnaden, in Wien, wo jedes zweite Haus ein Wirthshaus ist! Wenn ich mich unterstehen darf, Euer Gnaden ein' Rath zu geben, so mein ich, Ew. Gnaden speisen beim Schwender, nobel, pickfein, nichts Zweit's."

„Schwender? Gut, davon habe ich schon zu Hause gehört. Also zu Schwender."

Der Fiaker ließ seine „Backhendeln schießen", und hielt drei Minuten später vor dem bekannten Etablissement in Rudolfsheim.

Als der Zibeben-Schani seinem „Herrn" aus dem Wagen half, fragte er mit abgezogenem Hute und im höflichsten Tone:

„Darf ich mir auch ein Bißl was geben lassen, Ew. Gnaden?"

„Das versteht sich doch von selbst", meinte Prinz Haselnuß gutmüthig; „essen und trinken Sie, was sie wünschen, und sehen Sie, daß auch die Pferde Futter bekommen."

„Sehr wohl, Ew. Gnaden, küß' die Hand", sprach der Fiaker und während Luca Wassich die Restauration betrat, flüsterte er seinen Pferden zu:

„Bräunl'n, heut lassen wir uns gut geschehen!"

Der junge Montenegriner befriedigte des Leibes Bedürfnisse und aß und trank vorzüglich, billig erstaunend, daß das Alles nicht ganz zwei Gulden kostete.

Der mit einer Reverenz dankende Zahlkellner fragte:

„Bitte, darf ich auch das dazu rechnen, was der Fiaker verzehrt hat?"

„Natürlich! Darauf hätt' ich bald vergessen", beeilte sich Luca Wassich zu erwidern.

Digitized by Google

„3 fl. 42 kr.“ sprach der Kellner, die Specification vorlegend.

Der Sohn der schwarzen Berge war nicht wenig überrascht, daß sein Kutscher mehr verzehrt hatte, als er selbst, allein er meinte, das sei so Sitte in Wien und fügte sich in's Unvermeidliche.

Man darf übrigens ja nicht glauben, daß alle unsre Fiaker ein solches Raubsystem beobachten; auch der Zibeben-Schani würde sich, wenn er einen schneidigen Wiener geführt hätte, dergleichen nie erlaubt haben, aber er sah, daß er einen Fremden, einen sogenannten „jungen Herrn“ vor sich hatte und da kann es ein echter Wiener Fiaker nicht unterlassen, ein wenig zu „reißen“, wie der technische Ausdruck lautet.

Dafür „segelte“ aber der Zibeben-Schani, der ein paar Seitel Extra-Wein getrunken, jetzt über die Gürtelstraße mit einer Schnelligkeit, daß er sicher aufgeschrieben worden wäre, wenn ein Sicherheitsmann im Stande gewesen wäre, die Nummer des fliegenden Fiakers zu lesen.

Und so ging's von Linie zu Linie bis man endlich eine erreichte, in deren nächster Nähe auf einem planirten Platze nächst dem Liniengraben eine Art Arena stand, vor welcher auf einer Stange eine Art Flagge aufgehißt flatterte, auf der man las:

„Kunst-Arrenah
des Francesco Hlawatscheck
genahnt
der grose Herkulles.“

Es ist nämlich eine spezielle Eigenschaft der Liniengraben-Künstler, daß sie mit der deutschen Rechtschreibung fortwährend im tiefsten Hader liegen, wahrscheinlich kommt es daher, weil sie so schöne französische und italienische Taufnamen haben.

Das Rollen und endlich Stillhalten eines Fiakers vor dem primitiven Schauplatze des Künstlers erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft, welche in diesem Augenblicke außer den Herren und Damen, aus einem Schimmel und zwei Hunden bestand.

Der Schimmel wurde zu Anfang jeder Production vorgeführt, im Abendlichte, später am Schlusse, wenn es ganz dunkel und der Schauplatz nur durch drei, vier Petroleum-Lampen beleuchtet war, erschien er wieder, aber als Scheck, oder Braun, oder Rothfuchs; der Bajazzo, welcher Eigenthümer des Schimmeln war, pflegte denselben in der großen Zwischenpause jeden Tag anders anzustreichen und unbefangene Lehrjungen und Köchinnen, welche zum Stammpublikum des Circus Hlawatschek gehörten, konnten nicht genug erzählen, wie viele verschiedenfärbige Pferde „mitgespielt“ hätten.

Auch die beiden dressirten Hunde gehörten Herrn Zasari, dem Bajazzo.

Die Direktorin saß auf einem gothischen Stuhle, durch einen vorspringenden Zipfel der Plache gegen die Sonne gedeckt und flickte an einem schwarzen Seidenkleide, das sie zu tragen pflegte, wenn sie Abends an der Kasse saß; denn Frau Hlawatschek war bereits so dick, daß ihr jede andre Kunst-Production — einst war sie eine superbe Seiltänzerin, — zur Unmöglichkeit wurde und daß das schwarze Seidenkleid, dessen Stoff schon einige Jahre zählte, bei jeder Bewegung platzte.

Herr Director Hlawatschek stand im tiefstmöglichen Negligé vor einem Lavoir und wusch in demselben ein paar alte, doch vielfach gefärbte Tricots, die er für Abends brauchte, um in vollem Glanze dazustehen, denn es war für heute abermals ein großer Ringkampf angesagt, welchen der „grose Herkulles“ mit dem Pflastrergesellen Herrn Johann Zawurka bestehen wollte. „Preis für den Sieger eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife.“ Noch hatte keiner der verschiedenen Pflasterer, Sautreiber, Fleischselcherknechte u. s. w., die sich mit dem Herkules eingelassen, denselben „geworfen“, allein man raunte sich in die Ohren, daß die Kämpfer um die Meerschaumpfeife schon früher von Herrn Hlawatschek gegen eine Baarbezahlung von 50 Kreuzern und ein Nachtmahl gewonnen seien, sich werfen zu lassen und das kann man dem armen Künstler am Rande des Liniengrabens um so weniger übel nehmen, als in weit „nobleren“ Reitkunst-Instituten Aehnliches geschehen sein soll.

Zwischen dem Herrn Direktor und der Frau

Digitized by Google

Direktorin, auf einer Bank, stand eine große „Pitschen"*) Bier, an welche sich Beide in reizender Wechselfolge wendeten, um ihren nie befriedigten Durst wenigstens auf einige Sekunden zu stillen.

Ein junger schmächtiger Mensch mit blaßem Gesichte und langen Haaren lehnte an der Wand, nächst dem gothischen Stuhle der Direktorin. Es war der berühmte Trapez-Künstler Carlo Senfthuber aus Gmunden und er theilte seine verliebten Blicke zwischen der Fülle der Direktorin und der Füllung der Pitschen.

Aus dem Innern des Bretterhauses ertönte Gesang. Der Bajazzo hatte die herrliche Melodie des Wiener-Witz erwählt, um sie seinem Schimmel vorzusingen und denselben nach dem Takte der Melodie tanzen zu lassen. Herr Zafari erwartete davon ungeheuren Effekt.

Dies die Situation, als Luca Wassich aus dem Fiaker stieg.

Direktor und Direktorin, wie auch Herr Carlo Senfthuber sahen ihn mit mißtrauischen Augen an; ein Herr im Fiaker war hier eine so seltsame Erscheinung. Herr Zafari kam heraus.

„Wünschen Sie etwas?" fragte Frau Hlawatschek."

„Allerdings, meine Gnädige", erwiderte verbindlichst der Haselnußprinz.

„Vielleicht Engagement?" fuhr die Direktorin fort.

„Nein, nein, ich gehöre nicht der Künstlerwelt an", beeilte sich Luca zu sagen.

Diese Erklärung rief auf allen Gesichtern eine große Befriedigung hervor.

Man wird es nicht glauben und dennoch ist es so: Die Eifersucht, der künstlerische Brodneid findet sich nicht blos bei jenen armen Teufeln, die vor den Linien seiltanzen, springen und schwingen, sondern auch bei den großen Bühnen, welche sich so gerne Kunstinstitute nennen lassen. Irgend ein Episodist wird von einer Wiener Direktion für Rollen siebenten Ranges engagirt und endlich in einer höchst mißlichen Rolle hinausgestellt. Man sollte glauben, daß die Männer auf der Höhe der Kunst sich um einen solchen armen Gesellen gar nicht kümmern würden. O nein! Die Zehntausend-Gulden-Komiker stehen hinter den Coulissen, gucken und lauschen und wehe, wenn es dem Mimen aus Nikolsburg oder Budweis gelingt, durch sein dummes Gesicht, durch ein komisch artikulirtes Wort das Gelächter, den Beifall des Publikums zu erregen; er ist von diesem Augenblicke ihr Feind und alle Intriguen-Hunde werden losgelassen, um den Concurrenten auszubeißen und nach Budweis oder Nikolsburg zurückzujagen.

Kann man es also dem Künstler-Trifolium Hlawatschek, Zafari, Senfthuber übelnehmen, daß demselben ein Stein vom Herzen fiel, als es jede Concurrenzgefahr für sich beseitigt sah.

Der Herr Direktor spannte die gewaschenen Tricots über die Lehne des Stuhles, auf welcher das Bier stand, seine Hand streckte sich krampfhaft nach der „Pitschen", allein er fühlte, es sei unpassend, in diesem Augenblicke zu trinken, deshalb bezähmte er sein Gelüste und sprach im höflichsten Tone:

„Womit kann ich also Ihnen dienen, mein Herr?"

„Ich möchte gern eine Loge für heute Abends haben", erwiderte Luca Wassich unbefangen.

Stolz richtete sich Direktor Hlawatschek empor. Das war ihm noch nie geschehen. Daß Jemand schon Vormittags für die Abend-Vorstellung eine Loge genommen, war der erste Fall in seinem Hause, obendrein unter Zafaris und Senfthubers Augen, die sich mit hoher Achtung auf den Fremden richteten.

Allein im nächsten Augenblicke wurde der „grose Herkulles" sehr kleinmüthig, es fiel ihm nämlich ein, daß sich in seiner Arena gar keine Logen befanden, sondern nur Bänke, von denen die ersten drei gehobelt waren und wo der Sitz 15 kr. kostete, die nächsten sieben Reihen, ungehobelt und hosengefährlich, waren mit 10 kr. per Sitz bemessen und hinter denselben befand sich ein großer Stehraum, auf dem ein paar hundert Personen zu 5 kr. Platz fanden.

*) Rundes Blechgeschirr 4—5 Liter haltend.

Digitized by Google

„Ich bin trostlos, daß ich Ihnen mit keiner Loge dienen kann", sprach er.

„Warum? Schon alle vergriffen?" fragte der Sohn der schwarzen Berge.

„Das wohl nicht", entschuldigte sich Hlawatschek, „allein meine Bühne wurde sehr rasch gebaut, die Oertlichkeit ist eine beschränkte und die Lokalbehörde machte mir tausend Anstände und so konnte ich mit dem besten Willen nicht die sechs oder acht Logen anbringen, die im ursprünglichen Bauplane enthalten waren."

Der Bajazzo und der Trapezist bissen sich in die Lippen, um nicht hellauf zu lachen.

„Nun, so geben Sie mir Sperrsitze, oder was Sie wollen", meinte Wassich.

„Erlauben Sie mir, einen Vorschlag zu machen", mischte sich die Direktorin in's Gespräch.

„Bitte, wird uns nur angenehm sein", rief Wassich galant.

„Hören Sie mich an, meine Herren", sprach Madame Hlawatschek mit Würde, „ich will Ihnen eine Idee mittheilen. Die Mißgunst der Behörde konnte uns die Aufstellung von Prosceniums- und Parterre-Logen unmöglich machen, allein sie kann uns nicht hindern, Logensitze zu verkaufen. Ich lasse Ihnen vier Sessel vor die erste Sperrsitzreihe hinstellen und diese bezahlen Sie als Loge."

„Sehr gut", schaltete Wassich ein, die Brieftasche ziehend.

Direktor Francesco Hlawatschek blickte mit Bewunderung auf seine schönere Hälfte.

Ebenso bewundernd blickten Zafari und Senfthuber auf Wassich's gefüllte Brieftasche.

„Und darf ich fragen, was diese Logensitze kosten werden?" fragte Prinz Haselnuß.

„Zwanzig ——" Kreuzer, wollte Herr Direktor Hlawatschek sagen, den Sperrsitz-Preis um 5 kr. erhöhend, allein mit Blitzesschnelle fiel ihm Madame in die Rede und schrie:

„Zwanzig Gulden, wie im Hoftheater können wir freilich nicht verlangen, meint mein Mann, der Herr Direktor, wir begnügen uns mit dem bescheidenen Preise von 50 kr. per Logensitz, macht 2 fl. für die ganze Loge.

Abermals warf der „grose Herkulles" einen bewundernden Blick auf seine Gattin, welche eine gar nicht vorhandene Loge um 2 fl. verkaufte.

„Sie werden wohl ein paar Freunde mitbringen?" fragte der Direktor.

„Nein, ich komme allein", erwiderte der junge Mann.

Immer höher stieg die Bewunderung für den Herren, der für eine Vorstellung für sich allein vier Logensitze kaufte, und schüchtern fragte Bajazzo Zafari:

„Ew. Gnaden sind wohl ein Fremder?"

„Allerdings, aus Montenegro", antwortete freundlich der junge Mann.

Der Bajazzo antwortete nichts, aber er nahm sich vor, in die Stadt zu gehen und in einer Kunsthandlung um die montenegrinischen Landesfarben zu fragen, da er fest entschlossen war, seinen Schimmel heute Abends in diesen Farben anzustreichen, um dem splendiden Fremden dadurch eine Aufmerksamkeit zu erweisen, die vielleicht angenehme pekuniäre Folgen haben könnte.

„Es ist sehr heiß", sprach der Direktor, nach der Pitschen schielend.

„Der Herr aus Montenegro erlaubt es schon", ergänzte die Direktorin, nahm das Blechgefäß, that einen herzhaften Zug und gab es ihrem erfreuten Gatten mit den Worten: „Unser Geschöft macht Durst, lieber Herr, — Sie nehmen es wohl nicht übel."

„Im Gegentheile", rief Luca lachend, „ich bin selbst so durstig, daß ich mit Ihnen trinken würde, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich ein solches Ding da den Herrschaften zum Besten geben darf, — wenn Sie Jemanden haben, der Bier holen kann."

„O geniren Sie sich gar nicht", entgegnete der Direktor mit verklärtem Gesichte, nicht minder erglänzten die Visagen des Bajazzo's und des Trapezisten, Direktorin Hlawatschek aber rief:

„John!"

Der Gerufene, der auf den Namen John hörte, tauchte hinter einem Leinwandfetzen der Arena auf und verrieth sofort durch seine edlen Gesichtszüge, daß er wahrscheinlich eher Hansitschku oder Frantisek heiße, als John.

Digitized by Google

Allein es gehört zu den Eigenthümlichkeiten wandernder Künstler, ihre Diener mit englischen oder französischen Namen zu rufen; es klingt viel nobler und macht mehr Effekt. Die Taschenspieler, oder wie sie sich jetzt nennen, Prestidigitateurs, welche in überwiegender Mehrheit polnische Juden sind, werden ihren Diener und geheimen Mitarbeiter, der wahrscheinlich Itzig Hescheles oder Leib Beer heißt, nie anders als „François," „Pierre," „Benoît," oder „jeune homme" rufen und spekuliren dabei auf den Respekt, welchen der gute deutsche Michel noch immer vor dem Auslande und vor Fremdworten hat.

John, der in der Künstler-Gesellschaft des Herrn Hlawatschek als Bedienter, Hausmeister, Stallknecht, Aufspritzer und Hinauswerfer von Besoffenen fungirte, gelegentlich auch auf der Bühne einen stummen Statisten darstellte, der geprügelt wurde, machte ein sehr freundliches Gesicht, als er von seinem Herrn die „Pitschen" und von Wassich einen Guldenzettel bekam, mit dem Auftrage, das interessante Gefäß anfüllen zu lassen und den Rest des Geldes als Trinkgeld zu behalten.

Die Achtung der Künstler-Gesellschaft stieg in Folge dieses neuen Aktes von Noblesse.

Mit dem Scharfsinn des Weibes erkannte die Direktorin, daß diese Großmuths-Anwandlung weder ihren schönen Augen, noch den frischgewaschenen Tricots ihres Gatten galten, eben so wenig als dem equestrischen Wirken ihres Bajazzos oder den Trapezkünsten Senfthubers; mit der sanftesten Stimme, zu der sich ihr rauhes Organ herbei ließ, fragte sie also:

„Sie überhäufen uns mit Liebenswürdigkeiten, mein Herr, — und wir sind in der peinlichsten Verlegenheit, da wir wirklich nicht wissen, wie wir Ihre Freundlichkeit erwidern sollen. Wenn wir nur in der Lage wären, Ihnen eine Gegengefälligkeit zu erweisen."

„O das können Sie allerdings!"

„Wirklich? O mit Vergnügen! Bitte womit können wir Ihnen dienen?"

„Es befindet sich eine Dame bei Ihrer Gesellschaft" —

„Drei!" schaltete Direktor Hlawatschek mit stolzem Bewußtsein ein.

„Ich suche nur eine, Fräulein Etelka Molnár."

Das liebe Kind!" rief Madame Hlawatschek, die sonst ihren weiblichen Mitgliedern ganz andre Titulaturen zu geben pflegte, allein mit Rücksicht auf die bereits geleisteten und noch zu erwartenden Großmuths-Spenden des Fremden, der wahrscheinlich ein heimlicher Verehrer Etelka's war, fortan die Zigeunerin als ihr Protektionskind behandeln wollte; „freilich ist sie bei uns, schon über vier Wochen."

Herr Carlo Senfthuber war bei der Frage des Fremden blaß geworden.

„Sie ist eine Landsmännin von mir", fuhr Luca Wassich fort, „wir haben als Kinder miteinander gespielt, zufällig hörte ich, daß das Schicksal sie nach Wien verschlagen habe und da ich mich hier längere Zeit aufzuhalten gedenke, so drängte es mich, die arme Kleine wiederzusehen, die sich auch freuen wird, einen Landsmann zu finden."

„Das ist schön von Ihnen!" sagte Madame Hlawatschek.

„Edel!" rief der Direktor.

„Erhaben! groß!" schrie der Bajazzo.

Senfthuber sagte nichts, aber seinem Busen entrang sich ein schwerer Seufzer.

„Und werden Sie mir gütigst sagen, wo ich sie finden kann?" fragte Wassich.

„Du lieber Gott! sie ist ja hier!" rief die Direktorin, „wir haben heute eine anstrengende Probe von einer Pantomime gehabt" —

„Unter dem Titel: Caraparullo, der Todtenritter, oder der blutige Schleier der Grabesjungfrau", schaltete „der grose Herkulles" ein, „gedichtet von mir, — außerordentlich, noch nicht dagewesen! Nun, Sie werden sich ja Abends überzeugen."

„Etelka tanzt in dieser Pantomime sechs Nationaltänze," fuhr des Hercules Gattin fort, „spanisch ungarisch, böhmisch, kosakisch und waldbäuerisch, da aber Sie zusehen werden, soll sie sich zum

Digitized by Google

Schluß den Kolo einlegen, das ist ja wohl der Leibtanz Ihrer Landsleute?"

„Hm! ja! aber wo kann ich Etelka denn sehen."

„Sie hat sich in die Garderobe zurückgezogen und schläft."

„Ach da darf man wohl nicht hinein."

„Warum denn nicht? Etelka ist ganz allein. Die beiden andern Damen sind nach Hause gegangen, die eine, weil sie Bauchweh hat und sich einen Thee kochen will, die andre, um ihr Kind trinken zu lassen. Die Kleine wird wohl in Negligé sein, aber unter Bekannten genirt man sich nicht. Kommen Sie, ich werde Ihnen den Weg zeigen; wecken Sie Etelka mit einem Kuße.'

Carlo Senfthuber schleuderte der alten Seiltänzerin einen Blick zu, der sie, wenn er ein Dolch gewesen wäre, — getödtet haben würde.

Die alte Direktorin hüpfte aber zierlich vor dem Montenegriner her und führte ihn zu einem aus Leinwand gebildeten Pavillon, der so wie ein Badezelt aussah und sich unmittelbar hinter dem Brettergerüste befand, welches die Schaubühne präsentirte, zu welcher zwei Stufen führten. Das Zelt, wenn wir's so nennen dürfen, war oben offen, ein schmutziger Vorhang deckte den Eingang und ober demselben klebte ein Zettel mit der Aufschrift:

„Dammen Quadrob."
„Fremden ist der Eindrid polizeulich untersackt."

„Treten Sie nur ein," flüsterte die Direktorin, sich wenig an das Verbot der Behörde kehrend, und Luca Wassich betrat das Allerheiligste der Kunst, während die Direktorin draußen blieb und den Vorhang fallen ließ.

Er war mit der Schlafenden allein.

Doch nein, er war es nicht, denn Carlo Senfthuber, welcher die Zigeunerin glühend liebte, hatte einen Belauschungs-Plan ersonnen, wie er nur im Gehirne eines eifersüchtigen Liebhabers auftauchen kann, der zugleich Trapez-Künstler ist.

Es stand nämlich auf der Bühne ein galgenartiges Gerüste, auf dessen Querbalken das Trapez angebracht war, auf welchem Herr Carlo Senfthuber Abends seine halsbrecherischen Künste producirte. Der große Trapez-Künstler warf seine Oberkleider ab und es zeigte sich, daß er unter denselben die abgenützten Tricots trug, in denen er die Probe mitgemacht hatte.

Mit einem raschen Sprunge schwang er sich auf das Trapez und setzte dasselbe in schwingende Bewegung, so daß er bis an den Rand der Holzlatte gelangte, welche als Stütze für die Vorhänge der Damen-Garderobe diente, hier wendete sich Carlo plötzlich, so daß er mit den Füßen auf dem Trapez und mit dem Kopfe nach abwärts hing. In dieser Stellung sich schaukelnd, gelang es ihm, die Latte der Damen-Garderobe zu erreichen und in der Stellung eines Menschen der auf dem Kopfe steht, durch einen Riß des Vorhangs in's Innere des Sanctissimums zu sehen.

Etelka schlief, der Fremde stand vor ihr und betrachtete sie mit dem Ausdrucke innigster, herzlichster Theilnahme.

Die Zigeunerin, wie man sie nannte, obwohl sie keine dieses Stammes war, zeigte eine eigenthümliche Schönheit. Nicht groß, aber schlank und außerordentlich zierlich gebaut, besaß ihr Körper vollendetes Ebenmaß, ihre Hände, ihre Füße, sie hatte Strümpfe und Schuhe ausgezogen, waren von aristokratischer Kleinheit und Form. Ihr schönes Gesichtchen mit dem dunkelbraunen Teint, hatte orientalischen Typus, die geschlossenen Augen waren sicher groß und schwarz, — die Wimpern wiesen sich kohlschwarz und lang, überhaupt glänzte ihr Haar, das aufgelöst links und rechts von den Schläfen herabhing, in bläulicher Schwärze. Der kleine Mund, der seine dunkelrothen, schwellenden Lippen ein wenig geöffnet hatte, zeigte eine Doppelreihe prächtiger Zähne. Das Mädchen hatte sich's nach der Probe bequem gemacht, das Mieder abgelegt und das verschobene Hemdchen zeigte die Fülle der sonst so zarten Büste. Es war mit einem Worte ein Bild, wie Amerling es gerne malte und seine Wirkung wäre noch größer gewesen, wenn nicht ein herber Zug um den Mund, dunkle Ringe um die Augen und eine gewisse Bitterkeit, welche über das ganze Gesicht ausgegossen, bewiesen hätten, daß auch

Digitized by Google

dieſes junge Geſchöpf das kennen gelernt, was Hamlet ſo ſchön nennt:

Das Herzweh und die tauſend Stöße,
Die unſres Fleiſches Erbtheil.

Vielleicht war es das, was dem jungen Montenegriner auffiel, der ernſt und ſinnend vor der Schläferin ſtand und, mit Blicken voll Theilnahme und Liebe ſie betrachtend, ihre Züge zu ſtudieren und zu ſuchen ſchien, was ſie, ſeit er ſie nicht mehr geſehen, gelitten haben mochte.

Carlo Senſthuber in ſeiner ſeltſamen Stellung athmete ſchwer.

Luca Waſſich that nicht, wie ihm die Frau Direktorin Hlawatſchek gerathen, — er weckte die Schlafende nicht mit einem Kuſſe, ſondern über ſie ſich neigend, liſpelte er:

„Elka, wach' auf!"

Die Schläferin fuhr empor, warf die Haare aus dem Geſichte, rieb den Schlaf aus den Augen und, den fremden Mann anſtarrend, rief ſie:

„Was iſt's? Wer ſind Sie? Wie können Sie ſich erfrechen, hier einzudringen?"

Dabei warf ſie raſch eine Art Mantille um, ein Beweis, daß ſie auch bei den Gauklern das Gefühl der Scham nicht verloren hatte.

„Kennſt Du mich wirklich nicht mehr, Etelka?" fragte der Sohn der ſchwarzen Berge ſeine Landsmännin in der Sprache der Heimat.

Als ſie dieſe Töne hörte, als ſie den jungen Mann näher in's Auge faßte, da ſchlug ſie die Hände zuſammen und rief:

„Bei der Muttergottes von Moſtar! Du biſt es Luca."

„Ja wohl bin ich's", rief der junge Mann und wollte ſie umarmen.

Heftiger bewegte ſich das Trapez und beruhigte ſich erſt wieder, als die Zigeunerin den jungen Mann mit einer raſchen Handbewegung zurückwies und beinahe rauh ſagte:

„Weg von mir! Die Zeiten von einſt ſind für uns vorüber."

Obwohl nun Carlo Senſthuber die wohlklingenden Töne des montenegriniſch-ſerbo-croatiſchen Idioms nicht verſtand, ſo war er doch ein zu geſchulter Pantomimiker, um aus Etelka's abwehrender Bewegung nicht zu entnehmen, daß ſie dem jungen Manne durchaus nicht mit Avancen entgegen kam.

Sein Künſtlerherz beruhigte ſich einigermaßen, doch gab er ſeine Stellung nicht auf.

„Was ſoll das, Etelka?" fragte der Haſelnußprinz, „Du behandelſt mich wie einen Fremden und da ich Dich voll Liebe umfangen will, ſtößeſt Du mich zurück, als wäre ich Dir verhaßt."

„Verhaßt?" wiederholte ſie mit unausſprechlicher Bitterkeit und leiſe ſetzte ſie hinzu:

„Ich habe mir ſagen laſſen und auch in alten Liedern kommt es vor, daß man nie einen Mann ärger haſſen kann, als wenn man ihn einſt unausſprechlich geliebt hat. Nun ſiehe, Luca, ich habe Dich geliebt, über Alles auf der Welt, ſo daß ich ſelbſt unſern Herrgott, die heilige Jungfrau und meine arme Mutter darüber vergaß. Und was war das Ende davon? Daß ich verlaſſen und verſtoßen von der ganzen Welt, auch von Dir, hinausziehen mußte in's Elend, eine Waiſe, eine Bettlerin. Und das Alles, weil ich Dich ſo ſehr geliebt hatte. O ich ſollte, ich müßte Dich haſſen, aber ich kann nicht. Nur glaube nicht, daß ein Weib, wie ein Hund iſt, den man halb todt prügeln kann und dennoch, wenn man ihn lockt, kommt er wieder und ſchmiegt ſich zu den Füßen ſeines Herrn. Ich haſſe Dich nicht, Luca, — aber Dich wieder lieben, wieder die Deine werden, — nun und nimmermehr! Ich habe zu viel gelitten, zu viel ausgeſtanden!"

„Mir ſagte man, Du ſeieſt durchgegangen."

„Und Du glaubteſt das alberne Mährchen? Wußteſt Du nicht, wie ſehr ich Dich liebte? Meine Mutter lag im Grabe und ihr Geiſt war nicht bei mir, als ich in überſchwenglicher Liebe mich Dir hingab mit Leib und Seele. Die Folgen blieben nicht aus. Deine Mutter war es zuerſt, welche meinen Zuſtand mehr errieth, als bemerkte. Sie that, als ob ſie nicht zürnte, allein ſie handelte boshaft, ſchlau und tückiſch, wie die Bosniakinnen alle ſind."

Luca Waſſich ſenkte das Haupt, er konnte nicht widerſprechen.

„Mein Kind, ſagte ſie zu mir", fuhr Etelka

Digitized by Google

fort, „geh' nach Serajevo, zu meiner Schweſter, der Frau des Mirko Petrowich. Dort bleibe, bis Alles vorüber, — hier in Cettinje würde es zu viel Aufſehen machen. Dann kommſt Du zurück und heirateſt meinen Luca, ich will deſſen Vater ſchon bewegen, daß er nachgibt."

„O mein Vater hätte gewiß eingewilligt."

„O Dein Vater war immer lieb und gut und freundlich gegen mich und meine arme Mutter, ſo lange ſie lebte, — auch ſchien es mir, als ob er meinen Vater gekannt hätte, ſo ging es wenigſtens aus gewiſſen dunklen Redensarten hervor, die er mir dann und wann zuflüſterte."

„Und haſt Du ſelbſt Deinen Vater nie gekannt?"

„Nein."

„Haſt Du denn Deine Mutter nie über ihn gefragt?"

„Wohl that ich es manchmal, aber meine arme Mutter fing gleich immer ſo bitterlich zu weinen an, daß ich nicht weiter forſchen mochte. Auf ihrem Todtenbette endlich ſchien ſie mir Alles enthüllen zu wollen, aber ein plötzlicher Schlag-Anfall raubte ihr die Sprache und ſie ſtarb, ohne mir das Geheimniß meiner Herkunft enthüllt zu haben."

„Das iſt ſeltſam!"

„Ich ſollte anderweitig traurige Aufklärung bekommen. Deine Mutter hatte mir ſcharf eingeprägt, gegen keinen Menſchen zu erwähnen, daß ich nach Serajevo wandern würde. Um Mitternacht brach ich mit meinem Bündel von Cettinje auf, Deine Mutter gab mir drei Dukaten auf den Weg. Ich nahm meinen Pfad über die Berge, hütete mich aber wohl, meine Dukaten herzuzeigen, denn die Hammelhirten in den Bergen würden mir dieſelben wohl weggenommen haben, wie ſie mir ſchon in der zweiten Nacht mein kleines Bündel mit Wäſche ſtahlen."

„Die Schufte!"

„Was willſt Du, ſie verſtehen es nicht beſſer. Ich gab mich alſo für eine Bettlerin aus und lebte von dem Stück Brod, von dem Schluck Ziegenmilch, den mir die mitleidigen Hirten verabreichten."

„Arme Etelka!"

„O ich war nicht arm, — denn in den Bergen war ich wenigſtens frei und Niemand that mir etwas zu Leide. Aber es ſollte weit ſchlimmer kommen. Zum Tode erſchöpft, mit wunden Füßen komme ich endlich in Serajevo an und werde von Mirko Petrowich und ſeiner Frau freundlich aufgenommen."

„Nun alſo?"

„Warte nur. Das dauerte nur ſo lange, bis Herr Petrowich abreiſte, da er ſich eines großen Geſchäftes wegen nach Agram, Peſt und Wien begeben mußte. Jetzt warf die Schweſter Deiner Mutter, eine eben ſo ſtolze, boshafte Bosniakin, die Larve ab. Ich durfte das Haus nicht mehr verlaſſen, ſondern Frau Petrowich ſagte mir, ich ſei eine Gefangene, eine zuchtloſe Dirne, die den Sohn ihrer Schweſter verführt habe, um ihn zu einer Heirat zu zwingen, die aber nie zu Stande kommen könne, da ſie ihrem Luca die Hand eines Edelfräuleins vom Hofe zu Cettinje beſtimmt habe. Als ich mit gewohnter Energie dagegen proteſtiren wollte, wurde ich von der Frau und ihren Mägden, ohne Rückſicht auf meinen Zuſtand, dergeſtalt geohrfeigt und mißhandelt, daß das Blut von mir lief."

„O die Elenden!"

„Man warf mir vor, es ſei eine Frechheit, meine Augen auf den Sohn eines Hofarztes zu werfen, da ich nichts ſei als ein H****kind, — während meine Mutter nichts geweſen, als eine Bettlerin, eine Dirne, die nicht einmal den Vater ihres Kindes kenne. Man kündigte mir an, daß ich meine Entbindung abzuwarten habe, um dann in ein griechiſches Kloſter geſteckt zu werden, ich die Katholikin, die ich die Nicht-Unirten ſo haſſe, wie ſie uns Katholiken haſſen."

Die arme Etelka ſprach hier ein großes Wort gelaſſen aus. Bei dem koloſſalen Unſinn, der über die orientaliſche Frage und über die durch die Chriſten zu bringende Civiliſation geſchrieben wird, überſehen dieſe gelehrten Thebaner Eines:

Digitized by Google

Wenn die Türken nicht gesiegt und die verlornen Provinzen den siegenden Christen geräumt hätten, so würde in denselben zwischen den katholischen und griechischen Christen bald ein Religionskrieg ausgebrochen sein, grausamer, blutiger und fanatischer als der jetzige. Christ und Türke hassen und verabscheuen einander weit weniger, als die Katholiken und die Bekenner des nicht unirten Griechenthums. Nur zu oft muß der Türke zwischen Christen Ordnung stiften, wir sehen es, daß die Katholiken überall mit den Türken gemeinsame Sachen machen, um gegen ihre Erbfeinde, die Griechen, zu gehen und selbst der unfehlbare Papst in Rom neigt mehr auf die Seite der Osmanlis, als ihrer Feinde.

Dies nur so nebenbei, um zu beweisen, wie viel über die Verhältnisse da unten geschwätzt und geschrieben wird und wie wenig man sie kennt.

„Das ist ja niederträchtig!" rief Luca Wassich.

„O es ist noch nicht Alles!" fuhr Etelka fort; „der eifrigste Helfer bei dem schandvollen Benehmen gegen mich war der Pope Janko Sebowich, ein wilder, ewig nach Slibowitzer stinkender Pfaffe, der den Weibern immer recht gab, wenn sie mir meinen Widerwillen gegen das Kloster ausprügeln wollten. Dabei versicherte er aber, daß er im Kloster mich unter seine besondere Obhut nehmen und daß ich's bei ihm sehr gut haben würde. Wahrscheinlich um mir dies zu beweisen, warf er mir, wenn wir allein waren, eigenthümliche stechende Blicke zu und flüsterte mir Worte in's Ohr, die mich schaudern machten."

„Der vermaledeite Hund!"

„Eines Tages versuchte er es, mich zu umfangen und mich zu küssen, aber ich schlug ihn mit der Faust in's Gesicht, giftspuckend fiel er über mich her, um mich zu schlagen, er war aber glücklicher Weise so besoffen, daß er meiner nicht Herr ward. Auch rief ich aus Leibeskräften um Hilfe, freilich erschien meine Heukerin, Frau Petrowich mit ihren Mägden, um des Popen Partei zu nehmen und auf mich loszudreschen, allein ich schrie so, daß ein auf der Straße vorbeigehender Kawaß aufmerksam wurde, in's Haus herein kam, die Weiber wegjagte, als guter Muselmann dem besoffenen Pfaffen in's Gesicht spie und mich zum Kadi führte, der als ein gerechter Richter sich den Fall erzählen ließ und entschied, ich dürfte nicht mehr in das Haus zurückkehren, wo man die Gastfreundschaft auf solche Weise geschändet habe."

„Weiser Mann!"

„O der Türke ist in derlei Dingen gerechter und ehrenhafter als der Christ. Er bot mir eine Zufluchtsstätte in seinem Hause an und gab mich als Gesellschafterin zu seinen Frauen, deren er zwei hatte; bald aber sah ich, daß Hassan Oglu, so hieß der Kadi, nach türkischer Sitte mich als Mitglied seines Harems betrachtete und anfing, in mir seine dritte Frau sehen zu wollen. Vielleicht hätte ich besser gethan, die Bewerbung des ehrlichen Türken anzunehmen, bei dem ich wenigstens Ruhe und ein gutes Leben gefunden hätte" —

„Etelka!"

— „aber Dein Bild steckte noch zu tief in meinem Herzen. Zum Glücke besaß ich noch meine drei Dukaten und mit einem derselben bestach ich den Kawaßen Osman Hamal, der uns auf unseren Spaziergängen immer als Begleiter diente; er verschaffte mir eine Landkarte und mit dieser im Sacke entfloh ich eines schönen Abends aus Serajevo durch das kleine Nußwäldchen im Norden der Stadt und nahm meinen Weg nach der österreichisch-ungarischen Grenze, die ich in fünf Tagen glücklich erreichte, bald zu Fuße gehend, bald Bauernkarren benützend."

„Du armes Kind!"

„O ich war nicht mehr arm, denn ich war frei und folglich glücklich. Aufathmend betrat ich den österreichischen Boden, warf mich laut weinend auf die Erde und küßte sie, war es doch das Land der Freiheit, mein Mutterland. Und immer vorwärts ging ich, durch Croatien, bis nach Ungarn, ich wollte nach Szala-Egerßeg, wo meine Mutter Verwandte hatte. Es war ein Glück, daß ich von ihr so viel Ungarisch gelernt hatte, um mich mit den Leuten zu verständigen. Die Ungarn behandelten mich viel besser, als die Croaten, sie waren freundlicher und gastlicher gegen mich und gönnten mir gerne das Nachtlager in der Scheune

Digitized by Google

aber auf dem Heuboden, wenn mich auch die Weiber meines Zustandes wegen mitunter scheelen Auges betrachteten. Aber ich dachte an Dich, schwieg und ertrug Alles."

„Du gutes, liebes Mädchen."

„Allein ich hatte meine Kräfte überschätzt; das anhaltende Wandern in Hitze und wieder in Regen, durch Haide, Moor und Wald, mit nackten Füßen, der Schmerz meines Herzens, die Sehnsucht nach Dir und die Frucht Deiner Liebe unter dem Herzen, die mich jeden Tag dringender mahnte, daß ich der Ruhe bedürfe, erschöpften mich dergestalt, daß ich manchmal wirklich zusammenbrach, aber ich raffte mich rasch wieder auf, betete zu Gott, dachte an Dich und meine todte Mutter und eilte wieder vorwärts, — ich mußte Szala-Egerszeg erreichen, um wenigstens die schwere Stunde nicht unter fremden Leuten zu erleben. Es war vergebens. In dichtem Walde, einem Theile des berühmten Bakonyer Waldes, überkam mich plötzlich ein fürchterlicher, früher nie gekannter Schmerz; ich fühlte es, daß meine Stunde gekommen sei und ich war allein, mutterseelen allein im Walde."

„O Du armes, armes Geschöpf!" rief Luca mit überströmenden Augen.

Auch Etelka's Augen füllten sich mit Thränen, während sie leise fortfuhr:

„Vergebens bot ich alle Kräfte auf, um vorwärts zu kommen, es ging nicht. Erschöpft stürzte ich zusammen, die Sinne vergingen mir. Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht, als ich endlich zu mir kam, knieten und standen ein Halbdutzend Weiber um mich, die mein Gesicht und meine Schläfe mit Branntwein rieben und endlich, nachdem ich vollends zum Bewußtsein gekommen, mir ein kleines todtes Kind zeigten, das ich vor der Zeit zur Welt gebracht. O wie ich da bitterlich weinte, so daß die Weiber mitweinten und mich tröfteten."

„Kannst Du mir je verzeihen, was Du um meinetwillen gelitten?!" rief Luca.

Sie antwortete auf diese Frage nicht, sondern fuhr fort:

„Endlich traten Männer heran und mahnten zum Aufbruch. Es waren — Räuber, Theile jener Banden, die sich in dem riesigen Ungarwalde herumtreiben. Sie machten aus Baumstämmen eine Bahre, legten eine Bunda darüber und hoben mich hinauf. Ich segnete sie im Geiste, denn der Ungar hat mehr Herz und Mitgefühl für die Leiden armer Leute, als unsre Landsleute, das darfst Du glauben, Luca Wassich."

Diesmal antwortete der Sohn der schwarzen Berge nicht, denn sein Nationalstolz verbot ihm, diese Frage zu bejahen.

„Ich fragte, was mit meinem Kinde geschehen sollte", erzählte Etelka weiter, „und Derjenige, welcher das Oberhaupt der Bande zu sein schien, gab mir den Trost, die Füchse des Waldes würden es schon fressen. Da begann ich entsetzlich zu heulen und zu weinen, denn ich wußte, daß ein Kind, das ungetauft in ungeweihte Erde gelegt wird, zehn Jahre lang jede Nacht die Mutter im Traume besucht und sie um ein Grab quält."

Luca Wassich widersprach nicht, denn er war eben so abergläubisch, wie alle seine Landsleute und glaubte fest an alle jene Mährchen von Geistern, Hexen und Vampyren, die in jenen Ländern als Evangelium gelten und an welchen zu zweifeln dort als Gotteslästerung gelten würde. Deshalb haben auch jene Länder die Mission, die Civilisation auf der Balkan-Halbinsel zu verbreiten.

„Mein Schreien und Jammern rührte die Weiber", fuhr Etelka fort, „und sie baten die Männer, es zu begraben, ein junger Bursche, Gál Sandor heißt er, ich werde seinen Namen nie vergessen, bot sich an, das Kind in's nächste Dorf zu tragen, das vielleicht eine Meile entfernt war und es dort heimlich einzugraben, im Gottesacker, bei dunkler Nacht. Noch einmal ließ ich mir das arme Knäblein geben und wenn Gott verziehen hat, so ist der Knabe auf Deinen Namen getauft, mit meinen Thränen, die das kleine Gesichtchen überströmten, wobei ich das Kreuzzeichen über ihn machte, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes, dann nahm Gál Sandor das Kind und trug es auf flüchtigen Sohlen davon, nach Sz. György, einem kleinen Nest; dort in

Digitized by Google

dem Bauernkirchhof liegt Dein Sohn, Luca Waſſich begraben."

Etelka ſchluchzte laut und der Sohn des Hofarztes von Cettinje konnte ſich nicht enthalten, in dieſes Schluchzen mit einzuſtimmen.

Herr Carlo Senfthuber, der, wie wir wiſſen, dieſe Scene vom Trapez aus belauſchte, und zwar mit dem Kopfe nach unten, mit den Füßen nach oben, war durch dieſe nicht ganz gewöhnliche Stellung im Geſichte bereits ſo blau geworden, wie eine frühreife Pflaume; an dem lauten Schluchzen der Beiden erkannte der verdienſtvolle Künſtler, daß es wohl hier kaum zu einer Scene kommen würde, wie's ein Eiferſüchtiger fürchtet, und daß die jungen Leute nur von ſchmerzlichen Erinnerungen, nicht aber von Liebe ſprachen.

Beruhigt und getröſtet durch dieſe Gedanken, gab er ſich einen Schwung, ſchnellte in die natürliche Lage zurück und auf der Querſtange des Trapezes reitend, ſchöpfte er tief Athem, während ſein Geſicht allgemach wieder die natürliche Farbe annahm.

„Und was geſchah weiter?" fragte der Falke der ſchwarzen Berge, nachdem ſich Beide von ihrer Bewegung ein wenig erholten.

„Es ging tiefer und immer tiefer in den Wald", berichtete Etelka, „bis wir an einen zwiſchen Geſtrüpp dicht verſteckten Platz kamen, wo ein paar Hütten den Räubern ein gaſtlich Aſyl boten. Zum Scheine war's eine Csárda mit ihren Nebengebäuden, im Grunde aber nichts, als die Heimſtätte der Räuber, die hier mit ihren Weibern und Kindern hauſten."

„Merkwürdige Zuſtände in einem Lande wie Ungarn!" meinte Luca Waſſich, der wie alle ſeine Landsleute mit einem gewiſſen Hochmuthe auf die Verhältniſſe andrer Länder herabſah.

Als ob alle Nationen nur Hammeldiebe ſein könnten.

„Ich war gut aufgehoben bei den braven Leuten", erwiderte die Tänzerin, „die mir nicht nur nichts zu Leide thaten, ſondern mich reichlich mit Allem, was ich brauchte, verſorgten. Freilich brauchte ich ſehr wenig. Zu ihnen gehörte auch ein Trupp Zigeuner, welche ihnen als Spione dienten, die Dörfer und Märkte in der Nachbarſchaft abſchnüffelten, in Erfahrung brachten, wenn in einem einſamen Hauſe der Beſitzer Geld einzukaſſiren hatte oder ein reicher Gutsherr mit voller Geldkatze durch den Wald reiſte. Bei der Gelegenheit ließen ſie auch Geflügel und ſonſt Allerlei mitgehen, was dann ehrlich getheilt wurde."

„Schöne Ehrlichkeit!" höhnte der Montenegriner.

„Wenn die Ausflüge meiner Freunde nicht ſicher waren", erzählte Etelka weiter, „und die Panduren ihre Aufmerkſamkeit verdoppelten, dann blieben die Räuber zu Hauſe, rauchten, ſpielten, tranken, ſangen und tanzten, wobei Gál Sandor auf der Geige ſpielte. Beſonders die Zigeuner-Mädchen tanzten allerliebſt und gaben mir keine Ruhe, bis ich mit ihnen tanzte und ſo die erſten Anfänge meiner Kunſt erlernte, durch die ich jetzt mein Brod verdiene."

„Ein bitteres Brod! ein Bettelbrod!" ſchaltete Luca Waſſich ein.

Wild blitzte ſie ihn mit ihren ſchwarzen Augen an, als ſie entgegnete:

„Wer hat mir denn den Bettelſtecken in die Hand gedrückt als Deine Mutter? Wahrhaftig, die Räuber in dem ungariſchen Walde haben mich beſſer behandelt, als Deine Landsleute. Eines Tages aber kam Kiraſy Imre, das Haupt der Bande zu mir und ſprach: Etelka, es iſt nicht mehr geheuer bei uns. Unſer letzter Ueberfall in Kohozhazy hat böſes Blut gemacht, man hat nicht nur Panduren, ſondern auch Militär gegen uns aufgeboten und wir müſſen ſchauen, daß wir fortkommen; wenn wir gefangen werden ſollten, ſo müßteſt Du mit den andern Weibern in's Comitats-Gefängniß wandern; man würde Dir nicht glauben, daß Du nicht unſre Mitſchuldige biſt und Dein junges Leben bekäme den Stempel der Entehrung, alſo geh' und ſuche Deine Verwandten in Szala-Egerßeg auf, hier haſt Du Reiſegeld. — Und der brave Mann gab mir zehn Gulden, weinend nahm ich Abſchied von Allen, denn dem Befehle mußte ich gehorchen, und Gál Sandor begleitete mich bis an den Rand des Waldes, wo er mir geſtand, daß er mich vom erſten Tage an

Digitized by Google

geliebt habe und mit mir ziehen würde, wenn ihm nicht seine Treue bei dem Hauptmanne zurückhielte. Und so nahmen wir denn gleichfalls Abschied und wieder war ich allein und wanderte weiter."

„Aber wie kamst Du denn nach Wien?"

„Gleich bin ich fertig. Meine Verwandten in Szala-Egerßeg waren todt und ich fand Niemand, der sich an meine Mutter erinnerte. Man rieth mir nach Pest zu gehen und dort einen Dienst zu suchen. Zufällig hatte ein Möbelwagen Geräthschaften von dort nach Szala-Egerßeg gebracht und fuhr leer nach Pest zurück. Für drei Gulden nahm mich der Kutscher mit und so kam ich in die große Stadt, über deren Schönheit und die vielen Leute ich mich nicht genug verwundern konnte."

„Und bist Du in einen Dienst gegangen?"

„Gesucht hab' ich einen, aber nicht angenommen; denn die Dienstherren und andre Herren machten mir so kurioſe Anträge, daß ich bald meines Weges ging. Da warb man für ein neues Stück im Theater junge Mädchen, welche als Kriegerinnen auftreten sollten. Ich war keck genug, mich engagiren zu lassen, die Balletmeisterinnen fanden Gefallen an mir, ich lernte rasch und leicht und bei der ersten Aufführung stand ich in den vordersten Reihen der Amazonen. Ich muß den Herren sehr gefallen haben, denn schon den nächsten Tag bekam ich Anträge der abscheulichsten Art und besonders alte, geputzte Weiber fanden sich ein, die mich einluden, sie zu besuchen und bei ihnen die Bekanntschaft von noblen Herren zu machen, die mich mit Seidenkleidern und Schmuck überhäufen würden."

„Die elenden Kupplerinnen!"

„Die Balletmeisterin aber, eine brave Frau, hatte mich rechtzeitig gewarnt und ich ging nicht in die Falle. Von den paar Groschen die ich verdiente, lebte ich ehrlich und ärmlich, bis nach dem Ausstattungsstücke wir Statistinnen alle entlassen wurden. Eine Wienerin, die in Pest ein reiches Verhältniß gehabt, das sich zerschlug, lud mich ein, mit ihr auf ihre Kosten nach Wien zu gehen. Mit Freuden nahm ich's an, — fand jedoch kein Engagement, die Wienerin aber heiratete einen Hausherrn und schenkte mir ihre ganze Theater-Garderobe, die sie ja nicht mehr brauchte. Dadurch wurde ich eine schätzenswerthe Acquisition für jene ambulanten Künstlertruppen, die sich in den Wiener Vorstädten auf den freien Plätzen und improvisirten Bühnen produciren; ich kann sagen, ich bin ein beliebtes Mitglied."

„Gewiß auch beim Publikum beliebt, nicht blos bei der Direktion?"

„So meine ich's ja eben, das Publikum jubelt mir zu, so oft ich tanze."

„Und hat diese Beliebtheit Folgen gehabt?" fragte zögernd der Liebhaber von ehedem, „ich meine, hat man der Tänzerin Etelka Molnár keine Liebesanträge gemacht."

„Ach ja, alle Tage ein halbes Dutzend, mündliche und schriftliche", erwiderte sie mit vollständiger Gleichgiltigkeit, „aber ich weise sie alle zurück, es geht ganz leicht, denn die Wiener sind nicht so unverschämt, keck und zudringlich, wie die gewissen Herren in Pest. Wenn die Wiener sehen, daß mit einem Mädchen nichts zu machen ist, dann ziehen sie sich höflich zurück und belästigen Diejenige nicht weiter, die ihnen einen Korb gegeben, ja sie entschuldigen sich sogar."

„O das ist schön! Du bist mir also treu geblieben?!"

Sie sah ihn groß an mit ihren dunklen Augen und sprach dann bitter:

„Treu? ich? Dir? Hast Du ein Recht, Treue von mir zu fordern? Ich bin mir treu geblieben, das heißt dem Versprechen, das ich unserem Herrgott, seinem Sohne, dem Erlöser, und der heiligen Jungfrau in der schwersten Stunde meines Lebens gegeben habe, daß nämlich mein erster Fehltritt auch mein letzter sein soll, daß ich all das Unglück, das mich getroffen, besonders aber den Tod meines armen Kindes als wohlverdiente Strafe und Züchtigung hinnehme und überzeugt bin, daß mich noch viel schwerere Strafen treffen würden, wenn ich meinen Fehltritt wiederholen würde. Mein Geliebter darf fortan nur der sein, dem ich am Altare angetraut bin."

Digitized by Google

Aus ihren Augen leuchtete bei diesen Worten jener wilde religiöse Fanatismus, welcher in jenen Ländern so schauerliche Formen annimmt, daß er das Abschlachten des Feindes als gottgefällige Handlung, als heiligen Krieg bezeichnet.

Der junge Mann aus den schwarzen Bergen war tief erschüttert und ganz kleinlaut klangen seine Worte, als er erwiderte:

„Ja, Du hast Recht, Etelka, — ich sehe es ein, allein bedenke, ich war ein ganz junger Mensch" —

„Ich war fast noch ein Kind", sagte sie bitter, „bewarbst Du Dich um mich wie ein Mann, so hättest Du mich auch wie ein Mann sein Weib gegen Deine Verwandten vertheidigen sollen."

„Ja, ja, — ich habe Unrecht, — ich sehe es ja ein; allein Du weißt, bei uns hält man noch was auf Gottes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Ich hatte solche Achtung, ja Furcht vor meiner Mutter, daß ich nicht gewagt hätte" —

„Und Dein Vater?"

„Hm! Der fürchtete sich vor ihr noch mehr als ich, aber jetzt ist das Alles anders."

„Was denn?"

„Meine arme Mutter ist todt und mein guter Vater wird wohl gegen unsre Heirat nichts einzuwenden haben, wenn wir vielleicht" —

„Er wird!", rief sie ungeduldig, „das muß ein dummer Esel sein, sagt das Sprüchwort unsrer Heimat, der statt mit Disteln sich mit „vielleicht" und „wenn" füttern läßt. Ich traue Deinem Vater so wenig als Dir" —

„Etelka!"

„Ich habe zu viel Leid genossen, zu viele bittere Erfahrungen gemacht."

„Liebst Du mich also wirklich nicht mehr?"

„Diese Frage werde ich Dir beantworten, wenn Du mir die schriftliche Einwilligung Deines Vaters zu unsrer Vermälung bringst, bis dahin sind wir geschiedene Leute."

„Etelka, Du bist grausam!"

„Warum denn? Was verlange ich denn? Daß Du dem Mädchen, dessen Ehre Du geraubt, der Mutter Deines todten Kindes, ihren ehrlichen Namen wieder gibst und sie zu Deinem Weibe machst; das ist Deine verfluchte Schuldigkeit und wenn Du es nicht thust, bist Du ein Schuft."

Etelka Molnár rief diese Worte so laut, daß Carlo Senfthuber, der, wie wir wissen, auf der Querstange des Trapezes ritt und da er die Worte nicht verstand, sich sofort wieder in die frühere Position warf, das heißt, sich mit den Füßen an die Stange hielt und den Kopf nach abwärts senkend in's Innere der Damen-Garderobe blickte.

Jeder „Künstler" dieses Genres ist in rein menschlichen Dingen ein Pfiffikone und Carlo Senfthuber erkannte sofort aus den aufgeregten bleichen Gesichtern der Beiden, daß die Scene, die sich hier abgespielt hatte, keine Liebes-Scene gewesen.

„Und jetzt geh'", sprach die Tänzerin etwas milder zu dem tief gebeugten Falken der schwarzen Berge, „es wird Zeit für mich, — mich anzukleiden, auch werden bald meine Colleginnen kommen und da ich bei ihnen keine Herrenbesuche in der Damen-Garderobe dulde, so haben sie ein Recht, dasselbe von mir zu verlangen."

„Gut, ich gehe, allein bevor ich Dich verlasse, habe ich noch eine Bitte an Dich."

„Laß' hören."

„Wassich zog eine kleine rothe Brieftasche von Juchtenleder.

„Sieh, Etelka", sprach er freundlich, „Du verdienst Dein Brod schwer, während ich von meinem gütigen Vater Alles, was ich brauche, im Ueberflusse bekomme."

„Nun, und weiter?" fragte sie blitzenden Auges.

„Ich weiß von der Schusterswitwe, bei der Du wohnst, daß Du" —

„Also dort hast Du mir nachgefragt, wie einem Dienstboten", unterbrach sie ihn erröthend.

„Sei nicht ungerecht", begütigte er, „ich mußte doch nachfragen, um Deinen Aufenthalt zu erfahren und die geschwätzige Schusterswitwe erzählte mir, daß es Dir mitunter — nicht zum

Digitized by Google

Besten gehe, besonders an Regentagen, wo Du mit Deiner Kunst nichts verdienen kannst" —

„Ah pah! ich habe genug", rief sie trotzig, „verlange von Niemandem etwas."

„Ich will aber nicht, daß Du Noth leidest," sagte er energisch, indem er eine Hundertgulden-Note aus seiner Brieftasche nahm, „da nimm', Etelka, für den ersten Anfall" —

Sie riß die Banknote aus seiner Hand und schrie mit zornfunkelnden Augen:

„Und Du glaubst, daß ich das annehmen werde? Du meinst vielleicht mich eben so ablohnen zu können, wie es mir die Herren in Pest antrugen, wenn ich ihnen zu Willen gewesen wäre?"

„Aber Etelka, so ist's ja nicht gemeint, nimm' doch Vernunft an."

„Eher will ich verhungern und verrecken, als daß ich mich für die Liebe, die Du bei mir genossen, zahlen lasse; da hast Du Dein Geld, ich brauche es nicht."

Und damit warf sie ihm die Banknote, die sie während der letzten Worte zerknittert und geballt hat, zornsprühenden Auges vor die Füße.

Man wird finden, daß in der Art und Weise, wie Etelka auftrat, weder Logik noch Verstand war, da der arme Wassich doch Alles aufbot, um ihr Loos zu erleichtern, allein die Tänzerin war ein überspanntes Geschöpf und obendrein aus einem Lande, wo die Logik eben nicht zu Hause.

Herr Carlo Senfthuber hätte es viel logischer gefunden, die Banknote, deren Anblick ihn auf dem Trapez in eine pendelartige Bewegung versetzt hatte, aufzuheben und einzustecken.

„Du wirst doch nicht glauben, daß ich dieses Geld zurücknehme?" rief Luca, bei dem nun die wilde Natur seiner Heimat ebenfalls zum Durchbruch kam.

„Du wirst es nehmen!" rief sie, das geballte Papier mit der Fußspitze gegen ihn zuschleudernd, aber eben so schnell schleuderte er es zurück und rief zornig:

„Wer wird mich dazu zwingen?"

Und einige Male flog die Bankanweisung hin und her.

Carlo Senfthuber gerieth darüber in ein gelindes Entsetzen. Hundert Gulden hatte er nie auf einmal gesehen, viel weniger besessen. Es war Gefahr vorhanden, daß der Schatz zertreten, zerrissen wurde, die Augen traten ihm aus den den Höhlen, was bei einem Menschen, der an den Füßen mit dem Kopf nach abwärts hängt, eben nicht zu verwundern ist, seine Brust hob sich krampfhaft, das Trapez zitterte und schwankte hin und her, der Künstler mit ihm.

„Zum letzten Mal sage ich, nimm das Geld!" rief Wassich ganz erbost.

„Nein, nein, nein!" rief die Künstlerin ganz wüthend, mit dem Fuße stampfend, dann aber die zusammengeballte Banknote von sich stoßend, daß dieselbe gegen den vom Winde bewegten Leinwand-Vorhang flog, der als Garderobe-Thüre diente. Eine Umdrehung noch und der „Hunderter" war draußen, wo ihn der Wind forttragen konnte, — auf Nimmerwiedersehen!

Das war zu viel! Der Gedanke, daß die Banknote verloren gehen könnte, brachte Herrn Carlo Senfthuber vollends aus der Fassung. Er vergaß die einem Trapeze-Künstler nöthigen Vorsichtsmaßregeln und die gierigen Hände nach dem werthvollen Papiere ausstreckend, ließ er die Füße von der Querstange los, — in's Weite hinausfliegend.

Die Folge davon war, daß er wie eine Rakete von oben herab in die Damen-Garderobe fiel, wo er gerade zwischen das streitende junge Paar hineinplumpte.

Etelka stieß einen Schrei aus, der sich im nächsten Augenblicke in herzliches Lachen verwandelte.

Der Falke von den schwarzen Bergen war über diese Invasion von oben ein wenig überrascht und zog sich ein paar Schritte zurück. Da er aber Etelka lachen hörte und sah, daß die Menschen-Rakete sich vom Boden erhob und tiefe Verbeugungen machte, trat er wieder muthvoll vor und fragte:

„Herr, was soll das heißen? Ich will wissen, wie Sie hierher kommen?

Digitized by Google

Der Trapezkünstler klopfte mit der einen Hand seine staubig gewordene Tricot's und versetzte:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Baron; ich genieße wohl nicht mehr die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, obwohl ich die Ehre hatte, von Ihnen gesehen zu werden, als Sie vorhin beim Herrn Direktor die Fauteuils kauften."

„Ach ja, ich erinnere mich", meinte der Haselnußprinz lächelnd.

„Nach Ihrer Entfernung schwang ich mich auf mein Trapez", fuhr Herr Carlo Senfthuber fort, „um mich ein Bischen zu üben, um bei der Vorstellung, welcher Sie die Ehre Ihrer Gegenwart schenken wollen, auch eine besondere Ehre aufzuheben. Ich voltigirte etwas waghalsig und ein heftiger Windstoß, der von der Türkenschanze herüber wehte, brachte mich um meinem festen Punkt, das Trapez trennte sich von mir, ich flog hinaus in's Weite und fiel hier herein, weshalb ich meine verehrte Collegin und Sie, Herr Baron, nochmals um Verzeihung bitte."

Das klang nun Alles ziemlich plausibel und sowohl Etelka als Luca schienen davon ziemlich befriedigt, allein wir erlauben uns unsre Leser auf zwei Eigenthümlichkeiten in der Vertheidigungsrede des intelligenten Trapezkünstlers Carlo Senfthuber aufmerksam zu machen.

Erstens titulirte er den Sohn des Cettinjer Hofarztes mit „Baron." Das ist so ein Wiener Usus. Wenn Jemand besonders imposant und mit viel Geld auftritt, und man kennt seinen Titel nicht, so wird er sofort zum Baron avancirt. Elegante Barbier-Gehilfen und Schneidergesellen, die ihren luxeriösen Anzug selbst angefertigt, werden von speculativen Marqueurs und Kellnern „Herr Baron" genannt, was in einer Stadt, wo man jeden Hausmeister „Herr von" nennt, um so weniger zu verwundern ist, als der Italiener jeden Fremden, der einen guten Rock an hat, mit Excellenza titulirt. Ein Mann, der einen Hunderter wegwerfen konnte, mußte in Carlo Senfthuber's Augen mindestens ein Baron sein.

Der zweite seltsame Umstand war der, daß der ausgezeichnete Trapezkünstler während des Sprechens seine ehrlichen blauen Augen nicht, wie er sonst wohl pflegte, auf den richtete, mit dem er redete, sondern nach Art jener zweideutigen Menschen, die Einem nicht in's Gesicht schauen können, nach einer ganz anderen Richtung stierte. Es war der Winkel nächst dem Vorhange der Damen-Garderobe, wo, vom Lufthauch leicht bewegt, die zusammengeballte Banknote hin und her kollerte; Carlo Senfthuber ließ den kostbaren Papierball nicht aus den Augen.

„Ich bedaure Dich", sprach Etelka lachend, „aber obwohl Du auf einem so ungewöhnlichen Wege hereingekommen bist, so muß ich Dich doch ersuchen, meine Garderobe auf dem gewöhnlichen Wege wieder zu verlassen."

„Ich gehe schon, sei nicht böse, — Ihr Diener, Herr Baron", sprach Carlo Senfthuber.

Der Herr Baron war etwas verdutzt und verletzt, daß der Trapezkünstler die Tänzerin mit „Du" anredete; der Montenegriner wußte nämlich nicht, daß dies in Künstlerkreisen allgemein üblich und als Zeichen herzlicher Collegialität gilt. Die Tiroler, die Kutscher, die Offiziere, Schauspieler und Sänger bedienen sich des kameradschaftlichen Duwortes und thuen wohl daran.

Der Künstler machte zwei Schritte gegen den Ausgang der Garderobe, wo er eine plötzliche Ueberraschung fingirend das zusammengeballte Papier aufhob und sagte:

„Entschuldigen, hier liegt etwas, — es scheint Geld, — ja wahrhaftig, — 's ist eine Banknote, — zu hundert Gulden, — sie gehört also Ihnen, Herr Baron?"

Während dieser Worte hatte Carlo das Papier aufgewickelt und auf der Hand glatt gestreift, und, von einem elektrischen Zucken durchbebt, dem Montenegriner hingehalten.

„Nein, mir gehört das Geld nicht", antwortete Luca Wassich trotzig.

„Also gehört es wohl Dir?" sprach Carlo, sich gegen Etelka wendend.

„Mir?" antwortete die Künstlerin, „noch viel weniger! wo käme ich zu so viel Geld?"

Digitized by Google

„Aber wem gehört's denn dann?" rief Carlo Senfthuber in komischer Verzweiflung.

Da ersah Luca Wassich, der sich durch den Titel „Herr Baron" höchlich geschmeichelt fühlte, den geeigneten Moment, um sich wirklich das Air eines Grand Seigneurs zu geben. Mit einer Noblesse, die man dem Sohne der schwarzen Berge nicht zugetraut hätte, sagte er:

„Das Geld gehörte allerdings mir, ich bot es dem Fräulein als eine Tilgung für eine alte Schuld, das Fräulein behauptet, daß ich nichts schuldig sei, ich aber kann das nicht zugeben und eben so wenig das Geld zurücknehmen."

„Ich nehme es noch viel weniger", sprach Etelka stolz.

„Nun, dann weiß ich nur ein Mittel", fuhr Luca fort, „nämlich die Banknote in tausend Stücke zu zerreißen" —

„Nein, nein, — nie!" rief Carlo Senfthuber; „warum wollen Sie der reichen Nationalbank, die Ihnen keinen Dank wissen würde, diesen Gefallen thun, während Ihnen ein armer Teufel dafür bis an's Ende seines Lebens dankbar bleiben würde."

Jetzt erst begriff der Montenegriner, was Carlo meinte.

„Wollen Sie", sagte er, „die Banknote als Geschenk von mir annehmen?"

„O mit tausend Freuden! mit tausend Dank."

„Nun, dann behalten Sie das Geld", sprach Luca Wassich.

Feder und Pinsel vermögen nicht das Gesicht voll Entzücken zu schildern und zu malen, welches der kühne Trapezkünstler in diesem Augenblicke schnitt. Man könnte Schiller parodiren und ausrufen:

„Sahst Du Senfthuber nicht im Augenblicke der Freude,
„Niemals, das glaube mir, hast Du Senfthuber gesehn.

„Ich — ich" — stammelte er, „o — denn! — küß die Hand."

Und im nächsten Augenblicke war er aus der Garderobe mit einer Schnelligkeit entschwunden, als ob er gefürchtet hätte, der „Herr Baron" könnte seine Noblesse bereuen und den Hunderter zurückfordern.

„Du bist ein Verschwender, Luca!" sprach Etelka, nachdem der glückliche Künstler draußen war.

„Nein, nur ein Mann, der sich nichts schenken läßt", erwiderte der Sohn der schwarzen Berge trotzig.

„Ich will nicht weiter mit Dir streiten, geh'."

„Gut, ich gehorche; werde ich Dich wieder sehen?"

Sie zuckte die Achseln.

„Ich werde Dich nicht aufsuchen", sagte sie.

„Aber ich D i c h."

„Das kannst Du halten, wie Du willst, nur verbiete ich Dir, mich in meiner Wohnung aufzusuchen, die Hausleute sind so böse und meine alte Schustermeisterin wäre im Stande, mir zu kündigen."

„Aber Du bist doch täglich auf der Bühne beschäftigt."

„Wenn's nicht regnet."

„Gut, so werde ich täglich der Vorstellung beiwohnen."

„Das wird dem Direktor sehr angenehm sein."

Wie man sieht, verstand es die kleine Wildkatze boshafte Bemerkungen zu machen.

Luca wollte antworten, aber in diesem Augenblicke traten die erwarteten Coleginnen ein, Signora Radibunda, eine hervorragende Seiltänzerin, wenigstens war ein Punkt ihres nicht mehr jugendlichen Körpers so hervorragend, daß man die Arme nur bedauern konnte, die in einem solchen Zustande noch auf dem Seile balanciren mußte.

Ihre Gefährtin, Fräulein Jeanette Lagout, eine Französin, aus dem Lichtenthale, glänzte als Chansonetten-Sängerin, besonders durch den Vortrag von Wiener Liedern im Genre des „höchsten Witz."

Die Damen hatten durch Senfthuber wohl von dem Herrn Baron und seiner Großmuth gehört, denn sie machten ganz außerordentliche Reverenzen und Knixe.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Damen", sprach Luca Wassich, „ich verlasse sofort das Heiligthum der Damen-Garderobe."

„O bitte, bleiben Sie nur, sans gêne," lispelte die Seiltänzerin.

Digitized by Google

„Machen's keine Gixen, Herr Baron," setzte die Chansonettensängerin aus dem Lichtenthale hinzu, „wenn's da bleiben wollen, bleiben's da."

„Ich dulde es nicht," rief Etelka zornig, „Du gehst sofort."

„Ich gehorche", erwiderte der Mann aus Czernahora, „Ihr Diener, meine Damen."

Und mit einer Verbeugung zog er sich zurück.

„Ist das ein Simandl!" rief Fräulein Lagont.

„Den hast Du Dir ordentlich gezogen", setzte die Seiltänzerin hinzu. „Ist's wahr, daß er dem Senfthuber einen Hunderter geschenkt hat?

Etelka nickte mit dem Kopfe.

„Und einen solchen noblen Menschen, einen so schönen Menschen wirfst Du aus unsrer Garderobe hinaus," meinte die Sängerin des Lichtenthals, „sag' mir, wie heißt „d u m m e N o c k e n" auf montenegrinisch?"

Die Tänzerin gab keine Antwort, sondern beschäftigte sich mit ihrer Toilette für die Vorstellung.

5. Kapitel.

Die Kunst geht nach Brod.

Luca Wassich hatte die Damen-Garderobe verlassen, sich in seinen Wagen gesetzt und dem Fiaker befohlen, ihn herum und spazieren zu fahren, wohin, sei ihm ganz gleichgiltig.

„Fahren wir zum Heurigen, Ew. Gnaden", antwortete der Zibeben-Schani.

Gewiß wird jeder Wiener diese Antwort eines echten Wiener Fiakers begreifen. Wie es die germanischen Völker des Nordens mit mächtigem Drange nach Süden, nach Rom zog, wie der Pilger des Ostens immer und wieder nach Mecca sich gezogen fühlt, so hegt der Wiener Fiaker immer eine geheime Sehnsucht nach dem Heurigen, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß er allein von diesem Sehnen erfüllt ist, sondern daß er dasselbe auch mit dem minder aristokratischen Einspänner, mit dem plebejischen Stellwagenkutscher und dem Lenker des Möbelwagens theilt.

Daß also der Zibeben-Schani dem Sohn der schwarzen Berge anrieth, die Pause bis zum Beginn der Vorstellung mit einem „Krügel" Heurigen auszufüllen, ist daher eben so natürlich, als daß der junge Montenegriner fragte:

„Zum Heurigen? was ist das?"

Der Fiaker stutzte. Wie tief in der Cultur mußte eine Nation stehen, die nicht einmal den Heurigen kannte.

„Ich bitt, Ew. Gnaden, — wo sind's denn her?" fragte der Rosselenker.

„Aus Montenegro", erwiderte Luca Wassich mit gerechtem Stolze.

„Ah so!" rief der Fiaker mit einem so hochkomischen Ausdrucke, daß jeder Andre als der Jüngling aus den schwarzen Bergen, der die Ironie nicht merkte, in schallendes Gelächter ausgebrochen wäre.

Aber der Zibeben-Schani war ein gutes Herz; er begnügte sich nicht damit, den unwissenden Montenegriner heimlich auszulachen, sondern er begann denselben zu belehren und erzählte ihm, wie der Wein des vorigen Jahres „Heuriger" heiße, bis zu der Zeit, wo neuer Most gekeltert wird. Je mehr diese Zeit herannahe, desto wohlschmeckender und „süffiger" werde der Heurige und es sei ein Verbrechen, die Gottesgabe zu verachten, besonders, wenn man sie echt bekomme, was allerdings immer seltner werde, sintemalen eine ehr- und pflichtvergessene Race von Fälschern wienerisch „Pantscher" genannt, den edlen Saft mit Syrup, Sprit, Glycerin u. s. w. gar fürchterlich verderben, was sie nicht hindert, diesen „Pantsch" als „höchsten Heurigen" dem betrogenen Publikum zu empfehlen. Aber es gäbe auch neben dieser entarteten Horde ehrenwerthe und wackre Männer, die es nicht über das Herz bringen, die Gottesgab in so unchristlicher Weise zu verderben, sondern wie ihre Väter den Wein rein und unverfälscht ausschänken. Wo aber diese wenigen Ehrenmänner zu finden, das wisse Niemand besser, als der Wiener Fiaker in Folge der ewigen Wechselwirkung, die zwischen Fiaker und Heurigem besteht.

Aufmerksam hörte der Falke aus den schwarzen Bergen zu, allein sein Gesicht zeigte, daß er die ganze Bedeutung, welche der Fiaker in den Genuß des Heurigen legte, noch nicht recht erfaßt

Digitized by Google

und begriffen habe. Der Zibeben-Schani fand es daher angezeigt, dem theoretischen Curse die praktische Anwendung folgen zu lassen, bat den gnädigen Herrn, in den Wagen zu steigen, sprang auf den Bock und fünf Minuten darauf stand man vor einem Hause, wo der an einer Stange befestigte Strauß von Tannen-Reisig anzeigte, daß hier „ausgesteckt", das heißt Heuriger zu bekommen ist. Der fromme durstige Oesterreicher sagt von diesem Zeichen, daß „der Herrgott die Hand hinausstrecke", um die Lechzenden mit seinem Wein zu laben.

Wäre Luca Wassich nicht aus Montenegro gekommen, er hätte vielleicht die Stätte dieser Libationen etwas unsauber gefunden, denn ehrlich gestanden, nimmt es der Wiener, der sonst sehr „heiklich" ist, beim Heurigen nicht so genau, entbehrt schweigend Tischtuch und Serviette, die er in einem andern Lokale nicht weiß genug haben kann, kümmert sich nicht um den schmutzigen Fußboden und die rauchgeschwärzten Wände, macht keine Glossen über Mist- und Düngerhaufen in der nächsten Nähe und wischt das unreine Glas mit seinem eigenen Sacktuche ab. Ja, es gibt Leute, welche behaupten, wenn diese Urwüchsigkeiten, die aus alter Zeit stammen, beim Heurigen nicht mehr zu finden, werde der Heurige überhaupt bei den Wienern aus der Mode kommen.

Und wer hat es in die Mode gebracht?

Die ehrwürdigen Väter vom Orden Jesu.

Zur Zeit, als der Protestantismus in Wien die größten Fortschritte machte, war Hernals, der Sitz und das Eigenthum der Jörger, die Hauptstütze der Evangelischen und als die Gegen-Reformation durch die Jesuiten begann, stand dieses Hernals als eine feste Burg des Lutherthums; zu Tausenden strömten die Wiener, besonders die Kleinbürger und Arbeiter, hinaus, die Predigten der Prädikanten anzuhören, welche die evangelische Lehre predigten und gegen den Papst zu Rom wütheten. Jeder Sonntag sah eine Völkerwanderung nach Hernals ziehen.

Nach der Schlacht am weißen Berge, machte Kaiser Ferdinand II., der überhaupt die Jörger haßte, diesem Treiben ein Ende. Das Predigen wurde eingestellt, die Prediger wurden des Landes vertrieben und im Falle der Rückkehr an Leib und Leben gestraft. Die Jesuiten hielten siegreich ihren Einzug in Hernals, schmückten die alte Kirche mit neuen Bildern und Statuen und errichteten den berühmten „Kreuzgang", dessen andächtige Ersteigung jeder frommen, christgläubigen Seele einen Ablaß auf viele Jahre sicherte. In der Kirche aber predigten die besten Redner das wahre Wort Gottes, das heißt, nach jenen Grundsätzen, welche die Väter des Ordens Jesu zu Nutz und Frommen der Katholiken aufgestellt hatten.

Allein die frommen Väter, die auch sehr gescheidte Väter waren, bemerkten alsbald, daß weder die Ausschmückung der Kirche, noch die Aussicht auf den zu erlangenden Ablaß, am allerwenigsten aber die Kraft ihrer fanatischen Kanzelreden im Stande war, das Volk in jenen Massen nach Hernals zu ziehen, wie sie zu den lutherischen Prädikanten gelaufen waren.

Da aber unsre Vorfahren gar gewaltig den Wein und besonders den Heurigen liebten, so ertheilten die Väter, die ja allmächtig waren, den Hauern von Hernals nicht nur die Erlaubniß, das ganze Jahr Wein zu schänken, sondern auch Brod und kalte Speisen zu verabreichen, wozu damals nur der zünftige Wirth berechtigt war.

Das zog. Und was der Pater Liborius und der Pater Pasnuzius mit seinen herben und süßen Reden nicht zu Stande gebracht, das gelang dem Heurigen. Und als der von Hernals ausgetrunken war, halfen die Nachbar-Orte Sievring, Grinzing, Heiligenstadt, Kahlenberg, Nußdorf aus und wandernde Krämer kamen von Nah und Fern, schlugen ihre Buden auf und um die Kirche war ein beständiger Jahrmarkt.

Die Wiener aber wanderten, wie einst zu den lutherischen Predigern, jetzt zu denen der Jesuiten, denn Schanden halber mußte man doch, wenn man schon nach Hernals ging, einen „Segen" und eine Predigt anhören, die frommen Väter machten die letztere schon recht kurz, damit die Andächtigen sobald als möglich zu dem geliebten Heurigen kamen.

Die Kraft dieses edlen Getränkes ist so groß,

Digitized by Google

daß demselben nicht einmal die Türken widerstehen konnten. Die Sage erzählt davon Folgendes:

Die Einwohner von Hernals und Ottakring hatten sich im Jahre 1683 vor den anrückenden Türken mit Weib und Kind in die Wälder geflüchtet und lebten dort in steter Todesangst. Ihren Wein hatten sie natürlich in den Kellern ihrer Häuser zurückgelassen, die wie alle andern Häuser in den Vorstädten und Vororten in Flammen aufgingen. Es scheint aber, daß die Osmanlis — vielleicht waren es Serben, Bosniaken, Bulgaren oder andre christliche Mithenkersknechte der Türken — die Gottesgabe in den Kellnern fanden und dem Gesetze des Propheten zum Trotze nach Durst tranken.

Als aber am Tage des Entsatzes Sobieski's Polen auf dem rechten Flügel sich in den Wäldern ganz verirrt hatten, so daß sie erst Nachmittags um 4 Uhr aus den Schluchten von Dornbach hervorbrachen, da waren es die Hernalser und Ottakringer, die ihnen als Führer dienten und beim Sturme der Ruinen auf die betrunkenen Muselmänner und ihre christlichen Helfer mit Sensen und Heugabeln losschlugen und Jene, die sich in die Keller verkrochen hatten, racheschnaubend massakrirten. Sie sollen bei den erschlagenen Osmanen, die ja die ganze Beute ihrer Raubzüge mit sich führten, des Geldes, Goldes und Silbers so viel gefunden haben, daß sie ihre Häuser wieder aufbauen konnten und bald wieder der alte Wohlstand herrschte.

Zum Andenken an diese muthige Betheiligung der Hernalser nnd Ottakringer nahm ein dortiges Volksfest, das wohl älteren Ursprungs ist, der sogenannte „Eselritt", einen auf jene That bezüglichen Charakter an. In dem Festzug paradirte fortan ein dicker türkischer Pascha mit seinen Sklaven und Sklavinnen als Hauptfigur, verhöhnt und verspottet von den Zuschauern, was den Türken nicht hinderte, den Heurigen, den man ihm von allen Seiten reichte, in langen gierigen Zügen dem Koran zum Trotze auszutrinken.

Nach dieser langen Abschweifung kehren wir vom Heurigen zum Heurigen zurück.

Luca Wassich hatte an einem der ungedeckten Tische Platz genommen und der Fiaker, der die Aufsicht über Pferde und Wagen einem jener Lungerer überlassen hatte, welche sich in der Nähe solcher Lokalitäten immer einfinden, setzte sich auf den Wunsch des jungen Mannes zu ihm.

Der Montenegriner fand nämlich Gefallen an dem lustigen, feschen Wiener, um so mehr, da ja in den schwarzen Bergen die Standesunterschiede keine Geltung haben.

Zudem benützte der Haselnußprinz seinen Fiaker als eine Art Führer oder Lohndiener, von dem er, als kundigem Wiener, jede Auskunft haben konnte.

Der Zibeben-Schani, der sich sehr geschmeichelt fühlte, hatte dem alten Tobias, dem Kellner zugeflüstert, der fremde Herr sei ein Graf, der nach Wien gekommen, um bei einem echten Fiaker das Kutschiren zu lernen; er sei ein sehr nobler und splendider Herr und ein wahrer Verschwender im Trinkgeldgeben.

Kein Wunder, daß der alte Tobias lief, so gut es seine decrepiden Beine vermochten; bald standen zwei große Gläser vor den Herren, angefüllt mit jenem Getränke von eigenthümlicher Farbe, welches für Most zu hell, für Wein zu trüb ist.

„Sollen leben, Ew. Gnaden", sprach der Fiaker, indem er sein Glas emporhob.

„Danke, gleichfalls", erwiderte Wassich herablassend.

„Nicht wahr, das schmeckt?" fuhr der Rossebändiger fort.

„Ja, 's ist nicht schlecht", meinte der junge Montenegriner, „kann sich aber mit Wutka nicht messen. In unserm Branntwein ist Geist und Kraft, aber das da trinkt sich wie Zuckerwasser."

Drohend hob der Fiaker den Finger.

„Trauen Ew. Gnaden dem Zuckerwasser nicht", warnte der ehrliche Wiener, „es wirft den stärksten Mann nieder."

„Das da? Lächerlich!" erwiderte der Sohn des Hofarztes von Cettinje, das Glas auf einen Zug leerend und sofort frischen Wein bestellend.

Das wiederholte sich noch zwei-, dreimal.

Digitized by Google

Und nun müssen wir abermals eine kleine Pause machen.

Zu den Stammgästen beim Heurigen, besonders in Hernals, gehören auch die Soldaten der Wiener Garnison, vom Feldwebel abwärts, vorzüglich jener Regimenter, die in der Alser- und Augarten-Kaserne liegen. Ein Theil derselben rekrutirt sich aus Galizien, der Bukowina und der Slovakei. Der Ungar in seinem gesegneten Weinlande kennt den Saft der Traube und dessen Wirkung, allein die jungen Burschen aus den angeführten Ländern kommen nach Wien, ohne je ein Glas Wein getrunken zu haben.

Zwei, drei Monate muß man diese Naturkinder in der Kaserne lassen, bevor sie ausgehen dürfen, denn sie würden sich und ihren Stand kompromittiren, in der menschenvollen Stadt über die Kinder purzeln, in die Auslagen fallen und den schnellfahrenden Wägen in die Pferde laufen. Offiziere und Unteroffiziere haben ihre liebe Noth, bis sie den Sohn der Wildniß so weit bringen, daß er Uniform und Czako tragen kann, ohne zur Karrikatur zu werden In dieser Zeit erspart er ein paar Kreuzer von der Löhnung, vielleicht auch schickt der wohlhabende Vater, die fürsorgliche Mutter ein paar Gulden zur Aufbesserung und endlich ist der große Tag da, wo er, mit etwas Geld im Sacke, hinaus darf aus der Kaserne, um sich die Kaiserstadt zu besehen.

Und wohin geht der Soldat?

Zuerst in die Stefanskirche. Denn die slavische Frömmigkeit und das, was er daheim von dem Riesendom und dem großen Stefansthurme erzählen hörte, überwiegt bei ihm alles Andre.

Der nächste Gang aber führt ihn — zum Heurigen, von dem ihm die Kameraden in der Kaserne bereits solche Wunder-Dinge erzählt haben, daß er es nicht erwarten kann, dies Eldorado zu betreten.

Und nun denke man sich einen jungen Menschen von neunzehn, zwanzig Jahren, der zu Hause ein Seitl Branntwein auf einen Zug trinkt, dem verrätherischen jungen Weine gegenüber. Er schmeckt ihm natürlich außerordentlich; nur begreift er nicht, wie man von einem so schwachen, süßen Getränke betrunken werden soll. Eingewiegt von diesem Gedanken trinkt er fort und fort, die betäubende Kohlensäure steigt ihm zu Kopfe und alsbald ist der arme Teufel tödtlich betrunken, so daß die Kameraden alle Mühe haben, ihn heimzuschleppen. Nun gehört aber vielleicht der junge Soldat, der sonst der gutmüthigste Bursche von der Welt ist, zu jener Sorte von Menschen, die im Rausche Krakehl anfangen müssen und dazu kommt noch, daß er, wenn er in einen Streit verwickelt wird, die Waffe an der Seite hat.

Es ist wahrhaftig ein Wunder, daß wir in Wien „beim Heurigen" so wenig Militär-Rauf-Excesse haben. Dieselben scheitern an der Gutmüthigkeit des Wiener Publikums, welches dem Soldaten immer eine gewisse Vorliebe entgegenbringt und an dem Takte unsrer Sicherheits-Organe, die meistens auch der slavischen Idiome mächtig, mit dem Excedenten so lange parlamentiren, bis er ruhiger wird.

Am besten wäre es allerdings, wenn der zum Heurigen gehende Soldat die Waffe zu Hause ließe, aber das sehen gewisse Leute nicht ein.

Genau so, wie dem Bauerssohn aus der Slovakei oder aus der Bukowina, erging es dem jungen Manne aus Montenegro.

Aufgeregt durch die Scene mit Etelka schüttete er das nicht gewohnte, ja bis jetzt nicht gekannte Getränke hinein und wurde — lustig.

Zahlkellner Tobias hatte einem befreundeten Zither-Spieler von dem noblen Grafen gesagt, und alsbald nahm der Mann mit der Zither, nachdem er höflich um Erlaubniß gefragt, am Tische Platz, begann zu präludiren und dann jene österreichischen „Tänz"*) zu spielen, die ob ihres Wohlklanges und ihrer Fröhlichkeit in der ganzen Welt bekannt und beliebt sind.

Der Montenegriner war entzückt.

Der Zibeben-Schani fühlte sich moralisch verpflichtet, auch das Seinige zur Unterhaltung beizutragen.

*) Der Wiener spricht das a tief, wie das englische, einfache a, — in Dialektwerken wird das helle a, z. B. „dö Braden", „dö Garben", gewöhnlich mit ä bezeichnet.

Digitized by Google

Er begann zu „dudeln“ und zu „paschen“, wobei ihn der Zitherspieler rhytmisch begleitete, — im Nu waren ein paar Dutzend Trinker mit dem Glase in der Hand um den Tisch versammelt und der Fiaker begann „Vierzeilige“ zu singen von jener komischen Sorte, die immer schallendes Gelächter erregen; er sang:

Die Vögerln hab'n Kröpferln
Und singen damit,
D' Frau Mahm hat an Kropf,
Aber singen kann's nit!

Du Dirndl, Du wamperts,
Bleib hübsch von mir weg,
I bin ja ka Maus nit
Mich fangst nit mit'n Speck!

Wann d'Ofenröhrn Glas wär
Und ob'n und unt' zua
Und 's wär lauter Bier drin
Da kriagert ma gnua! u. s. w. u. s. w.

Obwohl Luca Wassich die Hälfte der im derbsten Lichtenthaler Dialekte gesungenen Lieder nicht verstand, so unterhielt er sich doch königlich, besonders als das P. T. Publikum, welches den Tisch umstand, in den Dudler, den der Fiaker nach jedem „G'stanzl“ losließ, herzhaft einstimmte.

Der Montenegriner hatte keine Ahnung gehabt, daß die Oesterreicher eine so musikalische Nation seien.

Er warf dem Zither-Spieler fünf Gulden hin, stieß mit den Gästen an, die sich eine Ehre draus machten, von dem Herrn Grafen so ausgezeichnet zu werden, ließ für Alle Wein austragen und war zur Zeit, als die Künstler-Vorstellung beginnen sollte, — total betrunken.

Wir bitten, deshalb von dem armen Luca Wassich nicht schlecht zu denken.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Es war ein wunderschöner Abend, welcher vor der Schaubühne des Direktors Francesco Hlawatschek, genannt der „grose Herkulles“ ein eben so gewähltes, als zahlreiches Publikum versammelte. Die sogenannte Arena erhob sich einige Fuß hoch über den Boden und stand zur Hälfte im Liniengraben, rechts und hinter derselben befanden sich ein paar Hütten, den Cabinen einer Bade-Anstalt ähnlich, die aber von dem Direktor und dessen Künstler-Gesellschaft mit dem stolzen Namen Garderoben belegt wurden und deren eine unsre Leser durch die Scene zwischen Etelka und Luca Wassich kennen gelernt haben.

Der Zuschauer-Raum erhob sich amphitheatralisch, nicht etwa durch die Kunst des Baumeisters oder Zimmermannes, sondern durch die Güte der Mutter Natur, welche das Terrain sanft ansteigen ließ, so daß eben die hintere Bank um ein paar Zoll die vordere überragte und dem glücklichen Besitzer eines solchen Noble-Sitz s, Preis 10 kr., den Anblick der Herrlichkeiten gestattete, die sich auf der Bühne abspielten, welche in diesem Augenblicke noch durch einen schmutzigblauen Vorhang abgeschlossen war. Inmitten dieses Vorhanges war ein Thier mit Flügeln gemalt, welches den Zuschauer auch bei geschlossener Bühne Veranlassung zu heftigen Debatten gab, indem die Einen behaupteten, es sei ein verzaubertes Wildschwein, während die Gebildeteren die Ansicht vertraten, es stelle den Vogel Greif vor, was eine dritte Partei mit der kühnen Hypothese widerlegte, daß das seltsame Ungeheuer nur ein Meerfräulein sein könne. Ein Student, der, zufällig einmal in diesen Musenstall sich verirrend, die Streitenden belehren wollte, daß die seltsame Malerei das geflügelte Musenpferd, den Pegasus, vorstellen sollte, wurde allseitig ausgelacht.

Hinter den Sitzen erhob sich das Steh-Parterre, ein ziemlich breiter Raum, in welchem man für die Benützung eines Platzes 5 kr. zahlte. Allein nicht hier fand sich das meiste Publikum ein, sondern außerhalb des umschlossenen Raumes, wo die Erhöhung des Erdreiches auch den nicht zahlenden Zuschauern gestattete, die Productionen der Gesellschaft zu übersehen, wenn auch das gesprochene Wort größtentheils verloren ging. Ebenso wurde der Linienwall von zahlreichen Neugierigen benützt, die allerdings die Kunstleistungen nur von rückwärts bewunderten, aber nicht minder laut in das Halloh einstimmten, welches nach jeder Pièce, besonders aber nach dem obligaten Feuerwerke von ein paar hundert Gassenjungen angestimmt wurde, welche als nichts zahlende Benützer des

Digitized by Google

Außenraumes ihren Dank für die gebotenen Kunstgenüsse als freiwillige Claque auszujubeln.

So angenehm dieser Beifallssturm, der die ganze Nachbarschaft störte, auch in den Ohren der Künstler klang, so sehr irritirten diese Gratis-Zuschauer die würdige Frau Direktorin und sie war endlich auf den genialen Gedanken gekommen, von diesen externen Gästen eine kleine Beisteuer zu erheben und wenn das Cassen-Geschäft für die innern Räume geschlossen war, dann erschien sie plötzlich, wie ein Gespenst auftauchend, außerhalb der Einfriedungs-Leinwand der Arena, mit einem Teller in der Hand mit dem stereotypen Spruche: „Bitte um eine Kleinigkeit für den Bajazzo!"

Die Erscheinung der Frau Directrice Hlawatschek hatte aber ganz die Wirkung eines Gespenstes, denn vor ihr und dem Teller flüchteten die bestürzten Zuseher, bis auf einige Muthige, die stehen blieben und trotzig erklärten, daß man „heraußen" nichts zu zahlen brauche, oder, sich schämend, ein paar Kreuzer auf den Teller legten, was von der Direktorin mit einem kühlen „danke schön" erwidert wurde.

Die Leser kennen nun den Schauplatz, auf dem sich die nachfolgenden Scenen abspielen werden.

Schon vor dem Beginne der Vorstellung, welche heute zufällig sehr gut besucht war, ereignete sich etwas, was die Zuhörerschaft in Staunen und höchste Neugierde versetzte.

Zwischen der ersten Sitzbank des Parterres und dem erhöhten Podium befand sich ein Zwischenraum von etwa einer Klafter. Die erste Bank genoß daher den Anblick der Productionen in nächster Nähe, welcher Genuß nur durch den Umstand beeinträchtigt wurde, daß auch das Orchester, bestehend aus fünf Mann mit Blas-Instrumenten in nächster Nähe placirt waren, böhmische Musikanten, welche eben so laut, als falsch spielten und nach jeder Pièce die Bier-Pitsche herumwandern ließen.

Heute nun erschien, als bereits die Musikanten ihre erste Polka in die Abendluft hinausschmetterten, Frau Direktorin Hawlatschek, gefolgt von dem Diener John, welcher Livrée und weiße Handschuhe, außerdem aber auch zwei Stühle mit Lederpölstern trug, die man von irgend einem Trödler in der Nachbarschaft zu leihen genommen und welche der böhmische Diener mit dem englisirten Namen auf Anordnung der Directrice vor die erste Bank hinstellte.

Dann zog sich die Direktorin zurück, John folgte, kehrte aber nach einer kleinen Pause wieder, und stellte noch zwei ähnliche Stühle neben die andern, so daß sich deren vier vor der ersten Bank befanden, was die Platzbesitzer derselben sehr übel zu nehmen schienen.

Besonders zwei Herren, die offenbar gekommen waren, sich einen Jux zu machen, schienen diese vor ihren Nasen aufgepflanzten Stühle als ein Hinderniß ihres Planes zu betrachten.

Der Eine mit einem häßlichen, aber sehr geistreichen Gesichte, dessen Augen durch die Gläser einer Brille funkelten, sprach zu dem Diener:

„Sie da, hören Sie?"

„Na?" fragte John in jenem bärbeißigen Tone, welcher den Söhnen Czechiens eigen zu sein pflegt, Leuten gegenüber, von denen sie nichts zu erwarten haben.

„Was sind denn das für Stühle?" fuhr der Häßliche fort.

„Das sehen's ja", erwiderte der Diener, „sind's Fontanells."

Fauteuils, wollte John jedenfalls sagen.

Die beiden Herren lachten laut auf und der Häßliche sprach zu seinem Begleiter:

„Du siehst, lieber Doktor, man lernt nie aus und kann überall etwas profitiren. Es wäre Dir nie eingefallen, daß man vor der Linie Fontanellen hat, die so aussehen."

Der Angeredete, den sein Freund Doktor titulirte, war ein hübscher junger Mann, mit einem kleinen Schnurbarte, der zu seinem intelligenten Gesichte recht gut paßte; auch er trug Brillen und mit einem leisen Anflug von Ironie fragte er den Diener, der mit czechischer Genauigkeit die vier Lederstühle in schnurgerade Richtung brachte:

„Für wen gehören denn diese -- Fontanelles?"

Digitized by Google

Allein Johr, der's gleich weg hatte, daß man ihn hier zum Narren hielt, entgegnete:

„Wenn werden's kommen, werden's schon sehen."

Und stolz ging er von dannen, der Häßliche aber summte leise nach bekannter Melodie:

„Gute Nacht, Du mein herziger Böhm!"

Die Sesselfrage hatte aber nicht blos in der anstoßenden Bank, sondern in allen Räumen der sich füllenden Arena lebhafte Debatten hervorgerufen.

„Wer muß denn heute kommen?" lautete die allgemeine Frage.

„Vielleicht der Herr Bürgermeister!"

„Ah, der ist ja auf die Brünnerstraße gefahren, Wein einkaufen."

„Vielleicht also der Herr Ober-Commissär."

„Ah, — der schickt ja nur einen Amtsdiener, selber kommt er nicht."

„Es wird doch nicht gar der Herr Pfarrer" —

„Geh laß' Dich nicht auslachen. Hat er nicht neulich gepredigt, daß die Buben, statt beim Achtuhrläuten den englischen Gruß zu beten, alle zum Künstler laufen."

„Richtig! richtig! aber für wen sollen diese Extra-Sesseln gehören?"

„Am End kommt gar Jemand vom Hof?" sprach schüchtern ein Mädchen.

„Ja, die Frau Nani vom Hof kommt", antwortete ein Witzbold aus der Vorstadt, „sie hat heut sieben Butten Zwetschken angebracht und nimmt sich vier Sperrsitze, damit sie Platz hat."

Schallendes Gelächter lohnte diese geistreiche Bemerkung.

So ging es lebhaft fort, bis endlich auf der Bühne mit einer heisren Glocke das Zeichen zum Anfangen gegeben wurde. Augenblicklich lagerte sich eine feierliche, fast andächtige Stille über das Auditorium und die Musikanten, nachdem sie noch rasch einen Schluck Bier getrunken, begannen ein majestoses Vorspiel, so daß man glauben hätte können, im nächsten Augenblicke werde Richard Wagner, oder mindestens der Schah von Persien erscheinen.

Allein weder die eine noch die andre morgenländisch verehrte Persönlichkeit kam zum Vorschein, sondern als der Vorhang zur Seite geschoben war, zeigte sich die imposante Figur des Herrn Direktors Hlawatschek, genannt der „grose Herkules", er trug wirklich das Kostume des griechischen Halbgottes, der als Sohn der Alkmene so wunderbare Thaten verrichtete, daß ihn Zeus für würdig fand, einen permanenten Platz im Olymp einzunehmen.

Herkules Hlawatschek trug zwar keine Keule, wohl aber standen auf einem Tische neben ihm vier eiserne Gewichte, von denen zwei die Aufschrift 100 ℔. trugen, während das dritte mit 300 ℔., das vierte mit 500 ℔. markirt war. Mit einer graziösen Handbewegung deutete Herkules Hlawatschek nach diesen Gewichten und gab den erstaunten Zuschauern zu verstehen, daß er mit diesen schweren Gegenständen jetzt seine Kraftübungen beginnen werde.

Unter dem Publikum des Stehraumes befand sich auch ein sachverständiger Dienstmann, welcher die Behauptung aufstellte, daß ein Dreihundertpfund-Gewicht doch dreimal und ein Fünfhundertpfund-Gewicht sogar fünfmal so groß sein müsse, als ein Gewicht zu 100 ℔., daß dieses hier aber nicht der Fall sei und der große Herkules das Publikum um ein paar Zentner beschwindle.

Was versteht auch ein Dienstmann von den Thaten des Herkules?

Diese alberne Einwendung, die ohnehin nur von einem kleinen Kreise gehört wurde, hinderte das andre P. T. Publikum nicht, den Kraftspielen des Herrn Direktors Hlawatschek mit ungetheilter Aufmerksamkeit und Bewunderung zu folgen und als der große Herkules in der einen Hand die Gewichte zu 100 ℔. und das zu 300, in der andern das zu 500 ℔. hielt, auf diese Art in beiden Händen eine Last von 10 Zentnern vereinigend, die er in wildem Kreisel ober seinem Haupte schwang, da brach ein Jubel los, der selbst das Schmettern der Trompetten übertönte, welche das Kraftspiel mit einer verwegenen Polka accompagnirt hatten.

Digitized by Google

„Das ist mir zu dumm!“ sagte der Dienstmann und ging in's nächste Wirthshaus.

Herr Direktor Hlawatschek, immer und immer wieder von Beifalls-Salven hervorgerufen, dankte, die rechte Hand achtungsvoll auf die Brust legend, die sich krampfhaft hob und senkte, als Nachwirkung der letzten Production mit den 1000 Pfunden. Während er sich aber nach allen Seiten dankend verneigte, schielten seine Augen fortwährend nach den leeren Ledersesseln, denn er hatte erwartet, daß der junge interessante Fremde sich des Herkules Riesenleistungen persönlich ansehen würde.

Daß dies nicht geschehen, erfüllte des Künstlers stolzes Herz mit einem Aerger, für den ihn der stürmische Beifall eines kunstsinnigen Publikums nur theilweise entschädigen konnte.

Als der Vorhang zugezogen war, begannen die Musikanten ein seltsames Brouhaha, es war eine „gewaltige Melodie“, so daß der häßliche Herr mit den Brillen zu seinem schönen Freunde sagte:

„Du, das hat was Walkürisches an sich, waga, wagaia!“

„Kommt mir auch so vor“, meinte der Andre lachend, „Baireuth um 20 kr., billiger kann man's nimmer haben.“

„Entschuldigen“, mischte sich ein älterer Herr in's Gespräch, der eine Bank hinter ihnen saß, „das ist nichts Bairisches, sondern etwas Französisches, ein Lied, das die Chansonetten-Sängerin Lagout vortragen wird, wie Sie sich gleich überzeugen werden.“

„Wir danken ergebenst!“ riefen die beiden Herren unisono und mit so komischem Ernste, daß man sah, der Schalk saß ihnen gehörig im Nacken.

Es sollte sich das bald näher erweisen.

Durch den schmalen Gang, den man neben den Sperrsitzen gelassen, damit die glücklichen Besitzer separirter Plätze zu diesen gelangen konnten, kam ein junger Mann herein, der den Hut unternehmend schief gesetzt hatte, sehr blaß war und dem die Enge des Ganges sehr zu statten kam, da er sich rechts und links anhalten konnte, daß man die Unsicherheit seiner Bewegung nicht so leicht zu entdecken vermochte.

Hätte er gleich am Eingange des Tempels der Musa vulgivaga Platz genommen, so würde man seinen Zustand wohl nicht bemerkt haben, allein hinter ihm betrat auch die Direktorin den der Kunst geheiligten Raum und flüsterte so laut, daß es Alle hören konnten:

„Bitte nur vorwärts! bitte! bitte!“

Der junge Mann gehorchte diesem Mahnrufe und wankte weiter.

Aller Augen richteten sich auf ihn.

Endlich war er an der improvisirten Sperrsitz-Reihe angelangt.

„Hier! bitte hier!“ rief die Direktorin und gehorsam sank der junge Mann auf den ersten der vier nach der Reih aufgestellten Sitze.

In diesem Augenblicke ertönte eine Stimme aus dem hintersten Stehraum:

„Sixtes, Sepherl! das ist der Platz für die Besoffenen!“

Es ist möglich, daß die Stimme, die von des Theaters höchsten Stufen in Korinth die Worte hinausschleuderte:

Sieh da! sieh da, Timotheus,
Die Kraniche, des Ibykus!

— mehr Sensation hervorrief, keineswegs aber erregte sie ein so schallendes Gelächter, wie die oben angeführten Worte.

Auch die beiden jungen Männer in der ersten Bank lachten herzlich mit, denn das Räthsel, für wen die Fauteuils bestimmt seien, war endlich gelöst.

Der junge Mann wendete sich um, sah die fremden Herren mit glasigem Auge an und murmelte etwas in fremder Sprache, was die beiden Doktoren glücklicher Weise nicht verstanden.

Dann legte er sich der Länge nach auf alle vier Stühle.

Neues schallendes Gelächter.

Die beiden Herren erinnerten sich, daß sie Aerzte waren und der Eine fragte:

„Ist Ihnen vielleicht unwohl?“

Digitized by Google

„Geht Sie gar nichts an", antwortete der junge Mann, in dem unsre Leser wohl den Falken der schwarzen Berge erkannt haben, der seinen Schnabel zu tief in den Heurigen getaucht hatte.

Die beiden Herren waren über die brutale Antwort einigermaßen entrüstet, allein der Hübsche sagte zu dem Häßlichen:

„Geschieht uns recht, einem betrunkenen Mann muß ein Heuwagen ausweichen."

„Das heißt, wenn er eben mag", erwiderte trotzig der Häßliche.

„Möchtest Du nicht mit einem Betrunkenen in Hernals zu stänkern anfangen?"

„Das wohl nicht, wenn er aber mit mir anfängt, werde ich eine Impertinenz nicht dulden."

Ob der junge Mann auf den vier Fauteuils die letzten Worte gehört und verstanden hatte, läßt sich nicht eruiren; zudem hatte er sich in eine so bequeme Lage gebracht, daß der Weindampf im Kopfe ihm halb und halb die Augen schloß und er nur mühsam zwischen den halbgeöffneten Lidern hervorblinzelte.

Aber die Schaustellung im Musenstall des „grosen Herkulles" nahm ihren Fortgang.

Die böhmischen Musikanten begannen mit einem Male einen schauerlichen Marsch; ein mixtum compositum von russischer Volkshymne, Hussiten-Liedern und Polka macabre, in welchem Trompete und große Trommel in geradezu polizeiwidriger Weise wüthete.

Erschrocken blickte das Publikum nach den Urhebern dieses Lärmes, der häßliche Doktor aber, der dem Orchester zunächst saß, fragte den Spektakelmacher, der die große Trommel prügelte:

„Sie, wie heißt denn dieses ausgezeichnete Tonstück?"

„Da is e Marsch monteriginische", antwortete der würdige Sohn der böhmischen Krone, „denn hab'me spielen, weil is e Prinz mogretinische in Theater."

„Jetzt wissen wir's", sprach der häßliche Doktor Kern, denn so hieß er, zu seinem Freunde Doktor Ritter, „ein montenegrinischer Prinz ist der Herr vor uns. Es scheint, daß die montenegrinischen Prinzen, wenn sie in's Theater kommen, einen Rausch haben müssen und mit musikalischem Lärm empfangen werden."

Prinz Haselnuß hatte sich mühsam aufgesetzt und starrte die Musiker, die, als sie dieser Bewegung ansichtig wurden, noch viel energischer trommelten und trompeteten. Ein leises Lächeln flog über seine Züge, vielleicht erinnerte ihn dieses Brouhaha an die musikalischen Genüsse seiner Heimat.

Gewohnt, keine jener Fragen unbeantwortet zu lassen, die unsre Leser allenfalls an uns stellen könnten, wollen wir auch der naheliegenden Frage entgegen treten, wie denn der böhmische Dirigent des Circus-Orchesters zu dem montenegrinischen Marsche gekommen war.

Bajazzo Zafari hatte dem aufhorchenden Kapellmeister heimlich gesteckt, es werde heute ein montenegrinischer Prinz in's Theater kommen, der das Geld mit vollen Händen wegwerfe und dem man mit Aufführung eines montenegrinischen Marsches eine große Aufmerksamkeit und Huldigung erweisen könnte, die er gewiß nicht unbelohnt lassen würde.

„Kennen Sie einen montenegrinischen oder überhaupt einen südslavischen Marsch?"

„Werd ich nicht kennen?" erwiderte der Orchester-Leiter, der als echter Musik-Direktor um keinen Preis der Welt zugegeben hätte, daß ihm irgend ein musikalisches Genre unbekannt sei.

„Also Sie spielen, wenn ich auftrete, den slavischen Marsch?" fragte Zafari.

„Werd' me schon machen", sprach beruhigend Kapellmeister Naperstick. Dann ging er zu seinen Getreuen und befahl ihnen, daß jeder einen andern Marsch blasen und Pruskalek, der Trommelschläger, aus allen Kräften dazu lospauken sollte. Auf diese Art entstand die reizende Composition, welche das Publikum schaudern machte und den Falken der schwarzen Berge aus seinem Schlummer weckte.

Der Marsch war endlich mit einem Fortissimo zu Ende gekommen und der Vorhang öffnete sich wieder.

Zafari, der Bajazzo, erschien und wurde, da der Lustigmacher immer der Liebling des

Digitized by Google

Publikums ist, von den Zuschauern innerhalb und außerhalb des eingefriedeten Raumes mit Enthusiasmus empfangen, der übrigens sich noch steigerte, als Zafari mit der Zunge schnalzte, wie man einem Hunde ruft, und auf diesen Ruf der vielverwendbare Schimmel erschien, dessen Anblick ungeheures Gelächter erregte.

Der Bajazzo hatte nämlich nirgends die montenegrinischen Landesfarben erfahren können und so begnügte er sich mit der Anwendung der slavischen überhaupt und während er ein Dritt-Theil von der ehrwürdigen Haut seines Schimmels weiß ließ, bemalte er andre Partien mit stattlichen rothen und blauen Streifen, die sich besonders schön machten.

Zafari selbst hatte auf sein etwas schütter werdendes Kraushaar einen montenegrinischen rothen Fez mit langer Quaste gesetzt und sah recht kriegerisch und unternehmend aus.

Als er heraustrat, wußte er seine dem Beifalle des Publikums dankende Verbeugung so einzurichten, daß der Löwen-Antheil davon dem jungen Mann auf den vier Fauteuils zu Theil wurde.

Allein dieser sah nichts mehr davon, denn als der angeblich montenegrinische Kriegsmarsch zu Ende war, legte er sich der Länge nach auf die vier Sessel und schlief sanft ein.

„Der hat's überstanden", meinte Dr. Kern.

„Lassen wir ihn schlafen", replicirte Dr. Ritter, „'s ist das gescheidteste was er thun kann."

„Aber man geht nicht in's Theater, um den Leuten zu zeigen, wie man seinen Rausch ausschläft", grollte Dr. Kern, in dem eine tüchtige Dosis Krakehlsucht steckte.

„Ach laß' mich in Ruhe, schau Dir lieber den Bajazzo an."

In der That bot Zafari — wie man in der Künstlersprache sagt — das noch nicht „Dagewesenste"; er und sein Schimmel übertrafen sich gegenseitig in ihren Leistungen; das P. T. Publikum jubelte, nur er, zu dessen Ehren all das geschehen war, sah nicht zu, — so oft ihn der schmerzliche Blick des Clown's auch traf, er schlief fort, schlief den Schlaf des Gerechten, ohne sich um Roß und Mann zu kümmern.

Und als der Bajazzo endlich abtrat, umbraust vom Beifallssturm seiner Anhänger, da zitterte über seine Lippen ein Wort, das wir aus Rücksicht für den geschätzten Künstler nicht zu wiederholen wagen, doch mag es immer mit dem Ausrufe des Kapellmeisters übereinstimmen, der seinen Leuten zurief:

„Haderlump schmutzige! Schlafte, gibte nix her! Sull'me vielleicht noch einmal Marsch spielen, moregnetinische? Den gibt's nicht. Pulka Nr. 5!"

Und zur allseitigen Zufriedenheit der verschiedenen Publikümer erklangen wieder die lustigen Klänge des böhmischen National-Tanzes, der sich in Wien so sehr eingebürgert hat.

Herr Luca Wassich aber schlief fort.

Und nacheinander folgten die Kunstleistungen der Signora Radibunda, zuerst auf gespanntem, dann auf schlappem Seile, hierauf producirte sich Herr Senfthuber auf dem Trapez.

Allein der junge Montenegriner schlief und schlief immer fort.

Auch Direktor Francesco Hlawatschek, genannt „der grose Herkulles", der sonst nie zu bewegen gewesen wäre, zweimal an einem Abende die entzückten Zuschauer mit seinen Leistungen und Kraftproben zu beglücken, fand sich veranlaßt, heute ausnahmsweise zum zweiten Male die heißen Bretter zu betreten und den „Kugeltanz" zum Besten zu geben, bei welchem er mit zehn Kanonenkugeln dieselben Proben von Kraft und Gelenkigkeit abzulegen pflegte, wie früher mit den Gewichtern.

Seine Getreuen hatten ihm mitgetheilt, daß der interessante Fremde, auf dessen Besuch man sich so gefreut hatte, auf seinen vier Lederstühlen liege und schlafe.

„Ich werde ihn schon wecken!" sprach der Direktor mit jener Zuversicht, die nur ein echtes Künstlerbewußtsein gibt. „Das hat er noch nie gesehen, was er hier sehen soll. Das Zeichen geben!"

Das Letztere galt der Musik und diese begann jenen uralten Einzugsmarsch aus Rossini's „Mosé" zu spielen, der später auch in einer Wiener Pantomime: „Die Zauber-Scheere", mit

Digitized by Google

so viel Glück gespielt wurde, daß die Wiener nach der Melodie desselben in allen Gassen und Straßen sangen:

„Wo, — wo ist der Marsch denn her?
Der ist aus der Zauber-Scheer! Zauber-Scheer!"

Der alte Rappo adoptirte denselben für seine Athleten-Productionen und seither lassen sich alle Kraftmenschen die alte Melodie mit ihrem scharf accentuirten Tempo spielen als Accompagnement für ihre Leistungen auf dem Gebiete des Gewichter-Schwingens und des Kugelwerfens.

Nach dem Takte des alten Marsches trat Direktor Hlawatschek vor die hocherfreuten Zuschauer, sich mit edlem Anstande verneigend und einen verstohlenen Blicke nach dem Platze werfend, wo der Falke aus den schwarzen Bergen den Schlaf des Gerechten schnarchte.

John und noch drei Diener, aufgenommene vazirende Hausknechte, schleppten mühselig eine Kiste herein, in der sich 12 Kanonenkugeln, lauter Vierundzwanzig-Pfünder, befanden.

Man wird zugeben, daß ein Gewicht von 288 Pfunden eben nicht so viel sei, daß vier baumstarke junge Männer es nicht ohne Schwierigkeiten bewältigen könnten, allein das mühselige Hereinschleppen der Kiste war eben eine Reclame für die nachfolgende Production und nach dem Grundsatze: „Klimpern gehört zum Handwerke," — wollte der „grose Herkules" sein Publikum auf den zu hoffenden Kunstgenuß in spannender Weise vorbereiten.

Er wischte sich zuerst mit einem weißen Sacktuche die Hände ab, dann nahm er eine Kugel nach der andern aus der Kiste und ließ dieselben, um das P. T. Publikum zu überzeugen, daß es wirklich Kugeln von Eisen seien, auf die Welt bedeutenden Bretter niederfallen, was natürlich ein gewaltiges Gepolter hervorbrachte, von dem der Athlet erwartete, daß es den Sohn der Czernahora aufwecken werde, aber es war Alles umsonst.

Luca Wassich schlief fort, schlief den Schlaf des Gerechten, der beim Heurigen war.

Mißmuthig blickte der Mann im Tricot auf den Schläfer, allein diese Mißachtung seiner Leistung hinderte ihn nicht, die Production mit aller Verve durchzuführen. Den Schluß bildete ein pfeilschnelles Werfen der Kugeln im Bogen vor seinem Gesichte, so daß die raschen Hände sämmtliche zwölf Kugeln in solcher Geschwindigkeit beförderten, daß es sich wie ein Kranz von Kugeln ansah, ein schweres Kunststück, das von dem Publikum und den in Reserve aufgestellten Gassenbuben auf dem Linienwalle mit einem wahren Halloh aufgenommen wurde.

Diese herrliche Leistung endete damit, daß der Herr Direktor die sämmtlichen zwölf Kugeln auf einmal auf die Bretter des Podiums fallen ließ, was einen Lärm machte, den man Häuser weit hörte.

Luca Wassich zuckte wohl ein wenig im Schlafe, aber er erwachte nicht.

Und während der „grose Herkules" sich vor den jubelnden Gönnern verneigte, murmelte er:

„Mit dem Esel ist nichts anzufangen; er schläft wie ein Murmelthier. Wozu habe ich mich so geplagt? Rein für nichts! Ja, ja, — die Kunst geht nach Brod."

Und tief gekränkt zog er sich in seine Garderobe zurück.

6. Kapitel.

Die Herren prallen auf einander.

Es bleibt eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß Schlafende, welche durch das größte Geräusch nicht geweckt werden, durch eine plötzlich eintretende Stille erwachen.

Das gewohnte Tik-Tak der Uhr im Schlafzimmer wird nicht von dem Wachenden, noch weniger von dem Schlafenden gehört, — verstummt es aber, so erwacht der Schlafende gewöhnlich.

An das Klappern der Mühle, selbst an das Pochen eines Eisenhammers kann sich das Ohr so gewöhnen, daß der müde Mensch hart daneben schläft, ohne etwas zu hören. Steht aber die Mühle plötzlich stille, wird der Hammer ausgehängt, so veranlaßt die um ihre Gewohnheit gebrachte Psyche im Innern des Gehirnes eine uns

Digitized by Google

unerklärbare, räthselhafte Weck-Operation, die den Schlaf unterbricht.

So erging es auch dem Sohne des Hof-Arztes von Cettinje. Weder der montenegrinische Kriegsmarsch des Kapellmeisters Naperstik, noch die Kugel-Detonationen des Direktors Hlawatschek, ja selbst nicht einmal das Halloh der Zuhörer, das ihm in die Ohren gellte, war im Stande gewesen, ihn aufzuwecken, — und doch genügten ein paar leise Saitenklänge, um ihm den Schlaf vom Auge zu treiben.

Diese süßen Töne — wenigstens nach montenegrinischen Begriffen — rührten von den Saiten einer Art Mandoline her, mit welcher in den Händen Fräulein Etelka Molnár in diesem Augenblicke die Bühne betrat. Das schöne Mädchen war in die malerische Tracht ihrer Heimat gekleidet, hatte den Kopf mit einem Fez bedeckt und sah überhaupt gegen ihre übrigen Collegen und Colleginnen von der Gesellschaft Hlawatschek aus wie eine Rose auf einem Mist-Beete. Wir bitten, uns diese derbe aber zutreffende Vergleichung nicht übel zu nehmen.

Ein allgemeines „Ah!" der Bewunderung ging durch die Versammlung.

Etelka verneigte sich leicht gegen das Publikum und griff einige Akkorde auf ihrem Instrumente; sie würdigte ihren schlafenden Landsmann keines Blickes, gleichwohl möchten wir nicht behaupten, daß sie ihn nicht recht gut gesehen habe.

Allein die Töne hatten seltsamerweise Herrn Luca Wassich geweckt und mit glühenden Blicken verschlang er die poetische Gestalt seiner einstigen Geliebten.

Schon bei den ersten Klängen der Mandoline wechselten die Herren hinter ihm ein paar Worte:

„Sapperlot! ist das ein hübscher Kerl!" meinte Dr. Ritter.

„Ein prächtiger schwarzer Käfer", setzte Dr. Kern hinzu, der, wie alle häßlichen Leute, eine hohe Meinung von seiner Schönheit hatte, „das wäre ein Pracht-Exemplar für meine Sammlung."

Man muß gestehen, es lag sehr viel Geckerei in diesen Worten, allein die jungen Herren in Wien — (auch in Berlin, Paris, London!) — sind eben nicht anders und besonders die Herren Doktoren der Medizin tragen ein Unwiderstehlichkeits- und Siegesbewußtsein in sich, das sich noch steigert, wenn der Gegenstand, den sie in's Auge gefaßt, dem Theater oder den verwandten Kunstkreisen angehört; lassen wir ihnen diese Freude.

Luca Wassich hatte die Worte wohl gehört, welche die Herren miteinander gewechselt hatten, er ärgerte sich gewaltig, daß man das Weib seines Herzens einen „Kerl" einen „Käfer" nannte, er hätte auch wohl geantwortet, allein in diesem Augenblicke begann Etelka zu singen, und um keinen Preis hätte er da eine Störung verursacht, um so weniger, als sie ein Lied aus der Heimat sang, das von einer Rose auf den schwarzen Bergen handelte, die den schönen Schäfer liebt, der aber nicht dazu kömmt, sie zu pflücken, da der Türke, der Erbfeind, hereinbricht und das arme Röslein auf der einsamen Bergeshalde zertritt, worauf der Schäfer mit seinen Gefährten kommt, als Held alle Türken erschlägt und ihre abgehauenen Köpfe den Hunden vorwirft.

Das Publikum, das keine Silbe von der ganzen Geschichte verstand, applaudirte heftig, eben so Luca Wassich, der vor Entzücken ganz aufgelöst war.

„Es kann sehr schön sein", sprach Dr. Ritter, „wenn man's nur verstünde."

„Was muß es denn für eine Sprache sein?" fragte Dr. Kern, „es klingt wie Chinesisch oder Japanesisch, — 's kann aber auch Botokudisch oder Kamtschadalisch sein."

Da wendete sich Luca Wassich um und sprach stolz:

„Es ist montenegrinisch, die Sprache meiner Heimat, die ein Schwabe freilich nicht zu beurtheilen versteht."

Wenn ein junges Hühnlein, statt vor dem Fuchse davonzulaufen, sich demselben entgegenstellen und ihn herausfordernder Weise angackern würde, so könnte Meister Reinecke unmöglich ein verdutzteres Gesicht machen, als Herr Dr. Kern gegenüber der herausfordernden Rede des jungen Montenegriners.

Digitized by Google

Er sah ihn einen Augenblick an, dann sprach er:

„Ja, ja, Sie haben ganz Recht, Herr von Montenegro, wir Schwaben sind schon solche Ignoranten, daß wir den hohen Werth der eben so reichen als wohlklingenden Sprachen der Montenegriner, Wenden, Croaten und Serben nicht zu würdigen wissen. Weiters haben wir die Frechheit, daß wir unsere schwäbischen Dichter, Schiller, Uhland, Justinus Kerner u. s. w. höher stellen, als die unsterblichen Gesänge der Asinovich, Cretinowich und Bosowich."

Der Sohn des Hofarztes von Cettinje verstand Latein genug, um die Impertinenz herauszufinden, die in des häßlichen Doktors letzten Worten lag. Sein Rausch war wohl nicht verflogen, aber seine Nerven durch den Anblick Etelka's und die Beleidigung gereizt, und mit düster flammenden Augen fragte er:

„Wollen Sie mich beleidigen, mein Herr?"

„Ich könnte mich eher beleidigt fühlen durch ihre brutale Sprache. Wir lassen uns hier in Oesterreich nicht per Schwaben tituliren, wie Ihr es in Euren Schnorrer-Bergen gewohnt seid. Aber von Leuten Ihrer Art kann man nicht beleidigt werden, man ignorirt sie und geht einfach zur Tagesordnung über. Also seien Sie ruhig, stören Sie die Vorstellung nicht, sonst wird Sie die Polizei Mores lehren."

Diese Worte waren unterdrückten Tones gesprochen, der junge Mann aber, in dem die Nachwirkungen des Weines tobten, rief überlaut, indem er aufsprang:

„Herr, Sie wagen es — —"

„Still! Ruhig! Keinen Lärm machen! Hinauswerfen den Besoffenen!" rief Publicus von allen Seiten.

„Sie hören es, wie man Sie richtig beurtheilt", sprach Dr. Kern energisch, „also folgen Sie meinem Rathe, setzen Sie sich und schweigen Sie."

Luca Wassich sank wieder auf seine vier Stühle und in diesem Augenblicke traf ihn ein vorwurfsvoller Blick Etelka's, welche tief beschämt war, daß ihr betrunkener Landsmann während der Vorstellung Skandal machte.

Dunkel ahnte der junge Mann, daß er eine Bêtise gemacht, allein eben so gut fühlte er, daß es genug sei und daß er sich zurückhalten müsse.

Er beschloß also, sich ruhig zu verhalten, allein

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der Sohn der flüchtigen Stunde,
Aufbaut auf beweglichem Grunde.

War es, daß Etelka doch ihrem ehemaligen Geliebten zeigen wollte, welche Fortschritte sie in der Kunst Terpsychoreus gemacht hatte, sei es, daß sie gerade an diesem Abende jene Kunstbegeisterung in sich fühlte, welche die Jünger und Jüngerinnen der Musen dann und wann überfällt, genug, sie tanzte heute mit einer Bravour und Verve, welche das kunstsinnige Publikum von Hlawatschek's Arena in solchen Enthusiasmus versetzte, daß der Tanz unter stürmischem Beifall zur Wiederholung verlangt wurde.

„Das hätt ich hier gar nicht gesucht", meinte Dr. Ritter, während der Applaus von allen Seiten wiederhallte.

„Unbegreiflich!" setzte Dr. Kern hinzu, „die Kleine tanzt wie eine Göttin, sie ist die Fanni Eßler von Hernals, die Taglioni von Ottakring."

Der arme Luca Wassich, wußte nicht, was das heißen sollte, allein wie alle Betrunkenen war er geneigt, in jedem Worte das er nicht verstand, eine Beleidigung zu sehen; mühsam unterdrückte er den Wunsch zu antworten.

Dr. Kern, der häßliche, trug aber im Knopfloche ein zierliches Sträußchen, das er bei einem Blumenmädchen gekauft hatte.

Und als nun Fräulein Etelka Molnár in Folge des stürmischen Hervorrufes zum zweiten und dritten Mal auf der Bühne erschien, um sich, freundlich lächelnd und Kußhändchen werfend, bei dem Publikum zu bedanken, da benutzte Dr. Kern die Gelegenheit, um ihr einige begeisterte „Brava! Brava!" zuzurufen, dann aber das Sträußchen von seiner Brust zuzuwerfen.

Da dem jungen Montenegriner die Bravarufe des häßlichen Doktors in die Ohren gellten, so wendete er sich um und sah demzufolge, wie der häßliche Doktor das Sträußchen aus dem Knopfloche zog und es der schönen Tänzerin zuschleuderte.

Digitized by Google

Sein südslavisches Herz loderte auf in ingrimmiger Eifersucht, die noch höher stieg, als Etelka sich gegen den Blumenspender verneigte und ihm ein reizendes Lächeln zukommen ließ.

Mühsam hielt er sich, Wein und Eifersucht gohren in seinem Gehirn.

„Schau die kleine Kokette!" flüsterte Doktor Kern, der Unwiderstehliche; „sie gibt Acquit mit ihrem Lächeln."

„Kommt mir auch so vor", antwortete der schöne Dr. Ritter.

„Und wenn ich dies Lächeln recht verstanden habe", fuhr Dr. Kern fort, „so heißt dieses Lächeln in's gewöhnliche Deutsche oder Schwäbische übersetzt: Warten Sie nach der Vorstellung auf mich."

„Du bist ein guter Uebersetzer" meinte Doktor Ritter, „und Du wolltest wirklich warten?"

„Gewiß, — das Mädchen hat ganz was Appartes, ich werde sie nach Hause begleiten"

„Das werden Sie nicht", sprach Luca Wassich, der nicht länger an sich zu halten vermochte.

Abermals machte der häßliche Doktor das verdutzte Gesicht, dann fragte er:

„Und wer wird mir's wehren?"

„Ich", antwortete Luca Wassich mit dem Siegesbewußtsein eines echten Montenegriners.

„Ah! Sie? ich möchte wissen wie?

„Das werden Sie schon sehen."

„Teufel! und dann möchte ich auch noch wissen, mit welchem Rechte?

„Die Tänzerin ist meine Geliebte."

„Nicht möglich."

„Und die Mutter meines Kindes."

Dr. Kern brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches auch Dr. Ritter, wenn auch in leiserem Tone mit einstimmte; allein in diesem Augenblicke betrat Bajazzo Zafari die Bühne im Kostüm eines polnischen Juden, den wieder weiß gewaschenen Schimmel hinter sich nachziehend.

Die Stimme des jungen Czernagorzen, der auf den Zweifel über seine Vaterschaft antworten wollte, wurde durch das Gejohle des Publikums erstickt, aus welchem einige riefen:

„Still! pst! ruhig da unten! das Maul halten!"

Man ist in derlei Affairen vor den Linien Wien's eben nicht sehr höflich.

„Sie sehen, daß hier nicht der Platz ist, über derlei Dinge in's Reine zu kommen", sprach Dr. Kern leise und energisch. „Wir wollen also vorderhand die Sache auf sich beruhen lassen, nach der Vorstellung sprechen wir weiter."

„Es ist gut", versetzte Luca Wassich, seine bequeme Lage wieder einnehmend.

Wir haben unseren Lesern bereits genügende Schilderungen von den Kunstgenüssen gegeben, welche dem P. T. Publikum in der Arena des „grosen Herkulles" Hlawatschek geboten wurden. Wir übergehen daher den Rest des Programmes und wenden uns sogleich jenen Scenen zu, die nach Schluß der Vorstellung sich abspielten.

Es war inzwischen dunkel geworden und die letzten Piecen des Hlawatschek'schen Programmes waren bei einer sehr problematischen Beleuchtung aufgeführt worden; auch die Straßenlaternen brannten bereits, als man die Arena verließ. Beim Scheine derselben pflanzte sich Luca Wassich an eine Ecke, der ihm ja bekannten Oertlichkeit gegenüber, um Etelka zu erwarten.

Dr. Kern stellte sich als echter Krakehler ihm gegenüber auf und Dr. Ritter, der als echter Freund es unpassend fand, den Freund in einem solchen Augenblicke allein zu lassen, stand neben ihm.

Alle drei beobachteten sich gegenseitig, gleichzeitig aber auch die hohle Gasse zwischen der Arena und dem Liniengraben, durch welche die Tänzerin kommen mußte.

Endlich erschien sie; freilich sah sie jetzt anders aus, — an die Stelle des Ballet-Costumes war ein abgetragener Ueberrock getreten, — ein verschossenes Fichu lag um den Hals, das Haar, vom Tanzen aufgelöst, war noch nicht wieder geordnet und auf demselben balancirte ein dunkler Strohhut mit einem zerknitterten Bouquet. Es ist eine alte Beobachtung, daß Damen vom Theater, die auf den Brettern durch Eleganz, Geschmack und Nettigkeit ihrer Toilette paradiren, im Hause und sebst auf der Straße eine gewisse Nonchalance in ihren Anzügen an den Tag legen, welche

Digitized by Google

zu dem Namen „Schlamperte Komödiantin“ Veranlassung gab.

So erschien auch Etelka Molnár in diesem Augenblicke zur großen Enttäuschung des häßlichen Doktors, der übrigens um keinen Preis von seinem übernommenen Bewerberposten zurückgetreten wäre.

Die Tänzerin ging rasch, weder rechts noch links blickend, ein sicheres Zeichen, daß sie weder auf Begleitung wartete, noch gesonnen war, eine solche anzunehmen.

In diesem Augenblicke sprang Luca Wassich auf sie zu und sprach leise:

„Etelka!“

„Was soll's?“ fragte sie, ihn mit ihrem düsteren Glutenblick fixirend.

„Gib mir Deinen Arm, Etelka, es sind zudringliche Leute hier, die Dich begleiten wollen.“

„Ich weiß mich der Zudringlichen schon selbst zu erwehren.“

Inzwischen war Dr. Kern an sie herangetreten und sprach:

„Mein Fräulein, wie es scheint, müssen Sie allein nach Hause gehen. Wenn ich mir erlauben dürfte, Ihnen meine Begleitung anzutragen, so würden Sie dadurch der Gefahr entgehen, von Leuten belästigt zu werden, die vielleicht — betrunken sind.“

„Herr, was erfrechen Sie sich?“ schrie Luca Wassich.

„Ich rede nicht mit Ihnen, sondern mit dem Fräulein“, erwiderte Dr. Kern kalt, „ich bitte Sie, Fräulein, meinen Vorschlag und meinen Arm anzunehmen.“

Und zierlich bog der häßliche Mediziner seinen Arm und hielt ihn der Tänzerin hin.

„Ich danke, mein Herr“, entgegnete sie mit graziöser Handbewegung, „mir sind die Betrunkenen schrecklich zuwider. Es hatte sich auch heute Einer in unserem Theater eingefunden, er war geradezu ekelhaft. Uebrigens muß ich Ihre Begleitung ablehnen, — ich gehe immer allein — gute Nacht.“

Rasch enteilte sie und da sowohl Dr. Kern als der Montenegriner sich anschickten, ihr zu folgen, sprang sie mit der Leichtfüßigkeit eines Rehes in einen nächst der Linie stehenden Comfortable, rief ihm leise ein Wort zu und der Einspänner fuhr pfeilschnell — man verzeihe die Hyperbel! — zur Linie hinein.

Die Herren stutzten, in diesem Augenblicke trat aber der Zibeben-Schani, der Fiaker des Montenegriners, zu der Gruppe und sprach, den Hut ziehend:

„Fahren wir nach, Euer Gnaden, in zwei Minuten hol' ich mit meinen „Schießern“ die „Saudtruhen“ ein.“

Luca Wassich schien einen Augenblick geneigt, diesen Rath zu befolgen, allein er wurde daran durch Dr. Kern gehindert, der über den von Etelka empfangenen Korb ärgerlich, seine Galle an Jemandem auslassen wollte und dazu kein geeigneteres Object fand, als den jungen Sohn der schwarzen Berge, mit dem er durchaus ein Hühnchen pflücken wollte.

„Ich glaube“, sagte er, „nach der Lection, welche das Fräulein diesem Herrn soeben gegeben hat, dürfte er keine Lust haben, ihr abermals seine Begleitung aufzudringen.“

„Lection?“ fragte Luca Wassich mit wildem Blicke, „wie meinen Sie das?“

„Man scheint in Ihrem Lande sehr begriffstützig zu sein“, fuhr Dr. Kern mit schneidender Ironie fort, „zuerst lügen Sie und geben sich für den Geliebten des Fräuleins aus, das Ihre Begleitung entschieden zurückweist; zweitens sind Sie in einem Zustande, der sie überhaupt zum Begleiter einer Dame ganz untauglich macht und von dem Fräulein selbst als ekelhaft bezeichnet wurde.“

„Und was wollen Sie damit sagen?' rief der Montenegriner im wilden Zorne.“

„Daß Sie total betrunken sind“, erwiderte Dr. Kern phlegmatisch.

„Elender lumpiger Schwabe!“ brauste der Sohn der schwarzen Berge auf und hob gleichzeitig die Hand, um nach dem häßlichen Doktor zu schlagen, allein mit Blitzesschnelle fing Doktor Ritter den erhobenen Arm und hielt ihn, wie in einem Schraubstocke fest.

Digitized by Google

Der Falke aus den ſchwarzen Bergen ſtieß einen Wuthſchrei aus, der Zibeben-Schani aber rief:

„Ah, wenn geraufft wird, da ſind wir auch dabei! Meinem Herrn was thun, das gibt's nicht!“

Und ſchlagfertig ſchwang er die Peitſche, aber ſchon hatten ſich eine Menge Leute um die Streitenden geſammelt, der Fiaker wurde an einem thätlichen Eingreifen gehindert, und das P. T. Publikum nahm Partei gegen den Montenegriner. Auch trat raſch der nächſt der Linie poſtirte Sicherheitsmann zu der Gruppe und ſprach energiſch:

„Ruhe, meine Herren, was gibt's hier?“

„Man hat mich beſchimpft! rief Luca Waſſich, „wer mich beſchimpft, den hane ich mit meinem Handſchar in Stücke — —“

Der Sicherheitsmann ſtutzte; Dr. Kern aber ſprach pfiffiger Weiſe:

„Sie ſehen, Herr Sicherheitswachmann, dieſer Herr ſcheint die Manieren von Montenegro bei uns in Wien einführen zu wollen. Zuerſt nennt er uns elende lumpige Schwaben und dann erklärt er ſich für beſchimpft, weil wir auf ſeine Beleidigung nichts erwiderten, als daß er total betrunken ſei.“

„Ich bin nicht betrunken!“ brüllte der Montenegriner aus Leibeskräften.

„Sie ſind es“, erwiderte der Sicherheitsmann energiſch, „ſonſt würden ſie nicht ſo ſchreien.“

„Ich kann ſchreien wie ich will, das geht Sie gar nichts an, Sie türkiſcher Kawatz.“

„Oho!“ machte das Organ der öffentlichen Ordnung, der Zibeben-Schani aber ſprach:

„Aber Herr Sicherheit, einen kleinen Brand kann man ja beim Heurigen bald bekommen.“

„Reden Sie, wenn Sie gefragt werden“, entgegnete der Sicherheitsmann, „mir ſcheint, Sie ſind ſelbſt nicht nüchtern.“

„Kann ſchon ſein“, meinte der Fiaker.

„Sie aber, mein Herr, fordre ich auf, ruhig Ihres Weges zu gehen“, wendete ſich der Sicherheitsmann gegen Luca Waſſich, „und nicht weiter Spektakel zu machen.“

„Sie haben mir gar nichts zu befehlen, Sie uniformirter Sklave!“ brüllte Waſſich, bei dem das wilde Blut ſeiner Heimat zum Ausbruche drängte.

„Da hören Sie's ſelbſt!“ ſchürte Dr. Kern.

„Ich erkläre Sie wegen Wachebeleidigung für verhaftet,“ ſprach der Mann des Geſetzes.

„Mich verhaften?“ ſchrie der Wüthende, „dann müſſen die beiden Schwaben da auch verhaftet werden.“

„Das habe ich zu beſtimmen, nicht Sie“, verſetzte der Sicherheitsmann, „es iſt kein Grund vorhanden, dieſe ſehr anſtändigen Herren zu arretiren, übrigens bitte ich Sie um Ihre Karten, da ich Sie als Zeugen der geſchehenen Wachebeleidigung um Ihr Erſcheinen erſuchen werde.“

„Mit Vergnügen“, erwiderten Beide und übergaben dem Manne ihre Karten, die derſelbe mit einem verbindlichen „Danke, Herr Doktor,“ einſteckte.

„Ich kann Ihnen keine Karte geben“, rief der junge Mann, „habe noch nicht Zeit gehabt, mir welche ſtechen zu laſſen. Meinen Paß habe ich auch nicht bei mir, aber ich heiße Luca Waſſich, bin der Sohn des Hofarztes von Cettinje und wohne bei Herrn Oberlehrer Wittmann in — in — den Namen der Gaſſe habe ich vergeſſen.“

„Auf dem Commiſſariate werden Sie ſich ſchon erinnern, folgen Sie mir.“

Dr. Ritter hatte nicht wenig geſtutzt, als er hörte, der junge Betrunkene ſei ſein Nachfolger als Zimmerherr im Hauſe des Oberlehrers Wittmann; beinahe fühlte er ſich verpflichtet, ein gutes Wort für den jungen Mann einzulegen, allein Luca Waſſich verdarb Alles, indem er auf die Aufforderung des Sicherheitsmannes ſchreiend antwortete:

„Ich gehe nicht, — ſechs Pferde bringen mich nicht weg von hier!“

„Zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden“, ſprach der Mann des Geſetzes.

Das Publikum gab ſeinen Unwillen laut zu erkennen, beſonders Solche, die in der Arena des „groſen Herkulles“ geweſen waren und ſchimpften, daß der beſoffene Herr ſchon dort Skandal gemacht habe.

Digitized by Google

Zur Schande der Menschheit müssen wir bekennen, daß unter diesen Schimpfern auch die Arena-Mitglieder, Bajazzo Zafari, Frl. Lagout und Frl. Radibunda waren, die ihrem Aerger, daß sie der fremde Prinz keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, jetzt dadurch Luft machten, daß sie in der lästerlichsten Weise über den betrunkenen Störenfried loszogen. O, diese Menschen!

„Geben's nach, Ew. Gnaden, da ist nichts zu machen", mahnte der Zibeben-Schani, „nicht wahr, Herr Sicherheit, Sie erlauben, daß ich meinen Herrn in meinem Wagen auf's Commissariat führen darf."

„Ich habe nichts dagegen", antwortete der Schützer der öffentlichen Ordnung, „nur muß ich darauf bestehen, neben ihm zu sitzen, um weiteren Excessen vorzubeugen."

Luca Wassich wollte neuerdings gereizt erwidern, allein der Fiaker, welcher inzwischen den Schlag geöffnet, nahm den jungen Mann um die Mitte und hob ihn wie ein Kind in den Wagen.

Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus und jubelte.

Der Montenegriner wollte aus dem Wagen springen, wurde aber von dem nachsteigenden Sicherheitsmann daran gehindert und zurückgedrängt. Er begnügte sich also der versammelten Menge, die inzwischen auf mehrere Hunderte angewachsen war, etwas zuzurufen, was diese, wenn sie's verstanden hätte, wahrscheinlich in hochgradige Erbitterung versetzt haben würde. Da er sich aber der wohlklingenden Sprache seiner Heimat bediente, so wurde dadurch die Lachlust und das Halloh des Publikums nur gesteigert und der Volkswitz machte seine Glossen.

„Das ist ja ein Croat," meinte der Eine, der Wahrheit ziemlich nahe kommend.

„Nein, — ein Gottscheer!" rief der Zweite, sich gelehrt in die Brust werfend.

„Oder ein Salamimann! Duri, duri!" schrie der Dritte, und sofort erklang es: „Duri, duri!" aus dem Munde von ein paar Dutzend Gassenbuben, welche dem Wagen nachliefen, der den jungen Montenegriner auf's Polizei-Commissariat brachte, wo der diensthuende Beamte ihn Anfangs sehr glimpflich behandelte, da aber der junge Mann nicht aufhörte zu schreien, zu poltern und mit fürchterlicher Rache zu drohen, so ließ ihn der Commissär endlich in den Arrest des Hauses führen, wo Herr Luca Wassich nebst einigen anderen Herren, die sich in einem ähnlichen Zustande befanden, wie er, seinen Rausch ausschlafen konnte.

So schön hatte dieser Tag begonnen, so traurig endete er.

Sic transit gloria mundi!

7. Capitel.

Ein schauriger, trauriger Morgen.

Der Herr Professor Franz Xaver Wittmann saß in seinem uns wohlbekannten Speisezimmer, um ihn die Kinder des Hauses, Lella, Lilla, Lolla und Lulla, vor den noch leeren Kaffeetassen, mit Ungeduld auf das Erscheinen des braunen, arabischen Trankes wartend. Es ging auf Viertel acht und in diesem Hause, wo Alles mit pedantischer Ordnung zu geschehen pflegte, erschien die Kaffee-Kanne sonst punkt 7 Uhr auf dem Tische.

Es befand sich aber auf diesem Tische außer den fünf Tassen für Papa und seine vier Töchter noch eine sechste, bestimmt für den neuen Hausgenossen Luca Wassich.

„Prinz Haselnuß schläft heute sehr lang", meinte Schnabel Lulla.

„Es ist nicht artig, Damen so lange warten zu lassen", meinte Lolla, die reizbare.

„Nun, 's ist doch leicht möglich, sich zu verschlafen", beschwichtigte Lilla, die milde.

„Unser früherer Zimmerherr, Dr. Ritter, hat nie auf sich warten lassen", setzte Lolla hinzu.

„Na, nur ruhig!" ermahnte Papa Wittmann, 's ist ja noch nicht einmal Viertel auf acht. Er wird spät nach Hause gekommen sein, ich wenigstens habe ihn nicht kommen gehört."

„Das schickt sich aber nicht, wenn man erst den zweiten Tag in einem Hause wohnt."

„Halt den Schnabel, Du Schnabel, was verstehst Du, Krautstaude, von dergleichen Dingen. Herr Wassich hat sich bei mir ausgebeten und ausdrücklich gesagt, er werde nicht zum Nachtessen kommen."

Digitized by Google

„Das galt für gestern," opponirte Lulla, „aber hat er auch gesagt, daß er heute nicht zum Frühstück kommen wird?"

„Wenn Du mich hättest ausreden lassen, naseweises, vorlautes Ding, so würdest Du bald einsehen, wie einfältig Deine Frage ist. Indem sich unser Zimmerherr vom gestrigen Nachtmahle los bat, deutete er ja doch an, daß er sein Souper in einem anderen Kreise einnehmen werde, und zwar im Kreise von Bekannten, Studenten, Landsleuten, was weiß ich! Und da habt Ihr, die Ihr noch keinen Tag aus des Vaters Haus weg gewesen, keinen Begriff, welche Herzensfreude man empfindet, wenn man in der Fremde Heimatgenossen findet; da drückt man sich die Hand und plaudert und singt und trinkt, und eh' man's denkt, wird's zwölf und man geht noch nicht, sondern trinkt ein Glas vom extra Guten und läßt die liebe Heimat leben."

„Na, das ist Alles recht schön", schnabelte Lulla, „hindert aber gleichwohl nicht, daß mir der Magen entsetzlich wehe thut und daß ich mich schrecklich nach dem Kaffee sehne."

Als hätte sie diesen Wunsch ihres Lieblings durch die Zimmerthüre gehört, trat in diesem Augenblicke Wlasta ein, die große Messingtasse in den Händen und auf derselben stand Thee- und Milchkanne, sowie die Zuckerdose und das Drahtkörbchen mit den Kipfeln.

„Heil Dir im Siegeskranz!" sang Lulla, Papa Wittmann aber sagte streng:

„Was fällt Dir ein, Wlasta, das Frühstück aufzutragen, bevor unser Zimmerherr bei Tische ist. Gleich gehe hinüber und meld' ihm's, er soll uns nicht einer Mißachtung zeihen."

„Ach, junge Herr schlaft noch so fest", antwortete die Böhmin mit anscheinender Gleichgiltigkeit, „daß will ich ihn gar nicht aufwecken."

Dabei gab sie aber ihrem Herrn mit Vertraulichkeit eines alten Dienstboten einen leisen Wink, daß er herauskommen möge, sie habe ihm etwas mitzutheilen, was sich vor den jungenDamen nicht gut sagen lasse.

Papa Wittmann erhob sich und sagte:

„Nun, so warten wir nicht, — Lolla schenk den Kaffee ein, — ich komme gleich wieder."

Und er folgte seiner getreuen Haushälterin in die Küche.

„Was hast Du denn, Du Unke?" fragte er.

„Bitt' ich, gnädige Herr", erwiderte die Czechin, „Zimmerherr schläft nicht."

„Warum hast Du ihn denn nicht zum Kaffee geholt?"

„Weil ist gar nicht zu Haus."

„Was? Herr Wassich ist heute schon ausgegangen, so zeitlich, ohne sich zu empfehlen?

„Ist gar nicht ausgegangen, ist gestern nicht heim gekommen."

Der würdige Oberlehrer trat bestürzt einen Schritt zurück, dann fragte er:

„Du behauptest also, unser Zimmerherr sei gar nicht heim gekommen, sondern habe die Nacht außer Hause zugebracht?"

„Ist wirklich so. Ich hab' ich ganze Nacht gewartet und nicht Aug' zugemacht, bis heim kommt Zimmerherr. Weiß ich ja, wie sind junge Leut'; wenn's trinken Glas zu viel, haben's gleich Rausch, können's nichts vertragen, kommen's heim in Zustande bedauerliche. Hab' ich warten ganze Nacht, daß kann ich ihm helfen, wenn hat ausladen zu viel, — ist aber nicht kommen. Bett ist leer und nicht zusammdruckte."

„Sonderbar, sonderbar", knurrte der bestürzte Schulmann.

„Ja, toje schrecklich!" seufzte die getreue Köchin.

„Es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein!" meinte Wittmann.

„Arme Landsmann!" wehklagte Wlasta leise, sich die Augen trocknend.

„Fassung! Ruhe! und vor Allem Verschwiegenheit! gebot der Herr des Hauses. „Die Mädchen dürfen nicht erfahren, um was es sich handelt und daß Wassich nicht heimgekommen ist. Ich werde sagen, ich sei in seinem Zimmer gewesen und er schlafe so fest, daß ich ihn nicht wecken will."

„Toje gut, — ja mach' me su!" stimmte Wlasta ein.

Digitized by Google

Herr Oberlehrer Wittmann aber kehrte in das Speisezimmer zurück, setzte sich zu seiner Tasse und sprach mit einem pädagogischen Lächeln:

„Das Sprichwort sagt: Jugend hat nicht Tugend, dafür hat sie aber einen beneidenswerthen Schlaf. Unser Zimmerherr schläft den Schlaf des Gerechten und all' mein Rütteln und Rufen nützte nichts, also lassen wir ihn in Gottesnamen schlafen und trinken wir unsern Kaffee."

„Ainsi soit-il! Amen!" rief Lulla.

Nach dem Frühstücke ging Papa Wittmann vom Hause weg in seine Schule, jedoch nicht ohne früher der alten Wlasta folgende Weisung gegeben zu haben:

„Ich gehe jetzt an die Arbeit, um 11 Uhr bin ich fertig und komme wieder heim. Wenn etwas von Bedeutung vorfällt, setze mich gleich in Kenntniß."

„Tak, Alles in Ordnung", garantirte Wlasta.

Wir müssen gestehen, daß der Herr Oberlehrer heute nicht der aufmerksame, pedantische, präcise Schulmann war, als welcher er sich sonst bei jeder Gelegenheit zeigte. Er brachte den Gedanken, was wohl mit dem jungen Montenegriner geschehen sein konnte, nicht aus dem Kopfe. Die Zahl der Unglücksfälle ist in einer Weltstadt mit einer Million Einwohner täglich eine bedeutende, wie leicht konnte der junge Mann, der in Wien vollkommen fremd war, das Opfer seiner eigenen Fahrlässigkeit oder fremder Bosheit geworden sein.

Dabei hatte Oberlehrer Wittmann keine Ahnung, daß seine Töchter lange vor ihm Alles wußten.

Das kam aber so.

Es war neun Uhr. Die jungen Damen waren an ihrer gewohnten Beschäftigung, das heißt Lella besorgte mit Hilfe Lilla's das Aufräumen und die Säuberung der Wohnung, Lulla studierte am Clavier und Lolla besorgte das Menu für den Mittagstisch. Da ward plötzlich geläutet.

„Wer kommt denn so früh zu uns?" fragte Lolla, während Wlasta öffnete.

„Jesus! Jesus! Herr Doktor!" rief die Böhmin die Hände zusammenschlagend.

„Fräulein Lella zu Hause?" klang es draußen und während Lolla bejahte, ließ Lella, welche eben mit einem Federwisch das Bild des Großvaters abgestaubt hatte, vor freudigem Schreck den Abstauber fallen.

Im nächsten Augenblicke klopfte es, Lella war nicht im Stande „Herein!" zu rufen, Lilla that es an ihrer Stelle, Lulla hüpfte neugierig vom Clavier weg, um zu sehen, wer da komme, und herein trat, von Lolla geführt, Doktor Ritter, unser Bekannter aus der Arena Hlawatschek.

Lella war ein viel zu gut erzogenes und braves Mädchen, um ihren Gefühlen vor ihren jüngeren Schwestern freien Lauf zu lassen, auch Dr. Ritter verstand es, als gebildeter Mann, sich zurückzuhalten, allein, wenn ein Menschenkenner die Blicke beobachtet hätte, die bei dieser ersten Begegnung nach langer Zeit der Sohn Aesculaps und die älteste Tochter des Oberlehrers wechselte, so müßte er sofort daraus entnehmen, daß sich die jungen Leute wohl vom Herzen lieb hatten.

Uebrigens sind die jungen Mädchen auch keine schlechten Menschenkennerinnen, denn Lilla und Lolla, ja selbst die kleine Lulla bemerkten das Funkeln dieser Blicke und die Purpurröthe auf Lella's Wangen und sie freuten sich darüber.

Man spricht von der Fadheit und Hohlheit der banalen Begrüßungsphrasen und Höflichkeitsformeln und doch thun sie manchmal gute Dienste, z. B. in diesem Augenblicke, wo die sonst so gescheidte Lella nichts herauszubringen wußte als:

„Ah, Herr Doktor! — glücklich zurückgekommen? immer gutes Wetter gehabt? gut unterhalten?"

Und Dr. Ritter, obwohl er alle seine Rigorosen cum nota eminentiae gemacht hatte, war froh, mit der banalen Beantwortung dieser alltäglichen Redensarten über die ersten Augenblicke des Wiedersehens hinweg zu kommen.

„Ach, wie schade, daß Sie nicht mehr bei uns wohnen", sprach Lilla.

Das war eine Phrase, die Lella um keinen Preis herausgebracht hätte.

„Niemand bedauert es mehr als ich", schaltete der Doktor ein.

Digitized by Google

„Aber warum wohnen Sie denn nicht mehr bei uns?“ fragte Lulla. „Warum müssen Sie denn von uns wegziehen?“

„Du bist vorlaut, Lulla“, mahnte die älteste Schwester.

„O nein, sie hat ganz Recht,“ versicherte der Doktor, „ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Wie sie wissen, bin ich Secundararzt im allgemeinen Krankenhause geworden und muß in dieser Eigenschaft im Spitale wohnen, um jeden Augenblick bei der Hand zu sein, wenn man meiner bedarf.“

„Und da müssen Sie wohl auch in der Nacht aufstehen?“ fragte Lolla.

„Wenn ein dringender Fall vorkommt, natürlich,“ erwiderte Dr. Ritter, „es vergeht selten eine Nacht, wo man nicht zwei-, dreimal geweckt wird.“

„Das ist ja entsetzlich!“ meinte Lilla, die sehr gern schlief.

Der Mediziner zuckte die Achseln.

„Was will man machen?“ sagte er. „Es ist einmal unser Beruf und man soll einem leidenden Menschen so rasch als möglich zu Hilfe eilen. So schwören wir es in dem Eide, den wir der Facultät leisten. Uebrigens trifft es nicht bloß uns unbedeutende Sekundar-Aerzte in den Krankenhäusern, es gibt berühmte Doktoren, mit großer Praxis, ältere Herren, denen der Schlaf recht wohl thäte und die gleichwohl, z. B. bei Epidemien, fünf-, sechsmal und öfter in der Nacht aus dem Bette geholt werden, ohne daß sie sich dessen weigern.

„Nun Lella,“ sprach Lulla mit jenem gravitätischen Ernste, der dem reizenden Kobold ganz allerliebst stand. „Ich weiß, wie gern und gut Du schläfst. Heirate Dir nie einen Arzt, es muß fürchterlich sein, wenn man so oft in der Nacht aufgeweckt wird.“

Lolla und Lilla konnten ein Kichern nicht unterdrücken, Dr. Ritter mußte sich in die Lippen beißen, um nicht zu lachen. Lella aber wurde purpurroth vor Aerger und rief:

„Es schickt sich nicht, wenn Kinder von Dingen reden, die sie nicht verstehen.“

„Erstens bin ich kein Kind,“ sprach die Kleine mit dem Bewußtsein eines Correggio, als er rief: Anch' io sono pittore!*) oder des Römers, wenn er des stolzen Wortes sich bediente: Civis Romanus sum!**) „und zweitens weiß auch ein Kind, daß es nicht angenehm ist, wenn man am besten schläft, geweckt zu werden und aufstehen zu müssen.“

„Ich habe Ihnen also auseinandergesetzt,“ fuhr Dr. Ritter fort, um das Thema zu wechseln, „warum ich aus dem Hause Ihres Vaters, das mir durch 3 Jahre so lieb geworden war, wegziehen mußte. Ich lebte hier ja wie in einem Familienkreise.“

„Ja wohl, ja wohl!“ bestätigten die sämmtlichen jungen Damen.

„Uebrigens,“ sprach Dr. Ritter weiter, „haben Sie bereits einen neuen Zimmerherren.“

„Sie wissen?“ fragten die Damen überrascht.

„Ja wohl,“ antwortete der junge Arzt, „es ist ein Montenegriner, ein Herr Luca Wassich, der Sohn eines Hofarztes in Cettinje.“

„Allerdings,“ bestätigten Lella, Lolla und Lilla.

„Außerdem ist er aber auch ein Prinz Haselnuß,“ schnabelte Lulla, „weil er, wenn er gut aufgelegt ist, nicht etwa Diamanten wie Haselnüsse, sondern Haselnüsse, verschenkt, als ob's Diamanten wären. Und der soll Eine von uns heiraten. Na, ich nehme ihn nicht, das weiß ich!“

„Was sagt sie?“ rief Dr. Ritter überrascht und stutzend.

„Die Wahrheit!“ entgegnet Lulla, den Blondkopf trotzig zurückwerfend.

„Unsinn!“

„Lulla, Du bist wirklich unausstehlich!“

„Das ist nicht mehr auszuhalten!“

So riefen die drei älteren Schwestern durcheinander, allein Lulla, im Bewußtsein der Wahrheit und des Rechtes ließ sich nicht irre machen und fuhr fort:

„Sagt, was Ihr wollt,— was ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe, das lasse ich mir nicht abstreiten; daß er eine von uns heiraten soll, stand in dem Briefe, den sein Papa an unsern Papa geschrieben, und den unser Papa vorgelesen hat. Ist's wahr oder nicht?“

*) Auch ich bin ein Maler.

**) Ich bin ein römischer Bürger.

Digitized by Google

„Ach, 's war nur Spaß," meinte Lella, gleichwohl fühlte Dr. Ritter, die Farbe verändernd, den Stachel der Eifersucht im Herzen. Er wußte recht gut, daß in dem bürgerlich strengen und soliden Hause des pedantischen Oberlehrers jedenfalls die älteste Tochter des Hauses zuerst unter die Haube gebracht werden mußte, und wenn der Sohn des muthmaßlich sehr reichen Hofarztes, wirklich die Absicht hatte, eine von Wittmann's Töchtern in seine schwarzen Berge heim zu führen, so konnte es nur Lella, die älteste sein.

Sein Ton klang also sehr pikirt, als er, sich verbeugend, sprach:

„Ich gratulire."

„Spotten Sie nicht," mahnte Lella, „Sie werden das Geschwätz des Kindes doch nicht ernst nehmen?"

„So wenig, als Sie die Bewerbung des Herrn aus Montenegro", erwiderte der Doktor, der wie alle eifersüchtigen Leute, nicht im Stande war, seinen gewissen Groll gegen den vermeintlichen Nebenbuhler zu unterdrücken, „denn ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Herr Luca Wassich in Wien bereits eine Geliebte hat."

„Wie? was? wirklich?" riefen die Mädchen im höchsten Erstaunen.

„Er ist ja erst ein paar Tage in Wien", fragte Lulla, „geht denn das so schnell?"

„Hm! es scheint! allerdings ist es keine Salondame, sondern —

Dr. Ritter hielt inne, er fühlte, daß das, was er erzählen konnte, doch nicht gut für die Ohren eines Kindes, wie Lulla, taugte, aber die weibliche Neugierde setzt sich über Alles hinweg und Lulla war gerade die neugierigste von allen und die jungen Damen drangen so lange in den Doktor, bis er endlich sprach:

„Nun, so hören Sie, meine Damen, es befindet sich vor der Linie eine Art Arena, wo eine wilde Truppe ihr künstlerisches Unwesen oder ihr unkünstlerisches Wesen treibt. Der Zufall führte mich und einen Freund hinein; auf den ersten vier Fauteuils, d. h. auf vier neben einander gestellten Ledersesseln lümmelt ein junger Mann, total betrunken, der sich des Schlafes kaum erwehren kann."

„Weiter! weiter!"

„Mein Freund erlaubt sich eine Bemerkung über ein solches Benehmen und einen solchen Zustand in einem öffentlichen Locale. Da wird der betrunkene junge Herr brutal, nennt uns dumme Schwaben und betont mit Stolz, daß er ein Montenegriner sei."

„Es war also?"

„Herr Luca Wassich, wie sie gleich erfahren werden. Unter der Gauklerbanda, befand sich auch eine Art Ballettänzerin, Fräulein Etelka Molnár."

„Aber was hat denn das mit Herrn Wassich zu thun?" fragte Lolla, die ungeduldige.

„Sie werden es gleich hören, verehrtes Fräulein", gab der Doctor zur Antwort; „diese Etelka Molnár, eine Art von zigeunerischer Lola Montez, ist ziemlich hübsch —"

„Ah!" machte Lella, eine kleine Schmollmiene zeigend.

„Das heißt, mein Freund Dr. Kern fand sie hübsch", corrigirte sich Dr. Ritter mit echt diplomatischer Fassung, „denn für mich existirt eine schwarze Schönheit nicht und wenn sie eine Venus wäre, — was mir gefällt, muß blond sein."

Wie sich unsere Leser vielleicht aus dem ersten Capitel unsers Romans erinnern, waren sämmtliche vier Töchter des Herrn Oberlehrers Franz Xaver Wittmann blond, und zwar von jenem seltenen in's Silber schimmernden Aschblond, das besonders in Frankreich so sehr bewundert wird; man kann also dem Dr. Ritter durchaus nicht den guten Geschmack absprechen.

Fräulein Lella fand sich durch die abgegebene Erklärung ihres heimlichen Verehrers vollkommen beruhigt, während die ungeduldige Lolla rief:

„Aber mein Gott, Doktor, Sie kommen ja immer weiter von der Sache weg."

„Nicht meine Schuld, wenn ich immer unterbrochen werde", entgegnete der Sohn Aesculaps, „doch hören Sie weiter. Die Zigeunerin tanzt also in jener wilden, eigenthümlichen Weise, wie sie diesen Nationen eigen, — wir applaudiren lebhaft —"

Digitized by Google

„Ah!“ machte Lella abermals, diesmal schärfer als zuvor.

„Das heißt, mein Freund applaudirte wie ein Narr“, verbesserte sich Dr. Ritter wieder, „und ich schlug auch ein Bischen in die Hände, — man kann doch einen Freund nicht allein lassen, plötzlich wirft mein Freund der Tänzerin eine Rose zu —“

„Es war Ihr Freund, der dies that?“ fragte Lella streng.

„Gewiß, mein Fräulein“, versetzte der Doktor beinahe gekränkt, „denn ich konnte ihr keine Rose zuwerfen, weil ich keine hatte, und wenn ich auch eine gehabt hätte, so würde ich sie auch nicht zugeworfen haben, jedenfalls aber kann man eine Rose, die man nicht hat, nicht zuwerfen.“

„Schön gesagt!“ meinte Schnabel Lulla.

„Aber so laßt doch um Gotteswillen den Doktor ausreden“, rief Lolla, „Ihr seid mit Eurem ewigen Dareinplauschen geradezu unausstehlich.“

„Sie hat Recht“, bestätigte die phlegmatische Lilla.

„Die Tänzerin konnte nicht umhin, auf diese Rosenspende mit einem verbindlichen Lächeln zu danken —“

„Ah!“ machte Lolla zum dritten Male.

„— Das natürlich ausschließlich und allein meinem Freunde, dem Rosenspender galt“, sagte Dr. Ritter mit der Gewandtheit eines tüchtigen Fechters parirend. „Das schien nun den betrunkenen Montenegriner vor uns gewaltig zu ärgern, denn er wendete sich um und mit der ganzen Frechheit, die diesem Gesindel eigen, wollte er meinen Freund zur Rede stellen.“

„Das hat er gethan!“ riefen Lolla und Lilla bestürzt.

„Er wollte meinem Freunde verbieten, Rosen zu werfen. Nun ist aber mein Freund Doktor Kern nicht der Mann, sich so was gefallen zu lassen. Sie kennen ihn ja?“

„Ja wohl“, versicherte Lella, „er war ja ein paarmal bei Ihnen zu Besuch“.

„Er ist ein grundgescheidter Herr“, erläuterte Lilla.

„Aber häßlich, wie die Nacht — wie ein Uhu!“ rief Schnabel Lulla.

„Wollt Ihr nicht endlich still sein und den Doktor reden lassen“, zürnte Lolla.

„Daß ich Ihnen also sage“, fuhr Dr. Ritter fort, „mein Freund Dr. Kern fragt in seiner schneidigen Weise den betrunkenen jungen Herrn, was ihn berechtige, sich zum Ritter der jungen Dame aufzuwerfen, da erwidert der Morlache, sie sei seine Geliebte, habe sogar auch ein Kind von ihm.

„Das hat er selbst gesagt?“ riefen die Damen einstimmig.

„Ja wohl, meine Damen“, versicherte der Doktor, „und als wir darüber in ein lautes Gelächter ausbrachen, wurde er brutal; es wäre zu einem Scandal gekommen, denn das Publikum hielt sich auf und rief energisch, man möge den Trunkenbold hinauswerfen.“

„Und das ist unser Zimmerherr“, rief Schnabel Lulla, die kleinen Hände zusammenschlagend.

„Wir aber wiesen ihn energisch zur Ruhe“, erzählte Dr. Ritter weiter, „und es gelang uns, dieselbe auch bis zum Ende der Vorstellung zu erhalten. Allein nach derselben ging uns der Held der Czernahora nach und begann auf offener Straße mit uns einen Streit, benahm sich gegen den höflich einschreitenden Wachmann roh und excessiv, bei dieser Gelegenheit lernten wir auch seinen Namen kennen, den er ja dem Sicherheitsmann nennen mußte, und wurde endlich wegen Trunkenheit, Excess und Wachebeleidigung arretirt und auf's Polizei-Commissariat gebracht, wo er sich wahrscheinlich noch befindet, das heißt, wenn er seinen Rausch nicht schon ausgeschlafen hat.“

Wie man bemerken wird, umging der Diplomat Dr. Ritter, die ganze Scene, welche nach Beendigung der Arena-Vorstellung zwischen den beiden Herren einerseits, sowie Etelka Molnár und Luca Wassich andererseits stattgefunden hatte, und er that gut daran, denn die drei „Ah's“ welche Lella ausgestoßen, hatten ihm zu deutlich bewiesen, daß ihr jungfräuliches Herz jener bösen Eigenschaft nicht unzugänglich war, die man Eifersucht nennt.

Digitized by Google

Die Fräuleins kamen vor Verwunderung gar nicht zu sich.

„Das ist eine schöne Geschichte!“ seufzte Lella, „solch ein Mensch!“

„Da haben wir was Sauberes in's Haus bekommen“, meinte Lilla.

„Daß Papa nicht lieber gleich einen Banditen in's Haus genommen“, eiferte Lolla.

„Den Rinaldo Rinaldini!“ lachte Lulla und sang lustig:

„Rinaldini, schöner Räuber,
Raubst den Mädchen Herz und Ruh!“

„Na, der könnt' mir wahrhaftig weder Herz noch Ruhe rauben,“ meinte pflegmatisch Lilla.

„Sie glauben also, Herr Doktor,“ fragte Lella, sich erinnernd, daß sie in ihres Vaters Hause ja so zu sagen, das Amt der Hausfrau verwaltete, „daß Herr Luca Wassich die heutige Nacht auf der — Polizei zugebracht habe?“

„Auf der Polizei!“ wiederholten die drei anderen Fräuleins mit Schaudern.

Man wundere sich über dieses Entsetzen nicht Papa Wittmann hatte nach alter Sitte seine Töchter in der Furcht des Herrn und der Polizei erzogen. Der alte Wiener mit seinen Vorurtheilen, die sich nur zu häufig auch auf Söhne und Enkel vererben, hat aber vor der Polizei einen ganz absonderlichen Respekt. Er läßt Alles über sich ergehen, weil er „mit der Polizei nichts zu thun haben will“. Diese kindische Scheu stammt aus der Periode Metternich-Sedlnitzky, wo der gemeine, der deutschen Sprache nicht mächtige böhmische Polizei-Soldat stets den Haslinger (Haselnußstock) in der Hand trug und damit nach Gutdünken auf den Kopf und Rücken des P. T. Publikums schlagen durfte, ohne daß die unschuldig Geprügelten jemals Recht fanden. Man möge sich nun vorstellen, welche Uebergriffe und Eigenmächtigkeiten sich in jener Zeit erst ein Polizeibeamter erlauben durfte.

Unsere Polizei ist heut zu Tage die eines constitutionellen Staates, und wenn auch, da nichts Menschliches vollkommen, Manches nicht so ist, wie es sein sollte und Manches so, wie es nicht sein sollte, so muß man im Allgemeinen doch der österreichischen (cisleithanischen) Polizei das Zeugniß geben, daß sie durch ihre Bereitwilligkeit, Höflichkeit ja Liebenswürdigkeit gegen die anständigen Leute, besonders Fremde, die Achtung von Europa errungen hat, wie dies im Jahre 1873 zur Zeit der Weltausstellung die bedeutendsten Journale aller Nationen anerkannten.

Wittmann's Töchter aber waren mit jenem altwienerischen Vorurtheil aufgewachsen und der Gedanke, daß ihr Zimmerherr eine Nacht auf der Polizei hatte zubringen müssen, machte ihn in ihren Augen verächtlicher, als wenn er mit drei Tänzerinnen sechs Kinder gehabt hätte.

„Er muß also sehr früh heimgekommen sein“, fuhr Lella fort.

„Drum schlief er auch so fest, daß er gar nicht zum Frühstücke kam“, setzte Lilla hinzu.

„Wir warteten wie die Narren“, schmollte Lolla.

„Vielleicht ist er noch gar nicht zu Hause“, meinte Lulla.

Alle stutzten über diese Bemerkung des Schnabels.

„Das können wir ja gleich sehen“, sprach Lella und energisch rief sie: „Wlasta!“

Die böhmische Haushälterin trat ein.

„Sage Wlasta“, fragte Lella, „ist Herr Wassich schon aufgestanden?

„Nein, noch nicht, antwortete die Magd.

„Er schläft also noch immer?“

„Ja, schlafte fest.“

„Dieser Zustand hat etwas Bedenkliches“, mischte sich Dr. Ritter feierlich und würdevoll in's Gespräch, „um so mehr, als er gestern Abends total betrunken war. Vielleicht hat ihn der Schlag getroffen.“

„Jeschisch Pani“, murmelte Wlasta.

„Es ist meine Pflicht, den Mann zu untersuchen!“ rief der Doktor aufstehend, „ein rechtzeitiger Aderlaß kann vielleicht ein Menschenleben retten“.

Und er wollte hinaus gehen.

Wlasta fiel ihm in den Arm.

„Bleiben's da, Herr Doktor“, murmelte sie.

„Halten Sie mich nicht ab, meine Pflicht zu thun“, declamirte Dr. Ritter.

Digitized by Google

„Sie könnens thun kein Pflicht", erwiderte Wlasta, „Pane Wassich ist nicht auf zu Haus".

„Was?"

„Wie?"

„Nicht zu Hause?"

„Also ausgegangen?"

„Ohne Frühstück?"

„Ohne uns einen guten Morgen zu wünschen!"

„Das ist ja ein entsetzlicher Mensch!"

„Ein Barbar!"

„Ein Bär!"

So plapperten sechs Rosenmunde mit Eifer und Entrüstung durcheinander.

Dr. Ritter aber trat auf Wlasta zu und sprach mit dem Ernste eines Groß-Inquisitors:

„Wlasta, Tochter der Coruna česka, Du lügst!"

„Aber ich hab nicht logen, Pane Wassich ist nicht auf zu Haus —"

„Aber auch nicht ausgegangen, sondern seit gestern noch nicht heimgekommen."

Die Böhmin schlug die Hände zusammen und murmelte:

„Jeschisch Maria, — woher wissen's — —?

„Der Wissenschaft ist heut zu Tage nichts unbekannt", erwiderte Dr. Ritter in jenem Tone, in welchem wohl einst die Priester zu Delphi die Orakelsprüche der Pythia verkündeten.

Wlasta aber zog sich beschämt in die Küche, an den Herd zurück.

„Sie sehen, meine Damen", sprach der Doktor, „daß ich Ihnen die Wahrheit berichtete."

„O daran hat doch Niemand gezweifelt", versicherten die Damen vierstimmig.

„Und nun erlauben Sie, daß ich mich Ihnen bestens empfehle, eben so bitte ich, Ihrem Herrn Papa meinen Respect zu vermelden, mit der Versicherung, daß ich nächstens die Ehre haben werde, ihm persönlich meine Aufwartung zu machen. Ihr Diener allerseits."

Die Verbeugung des Doktors wurde von den Damen mit freundlichen Knixen erwidert, Lella aber sprach:

„Herr, Doktor, Sie haben in ihrem einstigen Zimmer ein sehr hübsches Zündhölzchen-Etui von Blech liegen lassen. Da Herr Wassich nicht zu Hause, bitte ich mir zu folgen und das Etui in Empfang zu nehmen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Fräulein", sprach der Doktor, sofort auf Lella's Idee eingehend, „das Etui ist mir sehr werthvoll, es ist das Andenken eines Freundes, der leider gestorben ist, ich folge Ihnen".

Und Dr. Ritter schritt hinter der Hinausgehenden d'rein.

Die andern Mädchen aber lächelten und winkten und nickten einander zu. Sie wußten recht gut, daß die Beiden sich etwas unter vier Augen zu sagen hatten.

„Der Mensch muß seine Freude haben" meinte Schnabel Lulla altklug.

Die beiden Liebenden aber betraten Wassich's Zimmer, das noch so nett zusammengeräumt war, wie es die alte Wlasta gestern besorgt hatte.

Von dem Etui, das nie existirt hatte, war natürlich nicht mehr die Rede, aber Dr. Ritter ergriff Lella's Hand und flüsterte:

„Endlich sind wir allein und ich kann Dich nun begrüßen, und Dir sagen, wie schwer ich die Trennung von Dir ertragen habe. Wär's nicht um meiner armen Mutter willen gewesen, welche leider immer kränkelt, so hätte ich längst meinen Heimatsort verlassen und wäre nach Wien zurückgekehrt. Allein als Sohn und Arzt wollte ich nicht von der Mutter weg."

„Daran hast Du wohl gethan."

„Aber nun frage ich, liebst Du mich noch wie vor und eh?"

„Du kannst noch fragen?"

„Und dieser Montenegriner, dieser Wassich, bewirbt sich nicht um Deine Hand?"

„Kein Gedanke! Und wenn er's thäte, würde ich ihn auf das Entschiedenste zurückweisen, und wenn er der Fürst von Montenegro selber wäre und Goldklumpen hätte, so groß wie seine Berge."

„Tausend Dank, mein liebes, mein herziges Kind!"

„Aber Dich muß ich fragen, was hast denn Du an Orten zu thun, wo schöne Zigeunerinnen tanzen, denen man Rosen zuwirft?"

Digitized by Google

„Du wirst doch nicht eifersüchtig sein, Lella? die Ursache war die, — man sagte uns, daß in dieser Arena ein Kautschukmann sich producire, dessen Gliederverrenkungen so merkwürdiger Art seien, daß sie jeden Mediziner interessiren müssen. Dr. Kern und ich sind leidenschaftliche, eifrige Orthopäden und wir wollten uns diese Merkwürdigkeit ansehen, ohne zu ahnen, daß wir auch einen Herkules, einen Bajazzo mit einem dreifärbigen Schimmel und eine schwarze Zigeunerin mit in den Kauf bekommen würden. Du weißt, Lella, ich liebe nur Dich, mein Herz, mein ganzes Denken und Fühlen gehört nur Dir."

„Ist's wahr?"

Die Antwort gab Dr. Ritter, indem er die kleinen weißen Hände, die er noch in seinen etwas größeren und minder weißen hielt, zärtlich drückte und den Umstand, daß diese festgehaltenen Hände ihn nicht abwehren konnten, benützte, um einen glühenden Kuß auf die Lippen der erröthenden Jungfrau zu drücken.

O daß sie ewig grünen bliebe!

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Herr Franz Xaver Wittmann befand sich in seiner Schule in voller Thätigkeit. Der Papa der vier lieblichen Töchter war ein Schulmann in der gewissenhaftesten Bedeutung des Wortes, der wegen eines vergessenen Itüpfels eine Strafpredigt von einer halben Stunde halten konnte.

Heute trug er Naturgeschichte vor, und zwar das Kapitel „über Oeffnung und Schließung der Schweißlöcher der Infusionsthiere," — (denn solche Dinge müssen unsere Kinder heut zu Tage lernen,) — und der interessante Gegenstand nahm den gelehrten Pädagogen so in Anspruch, daß er auf die Zuständee des eigenen Hauses, so wie auf das räthselhafte Verschwinden seines montenegrinischen Zimmerherrn ganz und gar vergessen hatte.

Er sollte bald daran erinnert werden.

Inmitten seines Vortrages trat der Schuldiener ein, näherte sich dem Katheder und flüsterte dem Professor zu:

„Ich bitt, es ist ein Herr draußen, der Sie dringend und augenblicklich zu sprechen wünscht."

„Ich habe Ihnen schon oft genug gesagt, Brandmeyer," sprach der Oberlehrer, die Augenbrauen zusammenziehend, daß ich während des Vortrages für Niemand zu sprechen bin. Sagen Sie das dem Herrn."

„Er ist von der Polizei," wagte Brandmeyer einzuwenden.

„Von der Polizei?" wiederholte Wittmann mit Schrecken. „Ich komme!"

Wir haben bereits erwähnt, welchen Respekt die ganze Familie vor der Polizei hatte, mit welcher doch sie in Folge ihrer tadellosen Haltung gar nie in Berührung kommen konnte.

Der Schulmann nahm sich gar nicht Zeit, der ihm anvertrauten Jugend die Mahnung zukommen zu lassen, sich ruhig zu verhalten, sondern wie er war, ohne den Hut zu nehmen, stürzte er hinaus in den Corridor, wo ihn ein Herr in bescheidenem Anzuge, mit militärisch geschnittenem Backenbarte und sanft gerötheter Nase erwartete, der bei seinem Nahen höflich den Hut zog und fragte:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Oberlehrer Wittmann zu sprechen?"

„Der bin ich, mein Verehrtester, womit kann ich Ihnen dienen?" erwiderte der Pädagoge.

„Ich bin Amtsdiener vom Commissariate N. und komme im Auftrage des Herrn Ober-Commissärs Blečbsicha."

„Bitte, was wünscht Seine Gnaden, der Herr Ober-Commissär von mir?"

„Es wurde gestern in unserem Bezirke ein junger Mann arretirt wegen Trunkenheit, excessiven Benehmens auf der Straße und Wachebeleidigung, er nennt sich Luca Wassich."

„Entsetzlich!"

„Sein Rausch und seine Brutalität gegen den amtirenden Commissär war so arg, daß ihn derselbe in Arrest bringen und bis heute um neun Uhr dort schlafen ließ."

„Also darum kam der Lump — will ich sagen: der Jüngling nicht heim."

„Sie kennen ihn also, er wohnt wirklich bei Ihnen?"

„Leider! leider!"

Digitized by Google

„Er war heute früh, als ihn der Herr Ober-Commissär vorführen ließ, ganz zerknirscht und gab an, daß er bei Ihnen, Herr Oberlehrer, wohne. An die Gasse aber konnte er sich durchaus nicht erinnern."

„Da kann man sehen, wie weit der Wein den Menschen bringt!"

„O Herr Oberlehrer! Derlei Fälle sind nichts Neues, besonders auf unserem Commissariate und am Sonntage. Wenn die Leute vom Heurigen heimkehren, sind sie zu jedem Scandal aufgelegt."

„Aber muß man denn so viel Heurigen trinken?" fragte der Pädagoge mit sittlicher Entrüstung.

„Mein Gott — er schmeckt halt so gut", antwortete milde der Mann der Polizei und seine röthliche Nase leuchtete, als freue sie sich über diesen Ausspruch seines Mundes.

„Nun ja, Leute, welche die ganze Woche arbeiten," fuhr Herr Franz Xaver Wittmann fort, „haben Recht, wenn sie sich am Sonntage einen guten Tag anthun, worunter sie einen Rausch verstehen, allein solch junger Mensch, — s' ist unerhört!"

„O wir bekommen viel jüngere in die Arreste. Aber ich bitte jetzt zu bestimmen, was mit Herrn Luca Wassich zu geschehen hat."

„Das soll i ch bestimmen?"

„Natürlich. Der Herr Ober-Commissär, der durch den Schematismus erfahren, in welcher Schule Sie angestellt sind, hat mir befohlen, den jungen Mann Ihnen zu übergeben, da er keine anderweitigen Angehörigen in Wien hat. Herr Wassich, der genügend mit Geld versehen scheint, fragte, ob er sich einen Fiaker nehmen dürfe, was ihm natürlich auch anstandslos erlaubt wurde, und sind wir denn hierher gefahren; er wartet unten im Wagen auf Sie; soll ich ihn heraufbringen?"

„Um Gotteswillen nein! — wer weiß, wie er aussieht!"

„Miserabel genug, — er hat einen fürchterlichen Katzenjammer."

„Sehen Sie! Welch schlechtes Beispiel würde er meinen Schülern geben. Bitte, wollen Sie nur einstweilen hinabgehen und Herrn Wassich ersuchen, noch ein wenig zu warten. Ich komme gleich nach, — ich muß nur früher meinen Unterricht abschließen."

„Ganz wohl", sprach der Mann der Polizei, artig den Hut ziehend und ging.

Herr Franz Xaver Wittmann aber eilte in seine Klasse und trat vor seine Schüler.

Und nun kommen wir zu einer philiosophischen Frage von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Moralphilosophie sagt: Der rechte Mann soll nie lügen. Hätte nun etwa der Herr Oberlehrer zu seinen Schülern sagen sollen: „Kinder, mein Zimmerherr hat gestern einen solchen Rausch gehabt, daß er arretirt und eingesperrt und mir heute durch einen Amtsdiener übergeben wurde, damit ich den Jüngling mit seinem Katzenjammer heimbringe." Die Realschüler, höhere Buben, wären zweifelsohne über diese Ansprache in ein Höllengelächter ausgebrochen und hätten über ihren Lehrer und dessen Zimmerherrn weitgehende Glossen gemacht. Das wußte Herr Franz Xaver Wittmann, deshalb sprach er zu seinen aufhorchenden Schülern: „Kinder, soeben war ein k. k. Beamter da, der mich in's k. k. Ministerium des Unterrichts berief, wo eine k. k. Commission zusammengekommen, bestehend aus k. k. Professoren, die von mir in einer wichtigen Frage Auskunft verlangen. Ihr habt also eine halbe Stunde frei, bis der Herr Professor Hubmann kommt, — aber benehmt Euch anständig und macht mir nicht zu viel Spektakel. Adieu."

Diese mit vier „k. k." gespickte Rede machte auf die Realschüler einen um so erhabeneren Eindruck, als sie daraus entnahmen, welch ein außerordentlicher Mann ihr Oberlehrer sei, ohne welchen ein k. k. Ministerium die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten wußte, ferner erhielten sie dadurch die schöne Gelegenheit, eine halbe Stunde lang sich dem dolce far niente hinzugeben und nach Herzenslust zu schwätzen, was den Schülern in den Schulen jeden Ranges immer willkommen erscheint.

Man sieht also den Nutzen der Nothlüge ein, welche sich der ausgezeichnete Pädagoge Franz

Digitized by Google

Xaver Wittmann erlaubte. Dann nahm er seinen Hut und eilte hinab zum Wagen.

Die Hände schlug er vor Entsetzen zusammen, als er den Sohn seines ehemaligen Schulkameraden im Fiaker sitzen sah. Der arme Luca Wassich war kreidebleich, seine Augen stierten trübe vor sich hin, seine Züge trugen den Ausdruck der Abspannung und des Schmerzes, den ein heftiges Kopfweh immer verursacht; ungekämmt hing sein wirres Haar in die Stirn und seine Kleider zeigten, daß heute noch keine Bürste an ihnen operirt hatte. Im Ganzen machte er den Eindruck eines Deliquenten, der zum Galgen geführt wird, aber auf Pardon wartet.

Papa Wittmann schlug, wie gesagt, die Hände zusammen und rief:

„Herr Wassich. — um Gotteswillen! — wie sehen Sie aus!"

„Ach Verzeihung, Herr Professor", stammelte der Unglückliche, „am liebsten wäre mir statt der Strafpredigt schwarzer Kaffee."

„Den sollen Sie haben, sobald wir zu Hause sind", versicherte Herr Wittmann.

„Rindsuppe ist noch wirksamer", schaltete der sachverständige Mann der Polizei ein und setzte dann hinzu: „Meine Pflicht habe ich erfüllt, Herr Oberlehrer, und Ihnen den Patienten übergeben, womit ich die Ehre habe, mich den Herren bestens zu empfehlen."

„Tausend Dank", antwortete der Oberlehrer mit der größten Höflichkeit. während Herr Luca Wassich, ohne ein Wort zu sagen, in die Brieftasche griff, zwei Gulden herausnahm, und sie in die Hand des Mannes mit der röthlichen Nase drückte, der freundlich lächelnd sie einsteckte.

Herr Wittmann, der polizeischeue, konnte gar nicht begreifen, wie Wassich, der erst ein paar Tage in Wien war, den Muth haben konnte, einem Beamten der Polizei ein Geldgeschenk zu machen. Er dachte nicht daran, daß der wackere Amtsdiener unmöglich von seiner bescheidenen Gage das sanfte Roth seiner Nase erhalten und vermehren konnte. Der Amtsdiener hat wohl ein sicheres Brod, aber den Wein dazu muß er anderweitig verdienen. Und wer je die Atmosphäre eines Polizei-Commissariates eingeathmet, der weiß, daß die untergeordneten Organe der öffentlichen Sicherheit dann und wann ein Seitl Wein trinken müssen.

Alle diese Reflexionen machte Herr Wittmann nicht, sondern er stieg zu Luca Wassich in den Wagen und sprach: „Und nun erzählen Sie mir, Sie Unglücksmensch, wie Sie in einen solchen Zustand gerathen sind."

Und Prinz Haselnuß begann ehrlich und aufrichtig zu beichten.

8. Kapitel.

Du sollst nicht lügen.

Der erfahrene Schulmann, Oberlehrer Franz Xaver Wittmann, hatte die Wirkung wohl bemerkt, welche seine Ansprache auf die Schüler der Klasse gemacht hatte. Er beschloß, bei seinen Töchtern auf gleiche Weise vorzugehen. Nachdem ihm nämlich Luca Wassich im Wagen ehrlich und wahrheitsgetreu alle seine Abenteuer von gestern gestanden hatte. war der bestürzte Vater zu der Erkenntniß gekommen. man könne jungen Mädchen doch nicht erzählen, daß der Zimmerherr sich einen fürchterlichen Rausch getrunken, dann in einer Arena vor der Linie ein Frauenzimmer aufgesucht, welches Ballet tanzt und von ihm ein Kind gehabt, endlich daß er im Rausche wegen dieses Frauenzimmers Scandal gemacht, zwei Herren insultirt und beinahe mit diesen gerauft hätte, daß er endlich wegen Trunkenheit, Rauferceß und Wachebeleidigung arretirt und zur Polizei gebracht worden sei, von wannen man ihn nach ausgeschlafenem Rausche mittelst Amtsdiener heimgeschickt habe.

Nein, nein, das konnte Papa Wittmann seinen gut erzogenen Töchtern nicht sagen. Lella, Lilla, Lolla und Lulla würden allen Respect vor dem Zimmerherrn verlieren und selbst er konnte in der Achtung seiner Blondköpfe sinken, wenn er einen Menschen von solchem Kaliber im Hause behielt.

Andrerseits wollte er den Sohn seines alten Freundes, den Zimmerherrn, der so gut bezahlte, nicht aus dem Hause geben, wo er ihn doch besser überwachen konnte. Wenn er den jungen Mann fortschickte, wie leicht konnte der junge Mann, der

Digitized by Google

sehr cereus in vitium flecti*) schien, in schlechte Gesellschaft gerathen, ein großer Lump werden. Das war eine Gewissenssache und er würde sich einen ewigen Vorwurf daraus gemacht haben, den Sohn des alten Freundes auf diese abschüssige Bahn zu stoßen.

Er beschloß also der Nothlüge in der Schule auch eine Nothlüge im Hause folgen zu lassen und verabredete mit Luca Wassich im Wagen ein ganzes Mährchen, das man den Kindern erzählen wollte, der Montenegriner, welcher es mit dem Lügen überhaupt nicht sehr genau nahm (was keine Anspielung auf die Depeschen aus Ragusa und Cattaro sein soll), ging sofort auf die Idee ein und als man am Hausthore hielt, da war der Operations-Plan in allen Theilen fertig.

Umgekehrt hatten die Mädchen beschlossen, dem Papa Alles, was sie über Luca Wassich durch Dr. Ritter erfahren hatten, wahrheitsgetreu mitzutheilen.

Hätte Papa Wittmann gewartet, er wäre nicht so fürchterlich — aufgesessen, wie man gut wienerisch sagt. Drum weh der Lüge, sie befreiet nicht, wie jedes andre frei gesprochene Wort die Brust, sie ist ein Pfeil, prallt zurück und trifft den Schützen.

Als der besorgte Vater und Oberlehrer in's Zimmer trat, waren seine vier Töchter bei ihrer gewohnten Beschäftigung, Lesen, Schreiben, Sticken, Clavierspielen.

Luca Wassich hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, um sich zu waschen, zu kämmen, seine Kleider von der alten Wlasta ausbürsten zu lassen, kurz um in einer halbwegs anständigen Form vor den Damen zu erscheinen.

Bei Wittmann's Eintritt sprangen die vier Töchter auf und jubelten:

„Der Papa! — Du bist schon da! So zeitlich! das ist gescheidt."

Papa Wittmann blickte mit Stolz und Freude auf seine Blondköpfe.

Dann aber machte er ein ernsthaftes Gesicht und sprach düster:

„Kinder, Ihr wißt, daß ich nicht gerne ohne zwingende Veranlassung die Schule verlasse, deren oberste Leitung mir anvertraut ist. Allein heute ist eine solche Veranlassung vorhanden."

„Welche denn? Papa! welche?" fragten fast bestürzt die vier Töchter zugleich.

„Ein Unfall" — begann Herr Wittmann.

„Ein Unfall? es ist Dir ein Unfall passirt?" riefen die vier lieblichen Wesen, ihren Vater umdrängend und seine Hände erfaßend, als ob sie ihn schützen wollten.

„Mir nicht," beruhigte sie Wittmann, „sondern unserem Zimmerherrn, Herrn Luca Wassich, der heute schon in aller Frühe ausgegangen und deshalb nicht zum Frühstück gekommen ist."

„So?" machten die Mädchen gedehnt, denn sie wußten ja, daß Herr Wassich gar nicht nach Hause gekommen war. War er nun gekommen? Hatte er den Papa angelogen? Oder log Papa selbst?

Wie durch Verabredung schwiegen alle Viere und ließen den Papa reden.

Das war die Falle, in welche die väterliche Autorität ging, denn Herr Wittmann fuhr fort:

„Also laßt Euch sagen, Herr Wassich ging sehr zeitlich aus, um verschiedene Commissionen für seinen Vater zu besorgen; als er damit fertig war und zum Frühstücke nach Hause kommen wollte, beibt er vor einer unserer Neubauten stehen, um selbe zu besichtigen; da fällt — die Bauleute bei uns sind so unvorsichtig! — ein Balken herab, streift ihn an der Schulter und wirft ihn zu Boden. Man bringt den Ohnmächtigen in eine Rettungsanstalt, nach vieler Mühe von Seiten des Arztes kommt er zu sich, — nennt meinen Namen, man schickt um mich, ich übernehme ihn und bringe ihn mittelst Fiaker heim. Gleich wird er da sein; elend sieht er aus."

Die Mädchen schwiegen. Die Geschichte von dem Balken war eine Lüge, welche Wassich ihrem Vater aufgebunden haben konnte, aber da der Papa erzählte, er habe ihn aus der Rettungsanstalt geholt, so machte er sich zum Mitschuldigen der Lüge. Sofort begann das Plänkelfeuer.

„Ist diese Wlasta ein verlogenes Ding!" rief Schnabel Lulla zuerst.

*) Biegsam für's Laster wie Wachs. Horatius ad Pisones.

Digitized by Google

„Warum?“ fragte der Papa.

„Haben wir sie nicht hinüber geschickt, in Herrn Wassich's Zimmer und kam sie nicht mit der Meldung zurück, Herr Wassich schlafe fest,“ sprach Lolla, „sie hat also Dich und uns angelogen.“

„Hm! nun ja!“ erwiderte der Papa, „sie that es wohl, um uns nicht zu beunruhigen.“

„Warum sollten wir uns denn beunruhigen, wenn Herr Wassich zeitlich ausgeht?“ fragte Lilla phlegmatisch, „das geht uns doch gar nichts an. Er hätte sich aber entschuldigen können.“

„Er ging wahrscheinlich fort, als Ihr noch schliefst,“ erklärte der Papa, „er kann sich doch nicht bei Euch entschuldigen, wenn Ihr noch im Bette liegt.“

„Papa hat Recht,“ plänkelte Lella, „denn als ich hinüber kam, — war das Bett gar nicht berührt, — Herr Wassich scheint gar nicht geschlafen zu haben.“

„Hm! das ist ja möglich,“ entgegnete der sich immer mehr im Lügennetze verstrickende Papa, „bei Studenten kommt das oft vor, daß sie nicht im Bette studieren können, sich zum Tisch setzen und die ganze Nacht studieren.“

„Dann muß er im Finstern studiert haben,“ meinte Lella, „seine Lampe war nicht angezündet.“

„Und doch hat Papa Recht, Herr Wassich ist die ganze Nacht gesessen und hat studiert.“

Schnabel Lulla war's, die also sprach und die Andern brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Papa Wittmann stutzte, die anscheinend zufällige Bemerkung Lulla's konnte auch ein boshafter Witz sein, das Lachen der Andern schien das anzudeuten.

„Ihr müßt nicht so haarspalterisch zu Werke gehen“, sagte er, „Herr Wassich hat vielleicht eine jener kleinen compendiösen Studierlampen, welche sich die Studenten anschaffen, wenn sie Vorlesungen beiwohnen müssen in finsteren Colleginms-Localitäten — da nimmt jeder Student seine Nothlampe heraus, schlägt sie mit der Spitze in die Bank und zündet sie an.“

„Wäre mir nicht lieb“, rief Lella, „wenn er unsern schönen Schreibtisch so zerhacken thäte; übrigens habe ich keine Spur davon gemerkt.“

„Es hat gewiß keine Lampe gebrannt“, versicherte Lilla.

„Mein Gott, er kann ja auch im Finstern gesessen sein und nachgedacht haben“, setzte Lolla spitzig hinzu.

„Er wartete auf das Grauen des Tages“, schloß Schnabel Lulla, „dann stand er auf und ging.“

„Was habt Ihr denn Kinder?“ fragte Papa Wittmann, der über die eigenthümlichen Reden und Gesichter seiner Blondköpfe höchlich erstaunt war.

„O nichts! nichts!“ erwiderten alle, während Lulla sich an's Clavier setzte und leise die Melodie aus „Czar und Zimmermann“ spielte:

„O wir sind klug und weise,
Uns betrügt man nicht!“

Der diplomatische Lehrer sah, daß hier etwas los war, wenn er auch nicht errathen konnte, was es war; er erkannte ferner, daß die Nothlüge, welche seinen Schülern gegenüber eine so imponirende Wirkung hervorgebracht hatte, bei seinen Töchtern nicht in gleicher Weise verfing.

Er beschloß daher, sehr vorsichtig zu sein und sagte:

„Es scheint, daß Eure alten Vorurtheile gegen Prinz Haselnuß auf's Neue erwachen?

„Vorurtheile? wir?“ schmollte Lella, „ich glaube Herr Wassich hat sich über uns nicht zu beklagen.“

„Ehr hätten wir uns über ihn zu beschweren“, meinte Lilla phlegmatisch.

„Er bleibt vom Frühstück weg und entschuldigt sich nicht“, eiferte Lolla.

„Nun sagt es ihm selbst“, entgegnete der Oberlehrer, „da kommt er eben.“

Wirklich trat Herr Luca Wassich in diesem Augenblicke in's Zimmer, mit einem höflichen „guten Morgen“, sich allseits verneigend, was von den Damen sehr kühl aufgenommen wurde.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich das Frühstück versäumte“, begann der Montenegriner, „allein wichtige Geschäfte machten mein frühes Ausgehen nothwendig und da Sie noch schliefen, wagte ich es nicht, Ihre Ruhe zu stören.“

„Sehr gütig“ meinte Lella.

„Ich wäre wohl schon früher heimgekommen,

Digitized by Google

allein es passirte mir ein Unfall, von dem Ihnen Ihr Herr Papa wohl schon erzählt hat?

„Freilich, freilich!" bestätigte Lella.

„Es ist Ihnen, glaube ich, etwas auf den Kopf gefallen?" sprach Lolla ironisch.

„Ein Balken von einem Hausbau?" setzte Lilla hinzu.

Lulla präludirte dazu in allen möglichen musikalischen Rhythmen.

„Ich lag Anfangs wie betäubt," erzählte Prinz Haselnuß, „als ich endlich zu mir kam, erinnerte ich mich in der Rettungs-Anstalt, wohin man mich gebracht hatte, glücklicher Weise an den Namen Ihres Papa's, man holte denselben und er war so gütig, mich hierher zu bringen."

Das war dieselbe Geschichte, welche der Vater seinen Kindern erzählt hatte; die Mädchen entnahmen daraus, daß die beiden Herren sich verabredet hatten, durch eine Lüge das, was Wassich gethan, zu vertuschen. Die acht klugen Augen wechselten rasche Blicke des Einverständnisses, welche andeuteten, daß man zum Angriffe übergehen wollte.

„Der Schlag muß sie sehr stark getroffen haben," begann Lilla.

„Ja wohl, „erwiderte der Sohn der schwarzen Berge, „es that sehr weh".

Es scheint Sie noch zu schmerzen", meinte Lilla, „Sie sehen blaß und leidend aus."

„Ja ich habe entsetzliches Kopfweh, eine fürchterliche Migräne."

„Ich werde Ihnen etwas Rindsuppe bringen", sprach Lolla bissig, „das ist das beste Mittel gegen Katzenjammer, Migräne will ich sagen."

„Wenn ich bitten darf", sagte Wassich sehr kleinlaut, „übrigens ist die Migräne bei mir ein altes Uebel, vom vorigen Jahre her.

„Es scheint eher vom H e u r i g e n zu sein", platzte Lulla heraus.

Das nicht mehr ganz neue Wortspiel des Schnabels wurde von den drei Schwestern mit schallendem Gelächter eröffnet, der erste Schuß war gefallen, der Krieg eröffnet.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte kleinlaut der junge Mann aus Montenegro.

„Daß w i r Alles wissen", sprach Lella mit Pathos, „und daß wir uns nicht länger dupiren lassen."

Luca Wassich brachte kein Wort heraus, aber Lella ergriff dasselbe und sagte:

„Sie haben unsren guten Vater mit ihrer Geschichte vom herabgefallenen Balken belogen, uns belügen Sie nicht."

„Aber meine Damen —", stammelte der Unglückliche,

„Wir wissen, wie gesagt, Alles", fuhr Lolla fort, noch imponirender und erhabener als ihre Schwester, „wir wissen, daß Sie die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen sind."

„Ich — ich — habe mich verspätet —", stotterte Wassich, während Papa Wittmann vor Verlegenheit nicht wußte, was er anfangen sollte.

„Ja, verspätet allerdings, — aber wo? fragte Lolla die unerbittliche, „beim Heurigen, wo Sie soviel tranken, daß Sie sodann in einer Arena, wo sie eine Geliebte mit einem Kinde haben, Scandal anfingen, arretirt wurden und schließlich die ganze Nacht auf der Polizei zubringen mußten."

Vater Wittmann und Luca Wassich standen sprachlos und bestürzt da, Lulla aber klimperte auf dem Clavier eine bekannte Melodie und sang dazu:

Und wer in Wien sich so aufführt,
Wird arretirt, wird arretirt!

Die Damen verbissen das Lachen, während Luca Wassich begann:

„Meine Damen, Sie werden einem Menschen der so kurze Zeit in Wien ist, verzeihen —"

„Wir haben Ihnen gar nichts zu verzeihen", fiel ihm Lella in's Wort, „denn wir sind nicht Ihre Richterinnen und haben kein Recht, uns über das aufzuhalten, was Sie thun, Herr Wassich. Allein wir wollten Ihnen nur zeigen, daß wir Wienerinnen uns nicht zum Narren halten lassen. Am meisten verdrießt es uns, daß Sie unsern würdigen Papa belogen —"

„Aber mein Gott!" unterbrach sie Wassich, „Ihr Papa hat ja selbst —"

„Herr Wassich hat mich nicht belogen", fiel ihm der Oberlehrer in's Wort, „im Gegentheile,

Digitized by Google

er hat mir die volle Wahrheit gestanden und ich fürchtete, daß Ihr Euch beunruhigen könntet —"

„Gewiß!" mischte sich Lolla in die Debatte, „wir haben mit Hern Wassich doch Landpartien und den Besuch öffentlicher Localitäten verabredet, Was müßte man von uns denken, wenn Einer oder der Andere von Denen, welche den scandalösen Scenen vor der Linie beiwohnten, uns in der Gesellschaft dieses Herren sähe?"

„Es wäre entsetzlich!" meinte Lilla.

„Ich würde vor Scham in die Erde sinken", betheuerte Lulla.

„Das ist nicht ohne!" gab Papa Wittmann zu, sich hinter den Ohren kratzend, „allein man wird Gras darüber wachsen lassen, die Geschichte wird einschlafen —"

„Wer weiß? fiel ihm Lolla in's Wort, „Herr Wassich wird uns vielleicht manchmal an diesen interessanten Abend erinnern, wenn ihn seine Freundin, die Ballettänzerin vor der Linie besucht —"

„Und das Kind mitbringt", setzte Lella hinzu.

„Ach, das Kind ist ja todt, — und Etelka liebt mich nicht mehr!" wehklagte der Montenegriner.

Die Mädchen spitzten neugierig die Ohren, Papa Wittmann aber machte allen diesen Erörterungen ein Ende, indem er kategorisch rief:

„Genug davon! — aber sagt mir doch in Drei — — Dreifaltigkeitsnamen, wann, wo und wie Ihr das erfahren habt?"

„Ja, ich will wissen, welcher Schuft mich so verschwärzte —".

Da erhob sich Lella, roth wie eine Purpurrose, und rief voll Eifer:

„Von einem Verschwärzen kann keine Rede sein, da Sie ja selbst zugestehen mußten, daß Alles, was von Ihnen erzählt wurde, die pure, lautere Wahrheit sei. Und Derjenige, der uns Alles erzählte, um uns vor einem Menschen Ihrer Art zu warnen, ist kein Schuft, sondern ein höchst ehrenwerther Mann, der Herr Dr. Ritter, Secundarius im k. k. allgemeinen Krankenhause, vor Ihnen unser Zimmerherr, ein treuer Freund unseres Hauses, unserer Familie."

Es lag ein gewisser Stolz in der Aufzählung dieser Qualitäten.

„Ja, das ist er!" betonten mit Nachdruck die übrigen Schwestern.

„Ah! das ist wohl der eine von den beiden Herren, mit denen ich Streit bekam", fragte Wassich, „weil sie so unverschämt mit mir waren —."

„Herr Dr. Ritter ist nie unverschämt!" rief Lella entrüstet, „ich muß mir solche Ausdrücke in allem Ernste verbieten."

„Gut, mein Fräulein", entgegnete der Montenegriner, „ich befolge ihren Wunsch, aber ich werde diesen Herrn Dr. Ritter zu finden wissen."

Lella erbleichte.

„Wie?" rief sie voll Eifer, „möchten Sie den geschehenen Scandal durch einen neuen Scandal gut machen?"

„Dagegen müßte ich wirklich protestiren", sprach Papa Wittmann, „ich hasse nichts so sehr, als eine Berührung mit der Polizei."

In diesem Augenblicke trat Wlasta ein, in der linken Hand einen Teller, auf dem eine Schale mit Suppe, in der andern ein zusammengelegtes, mit ämtlichem Siegel verschlosses Papier. Sie trat zu dem Montenegriner und sprach:

„Da bitt' ich, nehmen's, wird Magen einrichten, Rindsuppe warme."

Während Luca Wassich begierig nach dem heilsamen Tranke griff, nahm der Oberlehrer die amtliche Zuschrift aus der Hand der Magd und sagte:

„Was hast Du denn da?"

„Ah, so Wisch von Pulizei," erwiderte Wlasta, „grad hat Ane 'bracht."

Wir kennen Wittmann's Scheu in dieser Richtung, mit zitternder Hand öffnete er die Zuschrift und las:

„Sie werden eingeladen, im Laufe des heutigen Tages bei dem unterfertigten Commissariate zu erscheinen, um Auskunft über einen angeblich bei ihnen wohnenden Luca Wassich aus Montenegro, sowie über eine sichere Etelka Molnár zu geben, welche heute verhaftet wurde und sich auf den genannten Wassich beruft."

Digitized by Google

Die Hand des Oberlehrers sank kraftlos mit der Zuschrift nieder.

„Das ist eine saubere Bescheerung!“ murmelte er, laut aber setzte er hinzu:

„Herr Wassich, folgen Sie mir auf Ihr Zimmer, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Stehe zu Diensten“, erwiderte der Mann aus den schwarzen Bergen, die leer getrunkene Schale wieder auf Wlasta's Teller stellend, dann verneigte er sich und murmelte:

„Ihr Diener, meine Damen.“

Kalt nickend beantworteten die Mädchen diesen Gruß, als aber beide Herren draußen waren, sprach Lella:

„Wir haben ihm imponirt!“

„Er ist vernichtet“, rief Lolla.

„Und jetzt wird noch Papa über ihn kommen“, triumphirte Lilla.

„Man geht mit Prinz Haselnuß doch ein Bischen gar strenge um“, philosophirte Lulla mit der echten Gutmüthigkeit des Kindes, „eigentlich hat er uns ja doch nichts gethan.“

9. Kapitel.

Arme Etelka.

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch, daß Etelka Molnár, als Luca Wassich seinen Streit mit den Doktoren Ritter und Kern auf die Gasse verpflanzte, in einen nächst der Linie stationirten Einspänner gesprungen und auf und davon gefahren war.

Der Wagen brachte sie in ihre Wohnung in der entlegenen Gasse, wo der Montenegriner sie zuerst aufgesucht hatte. Die „Bettfrau“, wie der Wiener sagt, hatte bereits ihr Lager aufgesucht und schlief fest.

Leise kleidete sich die Tänzerin aus und legte sich, ohne die Miethsfrau zu wecken, in ihr bescheidenes Bett.

Aber sie schlief nicht ein, ihr Herz war zu schwer. Die Begegnung mit dem Geliebten ihrer Jugend hatte alle alten Erinnerungen wachgerufen, alle alten Wunden wieder aufgerissen. Ihr wildes feuriges Blut hatte sie zwar veranlaßt, den Mann, der an ihrem Unglück, an ihrer verlorenen Existenz Schuld war, schroff abzuweisen, aber jetzt, wo der Sturm der Leidenschaft ausgetobt hatte und ihr Blut wieder abgekühlt war, fühlte sie, sie sei zu strenge gewesen, um so mehr, da ein seltsames Pochen ihres Herzens sie gemahnte, es sei denn doch noch ein Funken jener alten, glühenden Liebe vorhanden, mit der sie den Vater ihres Kindes einst umfaßt hatte.

Und Etelka drückte die brennende Stirn in's Kissen und weinte bitterlich.

Arme Etelka!

Man zeihe das wilde, bildungslose Kind des Gebirges nicht der Inconsequenz, in der Liebe handeln die gescheidtesten Frauen und Mädchen nicht vernünftiger und consequenter als die arme Zigeunerin.

Und als der Tag anbrach, erhob sie sich von ihrem schlummergeflohenen Lager, bleich, mit verweinten Augen, und machte sich daran — das Kostume für den Abend herzurichten, denn bei allem Kummer bleibt die Eitelkeit des Weibes, besonders der Schauspielerin, aufrecht und manche Frau hat am Sarge ihres Gatten einen kleinen Trost darin gefunden, daß ihr das Trauerkleid ganz besonders gut zu Gesicht stehe.

Es soll das kein Vorwurf sein, es ist etwas so rein Menschliches, daß kein Mensch darüber zürnen darf.

Etelka saß also an dem Nähtische und besserte an dem Flickwerk aus, welches sie am Abende tragen wollte. Ihre Bettfrau, die Schustermeisters-Witwe Hagenmeyer, war auf den Markt einkaufen gegangen, um das bescheidene Mittagmahl, bestehend aus Suppe, Fleisch und Zuspeis herzustellen. Es war gegen 9 Uhr, da wurde an die Thüre geklopft.

„Herein!“ rief Etelka Molnar, eine Nachbarin vermuthend.

Durch die geöffnete Thüre trat ein Mann in schlichtem Gewand, mit intelligentem Gesicht und merkwürdig stechenden Augen. Er legte den Finger militärisch salutirend an den Hut, den er jedoch auf behielt und sprach im kalten, ruhigen Tone:

„Mein Fräulein, ich bin von der Polizei und komme im Auftrage des Herrn Obercomissärs Bezleba.

Digitized by Google

Ohne im Mindesten zu erschrecken, erwiderte die Tänzerin:

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr. Irren Sie sich nicht vielleicht in der Person."

„Das werden wir gleich sehen," entgegnete der Polizist, „Sie sind gestern Abends in einem Comfortable von der Hernalser Linie hierher gefahren?"

„Ja wohl, mein Herr."

„Der Comfortable hatte die Nummer 2145?"

„Das weiß ich nicht, — ich habe die Nummer nicht angesehen."

„Darf ich fragen, wie Sie heißen, wer Sie sind?"

„Ich heiße Etelka Molnár, bin Ballettänzerin, erwerbe mir ehrlich mein Brod und hier ist meine Legitimation."

Aus der Lade des Nähtischchens nahm die Zigeunerin ein Dokument, das sie dem Manne darreichte, der es durchflog und dann mit einer gewissen Verächtlichkeit sagte:

„In Pest ausgestellt! Ungarisch! nun, s'ist immer besser als gar nichts."

„Darf ich fragen, wodurch ich die Aufmerksamkeit oder gar die Unzufriedenheit der Polizei erregt habe? Ich bin ein ehrliches Mädchen, habe keinen Geliebten und werfe mich nicht weg."

„Davon ist auch nicht die Rede, aber sagen Sie mir ehrlich und aufrichtig, haben Sie in dem Wagen, in dem Sie gestern heim fuhren, nichts gefunden?"

„Nein, mein Herr."

„Besinnen Sie sich gut, — noch ist's Zeit, — 'sist ja noch früh und Sie haben noch nicht Zeit gehabt, das gefundene Gut bei der Polizei anzuzeigen und abzugeben."

„Wenn ich etwas gefunden hätte, würde ich nicht bis heute früh gewartet haben, sondern hätte das gefundene Gut schon gestern abgegeben."

„Schön gesagt, dennoch muß ich Sie bitten, mir Ihren Schmuck zu zeigen."

Etelka lächelte bitter.

„Schmuck?" wiederholte sie. „Meinen Schmuck? Ich bin ein armes Mädchen und verschmähe die Mittel, durch welche andere Tänzerinnen zu Pretiosen gelangen. Ich besitze nichts als einigen Theaterschmuck von Zinn."

„Wollen Sie immerhin denselben zeigen."

Willfährig öffnete die Tänzerin die Tischlade, in der sich einige Ohrringe von Bronce, einige Armbänder aus demselben Material und ein Diadem aus Zinn befanden.

„Das ist Alles, mein Herr, was ich besitze", sagte sie.

Der Mann der öffentlichen Sicherheit warf einen lächelnden, verächtlichen Blick auf alle diese Schätze, dann sagte er im gewiegten Tone des erfahrenen Fachmannes:

„Das Alles ist wohl keine 5 Gulden werth aber ich muß doch noch fragen, ob Sie nicht auch andere Laden hier benützen, z. B. die dieses Schubladenkastens hier?"

„Gewiß, mein Herr, — der Kasten gehört der Wirthsfrau, der Schustermeisterswitwe Hagenmeyer, allein die beiden obersten Laden hat sie mir überlassen und ich habe meine paar Kleider, mein Bischen Wäsche darinnen. Der Schlüssel steckt, wollen Sie nachsehen."

Der Detektive folgte der Weisung, allein er fand in den obern Laden nichts und zog dann, ohne viel Umstände zu machen, auch die drei untern Laden heraus, in denen sich, wie Etelka erwähnt hatte, die Habseligkeiten der Schusterin befanden.

Der Herr von der Polizei war zu dieser Hausuntersuchung wohl nicht berechtigt, allein was wußte Etelka und die Schustermeisterin vom Gesetz und bei armen Leuten nimmt man es überhaupt nicht so genau.

Gleichwohl ließ die eintretende Witwe Hagenmeyer, als sie in ihrer Stube einen Mann auf der Erde knieen fand, der ihre Laden durchstöberte, ein Donnerwetter auf das Haupt des überraschten Detektiv's nieder.

„Ja, was wär' mir denn das?" zürnte sie. „Was geschieht denn da? Wer untersteht sich in meinen Sachen herumzustöbern? Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ich bin Detektiv", antwortete der Mann aufstehend.

Digitized by Google

„Was für ein Dieb?“ fragte die Witwe.

„Oho!“ machte der Mann der Sicherheit auf heimlichem Wege.

„Der Herr ist von der Polizei“, begütigte Etelka, „wir müssen ihn gewähren lassen, denn er ist beauftragt, unsere Laden zu untersuchen —“

„Was gehen denn die Polizei unsere Laden an?“ fiel ihr derb die Schusterin in's Wort, die weit weniger Respekt vor der Sicherheitsbehörde zu haben schien, als der Oberlehrer Franz Xaver Wittmann, „muß denn die Polizei überall ihre Nase hineinstecken? Wir sind ehrliche Leute und haben keinem Christenmenschen etwas gestohlen.“

„Das wird sich ja finden“, meinte der Detektive.

„Was? Sie glauben am End' gar“, schrie die Schusterin, „daß i ch — ?“

„Wer redet denn von Ihnen?“, antwortete ärgerlich der Detektiv.

„Ich hätte es Ihnen auch nicht gerathen“ meinte die resolute Witwe.

„Es scheint, liebe Frau Hagenmeyer,“ sprach Etelka, „daß ich den Verdacht auf mich gezogen habe, unrechtes Gut zu besitzen.“

„So ist es“, bestätigte der Mann der Polizei, „ich will Ihnen reinen Wein einschenken und die volle Wahrheit sagen. Das Fräulein hier ist beschuldigt, ein Armband von 300 fl. Werth gefunden und für sich behalten zu haben.“

„Ich? o mein Gott!“ rief die Tänzerin.

„Gibt's nicht!“ sprach die Witwe mit Entschiedenheit, „das Fräulein hier ist grundehrlich und gibt den gefundenen Neukreuzer an den zurück, dem er gehört.“

„Um so besser, es wird sich ja finden“, replicirte der geheime Agent, „doch hören Sie, welche Verdachtsgründe vorhanden sind. Heute Morgens um 7 Uhr kommt Frau Sara Quaromeles, Gattin eines Lederhändlers in der Leopoldstadt, gegenwärtig als Sommerpartei in Dornbach wohnend, auf das Commissariat und gibt Folgendes zu Protokoll. Sie sei gestern Abends um 6 Uhr mit dem Einspänner 2145 nach Dornbach gefahren, wo sie mit ihren Kindern wohne, — habe sich entkleidet und erst in der Nacht, als sie ihren Schmuck rangirte, den Abgang des Bracelets mit einem Brillanten bemerkt, Werth 300 fl. Dieses Armband könne sie nur im Wagen verloren haben, dessen Nummer sie zum Glück wisse. Der Einspänner Nr, 2145 wird geholt, er ist ein grundehrlicher Mann, der schon wiederholt im Wagen gefundenes Gut zurückgegeben hat und auf dem kein Verdacht lastet. Er gibt zu Protokoll, daß er nach der Judenfrau nur noch eine einzige Person als Fahrgast bekommen habe, — eine junge Dame, die er von der Hernalser Linie nach Margarethen geführt, die Dame und das Haus, wo sie abgestiegen und eingetreten sei, würde er wieder erkennen. Fräulein Molnár behauptet, sie habe nichts gefunden.

„So ist es, mein Herr“, bestätigte Etelka mit Thränen im Auge, „ich schwöre Ihnen bei den Gräbern meiner Mutter und meines —“

„Schwören's nicht, weil's das nicht gibt:“, sagte die Schusterin, „und glauben Sie, Herr Perspektiv oder wie man sagt, daß dieses brave Mädel, wenn's was gefunden hätt', es gewiß zurückgegeben hätt' — weil's das gibt! Verstanden?“

„Ich glaube es selbst“, meinte das Organ der öffentlichen Sicherheit, „allein nichtsdestoweniger muß mir das Fräulein auf die Polizei folgen.“

„Auf die Polizei?“ rief die Tänzerin voll Entsetzen.

„Nun, was ist denn da so Entsetzliches dabei?“ erwiderte lächelnd der Polizist, „heut zu Tag braucht ein Unschuldiger die Polizei nicht zu fürchten, im Gegentheile man wird Sie gegen die Beschuldigung der Frau von Quaromeles in Schutz nehmen. Was verschlägt es Ihnen, mit mir zu fahren, kein Mensch im Hause kennt mich, wir setzen uns in den Einspänner, der vor dem Thore wartet, und fahren auf den Schottenring, wo Sie dem Herrn Ober-Commissär die nöthige Auskunft ertheilen werden.“

„Aber ich muß mich doch anziehen“, meinte Etelka.

„Gewiß können Sie das“, sprach der Polizeier, ohne das Zimmer zu verlassen.

„Aber ich kann mich doch nicht vor Ihnen anziehen?“ meinte Etelka.

„Ah pah! ich schaue nicht hin“, erwiderte

Digitized by Google

der Mann der Sicherheit, welcher fürchtete, es könnte, wenn er das Zimmer verließ, zwischen Etelka und der Witwe irgend eine Verständigung, Vertuschung oder Verheimlichung stattfinden. Der Mann verstand sein Geschäft aus dem Fundamente.

„Ich stell' mich vor", tröstete die Schusterin und postirte sich vor die Tänzerin, die mit der den Theaterdamen eigenen Schnelligkeit und Geschicklichkeit Toilette machte. Dumas Vater erzählt in seinen Memoiren, daß die Déjazet allen bekannten Herren den Zutritt in ihre Garderobe gestattete, und daß sie es verstand, in Gegenwart von zehn, zwölf solchen Gästen das Hemd zu wechseln, ohne daß das indiscreteste Auge etwas Undecentes entdecken konnte.

Etelka Molnár war nun allerdings keine Déjazet, gleichwohl verstand sie das Kunststücklein mit dem Ankleiden auf's Beste und erschien nach wenig Minuten vor den Augen des erstaunten Dedektiv's wie aus einem Schachterl, um einen echten Wiener Ausdruck zu gebrauchen.

„Gehen wir", sagte sie entschlossen.

„Ja, gehen Sie, mein Kind, mit Gott", sprach die Schusterin, „uud fürchten Sie nichts, denn ich weiß, Sie haben nichts verbrochen und Unschuldigen geschieht bei uns nichts, weil's das nicht gibt."

Schweigend drückte Etelka der wackern Frau die Hand und verließ mit ihrem Begleiter die Wohnung der Schusterin; wohl richteten, als sie den Hof durchschritten, manche Augen sich neugierig auf sie, allein da man den fremden Mann nicht kannte, so hatte man auch keine Ahnung von dem, was sein Erscheinen bedeutete, sonst würden sich die tratschsüchtigen Zünglein der Herren Nachbarn und Frauen Nachbarinnen alsbald in beschleunigte Bewegung gesetzt haben.

Eine halbe Stunde später ward Etelka Molnár von dem Detektiv dem Ober-Commissär Bezleba vorgestellt. Der Polizeibeamte mit einem gutmüthigen Gesicht suchte Anfangs vergeblich den Ton der Strenge anzuschlagen. Die ruhigen gekränkten Antworten der Tänzerin bewiesen dem Menschenkenner, daß er es hier mit keiner jener verkommenen, verlotterten Personen zu thun habe, wie sie der Polizei so oft in die Hände laufen, und fast wohlwohlend klang es, als er sprach:

„Sie behaupten also, daß Sie im Wagen nichts gefunden haben?"

„Ich schwöre es zu Gott, Herr Ober-Commissär", erwiderte Etelka treuherzig.

„Erinnern Sie sich nicht, vielleicht mit den Füßen gegen etwas gestoßen zu haben?"

„Nein, Herr Ober-Commissär. Ich war so aufgeregt in Folge eines kleinen Scandals, der sich in der Arena, wo ich beschäftigt bin, zugetragen hat, daß ich mich an gar nichts erinnere."

„Hm! Der Fall ist denkbar, daß Frau Quaromeles das Armand auf dem Wege vom Comfortable bis in ihre Wohnung verloren hat, auch könnte von ihren Dienstleuten Jemand das Armband entwendet haben. Allein Frau von Quaromeles behauptet, sie habe nur eine Köchin und ein Stubenmädchen und Beide sind grundehrlich."

„Ich bin es auch, Herr Ober-Commissär, so wahr ein Gott ober uns ist."

„Ich glaube Ihnen, mein Kind, und würde sie sofort auf freien Fuß belassen, wenn ich nur Jemanden hätte, der für Sie bürgen wollte, daß sie sich, während der Zeit, als diese Sache in der Schwebe ist, nicht von hier entfernen. Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen, der dazu geeignet wäre?"

„Vielleicht mein Director, Herr Francesco „Hlawatschek, genannt der große Herkules."

Der Polizeibeamte lächelte ironisch.

„Nein, mein gutes Kind", sagte er, „Dieser Herr ist mir kein genügender Bürge, — es liegt so Manches gegen ihn vor — und überhaupt halten wir von der Polizei nicht viel auf derlei Banquisten, Taschenspieler, Seiltänzer, Feuerfresser und Gaukler aller Art. Ist denn kein Bekannter aus Ihrer Heimat hier. Mir wäre der kleinste Montenegriner lieber als der große Herkules."

Ueberrascht von diesen slavischen Sympathien des Herrn Ober-Commissärs Bezleba erinnerte sich Etelka an ihren Jugendfreund und erröthend antwortete sie:

„Ich habe hier allerdings einen Bekannten aus meinen heimatlichen Bergen."

Digitized by Google

„Nun also!“ drängte der Polizeibeamte, „wer ist er? wie heißt er?“

„Er ist der Sohn des Hofarztes von Cattinje und heißt Luca Wassich.“

„Bravo! das ist ja eine bedeutende Persönlichkeit! Wo wohnt er?“

„Ich habe keine Idee davon?“

„In welcher Beziehung stehen Sie denn zu ihm?“

„Er war mein Jugendgespiele, mein Geliebter, der Vater meines Kindes,“ stammelte Etelka, purpurroth vor Verlegenheit, denn sie meinte, vor der Polizei dürfe man kein Geheimniß haben.

„So? so? so?“ machte der Ober-Commissär, „und Sie haben nicht einmal die Adresse von Ihrem Geliebten, von dem Vater Ihres Kindes? Das ist sonderbar.“

„O ich bitte, gnädiger Herr, ereiferte sich Etelka, „Das Kind ist todt und Luca nicht mehr mein Geliebter. Ich habe längst alle Beziehungen zu ihm aufgegeben. Erst gestern habe ich ihn seit Jahren wieder gesehen, — er ist auch erst vor ein paar Tagen in Wien angelangt, er versuchte es, sich mir zu nähern, — ich wies ihn mit Entrüstung zurück!“

„Ein seltner Fall,“ meinte Herr Bezleba, den Kopf schüttelnd.

„Und da konnte ich ihn doch nicht um seine Adresse fragen,“ schloß Etelka, „es hätte ja fast so ausgesehen, als ob ich ihn besuchen wollte, was bei Gott nicht meine Absicht ist.“

„Schön von Ihnen, sehr schön,“ erwiderte der Ober-Commissär, „aber nichts destoweniger muß ich mir diesen Herrn Luca Wassich kommen lassen. Scheichelbauer, lassen Sie nachschlagen, ob sich unter den in den letzten Tagen angekommenen Fremden ein Herr Luca Wassich aus Cettinje in Montenegro befindet und lassen Sie ausheben, wo er wohnt.“

„Sehr wohl, Herr Ober-Commissär,“ sprach der Detektiv und ging.

Bezleba ließ Etelka Platz nehmen und schrieb ein langes Protokoll.

Die Tänzerin sah mit ehrfurchtsvoller Scheu zu.

„Herr Luca Wassich aus Montenegro“ — meldete der zurückkommende Herr Scheichelbauer, „wohnt beim Oberlehrer Franz Wittmann, N. gasse Nr. 17.“

„Gut, bestellen Sie mir den Herrn Wassich und den Oberlehrer hierher, der Lehrer soll mir für seinen Miethsmann, der Miethsmann für diese Dame gutstehen.“

10 Kapitel

Triumph der Unschuld.

Unsre Leser wissen nun, welche Veranlassung vorhanden war, um die Herren Franz Xaver Wittmann und Luca Wassich zur Polizei rufen zu lassen Wir kennen die heilige Scheu, welche Papa Wittmann vor diesem für das Wohl des Staates doch so nothwendigen Institute hatte.

Er glaubte nichts Andres, als man würde ihm die Schuld beimessen, daß er den mit den Verhältnissen der Residenz so wenig vertrauen Fremdling aus Montenegro den ganzen Tag sich selbst überlassen habe, wodurch derselbe in eine solche Masse von Scandal, Exceß und Polizeiübertretung verwickelt worden war.

Nach dem er dem Sohn der schwarzen Berge auf seinem Zimmer eine lange Straf-Predigt gehalten hatte, entschloß er sich mit einem schweren Seufzer zu dem verhängnißvollen Gange. Als man auf die Straße kam, da begann der alte Herr in einer Weise zu zittern, daß Luca Wassich schnell entschlossen einen Fiaker herbei rief und, den alten Herrn hinein hebend, dem Kutscher befahl, nach der Ober-Polizei zu fahren.

Dort angelangt, mußte der Montenegriner seinen Mithsherrn mit starkem Arm unterstützen, um ihn die Treppe hinauf zu bringen.

Der alte Lehrer, dessen Fuß noch nie den Tempel der Göttin Detektive betreten hatte, war nicht wenig erstaunt, als ihm in den Corridors des Gebäudes an den Ecken auf großen Tafeln die Worte: „Maria Theresia“ und „Hohenstaufen“ entgegen sprangen, was hatten diese Namen, die zu den glorreichsten der österreichischen und deutschen Geschichte gehören, mit der Polizei zu thun?

Und doch ist die Sache einfacher, als es sich der alte Professor vorstellte.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Polizei-Palast war im Weltausstellungsjahre 1873 ein Hôtel und wurde erst dann zur Unterbringung der Polizeileitung von der Staatsbehörde angekauft. Die vier Seiten des großartigen Gebäudes gehen nach dem Ring, der Hohenstaufen-, Maria-Theresia- und Wipplingerstraße. Um nun dem Publikum, welches sich in den weitläufigen Gängen leicht verirren könnte, Umwege zu ersparen und ersichtlich zu machen, auf welcher Seite des Hauses man sich befinde, hat man überall Tafeln angebracht mit den Worten: „Ring", „Maria-Theresia", „Hohenstaufen", „Wipplinger" — da aber dabei das Wort Straße fehlt, so kann ein Fremder oder Neuling im Hause wohl einen Augenblick verdutzt werden.

Man hatte endlich das Bureau des Herrn Ober-Commissärs Bezleba erreicht und dieser empfing die beiden Herren in so liebenswürdiger Weise, daß die Verdutztheit des Professors von Minute zu Minute stieg.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Professor, daß ich Sie hierher bemüht habe", sagte der Beamte vom Sessel aufspringend und beide Hände des erstaunten Pädagogen schüttelnd, „allein es handelt sich um ein armes Mädchen, das wahrscheinlich schuldlos einer strafbaren Handlung angeklagt ist, und das sich auf diesen Herrn berief — Sie sind doch Herr Luca Wassich? — Ja? — Schön! — da er der Einzige in Wien sei, der sie kenne, — und da wieder Herr Wassich in Wien fremd ist und ich doch für seine Person einige Auskunft und Bürgschaft brauche, an wen hätte ich mich wenden sollen, als an den Mann, bei dem Herr Wassich wohnt, der Mann der als Staatsbürger, Lehrer und Familienvater gleich geachtet dasteht —"

„Bitte, bitte!" stammelte Wittmann fast bestürzt über so viel Freundlichkeit.

„Sie anerkennen also diesen Herrn hier, als Ihren Zimmerherrn, Namens Luca Wassich?"

„Ja wohl", Herr Ober-Commissär".

„Mein Vater ist Hofarzt in Cettinje, beim Fürsten Nikita", sprach der Haselnußprinz.

„Weiß es! weiß es! ein ausgezeichneter Mann!" versicherte der Polizeibeamte, der früher offenbar nie etwas von ihm gehört hatte, „Sie halten sich zu ihrem Vergnügen in Wien auf?"

„Auch meiner Studien wegen, ich bin Arzt, wie mein Vater."

„Charmant! sehr gut! o die Medizin ist ein schöner Beruf. Und kennen Sie hier ein Fräulein Etelka Molnár, welche trotz ihres ungarischen Namens, Montenegro als Heimat bezeichnet?"

„Gewiß! mein Gott! was ist's mit der armen Etelka?"

„Erschrecken Sie nicht. Sie fuhr gestern in einem Einspänner von der Hernalser Linie nach ihrer Wohnung. Der Comfortable war vor ihr von einer Dame benutzt worden und diese behauptet, im Wagen ein Armband im Werthe von 300 fl. verloren zu haben. Nun könnte es Niemand als die besagte Etelka Molnár gefunden und widerrechtlich behalten haben —"

„Das heißt, man beschuldigt das arme Kind, das Armband gestohlen zu haben", rief der Montenegriner in leidenschaftlicher Aufregung, „aber man thut ihr Unrecht, Sie werden sich überzeugen, Herr Ober-Commissär, Etelka ist brav und ehrlich und keine Diebin — ich weiß wohl, daß gewisse Zeitungen in Wien uns immer Hammeldiebe nennen —"

„Mäßigen Sie sich, Herr Wassich, rief Papa Wittmann ängstlich.

„Ach! lassen Sie doch den Herrn sich aussprechen, Herr Professor", mahnte Bezleba, „es thut dem gekränkten Herzen wohl, wenn es sich Luft machen kann. Uebrigens dürfen Sie das nicht den Wienern in die Schuhe schieben, was Einzelne sagen und schreiben. Glauben Sie, Herr Wassich, die Geschichte mit den gestohlenen Hammeln wird nur deshalb immer und immer wieder aufgewärmt, weil sie Veranlassung zu mehr oder minder guten Witzen gibt. Ich bitte Sie, wovon sollen ein Dutzend Witzblätter leben, wenn die Witzmacher nicht zu solchen Mitteln greifen? Zudem lacht der Wiener gern, selbst wenn es auf Kosten seines besten Freundes geschieht, — seinem spottsüchtigen, losen Maule ist nichts heilig, nicht einmal die Polizei".

„Nicht einmal die Polizei!" wiederholte

Digitized by Google

Wittmann, die Hände zusammenschlagend und die Augen in der rührendsten Weise verdrehend.

„Sie dürfen sich also durch den dummen Spaß mit den Hammeldieben nicht gekränkt fühlen", fuhr der Ober-Commissär fort, noch weniger dürfen Sie den Umstand, „daß Fräulein Molnár verhaftet worden, sich so auslegen, als ob blos ihre Abkunft die Ursache der Arretirung gewesen wäre. Die Verhaftsgründe sind solche — — doch kommen wir zur Sache."

„Bitte!" riefen beide Herren.

„Sie kennen also das Fräulein seit längerer Zeit, Herr Wassich?" begann der Beamte.

„Seit meiner Kindheit", antwortete Wassich, „wir spielten mit einander unter den Dornhecken, welche um die Felsen der schwarzen Berge wuchern."

„Sehr poetisch! und dieses Verhältniß wurde mit der Zeit ein intimes?"

„Ja, Herr Ober-Commissär, ich leugne es nicht."

„Es hatte sogar Folgen?

Ueberrascht sah der Montenegriner den Mann der Polizei an.

„Auch das kann ich nicht in Abrede stellen" sagte er kleinlaut, „allein bedenken Sie, Herr Ober-Commissär, wir waren Beide noch so jung!"

„Und Jugend hat nicht Tugend", tröstete der Beamte, „ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe, Herr Wassich, ich will nur constatiren, daß das Verhältniß, in dem Sie zu der jungen Dame stehen, Ihnen die moralische Verpflichtung auferlegt, nicht zu ihren Ungunsten auszusagen."

„Ich stehe in keinem Verhältnisse zu ihr."

„Wie? Sie ist nicht ihre Geliebte?

„Leider nein."

„Aber Sie sind doch der Vater Ihres Kindes?"

„Das Kind ist todt."

„Ach so! Und da haben Sie das Verhältniß abgebrochen?"

„Nein, Herr Ober-Commissär."

„Aber das verstehe ich nicht, erklären Sie mir —"

„Mit Vergnügen. Bei uns zu Lande ist man strenge gegen gefallene Mädchen. Meine jetzt in Gott ruhende Mutter bemerkte Etelka's Zustand zuerst und um sie und mich vor der Schande zu bewahren, schickte sie das Mädchen zu Verwandten nach Mostar, — diese behandelten die Unglückliche, die selbst fast noch ein Kind war, sehr schlecht — zudem hatte sie Grund, mich für untreu zu halten, entfloh —"

„Und so weiter! und so weiter!" schloß der Ober-Commissär.

Er hatte doch ein wackeres Herz in der Brust, der junge Falke aus den schwarzen Bergen. Um seine Mutter im Grabe nicht anklagen zu dürfen, log er auf seine eigenen Kosten, gab sich für untreu aus, was er doch nie gewesen war und nahm es auf sich, Schuld an Etelka's Flucht gewesen zu sein.

„Nun, es freut mich, daß Sie sich wieder ausgesöhnt haben", meinte Bezleba:

„Ausgesöhnt? Ach nein!" erwiderte Luca Wassich traurig.

„Nicht? Aber Fräulein Molnár sagte mir doch, daß Sie von Ihnen aufgesucht worden sei? — Erzählen Sie doch."

Wie man sieht, ließ der versirte Polizeibeamte den jungen Mann plaudern und erfuhr bei dieser Gelegenheit Alles, was er über Etelka zu wissen wünschte.

„Mit Vergnügen, Herr Ober-Commissär", sagte der Montenegriner.

Herr Franz Wittmann sank auf den ihm von Bezleba längst angewiesenen Stuhl und hörte mit Erstaunen die Erzählung der Abenteuer Etelka's an. Luca Wassich berichtete:

„Das arme Mädchen nahm, als sie aus dem Hause der bösen Verwandten entflohen war, ihren Weg gegen Ungarn, wo sie Angehörige ihrer Mutter zu finden glaubte. Unterwegs gebar sie das Kind, welches der Tod ihr alsbald wieder entriß. Die mütterlichen Verwandten fand sie nicht mehr und sie trat in Pest als Tänzerin beim Theater ein.

„Pest? Theater? Tänzerin?" wiederholte der Polizeibeamte und schnitt ein höchst bedenkliches Gesicht.

Luca Wassich wurde roth und blaß, ein Beweis, wie sehr er Etelka noch liebte.

Digitized by Google

„Ich weiß, was sie sagen wollen, Herr Ober-Commissär", rief er, sich ereifernd, „aber Sie sind im Irrthume. Etelka ist — abgesehen von dem, was ich verschuldet habe — ein anständiges Mädchen geblieben, auch im Pester Theater als Tänzerin. Der beste Beweis dafür ist wohl der, daß sie nach Verlust ihres Engagements jeden Antrag, den ihr die Herren dort machten, mit Bestimmtheit ausschlug und mit einer Collegin nach Wien ging, um sich hier arm aber ehrlich ihr Brod zu verdienen; so fand ich sie, arm, darbend aber ehrlich, und es soll in Wien viel leichter sein, unehrlich zu leben, als darbend ein ehrliches Brod zu essen."

Der kleine, schwarze Montenegriner hatte durch die Begeisterung sein Kopfweh verloren und sah in diesem Augenblicke fast schön aus.

Wohlgefällig blickte der Polizei-Commissär auf den jungen Mann; man spricht nicht mit solchem Eifer, mit solcher Ueberzeugung, wenn man eine schlechte Sache vertheidigt.

Papa Wittmann saß versteinert da; von einer solchen Seite hatte er seinen Zimmerherrn nicht gekannt, nicht geahnt; übrigens fühlte er recht gut, daß das Heiratsproject seines Freundes in Cettinje, sowie sein eigenes, unter diesen Umständen völlig in die Brüche ging; wie konnte er eine seiner Töchter dem jungen Manne geben, der eine Andere liebte und sich mit ihr so weit eingelassen hatte. Papa Wittmann war consternirt, aber gefaßt.

„Mein Herr," sprach der Ober-Commissär zu Wassich, „Sie haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß Fräulein Etelka vollkommen schuldlos ist."

„Wahrhaftig?"

„Zum Beweise will ich sie sofort herüber bringen lassen, um sie in Ihrer Gegenwart in Freiheit zu setzen."

„Herr Ober-Commissär," sprach der Montenegriner in freudiger Aufregung, „Sie haben doch wohl nur die moralische Ueberzeugung, ich will Ihnen auch die juridische verschaffen. Als ich nach Wien ging, beschloß ich Alles aufzubieten, um Etelka wieder zu finden, denn ein Freund von mir hatte mir geschrieben, daß sie in der Kaiserstadt sich aufhalte. Gestern suchte ich sie auf, zuerst in ihrer Wohnung, — sie war nicht zu Hause, allein das armselige Stübchen in der entlegenen Vorstadt, das elende Lager, das sie als sogenannte Bettgeherin benützte, bewies mir, daß Etelka nicht vom Wege der Ehre gewichen. Später fuhr ich um die halbe Stadt herum, bis ich sie endlich bei einer Künstlergesellschaft vor der Linie auffand. Ich stellte mich ihr vor, ich beschwor sie, mir die alte Liebe wieder zuzuwenden, allein sie wies mich kalt und schnöde zurück und betheuerte, sie wolle die Sünde, die sie begangen, durch Reue und Buße wieder gut machen."

„Eine Tänzerin, die Reue und Buße erweckt!" sprach der Polizeibeamte in komisch-ironischem Tone, „wir haben doch merkwürdige Individualitäten in Wien."

„Wahrhaftig!" hauchte der Schulmann, der heute so wunderbare Dinge erfuhr, daß sich sein pädagogisch-pedantisches Hirn im Kreise drehte.

„Und nun hören Sie, Herr Ober-Commissär!" schloß der Falke aus den schwarzen Bergen mit der Miene eines Spielers, der seinen größten Trumpf auflegt, „als ich sah, daß sie meine Liebes-Anträge consequent und mit immer größerer Entrüstung zurückwies, da wurde mir ganz weh um's Herz und höchst kleinlaut bat ich sie, sie möchte mir, der ich doch an all ihrem Unglücke und ihrer Noth Schuld trage, wenigstens erlauben, etwas zur Linderung ihrer bedrängten Lage beizutragen. Ich zog eine Hundertgulden-Note aus meiner Brieftasche, die mein eben so gütiger als reicher Vater mir aufs Beste gespickt hatte, und bot ihr dieselbe an. Wissen Sie nun, Herr Commissär was sie that?

„Nun?"

„Sie riß mir das Geld aus der Hand und warf es mir vor die Füße!"

„Ah!"

„Warf es mir vor die Füße und betheuerte, sie wolle lieber Hungers sterben, als von mir einen Kreuzer annehmen. Nun, ich denke, Herr Ober-Commissär, wenn ein Mädchen soviel Ehrenhaftigkeit und Charakter entwickelt, so darf man wohl nicht

Digitized by Google

glauben, daß sie zwei Stunden später ein Armband stiehlt."

Abermals nickte Herr Bezleba, der Ober-Commissär, zustimmend mit dem Kopfe.

Dem Pädagogen stand, wie er nachträglich gern erzählte, der Verstand vollkommen stille.

Der Commissär läutete.

„Scheichelbauer," sprach er zu dem Eintretenden, „führen Sie die Tänzerin Etelka Molnár, die auf Nr. 17 wartet, herüber: und daß sie sich nicht unnöthig ängstigt, sagen Sie ihr im Voraus, daß sich Alles günstig und zu ihrem Besten gewendet hat.

„Hab's ja gewußt!" sprach Scheichelbauer mit jenem Bewußtsein, welches den echten Policeman charakterisirt.

Zwei Minuten später trat Etelka in's Bureau des Commissärs.

Papa Wittmann dachte im Stillen, daß die Tänzerin wohl ein hübsches Mädchen, wenn auch von etwas fremdartigem Typus sei, daß sie aber mit keiner seiner vier Töchter auch nur den entferntesten Vergleich aushalte und daß eben nur der ungeläuterte Geschmack eines Montenegriners dazu gehöre, um ein solches wildes Bergblümlein einer Lella, Lilla, Lolla, Lulla, vorziehen.

Als Etelka ihren Jugendgespielen erblickte, wurde sie leichenblaß.

„Fürchte nichts," rief ihr Luca in der Sprache der Heimat zu, „ich habe dem Herrn Commissär Alles so klar und deutlich auseinandergesetzt, daß er von Deiner Unschuld überzeugt ist."

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blicke an; Herr Bezleba aber sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr Wassich, — ich kann es nicht dulden, daß in meiner Gegenwart zwischen zwei Personen, die ich zu vernehmen und zu confrontiren habe, eine fremde Sprache geredet wird. Obwohl ich aus dem Lande der Ueberproduction stamme und Czechisch so gut wie deutsch verstehe, so bin ich doch des Serbo-Croatischen mit dem dalmatinischen Anhauch nicht mächtig und muß daher bitten, in meiner Gegenwart nur deutsch zu sprechen."

„Bitte tausendmal um Entschuldigung," rief Luca voll Verlegenheit über den gemachten Fehler, „ich habe ihr übrigens nichts gesagt, als was Sie, ihr schon durch diesen Herrn sagen ließen, nämlich, daß ihre Schuldlosigkeit an den Tag gekommen."

„Ist's wahr, ist's wirklich so?" fragte die Tänzerin, die Hände faltend.

„Mein liebes Kind," sprach der Polizeibeamte in freundlichem gütigem Tone, „die Umstände gestalten sich so, daß ich keine Veranlassung habe, Sie in Haft nehmen zu lassen, sondern Sie werden frei von hier weg gehen, da diese beiden Herren mir genügende Garantien geboten haben."

„Heilige Jungfrau sei gepriesen!" rief Etelka, dann wendete sie sich gegen Wassich und Wittmann und sprach leise: „Ich danke Ihnen, meine Herren!"

„Nicht Ursache," erwiderte geistreich der Schulmann, um nur eben etwas gesagt zu haben.

„Wenn vielleicht pekuniäre Bürgschaft nothwendig ist," — meinte der junge Montenegriner, die Brieftasche ziehend, „ich bin jeden Augenblick bereit."

„Lassen Sie nur stecken," sprach der Polizeibeamte lächelnd, „bei uns geht so etwas nicht. Uebrigens habe ich Ihnen nur Folgendes zu sagen:" —

In diesem Augenblicke vernahm man vor der Thür ein Streiten und Zanken.

„Sehen Sie doch nach, Scheichelbauer, was es gibt," sprach Bezleba, „und weisen Sie die Leute zur Ruhe."

Als der getreue Diener seines Herrn die nach dem Corridor führende Thüre des Bureaus öffnete, hörte man eine kreischende Frauenstimme, welche rief:

„Wie heißt, ich werd' nix hinein kommen, ich werd „ja" hinein kommen."

„S'ist die Frau Quaromeles," meldete Scheichelbauer, „der das Bracelet weg gekommen ist."

„Um so besser," sagte der Ober-Commissär, „lassen Sie die dieselbe sofort eintreten."

„Frau von Quaromeles," rief Scheichelbauer hinaus, „der Herr Ober-Commissär läßt Sie ersuchen, gleich herein zu kommen."

Digitized by Google

„Hafte gehört?“ wendete sich die würdige Frau an den Mann, mit dem sie gestritten hatte, „der Herr Ober-Commissionär läßt mir sagen, ich soll herein kommen, gleich herein kommen, ich, die Frau von Quaromeles, — hab' ich Ihnen nicht gesagt, ich werd „ja“ herein kommen?“

Im nächsten Augenblicke stand Frau von Quaromeles im Bureau, eine stattliche, dicke Dame, aufgedonnert über die Möglichkeit, in einem schweren Kleide von Moire antique mit einem jugendlich kleidenden Hütchen, auf dessen Rändern ein Korb voll Blumen und ein Dutzend Federn sich den Platz streitig machten. Der fleischige Hals und die nicht minder fleischigen Hände und Ohren waren mit Schmuck überladen, die reiche Frau beurkundend, welche in ihrem orientalischen Antlitze die Spuren großer, leider einstiger Schönheit zur Schau trug.

Bevor noch Jemand das Wort nehmen konnte, rief die hitzige Dame:

„Herr Commissonär —“

„Commissär“, verbesserte der Polizeibeamte.

„Hab ich nicht gesagt Commissär?“ entschuldigte sich Frau von Quaromeles, „wär's ein Wunder, daß man verwechselt vor Hitzigkeit und Aufregung die Titulatur? Ich komme zu fahren von Dornbach, Herr Rath, mit einem Fiaker — ich hab mir nicht genommen Zeit, zu steigen in der Tramway, oder mich zu setzen im Stellwagen, sondern ich bin eingestiegen in einem leeren Fiaker, der ist gekommen gefahren von Neuwaldegg, wohin er hat geführt den Herrn von Rosenbaum, welcher besucht die Frau von Cichorienstein, die nix lebt mit ihrem Mann, weil derselbe hat ein Verhältniß mit einer Dame von's Theater —“

„Ich bitte diese Details weg zu lassen“, sprach Obercommissär Bezleba etwas ungeduldig, „und mir kurz zu sagen, was mir das Vergnügen verschafft, Sie hier zu sehen.“

„Warum soll ich nicht kurz sein?“ antwortete die Dame, „hab ich's doch so eilig? Denken Sie sich, was geschehen ist, Herr Hofrath?“

„Ich bin nicht Hofrath.“

„Warum solleu Sie's nicht werden? Haben Sie eine Idee, was geschehen ist? Nein, Sie haben keine Idee! Gefunden hat sich das Armband!“

„Wirklich?“

„Wenn wär's nicht wirklich, wäre ich sonst zu fahren gekommen von Dornbach?“

„Und wo war es?“

„Wo werd's gewesen sein? An meinem eigenen Unterrock hat's gehangen. Es war mir gegangen los von der Hand, — im Wagen — ist gerutscht hinab, über die seidenen Falten des Kleides, was hatt' ich ein wenig aufgehoben, und verhäckelte sich an den Spitzen des Unterrocks, wo es ist geblieben hängen.“

„Das ist ja ein wahres Glück!“

„Warum soll ich haben kein Glück? Haben wir doch immer gehabt Glück, ich und mein Mann Itzig, will ich sagen Isidor Quaromeles. Wir haben nix gekracht, mein Mann ist nicht worden geläutet und geht noch immer an der Börs, obwohl ausgeblieben alle unsere Bekannten, der Leopold Mandl, der Sali Dornblüh, der Pepi Schemeles, der Aaron Rosenkäfer —“

„Und so weiter, und so weiter“, unterbrach sie der Commissär, „die Liste wäre zu lang. Also das Armband hat sich wieder gefunden und befindet sich wieder in ihren Händen?“

„Wo soll es sich denn befinden? Hier ist es.“

Und sie ließ den Goldreif mit den Brillanten funkeln, der den fleischigen Arm umschloß.

„Wie haben Sie's denn gefunden?“ fragte Bezleba.

„Hab ich's gefunden? Nix hab ich's gefunden. Unsere christliche Magd, die Nettl, hat's gefunden. Gestern Abends, als ich mich hab umgezogen, hab ich gegeben Kleid und Unterröcke unserer jüdischen Magd, der Kathe, und sag zu ihr: Kathe, sag ich, staub mir Röck und Kleider heut noch aus. Hat sie's ausgestaubt? Nix hat sie ausgestaubt, die schlamperte Jüdin! Heut in der Früh hat genommen die Nettl das ganze Zeug, das ihr im Weg gelegen, hat es ausgestaubt. Fällt da nicht hinab zu Boden das Armband mit einem Geklirr? Kommen sie zu laufen beide, die Nettl und die Kathe und schreien: Gnädige Frau, gnädige Frau, — wir haben's, wir habens, das Bracelet. Gott

Digitized by Google

was hab ich mich erschrocken, — gleich hab ich beschlossen, herein zu fahren in der Stadt, denn ich bin eine geschеidte Frau und will nicht, daß ausgegeben werd' so viel Geld auf Diebszettel, Anschlagzettel und sonstige Kosten" —

„Es wäre wohl auch möglich, daß ein Unschuldiger um Ihretwillen verhaftet worden wäre," sprach Ober-Commissär Bezleba nicht ohne Bitterkeit.

„Wie heißt unschuldig?" meinte die geschеidte Frau, „s' kann sich doch Keiner finden, als schuldig, weil wird bei keinem gefunden das Bracelet. Als ich's doch hab in meinen Händen."

„Sie sind im Irrthum, Frau von Quaromeles," sprach der Polizeibeamte sehr ernst, „Sehen Sie, dieses sehr anständige Fräulein hier mußte ich zur Haft bringen lassen, weil sie in den Verdacht gerieth, sich das Armband zugeeignet zu haben."

Fast erschrocken sah die reiche Dame auf das arme Mädchen. Wie alle Frauen, die gerne plaudern, besaß Frau von Quaromeles ein seelengutes Herz; der Gedanke, daß um ihretwillen Jemand von der Polizei verhaftet worden sei, that ihr wehe und völlig gereizt klangen ihre Worte, als sie dem Ober-Commissär folgende Antwort gab

„Verhaftet? Um meinetwegen? Kann ich dafür? Ist's meine Schuld, wenn die Polizei immer erwischt die Unrechten statt der Rechten? Hat die Regina Populorum etwas entdeckt? Nix hat sie entdeckt!"

Ober-Commissär Bezleba war nahe daran, eine scharfe Antwort zu geben, allein er besann sich, daß man bei Frauen auf Anschauung und Bildungsgrad besondere Rücksicht nehmen muß und schwieg.

Pädagog Wittmann würde, selbst wenn er reden gewollt hätte, kein Wo rt herausgebracht haben. Er, der mit altösterreichischem Respekt vor der Polizei in Demuth und Gehorsam erstarb, konnte es nicht fassen noch begreifen, daß ein Frauenzimmer, welches obendrein der Polizei so viel Arbeit gemacht hatte, sich gegen einen Ober-Commissär solche Aeußerungen erlaubte. Der gute Mann las wahrscheinlich nie die Verhandlungen der verschiedenen Gerichte, sonst würde er gewußt haben, daß Männlein und Weiblein aus dem auserwählten Volke nur zu häufig statt auf die gestellten Fragen zu antworten, dem Richter oder dem Staats-Anwalte selbst Fragen vorlegen und überhaupt einen Ton anschlagen, bei dem man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, über die Frechheit dieser Herren und Damen, oder über die Engelsgeduld, mit welcher unsre Richter sich diese Frechheiten gefallen lassen.

Der junge Mann aus Montenegro, dessen Herz sich entrüstet fühlte, war der Einzige, welcher sich nicht zurückhalten konnte, sondern ausrief:

„Madame — Sie scheinen nicht zu begreifen" —

„Ich werd' nicht begreifen?!" rief Frau von Quaromeles entrüstet, „wer gibt Ihne eine Madame ab, — haste geseh'n — er sagt, ich werde nicht begreifen!"

„Und doch muß ich Ihnen wiederholen", fuhr Luca Wassiich fort, „daß Sie nicht begreifen, um was es sich handelt. Sie haben doch eine Anzeige bei der Polizei gemacht, daß Sie Ihr Armband im Wagen verloren haben, der Kutscher wird zur Verantwortung gezogen, — es trifft ihn kein Verdacht, wohl aber die Person, die nach Ihnen den Wagen benützte, und diese Person ist dieses Fräulein hier, verstehen Sie endlich?"

„Gott, was er schreit! Warum soll ich nicht verstehen? Aber wird dem Fräulein was geschehen? Nichts wird ihr geschehen, weil sie ist doch unschuldig."

„So und das halten Sie für nichts," rief der Montenegriner, „daß das arme Mädchen von der Polizei abgeholt wurde, daß man all' ihre Habseligkeiten durchstöberte und sie dann fortführte, so daß vielleicht alle Hausgenossen sie für eine Diebin halten?"

„Wird sich viel kümmern um die Hausgenossen! Hätt' man viel zu thun, wenn man wollt hören auf dem Getratsch von den Nachbarsleuten. Da wohnt neben mir eine Frau von Fischer, die einen tauben Mann hat. Hat die nicht gesagt auf mich —"

„Madame!" schrie der Montenegriner, „Sie haben ein schlechtes Herz!"

Digitized by Google

Frau von Quaromeles erbebte, als ob sie eine Viper gestochen hätte.

„Ein schlechtes Herz?!“ wiederholte sie kleinlaut, „haben Sie gehört, Euer Gnaden, Herr Commissär, er sagt auf mich, ich hätt ein schlechtes Herz. Gott du Gerechter! er beleidigt mir an meiner Ehre und nennt m e i n Herz schlecht.“

„Ja es ist so,“ wiederholte Luca, der wie alle heißblütigen Menschen sich in den Zorn hinein redete, während der Ober-Commissär und Wittmann durchaus keine Veranlassung sahen, den Montenegriner in seinen Bemühungen, Frau von Quaromeles zur Raison zu bringen, aufzuhalten, „ich muß dabei bleiben, daß Sie ein schlechtes Herz haben.“

„Gott meiner Väter!“ jammerte Frau von Quaromeles, „haben Sie gehört, meine Herren, er sagt es noch einmal!“

„Und ich sage es zum dritten Mal,“ schrie der hitzige Sohn der schwarzen Berge, „und ich werde es sagen, so oft Sie wollen.“

„Wie heißt ich werd wollen? Ich werd nein wollen, denn s' ist eine Ungerechtigkeit. Ich ein schlechtes Herz. Betheilige ich nicht jeden Armen, der kommt an meiner Thür? Und wenn erscheint eine Conscription zu einer Sammlung und schreibt mein Isidor hin einen Gulden, streich' ich's nicht durch und schreib z w e i Gulden hin? Machen wir dabei ein' Unterschied, ob die Leute, für welche conscribirt wird, Christen sind oder Juden? Wer kann also sagen, daß ich hab ein schlechtes Herz?“

„Nun, Madame,“ sprach Wassich etwas milder, „wenn es so ist, worum empfinden Sie denn kein Mitleid mit diesem armen Mädchen, das durch Sie in einen so ungerechten Verdacht gekommen? fühlen Sie nicht, daß Sie Ihr eine Genugthuung schuldig sind?“

„Ich werd nix fühlen, wenn ich was schuldig bin!“ rief Frau von Quaromeles, „eine gescheidte Frau wird nix wissen, daß sie dem armen Kinde da eine Genugthuung schuldig ist. Hätt ich so ihr doch längst gegeben, aber Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen.“

Der naive Sohn des Gebirges machte über diese Bemerkung ein höchlich verdutztes Gesicht, Frau von Quaromeles aber trat zu Etelka und sprach mit einem Ausdrucke von Bedauern und Liebenswürdigkeit, den man ihr gar nicht zugetraut hätte:

„Mein liebes Fräulein, — Sie dürfen mir glauben, daß es mir sehr unangenehm fällt, daß Sie haben gehabt um meinetwillen solche Ungelegenheiten und insoferne ich daran Schuld bin, bitte ich Sie um Vergebung.“

„Nicht Ursache, gnädige Frau,“ erwiderte die Tänzerin, welche in ihrer Freude über die Wendung, welche die Affaire genommen, alles Andre vergaß.

„Haben Sie gehört?“ sprach Frau von Quaromeles mit dem Gefühle des Triumphes, „sie hat gesagt: Gnädige Frau! Sie ist also eine gebildete junge Dame und weiß, was sich gehört. Und deshalb werd' ich ihr auch eine Genugthuung geben, — ja sie soll von mir vollständige Confiscation bekommen.“

„Und worin würde diese Satisfaction bestehen?“ fragte der Ober-Commissär, welcher das Bedürfniß fühlte, die sich geschеidt nennende Frau in ihren falschen Ausdrücken zu corrigiren, zugleich aber auch der Redeseligen zu zeigen, daß hier außer ihr auch noch andre Leute zu reden hätten.

„Ja wohl, welche Satisfaction können Sie bieten?“ rief imponirend der Montenegriner.

„Welche Satisstation kann geben eine Dame?“ fragte die gescheide Frau, „soll ich sie vielleicht fordern auf e i n e m Duell? Mein liebes Fräulein, Ohne mein Verschulden sind Sie worden gekränkt und haben ausgestanden Angst und Kummer, — Sie haben auch verloren und versäumt Ihre Zeit und die Zeit ist kostbar für Jeden, der muß arbeiten und verdienen. Wie aber ersetzt man die die versäumte Arbeit? Mit Geld, — es gibt kein andres Mittel als Geld. Ich werde Ihnen also geben Geld, ich werde Ihnen geben fünf Gulden, zehn Gulden, zwanzig Gulden.“

Die freiwillige Erhöhung der angebotenen Entschädigungssumme rührte daher, weil Etelka bei jedem Betrage, den Frau von Quaromeles nannte, sehr energisch verneinend den Kopf schüttelte.

„Hören Sie, mein Fräulein,“ rief die leiden-

Digitized by Google

schaftliche Gattin des Herrn Isidor Quaromeles, „Sie sind etwas schwer zu befriedigen; wie hoch schätzen Sie denn eigentlich Ihre gekränkte Ehre?

„Die Ehre eines Menschen ist nicht mit Geld abzukaufen," antwortete das arme Mädchen, tief bewegt und mit Tränen in den Augen, „deshalb verlange ich von Ihnen keinen Kreuzer; ich bin vollständig durch Ihre Erklärung zufrieden gestellt, daß es Ihnen leid thut, mich in diese Verlegenheit gebracht zu haben und Ihre freundliche Bitte um Vergebung findet bei mir ein geneigtes Ohr.

„Da hören Sie's, Madame!" rief der Montenegriner voll Stolz auf seine Landsmännin.

„Gott! er sagt noch immer Madame!" rief die Frau des Börsianers; „bin ich eine Hebamme?"

„Frau von Quaromeles," sprach Ober-Commissär Bezelba mit Nachdruck; „aus diesem schönen Charakterzug mögen Sie entnehmen, mit welch' anständiger Person Sie es zu thun haben!"

„Hab ich je gezweifelt, daß sie ist anständig?" fragte die feine Frau, „und bin ich vielleicht nicht auch eine anständige Frau, wenn ich dem anständigen Fräulein anbiete eine anständige Summe für ausgestandene Angst und Verlegenheit. Als sie nicht nimmt das Geld, ist's meine Schuld?"

„Ich glaube, der Gegenstand ist nach allen Seiten genügend erörtert worden und jeder Zweifel behoben," sprach der Polizei-Beamte, „Fräulein Etelka Molnár, ich bedaure, daß ich Ihnen lästig fallen mußte, aber meine Pflicht gebot mir, so zu handeln, wie ich es gethan habe. Jetzt aber ist kein Grund vorhanden, Sie länger aufzuhalten, Sie sind frei und können hingehen, wohin Sie wollen."

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," erwiderte die Tänzerin gerührt, „seien Sie überzeugt, ich werde es nie vergessen, mit welcher Nachsicht und Güte Sie mich behandelt haben. Ich küße die Hand."

Dann machte Etelka den beiden Herren und der feinen Frau eine anmuthige Verbeugung und drehte sich zur Thüre hinaus.

Dort stand Scheichelbauer, der Detectiv und flüsterte ihr zu:

„Mein Fräulein!"

„Sie wünschen?" fragte die Tänzerin freundlich.

„Ich gratulire Ihnen, daß Alles so gut ausgegangen ist," sprach leise der Polizei-Agent, „übrigens hab' ich's im Voraus gewußt, denn man braucht Ihnen ja nur in's Gesicht zu sehen, um zu wissen, wie man daran ist.

„Sie sind zu gütig."

„Nur die Wahrheit, aber ich habe noch eine Bitte."

„Reden Sie."

„Sie sind Tänzerin und gehören dem Theater an," fuhr Scheichelbauer fort.

„Allerdings," erwiderte Etelka mit Verlegenheit, denn sie fühlte, daß die vor der Linie befindliche Arena des Herrn Francesco Hlawatschek, genannt „der große Herkules," doch nicht recht gut zu den Theatern der Residenz gerechnet werden konnte.

„Nun sehen Sie, werthes Fräulein," sprach der Detektiv weiter, „Neuigkeiten vom Theater und von den Theaterleuten interessiren das Publikum ganz besonders und die Zeitungen können ihren Lesern nicht genug derartiges bringen. Deshalb rennen auch die Notizler fortwährend herum und wie sie etwas erfahren, wird's gleich zu Papier gebracht und den Zeitungen eingeschickt."

„Möglich, — aber was geht denn das mich an?

„Mehr als Sie glauben, Sie dürfen von Ihrer heutigen Verhaftung nur ein Wort reden, so können Sie überzeugt sein, morgen zu lesen: Verhaftung einer Tänzerin wegen Diebstahl."

„Jesus Maria!"

„O das macht nichts. Man will eben nur die Wahrheit erfahren und wird den nächsten Tag eine glänzende Berichtigung und Rechtfertigung Ihrer Person bringen, wie auch, daß das Ganze auf einem Mißverständnisse beruhte, und daß ihnen die Veranlassung desselben Gelegenheit gab, von der Dame, welche die Schuld trug, eine vollständige Genugthuung zu erhalten."

„Aber das ist doch recht schlecht."

Digitized by Google

„Warum nicht gar! Die Journalisten sind die besten Leute von der Welt, aber das Publikum ist ein Ungeheuer mit einer Million von Köpfen und dieses stets nach Neuigkeiten hungernde Ungeheuer will eben gefüttert sein. Alle Tage gibt's keinen Raubmord, keine Feuersbrunst, keine Generalsleiche oder Jubiläum, da muß denn das Theater und besonders die Schaar der Künstlerinnen herhalten.

„Das begreife ich endlich, allein warum sagen Sie das Alles mir?"

„Weil ich, wie gesagt, fürchte, daß auch zu Ihnen ein solcher Zeitungsangler kommt, um das interessante Fischlein Ihrer Verhaftung herauszufischen. Wenn dies geschieht, dann bitte ich, gewiß auch zu sagen, daß ich Sie in keiner Weise schlecht behandelt habe, sondern bei Ihrer Arretirung mit aller möglichen Rücksicht und Schonung vorgegangen bin. Wollen Sie das, mein Fräulein?

„Gewiß, denn das ist ja die pure, lautere Wahrheit — und ich danke Ihnen dafür."

Dabei reichte ihm Etelka die Hand, welche Scheichelbauer galant küßte.

„Sehen Sie, liebes Fräulein", schloß er, „die Sache ist nicht gleichgiltig. Wenn auch unsere Herren immer so thun, als ob ihnen an dem, was in der Zeitung drin steht, nichts daran läge so ist doch der Teufel los, wenn über Unsereins ein Bischen was gedruckt wird. Und darum bitte ich Sie noch einmal —"

„Verlassen Sie sich auf mich, mein Herr, ich werde schweigen."

Durch diese kurze Unterredung war Etelka, welche sonst wohl schon den Ring und einen Tramwaywaggon erreicht haben würde, so lange aufgehalten worden, daß Frau von Quaromeles, Wittmann und Luca Wassich Zeit gefunden hatten, sich dem Commissär zu empfehlen.

Sie kamen alle Drei zusammen die Treppe hinab. Etelka wollte sich eiligst fortmachen.

„Warten Sie, Fräulein", rief Frau von Quaromeles, „ich habe noch Einiges zu reden mit Sie."

Etelka blieb stehen, Luca war im Nu an ihrer Seite, die Frau des Börsianers segelte majestätisch wie eine Fregatte heran, der Pädagoge folgte.

„Sie wünschen, gnädige Frau?" fragte die Tänzerin ziemlich kühl.

„Ich hab noch zu reden mit Sie ein Wörtlein", sagte die Judenfrau, stille stehend und tief Athem holend, „wir sind noch nicht fertig miteinander."

„O doch", erklärte die Tänzerin, „nachdem der Herr Commissär die Verhandlung geschlossen hat, wäßte ich nicht, was wir noch miteinander zu verhandeln hätten.

„Und warum sollten wir nicht?" fragte Frau Quaromeles", ich will nicht, daß Sie gehen von mir mit einem feindlichen Herzen gegen mich. Ich habe Ihnen wohl angeboten für das, was Sie erduldeten um meinetwillen, eine Statistication in Geld —"

„Und ich habe erklärt, daß ich keines annehme", erwiderte Etelka fest.

„Und das ist schön von ihr!" jubelte Luca Wassich.

„Sehr schön, sehr schön", echote der Pädagoge, um doch auch etwas zu sagen.

„Haben wir vielleicht nicht gehört, daß es schön ist?" fragte die gescheidte Frau. „Sagen Sie mir doch nicht immer das Nämliche. Sie haben ein nobles Herz, mein Kind, — aber ich bin auch eine noble Frau, die sich will nix lassen übertreffen an Großmuth von Ihnen."

„Gnädige Frau —"

„Sagen Sie mir gefälligst Ihre Adresse, wo Sie wohnen."

„Wozu?"

„Das ist meine Sache. Als Sie mir nicht sagen Ihre Adresse, kehre ich um, geh' zurück zum Herrn Rath und er wird mir Ihre Adresse nicht verweigern."

Die Richtigkeit dieser Bemerkung einsehend, nannte die Tänzerin Vorstadt und Gasse, wie auch die Nummer des Hauses, wo sich ihre bescheidene Wohnung befand.

Herr Franz Xaver Wittmann, ein ausgezeichneter Memnotechniker, merkte sich bei dieser Gelegenheit die Adresse von Fräulein Etelka Mol-

Digitized by Google

nár und wir werden später sehen, wozu das gut war. Man weiß nie zu viel.

„Ich danke Ihnen, mein Kind", entgegnete Frau von Quaromeles, „morgen wird kommen in Ihrem Haus ein Dienstmann zu fragen auf Sie. Er wird Ihnen bringen, eingemacht in ein dickes Papier, einen Kleiderstoff —"

„Aber gnädige Frau —"

„Reden Sie mir nix. Nicht etwa Kattun oder Perkail, sondern Schafwoll, beste Qualität, — hab ich ihn selber gekauft bei Mändl und Schwiegersohn zu einem Ueberrock für mich. Aber mein Isidor hat gesagt, die Farb' wird mir nicht stehen zu Gesicht, weil ich bin zu schön zart und weiß, — Sie aber, mein Kind, sind brünett, Ihnen wird's ganz superb sitzen, das neueste Granatbraun, was wir haben."

Und nun sehe man die kindische Eitelkeit eines weiblichen Herzens. Etelka, welche das Geld der reichen Frau mit gerechtem Stolze zurückgewiesen, konnte den Lockungen des granatbraunen Schafwollstoffes nicht widerstehen.

Als mildernden Umstand müssen wir anführen, daß die arme Tänzerin sich längst nach einem Anzuge von diesem Stoffe und dieser Farbe gesehnt hatte, ein Wunsch, welcher freilich bei den Gagen, welche Herr Francesco Hlawatschek zahlte, ewig unerfüllt bleiben mußte.

„Wie, gnädige Frau", stammelte die Ueberraschte, „Sie wollten — —?"

„Warum sollte ich nicht wollen?" eiferte Frau von Quaromeles. „Ich werd' Ihnen schicken den ganzen Stoff, so viel ich davon gekauft. Da ich bin etwas stärker als Sie, habe ich um einige Ellen mehr als Sie brauchen. Es wird Ihnen noch bleiben auf eine Polonaise."

Die Polonaise entschied. Etelka fragte, die beiden Herren ansehend:

„Darf ich's denn annehmen?"

Luca nickte zustimmend mit dem Kopfe, der Oberlehrer aber sagte gravitätisch:

„Sie können's mit ruhigem Gewissen annehmen, — kein Mensch wird Ihnen einen Vorwurf machen."

„Nun. dann danke ich Ihnen herzlich, gnädige Frau", rief die Tänzerin, „und habe die Ehre, mich zum zweiten Male zu empfehlen."

Damit grüßte sie auf's Artigste und eilte zum Thor hinaus, das Herz erfüllt von Freude. Alles Unangenehme, was sie seit zwei Tagen erfahren hatte, war vergessen bei dem Gedanken, daß sie binnen wenig Tagen das granatbraune Kleid ihrer Sehnsucht haben werde.

So sind die Frauen; ein neues Kleid, ein neuer Hut, ein neuer Shawl veranlaßt sie, auf alles Andere zu vergessen. Wollen wir ihnen deshalb zürnen? Welchen Zweck hat denn die Eitelkeit der Frauen? Sie wollen sich so schön als möglich machen, so viel als möglich gefallen. Wem aber? Doch nur den Männern. Haben also die Männer, denen zu Liebe so viele Opfer gebracht werden, ein Recht, darüber zu spotten?

Auch die geschiedte Frau von Quaromeles empfahl sich und trat den Heimweg an.

Luca Wassich und Herr Oberlehrer Wittman gingen langsam den Opernring hinauf, — der Pädagoge noch immer ganz betäubt von der Liebenswürdigkeit der Polizei.

An der Ecke der Alserstraße nahm der Montenegriner Abschied.

„Wo wollen Sie hin?" fragte der Oberlehrer etwas überrascht.

„In's Spital", erwiderte Luca Wassich, „das ist ja die Straße, die dahin fuhrt?"

„Allerdings, — allein was wollen Sie denn jetzt dort machen?

„Haben Sie vergessen, daß mich mein Vater nach Wien schickte, um hier meine medicinischen Studien fortzusetzen und zu vollenden."

„Ja richtig, — aber jetzt, wo Sie Kopfweh haben?"

„Es ist mir völlig vergangen."

„Sie wollen also?"

„Meine Professor, meine Collegen und das Haus kennen lernen, wo ich mich künftig den wissenschaftlichen Forschungen hingeben werde."

„Hm! nur forschen Sie nicht wie gestern und kommen Sie Mittags pünktlich zum Essen."

„Haben Sie keine Angst, Herr Wttmann, ich werde pünktlich sein. Was mir gestern passirt

Digitized by Google

ist, soll mir überhaupt nicht wieder geschehen. Empfehle mich Ihnen, werther Herr, meinen Handkuß an die Fräuleins."

11. Kapitel.

Zwei heißblütige Mediciner.

Kaiser Josef II. war in jeder Beziehung, besonders aber, was das Bauen anbelangt, ein äußerst praktischer Herr. Der Kunstsinn schien ihm dabei ganz abhanden gekommen; seine Baukünstler, die Nachfolger eines Fischers von Erlach, Hildebrand, Martinelli hatten Mühe, die kleinste Verzierung durchzusetzen und diese mußte sich meistentheils auf den kaiserlichen Adler beschränken. Aus den aufgehobenen Klöstern, die zu allerlei ärarischen Zwecken, besonders zur Kasernirung der Soldaten verwendet wurden, nahm der Josefinische Vandalismus Marmor-Denkmale ohne Rücksicht auf Kunstwerth und historische Erinnerung hinweg, zum Beispiel das prachtvolle Grabmal des tapfern Grafen Niklas Salm aus der Dorotheerkirche zu Wien, und man konnte noch von Glück reden, wenn die Pietät der Zeitgenossen diese Steinzeugen der Vorwelt in irgend einem Winkel für die Nachkommen aufbewahrte, denn nur zu häufig wurden kostbare Grabsteine bei der Grundsteinlegung neuer Häuser mit eingemauert und verschwanden ganz und gar.

Alles, was der große Kaiser baute, trägt den Stempel der praktischsten Nüchternheit, und doch sind es Institute, welche noch heute die Menschheit mit Bewunderung erfüllen, weil in ihnen Alles geboten wurde, was die Wissenschaft — wenigstens vom Standpunkte der damaligen Zeit — verlangen konnte. Das Irrenhaus, — im Volksmunde der Narrenthurm oder des Kaisers Josef Gugelhupf genannt — das Taubstummen-Institut, die Gebär- und Findelanstalt, das Josefinum mit der berühmten Wachspräparaten-Sammlung, endlich das allgemeine Krankenhaus (1784), sind Schöpfungen, die allein hinreichen würden, um die Dankbarkeit und die Verehrung zu rechtfertigen, mit welcher der Oesterreicher und speciell der Wiener an dem großen Kaiser hängt.

Während aber am Josefinum noch ein Theil jener architektonischen Zierlichkeit zu sehen ist, welche das Belvedere, die Reichskanzlei, das Schloß von Schönbrunn auszeichnen, ist das allgemeine Krankenhaus, vom Volke schlechtweg „das Spital" genannt, das Muster der nüchternsten, schmucklosesten Kasernenstyles, einem großen Bauernhofe ähnlicher als einem monumentalen Staatsgebäude.

Und gleichwol muß der heutige Mediziner, der auf der Höhe der Wissenschaft steht, die Anlage und Durchführung des riesigen Krankenhauses, das bei 3000 Patienten sammt den Aerzte-Wohnungen und sonstigen Hilfs-Lokalitäten unterbringen kann, anstaunen.

Auf der Nordwestseite der Stadt gelegen, wo der in Wien vorherrschende Nordwestwind nicht nur die Miasmen zerstreut, sondern auch aus den ganz nahe liegenden Wäldern und Weingärten fortwährend erfrischende, gesundheitfördernde Gebirgsluft zuführt, hat das Haus, welches saluti et solatio aegrorum, dem Heil und Trost der Kranken, gestiftet ist, die günstigsten Chancen der Lage.,

Schon unsre Vorväter hatten dies erkannt und Siechenals, das Dorf der Kranken, stand an der Stelle der heutigen Alservorstadt. Der österreichische Hof stand stets mit ausgezeichneten Aerzten, Naturforschern und Gelehrten in Verbindung, die beiden Sorbaits, Genelli, Leibnitz, Boërhave, die beiden Jacquin, Jussieu, Endlicher, van Swieten, Quarin und viele andre glänzende Namen zieren die friedlichen Seiten von Oesterreichs Geschichte. Mit solchen wackern Männern und Kennern der hygienischen Verhältnisse berieth Josef II. den Plan zur Errichtung des allgemeinen Krankenhauses und diesem Zusammenwirken ist ein Werk zu verdanken, das heute noch die zahlreichen Aerzte, welche nach der Kaiserstadt an der blauen Donau kommen, um ihr Wissen zu bereich ern und zu vervollständigeu mit staunender Bewunderung erfüllt.

Die weiten, großen Höfe, mit Bäumen bepflanzt, mit Rasenflächen voll blühender Gebüsche, allseitig mit Sitzbänken versehen, gestatten es dem Patienten, der in der Besserung vorgeschritten aus der Thüre seines Krankenzimmers in's Grüne zu treten und die frische, duftgewürzte Luft, den kühlenden Schatten der weitästigen Kastanien zu

Digitized by Google

genießen. Wenn man weiß, in welch' ärmlicher, schlechter, ungesunder Behausung so mancher Kranke der untersten Klassen die Zeit nach seiner Genesung durchmachen muß, so kann man sagen, daß er im Krankenhaus noch früher einen Landaufenthalt, eine Nach-Kur in frischer Luft durchmacht, die wesentlich zu seiner Heilung beiträgt, um so mehr, als er unter Aufsicht und Controle jener ausgezeichneten, berühmten Aerzte steht, welchen die Wiener medicinische Schule ihren Weltruf verdankt.

Auch die Zimmer der Kranken sind zweckmäßig, hoch, lustig, licht und nach den verschiedenen Specialitäten der Krankheiten so getrennt, daß eine Contagion nicht denkbar.

Weniger gut ist für die Secundar-Aerzte gesorgt, welche im Spitale casernirt sind, um jeden Augenblick bei der Hand zu sein. Es sind wohl auch große, sogar für einen Garçon viel zu große Gemächer, was ihre Heizbarkeit bedeutend erschwert, einzelne aber liegen so unvortheilhaft, daß ihr unglücklicher Bewohner keine andre Aussicht hat, als beispielsweise die auf die Feuermauer der gegenüber liegenden Alserkaserne.

Gleichwol sind diese jungen Männer, welche nach zwei, dreijährigem unentgeltlichem Practiciren endlich den bedeutenden Gehalt von 300 fl bekommen, — (ein gut situirter Hausknecht bekommt in Wien mehr,) — wahre Muster von Bildung, Fachwissen, Eifer und Sorgfalt, und zeichnen sich ebenso durch die Behandlung ihrer Patienten, wie durch ihren Haß gegen die Polikliniker aus.

In ein solches Zimmer, eines der schlechtesten im ganzen Hause, erlauben wir uns, unsre Leser einzuführen, es ist das des Herrn Secundar-Arztes Dr. Ritter, jenes interessanten jungen Mannes, welchen Lella, die älteste Tochter des Herrn Oberlehrers Franz Xaver Wittmann mit der ganzen Gluth ihrer jungfräulichen Seele liebte.

Der Herr Dr. Ritter ist aber in diesem Augenblicke nicht zu Hause.

Wenn übrigens unsre Leser glauben, daß wir die Abwesenheit des Herrn Doktors benützen wollen, um eine ausführliche Beschreibung seiner Wohnung in der Manier Walter Scott's oder Coopers zu geben, so sind sie gewaltig im Irrthum. Ueberdieß gab die mehr als bescheidene Behausung des jungen Arztes keine Veranlassung zu einer malerischen Schilderung. Vier kahle Wände ohne Bilder, ein Kleiderschrank, eine Etagère mit Präparaten, Zeitungen und Büchern, ein Tisch, der zugleich als Schreib- und Speisetisch diente, ein stark übertragenes Sofa und vier Sessel, von welchen einer auf drei Füßen balancirte, dann ein kleines Gestell mit Pfeifen, — Erinnerungen aus der Studentenzeit, — das war das Ensemble der Möblirung, dessen sich das Zimmer des Secundarius im k. k. allgemeinen Krankenhause erfreute.

Als wir sagten, Dr. Ritter sei nicht zugegen, wollten wir damit keineswegs behaupten, die Behausung sei leer gewesen, denn an dem einzigen Tische saß der Freund des Hausherren, der kleine Dr. Kern, eifrig in einem Buche lesend. Die beiden Freunde, die, wie man uns glauben darf, nicht reich waren, hatten nämlich den Usus eingeführt, fachwissenschaftliche Werke, welche sich durch hohe Preise auszeichnen, gemeinschaftlich zu kaufen und miteinander oder nacheinander zu lesen. Da aber Dr. Ritter sich einer Etagère erfreute, welche Dr. Kern nicht besaß, und da obendrein der kleine heißblütige Doktor seine Wohnung alle vierzehn Tage längstens alle vier Wochen wechselte, welche Umzieherei durch den Transport der Bücher nur erschwert worden wäre, so hatte man beschlossen, die gemeinsame Hand- und Hausbibliothek auf der Etagère des Dr. Ritter anzulegen, wo bereits etwa 3 Dutzend inhaltreicher Bücher aufgespeichert lagen, und Dr. Kern, dem seine ärztliche Praxis nicht viel Zeit wegnahm, brachte seine freien Stunden im Quartier des Freundes zu, lesend und aus einer langen Pfeife rauchend.

In dieser interessanten Beschäftigung wurde er durch ein engerisches Klopfen an der Thüre gestört.

„Herein!" rief der kleine Doktor, von seinem Buche aufblickend.

Es war Herr Luca Wassich, der mit pathetischem Schritte eintrat und mit einem leichten Kopfnicken grüßte.

Digitized by Google

Der Montenegriner hatte wirklich, nachdem er den Oberlehrer Wittmann verlassen, den Weg nach dem allgemeinen Krankenhaus eingeschlagen, beim Portier die Adresse des Doktors Ritter erfragt und sich nach dem Quatirere seines vermeintlichen Gegners begeben.

Obwohl Dr. Kern ihn auf der Stelle erkannte, so blinzelte er doch durch den Tabakqualm seiner Pfeife den Eintretenden an und fragte im gleichgiltigsten Tone:

„Wünschen?"

„Ich suche den Herrn Dr. Ritter", antwortete der Sohn der schwarzen Berge.

„Nicht zugegen", erklärte der kleine Doktor lakonisch wie früher.

„Das sehe ich. Allein er wird wohl wieder kommen?"

„Wahrscheinlich."

„Aber wann?"

„Das weiß ich nicht."

„Wo wird er denn sein?"

„Das weiß ich nicht, übrigens scheinen Sie in einem Irrthum befangen, Sie halten mich wohl für ein Auskunftsbureau, ich bin aber der Medicinae Doktor Isidor Kern.

„Habe bereits das Vergnügen."

„Wüßte nicht, woher?"

„Von gestern, aus der Arena des Herrn Hlawatschek vor der Linie."

„Ach ja! Jetzt erinnere ich mich, Sie sind jener Herr, der wegen Trunkenheit, unanständigen Benehmens in der Arena und Straßenexcesses arretirt wurde."

„Mein Herr, ich bin nicht gekommen, um mir eine Lection geben zu lassen."

„Dann wären Sie weggeblieben. Ich habe Sie nicht hierher gerufen."

„Mein Hiersein hat einen andern Zweck."

„Ah! Sie haben wohl einen gewaltigen Katzenjammer und verlangen, daß Dr. Ritter Ihnen etwas dagegen verschreibt. Haller'sche Säure in Wasser ist das Beste.

„Sie sind im Irrthume. Ich bin gekommen, um Herrn Dr. Ritter zur Rechenschaft zu ziehen."

„Ah! wofür denn? Daß Sie sich albern und unartig gegen ihn benommen haben?"

Der Montenegriner wurde leichenblaß, seine Zähne schlugen vor Zorn an einander und Feuer sprühte aus seinen Augen, als er mit bebender Stimme versetzte:

„Ich will Ihre Beschimpfungen einstecken, ich will Ihnen sogar zugeben, daß ich mich unanständig, unartig, albern benommen habe, aber geben Sie doch auch zu, daß Sie Alles gethan haben, um mich zu necken und zu provociren. Ich bin ein junger Mensch, fremd in diesem Lande, ließ ich mich hinreißen, ein größeres Quantum von einem Wein zu trinken, der mir wie Zuckerwasser schmeckte und dessen Stärke und Wirkung ich nicht kannte. Sie als Wiener, als Aerzte, hätten das richtiger beurtheilen und einen Collegen nicht schnöde behandeln sollen."

„Collegen?" fragte Dr. Kern mit schneidender Ironie.

„Nun, wenigstens gehören wir einem Stande an", erwiderte der Montenegriner schlagfertig, „wenn ich auch nur Student bin und Sie Ihr Diplom bereits in der Tasche haben. Und eben weil ich als Studiosus mich gegen ältere Herren, die bereits promovirt haben, auch vergangen und dem Stande Schande gemacht habe, will ich darüber schweigen und Alles vergeben und vergessen, was die Herren mir angethan haben."

„Sehr gütig. Was wollen Sie aber für eine Rechenschaft von meinem Freund Dr. Ritter?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen, mein Herr. Ihr Freund, Herr Dr. Ritter, begab sich heute in aller Früh zu dem Manne, bei dem ich eingemiethet bin, dem Oberlehrer Franz Xaver Wittmann. Nicht ihm, sondern dessen Töchtern — verstehen Sie? — dessen Töchtern erzählte er die ganze Affaire von gestern mit allen Details, er theilte den braven, unverdorbenen Mädchen mit, daß ich eine Tänzerin zur Geliebten habe, welche die Mutter meines Kindes sei und so weiter. So handelt ein altes tratschendes Waschweib, aber nicht ein Mann von Ehre."

Die Reihe, blaß zu werden, war jetzt an Dr. Kern. Er erhob sich majestätisch von seinem

Digitized by Google

Stuhle, wodurch er wenigstens um 6--8 Zoll höher wurde.

„Was wollen Sie damit gesagt haben, mein Herr?“ fragte er.

„Ich glaube, mein Herr, ich hätte deutlich genug gesprochen“, antwortete Wassich.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, mein Herr, so behaupten Sie —“

„Ich behaupte und bestehe darauf —“

„Daß mein Freund, der Herr Secundarius Dr. Ritter, sich wie ein altes, tratschendes Waschweib benommen habe —?“

„So ist es, mein Herr!“

„Ferner behaupten Sie, daß derselbe kein Mann von Ehre sei?“

„So behaupte ich, mein Herr und bleibe dabei.“

„Wissen Sie, mein Herr, daß das eine Beleidigung ist?“

„Eine solche beabsichtigte ich, als ich hierher kam.“

„Eine Beleidigung, die nur mit Blut abgewaschen werden kann.“

„Nun, ich hoffe, das alte Waschweib, Doktor Ritter, wird den Muth haben, auch einmal statt mit Weibertratsch ausnahmsweise mit Blut zu waschen.“

Wie man sieht, hatte der Falke der schwarzen Berge auch Momente, wo sein Schnabel mit Gewalt darauf loshackte.

Der kleine Dr. Kern spielte alle Farben, Grün war vorherrschend.

„Genug, mein Herr“, sagte er, „wir wollen die Sache nicht so weit treiben, daß wir wirklichen Tratschweibern gleichen, sondern die Differenz als Männer von Ehre ausmachen.“

„Das erwarte ich, mein Herr.“

„Sie werden, mein Herr, sich mit meinem Freunde schlagen.“

„Es ist mein sehnlichster Wunsch, mein Herr.“

„Die Waffen?“

„Mir ganz gleichgiltig.“

„Schicken Sie Ihren Sekundanten, ich werde meinen Freund vertreten.“

„Sie wissen, ich bin in Wien erst angekommen, kenne keine Seele und einige Landsleute, die ich zu finden gehofft hatte, sind abgereist, um an dem heiligen Kampfe Antheil zu nehmen — —“

„Um Nasen und Ohren abzuschneiden, ich weiß es, — nichts destoweniger hoffe ich auf der chirurgischen Abtheilung noch einen oder den andern Barbiergesellen zu finden, der nicht in den heiligen Kampf nach Serbien gezogen —“

„Ich bin kein Serbe, sondern ein Montenegriner.“

„Richtig. Ich werde Ihnen schon einen Sekundanten auftreiben, glaube aber, daß wir die Waffen gleich jetzt bestimmen könnten.“

„Gut, wählen wir Säbel.“

„Das ist ein Duell für Cavalleristen, nehmen wir Degen.“

„Wir sind keine Franzosen.“

„Nun gut, so nehmen wir Pistolen.“

„Revolver mit 3 Schuß.“

„Einverstanden.“

In diesem Augenblicke vernahm man eine männliche Stimme, welche mit Gefühl sang:

Was doch das Herz Aphroditens bewegt,
Daß sie der Tugend — der Tugend solche Fallstricke legt.

Es war Herr Dr. Ritter, der mit seinen Krankenbesuchen zu Ende, nach denselben noch ein paar glänzend gelungene Operationen ausgeführt hatte. Darüber war er nun in der heitersten Stimmung und der ehrliche Oberösterreicher pflegte nach der Art seiner Landsleute in solchen Fällen — besonders wenn er sich ungehört und unbelauscht glaubte — seiner Stimmung durch Tenor-Gesang Luft zu machen. Daß er gerade die Klage der schönen Helena zu seinem Leibliede gewählt hatte, war ein purer Zufall, — jeder Mensch hat so seine Leib- und Magen-Melodie — warum gerade diese oder jene, weiß man nicht zu sagen. Text und Musik braucht mit dem Stand, den Gefühlen und Anschauungen des Singenden in gar keinem Causal-Nexus zu stehen und ich habe eine alte Tabak-Verschleißerin gekannt, die nie etwas Anderes sang, als:

Digitized by Google

Ein Schütz bin ich,
In des Regenten Sold,
In Deutschlands Gauen
Steht mein Ahnenschloß.

So wenig nun die alte Tabakladen-Beherrscherin ein Ahnenschloß in den deutschen Gauen besaß, oder mit Feuerrohr und Pulverhorn dem Regenten auf's Revier folgte, um den flüchtigen Gemsbock zu jagen, eben so wenig war der Fuß des christlich-germanischen Secundarius Dr. Ritter von den Fallstricken der heidnischen Göttin Aphrodite umstellt worden und Wittmann's Lella hatte nichts für die Tugend ihres glühenden Verehrers zu fürchten.

Er sang eben die süße Klage der Gattin des Königs Menelaus, wie gewisse Studenten-Fractionen „die Wacht am Rhein" singen, weil sie zufällig den Text wissen, und weil — ihnen nichts Gescheidteres einfällt. Wir mußten diese längere Erklärung hier einschalten, um den grellen Gegensatz zu entschuldigen, daß Dr. Ritter „fröhlich singend" wie der Postillon von Lonjumeau in das Zimmer trete, wo die beiden hitzigen Mediziner ein Duell auf Leben und Tod berieth.

Dr. Ritter war nicht wenig erstaunt, außer seinem Freunde Dr. Kern auch noch einen Fremden zu finden, den er im ersten Augenblicke gar nicht erkannte. Ehe er noch fragen konnte, rief Dr. Kern: „Gut daß Du da bist."

„Ja, mein Herr, setzte Luca Wassich hinzu, „es ist gut, daß Sie kommen."

„Darf ich fragen —", begann der Secundarius, aber man ließ ihn nicht ausreden, denn die beiden Herren schrien zugleich:

„Du mußt Dir Genugthuung holen!"

„Ich hoffe, Sie werden mir diese Genugthuung nicht verweigern!"

„Du wirst Dich schlagen auf Leben und Tod!"

„Auf Revolver! So ist es der Wunsch Ihres Freundes. Ich füge mich."

„He? Wie? Was? Schlagen? Revolver?" fragte Dr. Ritter, „sage mir Freund, hast Du vielleicht mein Zimmer zum Beobachtungszimmer für Irrsinnige gemacht?"

„Mache keine Umstände", fuhr Dr. Kern fort, „Du mußt Dich schlagen!"

„Warum? Mit wem?" fragte der ganz verblüffte Secundarius.

„Mit mir!" donnerte der Sohn der schwarzen Berge.

„Mit Ihnen?" staunte Dr. Ritter, „ach das ist ja wohl der Herr, welcher neulich —"

„Derselbe", fuhr ihm Luca Wassich in's Wort, „den Sie so schändlich verleumdet haben!"

„Ich glaube", schrie der Secundarius gereizt, „Sie sind heute wieder betrunken!"

„Heute nicht", antwortete der blutdürstige junge Mann, „ich habe heute nach dem Kaffee nur ein Glas Rostopschin getrunken, davon bekommt ein ordentlicher Montenegriner keinen Rausch."

„Aber zum Teufel", rief Dr. Ritter immer mehr erbittert, „warum soll ich mich denn schlagen?"

„Keine weiteren Auseinandersetzungen!" nahm der kleine Hitzkopf Dr. Kern das Wort, „sie führen nur zu Wiederholungen, und so schön und ästhetisch die Figura repetitionis oder die Figur der Wiederholung auch in Romanen sein mag, so unpraktisch und langweilig ist sie im wirklichen Leben, lieber Freund und College, ich habe an Dich nur eine Frage zu stellen."

„Welche?"

„Bist Du ein altes tratschendes Waschweib?"

„Ich? Wer wagt so etwas von mir zu sagen?"

„Dieser Herr, Herr Luca Wassich."

„Ah!"

„Gott sei Dank, endlich sind wir auf der rechten Bahn," eiferte der Montenegriner, „ich habe noch mehr gesagt, ich habe behauptet, Sie benehmen sich nicht, wie ein Mann von Ehre."

„Herr!" schrie der Secundarius, „meine Geduld ist zu Ende."

„Das wünsche ich", meinte Wassich, „immer besser spät als gar nicht."

„Wollen Sie endlich sagen, was Sie zu dieser Behauptung veranlaßt", fragte Dr. Ritter, mühsam an sich haltend.

„Sie haben sich erlaubt", fuhr der Montenegriner fort, im Tone eines Pelser oder Lame-

Digitized by Google

zan, die Stimme mächtig erhebend, „in der Familie des Herrn Oberlehrers die ehrenrührigsten Dinge von mir zu erzählen, für welche —"

„Für welche ich den Beweis der Wahrheit antreten werde", erwiderte der Secundarius mit einem Eifer und einer Beredsamkeit, deren sich Dr. Neuda nicht zu schämen gebraucht hätte, „ja ich habe Alles erzählt, daß Sie sich in einem öffentlichen Locale betranken wie ein Kesselflicker, daß das Publikum mit Fug und Recht Ihre Entfernung verlangte, daß Sie sich für den Liebhaber einer Tänzerin jener Gauklerbande ausgaben, ja sogar damit prahlten, daß diese Tänzerin ein Kind von Ihnen habe, während die arme Person den angeblichen Liebhaber und Vater ihres Kindes, als er sie nach der Vorstellung in zudringlichster Weise anfiel, mit Hohn und Entrüstung zurückwies und sich nur durch die Flucht in einen Wagen dem öffentlichen Scandal entziehen konnte, bis die Polizei sich einmengte und Sie, als Trunkenbold und Excedenten arretirte; — das sind Thatsachen, für die ich als Zeugen diesen Herrn und den Sicherheitsmann vernehmen lassen kann, damit der Beweis der Wahrheit vollständig erbracht wird."

„Ich kann die Thatsachen beschwören", sagte Dr. Kern, die Schwurfinger erhebend.

Jetzt spielte der Montenegriner alle Farben, diesmal prädominirte Gelb.

„Nun, eben deshalb", sprach er mit Erbitterung, „habe ich Sie ein altes Waschweib genannt, denn ein Mann erzählt so etwas nicht weiter, — das ist Alt-Weiber-Tratsch."

„Ah? Wirklich?" höhnte der Secundarius, „das ist eben so eine Ansicht, wie man sie von einem Bürschchen aus dem Lande der Nasen- und Ohrenabschneider nicht anders erwarten kann."

„Herr!" schrie der Montenegriner kreidebleich.

Der kleine Dr. Kern rieb sich vor Vergnügen die Hände, daß man so scharf drein ging.

„Ihnen gegenüber kann man gar nie zu weit gehen", fuhr Dr. Ritter fort, „Sie sind ein frecher, übermüthiger Bursche, welcher die Gewohnheiten seines Barbaren-Landes in unserem gemüthlichen Wien einführen möchte, was wir aber nicht zu dulden gesonnen sind."

Luca Wassich ballte die Fäuste und schien sich auf den Gegner stürzen zu wollen.

„Mäßigen Sie sich, meine Herren", mahnte Dr. Kern, der, wie alle kleinen Leute, ein großer Krakehler war und trostlos gewesen wäre, wenn sich die Herren wirklich gemäßigt hätten.

„Ich bin ja ohnehin ganz ruhig", erwiderte Dr. Ritter, während sein bleiches Gesicht, seine fiebernde Rede diese Behauptung Lügen straften, „ich will diesem Herrn eben nur erklären, was ein Alt-Weiber-Tratsch ist. Dieser Herr würde es vielleicht auch für Tratsch erklären, wenn man Einen, dem auf der Tramway die Uhr abgezwickt wird, darauf aufmerksam macht. Das kann man in einem Lande thun, wo das Stehlen zu den Nationaltugenden gehört, bei uns aber nicht".

Diesmal wollte Luca sich wirklich auf Dr. Ritter stürzen, der kleine Friedensapostel Dr. Kern hielt ihn zurück.

„Weibertratsch braucht zu seiner Charakteristik die Lüge, Falschheit, Uebertreibung", fuhr der Secundarius fort, „vor Allem jedoch die böse Absicht. Was ich den Fräuleins Wittmann erzählt habe, ist aber Wort für Wort wahr, dabei hatte ich durchaus nicht die Absicht, diesen Herrn hier anzutasten, der mir viel zu unbedeutend und gleichgiltig ist, aber ich hielt es für meine Pflicht, die Familie Wittmann darauf aufmerksam zu machen, was für ein curioses Individuum sie in ihrem Hause aufgenommen. Ich habe in ihrem Hause so lange gewohnt und kenne die Ehrenhaftigkeit und Solidität der Familie zu genau, als daß ich es zugeben könnte, daß selbe durch einen solchen — Herrn compromittirt werde."

Der junge Mann aus den schwarzen Bergen knirschte mit den Zähnen.

„Seit Jahren fehlt dort die Mutter," schloß Ritter seine Predigt, „vier junge eben so schöne als brave Mädchen sind sich selbst überlassen, — es ist Pflicht eines Ehrenmannes, solche edle, reine Geschöpfe vor dem kleinsten Flecken zu bewahren."

Digitized by Google

„Dieser Herr, welcher Balletttänzerinnen vor der Linie, für seine Maitressen und für die Mütter seiner Kinder ausgibt, wäre auch im Stande, in der Kneipe unter gesinnungstüchtigen Collegen eine von den Professorstöchtern als seine Geliebte nahmhaft zu machen."

Das war der Pferdefuß in dem moraltriefenden Vortrag des verliebten Doctors, er war eifersüchtig und Eifersüchtige wissen keine Grenzen einzuhalten.

„Sind Sie endlich fertig, Sie alberner Plauscher", rief der Falke aus der Czernahora in namenloser Erbitterung, die den Menschen so leicht zu Roheiten verleitet.

„Das ist eine neue Beschimpfung!" hetzte der kleine Krakehler.

„Es hätte derselben nicht bedurft", sprach Dr. Ritter ruhig, „wir schlagen uns."

„Endlich!" rief Dr. Kern, der kleine Krakehler, mit hoher Befriedigung.

„Hat lange genug gebraucht", höhnte der Montenegriner Luca Wassich.

Dr. Ritter blieb aber vollständig ruhig, seitdem er das Wort des festen Entschlusses ausgesprochen hatte. Er gehörte nämlich, wie bereits erwähnt, der Geburt nach dem Lande Ober-Oesterreich an, und es gibt keine braveren, tüchtigeren Raufer als die Ober-Oesterreicher. Auf jedem Bauern-Kirchtage muß gerauft werden, Dorf schlägt sich gegen Dorf und die besten Freunde aus zwei feindlichen Dörfern nehmen keinen Anstand, sich bei solchen festlichen Gelegenheiten mit dem ausgebrochenen Fuße eines Withshausfessels die gegenseitigen Köpfe zu zerdreschen, welche glücklicher Weise hart genug sind, dieses Experiment mit Erfolg auszuhalten.

Durch dieses ewige Raufen, welches an das der schottischen Clane erinnert, wird Kraft, Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart ganz außerordentlich gefördert, in den Bauernkriegen waren es die kraftvollen Männer Ober-Oesterreichs, welche unter der Führung des Stefan Fadinger, Achatz Willinger und des sogenannten unbekannten Studenten wahre Wunder von Tapferkeit verrichteten und den kaiserlichen Truppen Ferdinands II., sowie den bairischen Hilfsvölkern genug zu schaffen machten, die unter Pappenheim's Führung im Lande wütheten mit der Brandlosung: „Wir werden Euch schon katholisch machen!", eine Redensart, die bei unserem Volke noch heute gilt, um anzuzeigen, daß man Jemanden mit Willkür, Gewalt und Ungerechtigkeit zu einer ungerechten Handlung zwingen will.

Als im Jahre 1859 die Schlacht bei Magenta verloren war, von beiden Seiten, wie selbst französische Fachschriftsteller zugeben, und der Rückzug auf Mailand von Seiten Gyulays angeordnet war, da entschlossen sich die tapfern Oesterreicher nur schwer, diesem Befehle zu gehorchen, einzelne Regimenter wollten gar nicht daran glauben, und unter Ihnen war es besonders das tapfere Regiment „Hessen", aus den Söhnen Ober-Oesterreichs bestehend, das in den wilden Ruf ausbrach: „Und wann Reamscht mehr rafft, mir raffand halt!"*), seine durch die französischen Kugeln decimirten Reihen auf's Neue schloß und Ponte di Magenta stürmte, „die letzte Anstrengung eines sich verblutenden tapfern Regimentes", wie es im Bulletin hieß.

Zu diesen knorrigen, zähen Natmen gehörte auch Dr. Ritter; er war kein Krakehler wie der kleine Kern, sein ganzes Wesen war ein gemüthlich beschauliches, es war mehr von Adalbert Stifter, als von Franz Stelzhammer in ihm, aber wenn die raufluftige Seite einmal bei ihm angeschlagen ward, dann klang sie vibrirend fort und der oberennsische Raufer war fertig.

„Bestimmen wir Zeit und Ort und Waffen!", rief er kategorisch.

„Wenn Du mich angehört hättest", protzmaulte Dr. Kern, der wie alle kleinen Leute schrecklich empfindlich war, wenn man sich nicht seinen Anordnungen fügte, „so würdest Du wissen, daß ich die Waffen schon bestimmt habe, Revolver mit drei Schüssen."

„Mir Alles recht", meinte Dr. Ritter, „meinetwegen Messir!"

*) Wenn Niemand mehr rauft, wir raufen doch noch.

Digitized by Google

„Messer? Das wäre was!“ meinte der Montenegriner mit wild funkelnden Augen.

„Warum nicht gar!“ schrie der kleine Doktor, „wir sind Christen — das heißt nicht ich, sintemalen ich ein Jude bin — aber wir sind keine Vandalen, keine Barbaren, sondern Germanen, das heißt wir zwei, denn dieser Herr ist kein Germane, sondern ein — ein —“

„Ein Südslave!“ sprach Wassich mit ungeheurem Stolze.

„Puah!“ machte Dr. Kern, dann fuhr er mit einem höhnischen Lächeln fort:

„Ich hasse das Hinausfahren in's Freie, das Aufsehen, das Einschreiten der Polizei, das Gaffen der Neugierigen, die Notizen in den Zeitungsblättern“, demonstrirte Dr. Ritter, „am Besten ist's, wir schießen uns hier in meiner Wohnung, die groß genug ist für Distanzen, wie wir sie brauchen, denn Sie wünschen doch kurze Distanz, mein Herr?“

Luca Wassich verbeugte sich mit schweigender Zustimmung.

„Kurze Distanz? Sehr gut! Vortrefflich!“ rief der kleine Doktor, sich vergnügt die Hände reibend, „und die Zeit, meine Herren, die Zeit?“

„Uebermorgen Vormittags, nach der Visite, wenn ich bitten darf“, sprach Dr. Ritter.

Der Montenegriner sah überrascht auf, aber er antwortete nichts.

„Warum so spät?“ fragte der kleine Hitzkopf ein wenig überrascht, „ein altes Sprichwort sagt: Was Du heute thun kannst, das verschiebe nicht auf morgen; wie auch: Morgen, morgen nur nicht heute, sagen immer faule Leute.“

Du kannst Dir denken“, erwiderte der Secundarius etwas pikirt, daß ich nicht zu faul wäre, den Handel den ich mit diesem Herrn habe, gleich auf der Stelle auszumachen. Allein ich habe eine Ehrenschuld zu begleichen, die älter ist als diese. Vor einer halben Stunde habe ich an einer armen Frau eine Unterleibsoperation der schwierigsten Art vollzogen und wenn dieselbe auch vortrefflich gelungen, so daß Billroth selbst sich zufrieden darüber äußerte, so könnte doch im Laufe der nächsten 48 Stunden ein Wundfieber oder sonst eine Erscheinung auftreten, die es dem Arzte, der die Krankengeschichte, sowie die Modificationen der Operation genau kennt, nothwendig machen, energisch einzugreifen. Sicher in dieser Richtung fühle ich mich erst dann, wenn die zweite Nacht vorüber ist, das ist übermorgen nach der Visite, also sagen wir — um 11 Uhr, wenn's dem Herrn beliebt.“

„Um elf Uhr, einverstanden“. sprach Wassich.

„Wir haben noch das Bene“, fuhr der kleine Doktor fort, „daß man den Verwundeten sehr leicht zu Bett, eventuell in die Leichenkammer bringen kann.“

„Daß ist sehr gut“, sagte der Montenegriner, „also auf übermorgen!“

„Auf übermorgen!“

„Ihr Diener, meine Herren.“

Luca Wassich empfahl sich, Dr. Kern setzte sich wieder zu seinem Buche und Dr. Ritter fand endlich Zeit, sich die lang ersehnte Pfeife zu stopfen.

12. Kapitel.

Ein Sturm in einem Glas Wasser.

In der Familie des Herrn Oberlehrers Franz Xaver Wittmann herrschte Ruhe, „die Ruhe eines Kirchhofes“, wie Marquis Posa den Zustand bezeichnet, in welchem sich nach Philipps II. Anschauung die zur Ruhe gebrachten Niederlande befanden.

Alles ging seinen gewohnten Gang, Lolla hatte auf Lella's Bitten die Hauswirthschaft übernommen, denn die älteste Tochter erklärte sich für diese Woche für unfähig, die Leitung der häuslichen Geschäfte beizubehalten, und während Lilla auf's Eifrigste englisch studirte, — sie trieb Philologie mit Vorliebe — arbeitete Lella an einem hübschen Sommerkleide für Lulla, die sich ganz außerordentlich darauf freute und deshalb die Sonaten, die sie spielte, vor Aufregung in einer die Ohren gefährdenden Weise überhudelte.

Luca Wassich war an dem Tage, an welchem er Herrn Dr. Ritter gefordert hatte, pünktlich zum Mittagessen erschienen, eben so pünktlich kam er Abends zum Souper.

Digitized by Google

Allein jene Fröhlichkeit, jenes heitere Sichgehenlaſſen, jene lebhafte Converſation, welche den Sohn der ſchwarzen Berge vom Anfange an in dieſem freundlichen Hauſe Wiens entzückt hatte, ſchien für immer gewichen. Die kleine Geſellſchaft war verſtimmt und zugeknöpft, vergebens bot Papa Wittmann alle ſeine Schulwitze und pädagogiſchen Sprüchlein auf, um dieſem Zuſtande abzuhelfen. „Mit Sittenſprüchlein baut man keine Eiſenbahnen", bemerkte einſt Ofenheim ſehr richtig, und eben ſo wenig erheitert man damit eine Geſellſchaft, die verſtimmt ſein will. Die vier Blondköpfe, ſonſt das dankbarſte Publikum ihres Papa's, hatten jetzt für ſeine Bemühungen auf dem Gebiete der Unterhaltung nur ein trübes Lächeln. Ja Schnabel Lulla, die verzogenſte von allen, lächelte nicht einmal, ſondern ſchnitt ein Geſicht, als ob ſie ſagen wollte: „Plage Dich nicht, Papa, es nützt Dir doch nichts."

Der Montenegriner, der recht gut merkte, daß dieſe Kälte in der Oppoſition gegen ihn ihren Urſprung hatte, auf den außerdem das Bewußtſein drückte, daß er gegen einen Mann, der in dieſer Familie ſo beliebt war, ein Duell auf Leben und Tod provocirt hatte, war ebenfalls verſtimmt und einſilbig, wenn er es verſuchte, eine Frage an die Damen zu richten, erhielt er kaum ein kühles „Ja" oder „Nein" zur Antwort, und als er ſich empfahl, da hörte er keine der gewohnten Phraſen: „Wie, Sie gehen ſchon?" oder „Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?"

Mit ſchwerem Herzen verfügte er ſich nach dem Souper auf ſein Zimmer.

Papa Wittmann, mit ſeinen Töchtern allein, ſchüttelte das Haupt und ſprach:

„Kinder, nehmt mir's nicht übel, — 's iſt gar nicht mehr ſchön in unſerem Hauſe."

„Fi donc!" rief Lulla mit gewohnter Schnabelhaftigkeit.

„Iſt's etwa unſere Schuld?" fragte Lella in leidendem Tone.

„Haben wir dieſen jungen Herrn in's Haus gebracht?" ſetzte Lilla hinzu.

„Der uns vor der ganzen Welt compromittiren will!" eiferte Lolla.

„Der ſogar unſern Papa zum Lügen verleitete", ſchloß Schnabel Lulla.

In ſeiner Verlegenheit blieb dem wackern Oberlehrer nichts übrig, als ſich noch ein nachträgliches Stück Roſtbraten mit Kartoffeln aus der Schüſſel zu nehmen.

„Ihr übertreibt Alles", ſagte er, das Meſſer krampfhaft ſchwingend.

„Wir übertreiben?" fragte Lella mit der Miene bitterer Kränkung.

„Ja", rief der Pädagoge, ſein Fleiſch, das heißt, das des Roſtbratens, zerſchneidend, „Ihr rechnet dem armen Waſſich das viel zu hoch an, was, ſtrenge genommen, jeder junge Mann thut!"

„Jeder?" fragten die drei älteren Mädchen, wie aus einem Munde.

„Hat Papa auch eine heimliche Geliebte mit einem heimlichen Kind gehabt?" ſetzte die Jüngſte hinzu.

Der Gedanke war einem ſolchen Pedanten und Ehrenmann gegenüber ſo komiſch, daß nicht nur die drei andern Mädchen, ſondern auch Papa Wittmann in ein ſchallendes Gelächter ausbrach.

„Lulla", ſprach der Schulmann, „Dein vorlautes Weſen verleitet Dich zu Albernheiten."

„Das iſt eine Beleidigung für mich", erwiderte die kecke Kleine mit komiſchem Ernſte, „aber keine Beantwortung meiner Frage."

„Die Frage von der Geliebten des Herrn Waſſich iſt eine Familien-Angelegenheit, geht uns nichts an und gehört am allerwenigſten vor das Forum von vier jungen Mädchen. Wir haben nur darüber zu reden, daß er über Nacht vom Hauſe wegblieb, ſich betrank, Skandal machte, — nicht in unſerem Hauſe, was ſehr zu betonen iſt, und endlich von der Polizei beim Kragen genommen wurde. Das war zu meiner Zeit nun allerdings nicht der Fall. Die Polizei war viel ſtrenger und hätte einem Studenten nach ſolchen Exceſſen wahrſcheinlich „das weiße Röckl" angezogen. Heut zu Tage im Rechtsſtaate aber, iſt man toleranter gegen derlei im Grunde ganz unſchädliche Ausſchreitungen der übermüthigen Jugend, das Studentenleben iſt eben ein anderes geworden, derlei

Digitized by Google

Scenen fallen jeden Augenblick vor, und wohl keiner kann sich derselben entziehen.

„O ich wüßte doch Einen", sprach Lella sanft und mit stiller Würde.

„Ich auch", ergänzte Lilla, „Herr Dr. Ritter war drei Jahre als Student in unserem Hause, und nie ist etwas Derartiges vorgefallen, wie wir es bei diesem Herrn schon nach 3 Tagen erlebten."

„Ja, Doctor Ritter, das war freilich ganz etwas Anderes!" rief Lolla.

„Der liebe, der gute, der brave Doctor Ritter!" jubelte Lulla, in die Hände klatschend.

Lella sagte nichts, aber ein feuchter Blick aus ihren schönen blauen Augen dankte den Schwestern für die warme Anerkennung, die sie dem Erkornen ihres Herzens angedeihen ließen.

Papa Wittmann war schrecklich in die Enge getrieben und wußte sich nicht mehr anders zu helfen, als diesen gordischen Knoten gewaltsam wie Alexander zu lösen. Nur benützte er dazu kein Schwert, sondern seine Schlafhaube, die er aus der Tasche seines Schlafrockes zog, energisch auf sein gelehrtes Haupt stülpte, als Zeichen zum Schlafengehen und in die Worte ausbrach:

„Lirum larum, jedes Warum hat sein Darum! Warum haben wir den Dr. Ritter nicht mehr? Habe ich ihn etwa hinausgeworfen? Nein, er zog freiwillig aus, weil ihm seine Stellung als Secundarius nöthigte, sich im Spital einzuquartieren. Soll ich etwa das Quartier, das in meinem Budget mit 25 fl. monatlich fungirt, leer stehen lassen, blos der Erinnerung geweiht an den lieben, den guten, den braven Dr. Ritter. Kann ich die 25 fl. aus der Erde stampfen, wächst mir ein Zimmerherr auf der flachen Hand? Herr Wassich ist der Sohn meines Freundes und zahlt seinen Zins pünktlich. Alles Uebrige geht mich nichts an und Euch noch viel weniger, verstanden? Ich verbiete mir diese Trotzen gegen den jungen Mann, basta! Und nun marsch zu Bette, gute Nacht!"

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Am Morgen fand sich die Familie vollständig beim Frühstücke ein, auch Herr Luca Wassich fehlte nicht. Papa Wittmann machte vergebliche Versuche, etwas Leben in die Conversation zu bringen, es gelang ihm nicht, denn die jungen Damen blieben einsilbig wie Tags zuvor und der Montenegriner war wo möglich noch stiller und düsterer als gestern.

Endlich mahnte der Schlag der Uhr den Pädagogen, daß es Zeit sei, sich in seine Schule zu verfügen, was er auch that, nicht ohne früher seinen Töchtern einen Stich gegeben zu haben, daß man seinem gestrigen Wunsche nicht nachgekommen.

Dann verabschiedete er sich von Luca Wassich, der ihm mit Herzlichkeit und Dankbarkeit die Hand drückte, wie einem alten väterlichen Freunde.

Hierauf empfahl sich der Montenegriner auch bei den jungen Damen, die seinen höflichen Scheidegruß mit eisiger Kälte erwiderten. Luca Wassich begab sich auf sein Zimmer und begann Briefe zu schreiben, Wlasta beschäftigte sich in der Küche mit dem Abwaschen des Kaffee-Geschirres, die Töchter des Oberlehrers hantirten wie gewöhnlich, im Hause ordnend, zusammmen räumend.

„Es scheint, daß der junge Herr böse auf uns ist," begann Lilla die Conversation.

„Wird uns viel daran liegen!" meinte die hitzige Lolla.

„Ihr werdet sehen, wir bekommen vom Prinz Haselnuß keine Haselnüsse oder montenegrinische Diamanten mehr!" spottete Lulla.

„Was glaubt denn dieser Mensch?" perorirte Lella mit sichtlicher Entrüstung, „wir sind doch keine Familie, in deren Schooß man ein solches Individuum im freundschaftlichsten Verkehre dulden kann. Lebte unsere arme Mutter noch —"

„Unsere arme Mutter!" erklang es im traurigen Chorus.

— — „Dann läge die Sache ganz anders; sie würde mit richtigem Takte einem Herrn dieser Sorte die Thüre gewiesen und nicht wegen lumpiger 25 fl. den Wolf im Schafstall gelassen haben."

„Richtiger den Fuchs im Gönsestall!" meinte Schnabel Lulla.

Lella ging über diese Bemerkung hinweg und fuhr fort:

Digitized by Google

„Unser Papa aber denkt ganz anders, ihm ist's nur darum zu thun, sein Zimmer anzubringen, seine 25 fl. zu bekommen, ob wir blamirt sind oder nicht, daran liegt ihm nicht so viel!"

„O dieser Papa!" erscholl es wieder im einstimmigen Chor.

Man glaubt nicht, wie viel Sorge und Verdruß heutzutage die Aeltern ihren Kindern machen.

In diesem Tone ging es fort bis nach 10 Uhr, da trat Wlasta ein, meldete, daß sie vom Einkauf zurückkomme und ein halbes Kilo Fleisch weniger genommen habe, weil Herr Wassich zu Mittag nicht zu Hause speisen werde.

„Woher vermuthest Du das?" fragte Lolla.

„Weil hat e sagen, bevor ist fort'gangen", erwiderte treuherzig die böhmische Magd.

„Das ist freilich die sicherste Art, etwas zu erfahren", meinte Lilla, während die andern Mädchen herzlich lachten.

„Glaub ich, wird gar nicht mehr wieder kommen's, Pane Wassich", fuhr die Böhmin fort.

Die Mädchen spitzten die Ohren.

„Wie so? warum? wie kommst Du auf diese Idee?" fragten sie alle zugleich.

„Nun bevor ist hinaus bei Thür", erzählte Wlasta, „hat mir 'geben in Hand fünf Gulden, hat sagen: Toje für Stiebelputzen und Kleide, wenn werden wir sich nimmer sehen."

„Wirklich? wahrhaftig?" riefen wieder die vier Damen.

„To jest factum!" bekräftigte die Magd und ging hinaus, um das Fleisch zuzusetzen und dann des Montenegriners Zimmer zusammen zu räumen.

Die Damen zerbrachen sich den Kopf, was Wassich veranlaßt habe, so zu handeln.

„Er hat es zu deutlich gemerkt, daß er uns nicht angenehm ist", meinte Lilla.

„Das darf ihn nicht wundern, nach dem, was vorgefallen", enteguete Lella.

„Hätten wir ihm vielleicht noch schön thun sollen?" fragte Lolla gereizt.

„Ich weiß, was es ist", nahm Schnabel Lulla altklug das Wort, „Prinz Haselnuß wollte sich wie ein Sultan in den Mährchen von 1001 Nacht hier in Wien ein Serail und einen Harem gründen, Lella und Lilla sollten seine ersten Favoritinnen werden. Scheherasade und Dinarsade, und ich und Lolla wir hätten müssen die Odalisken werden."

Allgemeines Gelächter über dieses Projekt.

Allein das Lachen verstummte, als Wlasta mit wichtiger Miene und einem Brief in der Hand eintrat und rief:

„Fräule! Fräule! sehen's, daß ich hab' ich Recht!"

„Warum denn?" fragte Lella, „was ist's mit dem Briefe?"

„Hat ihn schreiben Pan Wassich", entgegnete Wlasta, „und liegen lassen für gnädige Herr, weil steht, glaub ich, darauf sein Adreß, — kann ich nicht gut lesen Schriebenes deutsches."

Lella nahm den Brief aus Wlasta's Hand und las laut die Aufschrift:

„An Herrn Oberlehrer F. X. Wittmann P. T. Wohlgeboren. D r i n g e n d."

„D r i n g e n d?" wiederholte Lolla, „da sollten wir den Brief ja dem Papa in die Schule nachschicken."

„Ich trag ich selber hin, wenn erlaubens", meinte die Böhmin.

„Was nicht noch", wehrte Lella ab, „es wird so dringend nicht sein und der Brief kann warten, bis Papa heimkommt. Wäre es so etwas Wichtiges gewesen, so hätte es der Haselnußprinz dem Papa nach dem Frühstück sagen können."

„So ist es, — sehr richtig."

„Der Brief bleibt hier und wird dem Papa übergeben, wenn er Mittags heim kommt."

„Abgemacht!"

„O Gott, wenn ich nur nicht so viel neugierig wäre!" rief Lulla.

Wlasta zog sich brummend in ihre Küche zurück, die Damen aber steckten die Köpfe zusammen, beriethen die Situation und klügelten heraus, daß es gegen ihren demonstrirenden Papa die beste Gegendemonstration sei, wenn sie den für ihren Vater bestimmten und von Luca als „dringend" bezeichneten Brief so lange als möglich liegen ließen.

Digitized by Google

Auf diese Art wurde es Mittag und Herr Wittmann kam nach Hause, müde und abgehetzt, wie es nur ein Schulmann sein kann, der den ganzen Vormittag sich geplagt hat, was jedoch den wackern Oberlehrer nicht hinderte, sich eines ausgezeichneten Appetits zu erfreuen.

Der Tisch war mit jener blendenden Nettigkeit und Sauberkeit gedeckt, die wir im ersten Kapitel unserer Erzählung bereits geschildert haben und welche dieses ehrsame Bürgerhaus charakterisirte. Die Mädchen umstanden den Tisch in gemessener Entfernung, denn es gehörte zur Hausordnung, daß man nicht früher Platz nahm, bevor Papa sich gesetzt hatte; nicht einmal die verzogene Lulla wagte gegen dieses Haus-Grundgesetz zu verstoßen.

Papa Wittmann aber setzte sich nicht, sondern ging längs des Tisches auf und nieder, von Zeit zu Zeit eine Prise nehmend, was den Mädchen, die ihn genau kannten, als ein Zeichen von Ungeduld und großem Appetit galt, da er sonst nicht vor Tisch zu schnupfen pflegte, sondern nur dann, wenn die Speisen nicht rechtzeitig auf den Tisch kamen.

Die Mädchen verhielten sich schweigsam, schmollend, ebenso Herr Wittmann.

„Es ist eins vorüber, gleich Viertel auf zwei", wagte Lulla endlich zu bemerken.

„Hm! ja, allerdings", erwiderte der würdige Schulmann, „allein die Höflichkeit gebietet, daß wir doch noch einige Zeit auf Herrn Wassich warten müssen."

„Auf Herrn Wassich warten wir?" fragte Lolla mit einer Naivität, als ob sie nie eine Ahnung gehabt hätte, auf wen ihr Erzeuger warte, „der kommt wohl nicht."

„Warum nicht? Woher weißt Du das?" knurrte Papa Franz Xaver Wittmann.

„Weil er's zu Wlasta sagte, bevor er fortging", erwiderte Lilla.

„Und warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?" fragte der Pädagoge, indem er etwas unsanft den Sessel zurecht rückte und sich daraufsetzte.

Weil man sich ja gar nichts mehr zu reden traut", entgegnete Lolla trotzig.

„Seitdem dieser Montenegriner im Haus ist", meinte Lulla, „spielt sich Papa auf seinen Verbündeten und behandelt uns so, als ob wir lauter Türken wären, er wird uns noch die Nasen und Ohren abschneiden."

„Die vorlaute Zunge müßte eher daran kommen", versetzte Wittmann lachend, während auch die andern Mädchen sich lächelnd setzten, und Lella einen Brief auf des Vaters Teller legte, mit den Worten:

„Da ist auch ein Brief für Sie, von Herrn Wassich."

Papa las die Adresse und, rasch das Schreiben öffnend, fragte er:

„Es steht doch „dringend" darauf, warum habt Ihr mir den Brief nicht nachgeschickt?"

„Wir hielten es nicht für nothwendig, Dich zu stören", meinte Lella.

„Denn wir dachten uns", fuhr Schnabel Lulla fort, „gar so dringend kann das doch nicht sein, was dieser Herr mit unserm Papa zu reden hat."

Vater Wittmann hätte auf diesen Spruch seines verhätschelten Lieblings geantwortet, wenn er Zeit gehabt hätte, allein er hatte Wassich's Brief durchflogen, wurde mit einem Male kreidebleich und brach in die Worte aus:

„Du lieber Gott! Das ist eine schöne Bescheerung."

„Was denn? was ist's denn, Papa?" fragten mit ungemeiner Hast die vier Blondköpfe, die jetzt auf einmal zu der Ueberzeugung gekommen schienen, daß der Brief, den sie so bagatellmäßig behandelten, doch „dringend" sein mußte.

„Hört zu, Kinder", sprach Papa Wittmann, und las dann mit zitternder Stimme;

„Geehrter Herr! Ich erlaube mir Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihr Haus verlasse, um es nie mehr zu betreten.

„Gott sei Dank!" rief Lella mit dem Ausdrucke der vollsten Befriedigung.

Ihr Vater warf ihr einen vielsagenden Blick zu und fuhr mit der Vorlesung des Briefes fort:

„Die Gründe, die mich zu diesem Entschlusse veranlassen, sind sehr wichtige. Ich scheide nicht

Digitized by Google

leicht aus einem Hause, in dem mich der alte Freund meines Vaters mit einer Güte und Herzlichkeit aufnahm, als ob er selbst mein Vater wäre, und wo mir Ihre liebenswürdige Familie mit einer Freundlichkeit entgegen kam, die ich nie vergessen werde. Leider sind in dieser Beziehung Aenderungen eingetreten, die dieses schöne Verhältniß total zerstörten. Sie, Herr Wittmann, sind sich wohl gleich geblieben, allein Ihre Fräulein Töchter zeigen in ihrem ganzen Benehmen gegen mich, daß ich ihnen nicht nur unangenehm als Hausgenosse bin, sondern daß sie mich verachten."

„Armer Teufel!" rief Lulla mit kindischer Gutherzigkeit, „jetzt dauert er mich!"

In Lilla's und Lolla's Gesichtern war Aehnliches zu lesen, nur Lella blieb fest.

„Und was habe ich denn gethan, um so behandelt zu werden?" las der Schulmann weiter, „ich habe in meiner Heimat ein Mädchen geliebt, — man liebt in meinem Vaterlande eben früher, rascher und heißer, als im kalten Norden und mein Bestreben, dieses Mädchen zu heiraten, beweist doch wohl, daß ich ein honetter Mann bin. Ich habe in Wien vor der Linie Wein getrunken, den ich nicht kannte, bin benebelt, streitsüchtig und arretirt worden. Derlei Studentenstreiche kommen in Wien, wie man es in den Blättern liest, jede Woche vor, aber noch nie hat man deshalb über einen jungen Menschen erbarmungslos den Stab gebrochen, wie man es mir gethan hat, der ich kein Wiener, sondern ein Fremder, ein Halbwilder bin

„Armer Prinz Haselnuß!" rief Lulla und ihre Augen wurden feucht.

„Ihre Fräulein Töchter sind viel zu sanft, zu gut, zu edelherzig", fuhr Papa Wittmann in seiner Lecture fort, „um wegen dieser Ausschreitungen, von denen sie doch gar nicht berührt wurden, einen jungen Menschen, der an ihnen mit solcher Verehrung hing, zu verdammen. Man hat die Sache viel ärger dargestellt, mich wie ein Scheusal geschildert und die Fräuleins gegen mich aufgehetzt, so daß sie mich wie einen gemeinen, elenden Schuft betrachten".

„Warum nicht gar!" rief Lulla muthig.

„Es geht zu weit! das ist übertrieben!" setzten Lilla und Lollo hinzu.

Lella antwortete nichts, aber sie war blaß geworden; Papa Wittman fuhr fort:

„Ich kenne den Aufhetzer, den Verräther, ich habe ihn in seiner Wohnung im Spitale aufgesucht, ihm sein unmännliches Benehmen vorgeworfen. — er leugnete nicht, ich forderte ihn und morgen schlagen wir uns auf Leben und Tod!".

„Jesus Maria!" rief Lella, am ganzen Leibe zitternd. Wittmann schloß: „Wenn ich falle, so bitte ich, geehrter Herr, meinen armen Vater davon zu verständigen und Alles, was ich hinterlasse, dem armen Mädchen zukommen zu lassen, das ich so unglücklich machte. Sie selbst aber und Ihre Fräulein Töchter bitte ich um Verzeihung wegen aller Ungelegenheit, die ich in Ihrem Hause gemacht, und zeichne mich

mit der außerordentlichsten Achtung

Luca Wassich.

Der Oberlehrer ließ den Brief aus der zitternden Hand fallen und murmelte:

„Ein Duell, veranlaßt durch Vorgänge in meinem Hause, welche Schande! es ist entsetzlich!"

„Alle Blätter werden sich des Gegenstandes bemächtigen", rief Lolla außer sich.

„Wie wird die Sache entstellt, wie werden wir hingestellt werden," seufzte Lilla beweglich.

„Lella's Porträt kommt in's Extrablatt!" setzte Schnabel Lulla tragikomisch hinzu.

Niemand hatte bis jetzt den Gegner des Montenegriners genannt und doch war keine von den fünf Personen am Tische im Zweifel, daß es nur Doktor Ritter sein konnte.

Deshalb erhob sich Lella kreidebleich, mit funkelden Augen und rief energisch:

„Dieses Duell darf nicht stattfinden!"

„Einverstanden!" riefen die übrigen Schwestern mit noch nicht dagewesener Einhelligkeit.

„Ich bin ja auch mit Euch einverstanden," seufzte Professor Franz Xaver Wittmann aus dem Grunde seines Herzens, „das Duell soll nicht stattfinden. Aber wie wollen wir es verhindern."

Digitized by Google

„Sie müssen zu Dr. Ritter gehen," meinte Lella, „und um jeden Preis zu verhindern suchen, daß er sich schlägt."

„Ja, so ist es," riefen die drei andern Schwestern, wie aus einem Munde.

Der alte Schulmann schüttelte verneinend sein graues Haupt.

„Der Rath ist gut," entgegnete er, „aber wir werden dabei nichts ausrichten. Ich kenne Dr. Ritter, er wird nicht nachgeben, denn er ist ein Mann von Ehre und Muth."

„Ja, das ist er," bestätigte Lella, auf deren Wangen die Röthe zurückkehrte.

„Er wird mir zur Antwort geben, daß er sich nicht als Feigling zeigen kann," fuhr der Pädagoge fort, „es wäre etwas Anderes, wenn er diesen Sakraments-Montenegriner — Gott verzeih' mir die Sünde, — gefordert hätte, — so aber war Luca Wassich der Herausforderer und da Dr. Ritter die Herausforderung angenommen hat, so kann er nicht zurücktreten, ohne den Vorwurf der Feigheit auf sich zu laden.

„Das ist entsetzlich!" stammelte Lella und die andern Schwestern stimmten mit ein.

„Wie wär's, wenn man die Polizei in Kenntniß setzte," meinte Lulla.

„Allerdings wäre das das Gescheidteste," rief Papa Wittmann, „die Polizei ist so liebenswürdig und zuvorkommend, ich habe mich gestern selbst überzeugt."

„Das hilft uns nicht," eiferte Lella, die in Todes-Angst um den Geliebten bangte, „morgen wird die Polizei vielleicht das Duell zu verhindern wissen und in acht Tagen treffen sich die Hitzköpfe doch irgendwo und schlagen sich. Der Montenegriner müßte zurücktreten."

„Das ist's," meinte Lolla, „wenn nur jemand über diesen Haselnußprinzen Macht hätte."

„Ich hab's!" rief Papa Wittmann mit dem freudigen Bewußtsein, welches einst Archimedes durchzitterte, als er im Badekostume auf die Gasse stürzend, den Syrakusanern sein berühmtes „εὕρηκα!" zujubelte, „es gibt eine Person, welche über Wassich unbeschränkte Macht hat, es ist das die kleine Etelka Molnár, die Tänzerin, zum Glücke habe ich mir ihre Adresse gemerkt, als sie dieselbe auf der Polizei angab. Wir müssen sofort zu ihr fahren, — Lella zieh Dich rasch an, — es ist keine Zeit zu verlieren."

„Wie? Lella sollte eine solche Person in ihrer Wohnung besuchen?" fragte Lolla.

„Es handelt sich um sein Leben, — ich will sagen: um zwei Menschenleben," erwiderte Lella in Aufregung vom Stuhl sich erhebend. „Papa hat Recht, es ist keine Zeit zu verlieren!"

„Wollt Ihr denn nicht wenigstens früher essen? meinte Lulla.

„Mir würde jeder Bissen im Munde aufschwellen," meinte der Schulmann, nahm Hut und Stock und sagte den drei Kindern Adieu, während Lella ihren Stohhut auf den Kopf und die Mantille um ihre Schultern warf. Dann eilten sie fort.

Wlasta war nicht wenig erstaunt, als sie, das Rindfleisch hereinbringend, die zwei Personen vermißte.

„Jeschisch Pani!" rief sie, „wo ist denn gnädige Herr und Fräule Lella?"

„Das brauchst Du nicht zu wissen," deklamirte Schnabel Lulla pathetisch, „es handelt sich um sein Leben, was mich aber nicht hindern wird, mein Rindfleisch sammt Sardellen-Sauce mit gutem Appetit zu verzehren."

Und sie nahm sich ein großes Stück aus der Schüssel. Trotz ihrer Kümmernisse folgten die beiden Schwestern ihrem Beispiele, denn Jugend hat zwar nicht Tugend, aber immer einen gesegneten, guten Appetit.

13 und letztes Kapitel
Das Duell und seine Folgen.

Der Raum wird uns zu enge, um den Besuch Wittmann's und seiner Tochter bei der Tänzerin zu schildern, auch müßten wir, was dort geplant wurde, bei Beschreibung der Ausführung wiederholen und wir hassen im Romane nichts so sehr, als eine unnöthige Wiederholung. Unsern Lesern wird es genügen, wenn wir sofort zur Katastrofe das heißt zu dem furchtbaren Revolver-Duell übergehen, welches in der Wohnung des Secundarius Dr. Ritter im allgemeinen Krankenhause stattfinden sollte.

Digitized by Google

Es ist drei Viertel auf elf, an dem verhängnißvollen Tage. Der kleine Dr. Kern war schon um 10 Uhr in seines Freundes Quartier, um die Gegner zu empfangen, da Dr. Ritter noch durch seine Krankenbesuche abgehalten war. Fünf Minuten vor elf ward geklopft und auf das energische „Herrein!“ des kleinen Mediziners trat Luca Wassich mit einem jungen Mann, seinem Secundanten ein, einem Landsmann wahrscheinlich, denn er hatte, so wie Wassich, den Kopf mit dem landesüblichen Fez bedeckt.

„Bitte einstweilen Platz zu nehmen“, sprach der kleine Krakehler, auf zwei Stühle deutend, „mein Freund wird sofort erscheinen. Sie sehen sehr gut aus, wie der Rosenöl-Türke, der im Kaffeehaus den schlechten Parfum verkauft. Wunderschön solch rothwollenes, umgestülptes Gartengeschirr.“

Der Blitz des Unmuthes leuchtete aus den Augen der beiden Montenegriner, aber sie gaben dem Spötter keine Antwort. Dieser nahm von der Etagère ein Kästchen, öffnete dasselbe und zwei blanke Revolver funkelten den jungen Männern entgegen, welche dieselben herausnahmen und die Läufe, wie die Patronen sorgfältig untersuchten; man sah, sie waren mit den Waffen vertraut.

„Ganz neu, wunderschön gearbeitet“, versicherte Wassich, während der Secundant mit dem Kopfe nickte.

Im nächsten Augenblicke trat Dr. Ritter mit hastigen Schritten ein, schon vor der Thüre rufend:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich Sie warten ließ, — ich wollte meine Patientin nicht verlassen, bevor ich mich genau von ihrem Zustande überzeugt hatte. Sie ist außer aller Gefahr. Die Natur wirkt Wunder, — Billroth hat mich belobt — ich stehe zu Diensten, meine Herren.“

„Mein Secundant, Herr Niko Gregorovich“, sprach Wassich feierlich.

„Sehr angenehm“, erwiderte Dr. Ritter, die höchst banale Phrase gebrauchend.

„Fangen wir einmal an“, meinte der kleine Krakehler, der es nicht erwarten konnte, einen der Herren todt zu sehen, „die von dem Gesetze den Secundanten in den Mund gelegte Aufforderung, daß sie den Gegnern das Abstehen vom Duell an's Herz legen wollen, ist wohl hier überflüssig, denn ich denke, daß keiner, der beiden Herren die Absicht hat, im entscheidenden Augenblicke zurück zu treten?“

„Ich nicht“, sprach Dr. Ritter mit oberösterreichischer Ruhe.

„Ich noch viel weniger!“ rief der Falke der schwarzen Berge pathetisch.

„Nun dann bitte ich die Waffen zu wählen“, fuhr Dr. Kern fort, das Kästchen hinhaltend, aus dem Luca Wassich auf gut Glück den einen der beiden Revolver herausholte, während Dr. Ritter phlegmatisch den übrig gebliebenen nahm.

„'s kann losgehen!“ rief der kleine Doktor und klatschte dreimal in die Hände.

Beim ersten Schlage schon hoben die beiden Herren die Mordwaffen gegen einander und vielleicht beim dritten Schlage schon wären die ersten Schüsse gefallen, wäre nicht im selben Augenblicke die Thüre aufgerissen worden.

Durch dieselbe stürzten zwei Mädchen herein, purpurroth vor Aufregung, ihnen folgte kreidebleich vor Angst ein älterer Herr.

„Teufel!“ brummte der kleine Krakehler Dr. Kern, „ich habe vergessen, die Thüre abzusperren!“

Der alte Herr brachte nichts heraus, als die Worte:

„O meine Herren — o!“

Das eine der beiden Mädchen, eine liebliche Blondine, in welcher unsere Leser wohl schon die schöne Lella erkannt haben, warf sich vor Dr. Ritter, welcher unwillkürlich den Revolver sinken ließ und flüsterte mit Thränen im Auge:

„Wie konntest Du mir so etwas anthun?“

„Ist's denn meine Schuld?“ stammelte Dr. Ritter voll Verlegenheit.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich jetzt dem andern Paare zu. Die schwarze junge Dame — brauchen wir erst zu sagen, daß es Etelka Molnár war? — hatte sich wie eine Tigerkatze auf den Montenegriner und dessen Secundanten geworfen und harangurte die beiden Herren

Digitized by Google

in ihrer Landessprache mit Worten, die wohl alles Andere eher waren, als Schmeicheleien, denn Luca Wassich machte ein höchst trübseliges Gesicht und der Secundant sah ganz verdutzt drein. Auch der Gegner des Dr. Ritter hatte die Hand mit dem Revolver sinken lassen. Ehe er sich's versah, riß ihm Etelka die Waffe aus der Hand und mit einer Schnelligkeit, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, schoß sie die sechs Kugeln durch's offene Fenster in die Feuermauer der gegenüber liegenden Alser-Kaserne, wo sie im Mörtel des Gemäuers stecken blieben.

„Was thust Du?" rief der Montenegriner ganz bestürzt.

„Was recht und billig ist", predigte Herr Franz X. Wittmann.

„Man muß auf's Neue laden", begehrte Dr. Kern kategorisch.

„Das wird nicht geschehen", erwiderte der Oberlehrer, „meine Herren, wenn Sie schon nicht bedenken, welche Schmerzen Ihr Tod Ihren Angehörigen bereiten würde, Ihrer Mutter, Herr Doctor, Ihrem Vater, Herr Wassich, der mir seinen einzigen Sohn anvertraut hat, so erwägen Sie doch, welche Schande Sie über mein Haus bringen, wenn es heißt, daß Sie um meiner Tochter Willen sich gerauft haben."

„Das ist die schönste Reclame für das Fräulein", meinte der kleine Doktor, „jede Schauspielerin wird sie darum beneiden."

„Meine Tochter ist aber keine Komödiantin und braucht keine Reclame", entgegnete der alte Pädagoge schneidig, „und kurz, meine Herren, dieses Duell darf nicht stattfinden."

„Wenn aber —" stotterte Dr. Ritter.

„Wenn nur nicht —" meinte kleinlaut der Falke der schwarzen Berge.

„Hier gibt's kein Wenn und kein Aber", rief Papa Wittmann mit einer Energie, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, ich verbiete diesen gotteslästerlichen sündhaften Zweikampf, kraft der Autorität, die mir Ihr Vater übertragen hat, Herr Wassich, und kraft der Autorität, die ich über meine Tochter habe, Herr Dr. Ritter, denn wenn Sie nicht augenblicklich die vermaledeite Waffe aus der Hand legen, so werden Sie nie mein Schwiegersohn!"

„Wirklich?!" rief der Oberösterreicher, ließ den Revolver fallen und Lella sank in seine Arme.

„Willst Du nicht diesem Beispiele folgen?" fragte Luca Wassich seine einstige Geliebte.

Und diese, froh, daß sie endlich verzeihen durfte, fiel ihm um den Hals und rief:

Wenn Du mich als Weib in unsere Heimat führst, in Gottesnamen."

„Reicht Euch die Hände, Ihr Herren, befahl Herr F. X. Wittmann und während es geschah fuhr er fort: „Nach einem alten Beauche muß jedes glücklich ausgegangene Duell mit einem Gabelfrühstück oder Mittagmahl schließen, auch habe ich einen Heidenappetit und wenn hier in der Nähe ein gutes Gasthaus wäre -- —"

„Ich schlage den Riedhof vor", warf Dr. Kern ein.

„Angenommen!" rief Papa Wittmann und zehn Minuten darauf saßen die sämmtlichen Theilnehmer dieser aufregenden Scene unter den Schatten spendenden kanadischen Pappeln des Riedhofes im besten Einvernehmen, sich's weidlich schmecken lassend.

Wir sind zu Ende, nur haben wir noch mitzutheilen, daß Dr. Ritter und Frl. Helene Wittmann sich im nächsten Fasching als Verlobte empfehlen werden und daß Luca Wassich auf Befehl seines Vaters mit seiner jungen Frau nach Cettinje übersiedelte.

Die blonden Mädchen sprechen noch ab und zu von dem so plötzlich aufgetauchten und eben so rasch verschwundenen Bräutigam aus Montenegro und Schnabel Lulla macht noch immer Witze über den Prinzen Haselnuß.

Ende.

Digitized by Google

Gratis-Bibliothek.

(Beilage zur Volksschrift „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen".)

VII.

Die schöne Henriette,

oder:

Das Vermächtniß des Freimaurers.

Roman aus der Congreßzeit.

Von

Anton Langer.

Wien, 1877.
J. Dirnböck Buchhandlung (G. Draudt).

Digitized by Google

Als ganz vorzügliche Lektüre

empfehlen wir die

Billigste Haus-Bibliothek.

Außergewöhnliche Preis-Ermäßigung guter Romane, Erzählungen, Theater ꝛc. der beliebtesten Schriftsteller.

Inhalt.

I. Serie.

Langer, Ant.,	Junger Herr und alte Jungfer, 2 Bände	fl. 1.—
— —	Die Opfer des Goldes, 2 Bd.	„ 1.—
— —	Der alte Raderer. (Ein Wiener Polizeiagent)	„ 3.—
Uhl, Friedr.,	Die Theaterprinzessin, 2. Aufl. 3 Bände	„ 2.—
Geiger,	Humoristisches Jahrbuch	„ 1.—
Bauernfeld,	Das Liebes-Protokoll, Lustspiel	„ —.80
Breier, Eduard,	Die Rosenkreuzer, 4 Bde.	„ 2.—
Schimmer, C. A.,	Die große Maria Theresia. 2 Bände	„ 1.—
Bowitsch, L.,	Bilder und Novelletten	„ —.50
Christen, Ada,	Faustine, Drama in 5 Acten	„ 1.—
		fl. 13.30

II. Serie.

Langer, Ant.,	Der Tambour von der Mobilgarde	fl. 1.—
— —	Die Schwester von Neudorf	„ 1.—
Bauernfeld,	ein deutscher Krieger, Schauspiel	„ —.80
	Nach dem Zapfenstreiche, 5 Bände	„ 2.50
Breier, Eduard,	Pandur und Kroatenmädchen	„ —.50
— —	1805, oder die Franzosen zum ersten Mal in Wien, 3 Bde.	„ 2.—
Thalia,	Taschenbuch	„ 2.—
Lewitschnigg, Ritter von,	Die Geheimnisse von Pest, 4 Bände	„ 2.—
Sand,	Malgretout, 2 Bände	„ 2.—
		fl. 13.80

III. Serie.

Langer, Ant.,	Dämon Branntwein	fl. 1.—
— —	Die Schweden vor Wien	„ 1.—
— —	Frei bis zur Königsau, 2 Bde.	„ 1.50
Byr,	Auf der Station	„ —.60
Nemmersdorf, Franz v.,	„La Stella", Roman aus Venedigs Gegenwart	„ 2.50
Bachmayr,	König Alfonso, Trauerspiel	„ 1.—
Breier,	Die Revolution der Wiener, 4 Bände	„ 2.—
—	Der Congreß zu Wien, 4 Bände	„ 2.—
Pfeiffer, Ida,	Reise einer Wienerin in das heilige Land, 2 Bände	„ 1.—
Schirmer, A.,	Die Debardeur-Tini, Roman aus dem Wiener Leben	„ 1.—
Bauernfeld,	Industrie und Herz, Lustspiel	„ —.80
		fl. 14.40

IV. Serie.

Langer, Ant.,	Das Galgenmandl	fl. 1.—
— —	Kaiser Josef II. und der Sargmacher. 2 Bände	„ 1.—
— —	Der letzte Babenberger, 4 Bde.	„ 3.—
— —	Die Geheimnisse des Adels. 2 B.	„ 1.50
Pichler, Adolf,	Aus den Tirolerbergen	„ 2.10
Zimmermann,	Erinnerungen eines ehemaligen Briganten-Chefs	„ —.50
Schimmer, C. A.,	Die französischen Invasionen	„ 1.—
Arram, E.,	Alte Kameraden. Roman aus dem österreichischen Soldatenleben	„ 1.—
Bauernfeld,	Die Geschwister von Nürnberg. Lustspiel	„ 1.—
Breier,	Der Nachgeborene, 4 Bände	„ 2.—
Kock, Paul de,	Die Herzensdiebin. Eine Geschichte, die vielleicht wahr ist. Aus dem Französischen von M. Saphir	„ 1.—
		fl. 15.10

Der Preis jeder Serie beträgt nur 5 fl. anstatt der oben angeführten Preise. Einzelne Werke werden nur zu den beigesetzten Ladenpreisen abgegeben.

Abnehmer aller vier Serien, welche im Ladenpreise 56 fl. 60 kr., im herabgesetzten Preise aber nur 20 fl. kosten, erhalten außerdem noch Aug. Silberstein's ausgezeichneten humoristischen Roman

„Herkules Schwach", 3 starke Bände, (bekannt als das beste Werk des beliebten Schriftstellers), Ladenpreis 8 fl., ☞ als Prämie gratis. ☜

Jacob Dirnböck's Buchhandlung (G. Draudt) in Wien, Herrengasse 3.

Digitized by Google

Druck v. G. Reiffenstein, Wien

Aus dem Romane:

Die schöne Henriette.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die schöne Henriette,

oder:

Das Vermächtniß des Freimaurers.

Roman aus der Congreßzeit

von

Anton Langer.

1. Kapitel.

Memento mori!

Sehr viele unserer Leser erinnern sich wohl an ein kleines Häuschen auf der jetzt verschwundenen „Elend-Bastei", hart neben dem jetzt ebenfalls demolirten Stabstockhause, von welchem das Neuthor in den Stadtgraben führte, in dem die Opfer des Jahres 1848, unter ihnen Wenzel Messenhauser, ein trauriges Ende fanden.

Das kleine, ziemlich nett gebaute Haus, das nach der alten Numerirung die Conscriptionsnummer 1170 führte, war im Jahre 1786 der Schauplatz einer grauenhaften That gewesen. Der Magistrats-Kanzellist Franz Zahlheim, ein leichtsinniger, stets von Gläubigern bedrängter junger Mann, unterhielt in demselben ein Verhältniß mit einer Verwandten, seiner sichern Josefa Armbrock. Am 14. Jänner des genannten Jahres lockte er dieses Frauenzimmer, das von einem früheren Verehrer ziemlich viel Geld bekommen hatte, ins Haus und auf den Boden desselben und als sie sich über eine Truhe bückte, um verschiedene Effecten heraus zu nehmen, faßte er sie am Genicke und ermordete sie mit Messerstichen. Dann raffte er zusammen, was in ihrer Wohnung Werthvolles vorhanden war und entfloh aus dem Hause.

Seltsamer Weise blieb der Leichnam auf dem Boden liegen und da das Haus einsam stand, so konnten auch keine Nachbarn das Abhandensein der Ambrockin merken.

Allein es war ein sehr strenger Winter und die Rabenschwärme, welche über Wiens Dächern und Schornsteinen kreuzten, wurden durch den Geruch des verwesenden Leichnams angelockt und setzten sich zu tausenden krächzend und lärmend auf das Dach, in die Dachrinnen und auf die Fensterstmse des unheimlichen Hauses.

So fand man die Ermordete, bald ward auch der Mörder entdeckt. Die Bevölkerung, besonders aber Kaiser Josef II. war über die Frevelthat so empört, daß er sich mit der Hand gegen die Stirne schlug und ausrief:

„Und das hat ein Magistratsbeamter gethan! Wohin wird's noch kommen!"

Obwohl er selbst die Todesstrafe abgeschafft hatte, so machte er doch in diesem Falle eine Ausnahme und bestätigte das Urtheil des Appelations-Gerichtes, welches auf den Tod durch das Rad, von unten herauf, (eine grausame Verschärfung) lautete.

Zahlheim, dem das Urtheil am 6. März verkündet wurde, benahm sich Anfangs sehr ungeberdig, bald aber änderte er sein Betragen und betete mit dem Priester reu- und demüthig bis zu seiner letzten Stunde.

Von der Schranne auf dem hohen Markte, dem damaligen Gerichtshause, ward Zallheim nach dem Richtplatze vor dem Schottenthor in der Gegend der heutigen provisorischen Börse gebracht, und nachdem man ihm zuerst am Schranneuthor und dann auf der Freiung mit glühenden Zangen in die Brust gezwickt, am Rabenstein gerädert, im Wege der Gnade erfolgte der erste, tödtliche Stoß auf die Brust und nicht auf die Schienbeine und Arme. Man nannte das: Von oben herab rädern.

Die Frevelthat und das fürchterliche Ende des Mörders machte ungeheures Aufsehen, zahlreiche Volkslieder und volksthümliche Bilder erhielten das Andenken an den Mord und die Hinrichtung; das Magistratsarchiv enthält deren eine große Anzahl, sogar der Stuhl, auf welchem Zahlheimer im Amt gesessen, ward porträtirt.

Wie man sieht, griff P. T. Publicus schon damals so kindisch nach Bildern, wie heut zu Tage.

Das unheimliche Haus auf der Elend-Bastei aber ward gemieden und lange fand der schwergeprüfte Hausherr, der Hutmacher Auer, keine Parteien, die es wagten, die vom Gespenstergrauen erfüllten Wohnungen zu nehmen. Und als sie endlich kamen, waren es arme Leute und schmierige

Digitized by Google

Kleinhandwerker, welche Stube, Gang und Stiegen verunsäuberten, obwohl sie im Jahre nicht so viele Siebenzehner Zins zahlten, als man heute Gulden erlegt.

In den Kriegsjahren von 1789 bis 1813 ward's nicht viel besser und erst, als der in Aussicht gestellte Wiener Congreß zahlreiche Fremde aus aller Herren Länder in die Kaiserstadt an der Donau lockte, rieben sich die Hausherren vergnügt die Hände, denn es war die erste Wohnungsnoth in Wien ausgebrochen und man konnte wählerisch unter den schönen Parteien sich die schönste aussuchen.

Besonders „diese Damen" — wie man heute sagt, — fanden sehr schwer Quartier und mußten — wenigstens nach damaligen Verhältnissen ganz außerordentliche Preise zahlen, trösteten sich aber, mit dem Gedanken, daß der Congreß das Alles wieder hereinbringen werde.

Der Nachfolger des Hutmachers Auer in der hausherrlichen Würde, ein Riemermeister Widholz, ward eines Tages durch den Besuch einer eben so schönen, als eleganten Dame überrascht, die sich anbot, das ganze Haus auf der Elend-Vastei auf die Dauer des Congresses zu miethen und die hohe Summe, welche der Riemer begehrte, war ihr nicht zu viel.

„Darf ich um Namen und Charakter fragen?" sprach höflich der Hausherr von Nr. 1170.

Und die Dame erwiderte mit einem feinen Lächeln:

„Henriette Toutseul, Offizierstochter."

Der Name und Rang eines Offiziers war damals beim Bürger so hoch geachtet, daß der Riemermeister, ohne weiters ein Wort zu reden, seinen Kratzfuß machte, und der Handel war geschlossen.

Nun begann in dem kleinen Hause ein eigenes Leben.

Wie erwähnt, war Alles in einem sehr verwahrlosten Zustande, da die früheren Miethsleute sehr wenig auf die Reinlichkeit ihrer Behausungen geschaut hatten.

Die neue Mietherin kam aber mit einer kleinen Armee von Maurern, Stukadorern, Malern, Tischlern, Anstreichern, Vergoldern u. s. w. und als diese Alles in besten Stand gesetzt hatten, brachten Stadtträger, die damals nur auf dem Stephansplatze und auf dem hohen Markte zu finden waren, prachtvolle Möbel und Spiegel im Geschmacke jener Zeit, Bilder und Statuen, Luster und Girandolen, kurz die Wohnung wurde auf's Brillanteste in Stand gesetzt. Fräulein Henriette Toutseul bewohnte den ersten Stock, zu dem eine gebohnte und mit Teppichen belegte Treppe führte. Zu ebener Erde befand sich rechts vom Eingange die geräumige Küche des Hauses, links ein Zimmer mit einem Kabinete, welches die Dame ihrer Ménagère (Haushälterin) angewiesen hatte, einer französischen Schweizerin aus Bienne, die mit ihrer Gebieterin den ganzen Tag französisch sprach, was den Leuten damals sehr imponirte.

Der Congreß sollte im Spätherbst zusammentreten — in Wirklichkeit wurde er am 10. November 1814 eröffnet.

Es war im September und ein schwüler Abend, als die schöne Henriette gedankenvoll an einem Fenster ihrer Wohnung saß, vor sich einen Roman der Staël, aus dem sie von Zeit zu Zeit ein paar Zeilen las. Ein schweres Gewitter lag über den Bergen westwärts von Wien, von Zeit zu Zeit zuckte es glühend in den schwarzen Wolken, die vom Kahlen- und Leopoldsberge sich bis gegen den Aninger auf die Berge lagerten. Henriette genoß von ihrem Fenster diese prachtvolle Aussicht, allein sie hatte die Flügel desselben geschlossen, weil der dem Gewitter vorangehende Sturmwind den Staub in belästigender Weise aufwühlte.

Madame Bouton, die Haushälterin trat ein und sagte in französischer Sprache:

„Keine halbe Stunde dauert es mehr und der Regen ist da. Wollen Madame erlauben, daß ich jetzt schon hinübergehe „zum Wolfen in der Au" und das Souper besorge?"

Es klang etwas wie Vorwurf aus diesen Worten.

Lächelnd erwiderte die schöne Gebieterin:

„Sie sind mir böse, Madame Bouton —?"

„Ich, — mit welchem Rechte?"

„Mit dem Rechte des richtigen Taktes. Als ich Ihnen sagte, daß ich heute mit Lord Clearegh

Digitized by Google

in's Burgtheater fahren wolle, um das neue Stück von der Weißenthurn zu sehen und dann bei Taroni zu soupiren, da meinten Sie, es wäre doch klug und vorsichtig, für einen unvermutheten Zwischenfall ein kleines Souper en famille vorzubereiten. Ich gab es nicht zu. Was geschieht? Das Stück wird abgesagt, weil die Roose unwohl geworden, mein kleiner Lord Georges wird zu seinem Gesandten befohlen und muß den Thee dort nehmen und ich bin gezwungen, meine gute Ernestine, wenn ich nicht mit ihr Hunger leiden will, in's Gasthaus zu schicken, um uns ein Nachtmahl zu holen."

„Nun, nun!" rief die Schweizerin, durch diese freundlichen Worte versöhnt, „s'ist ja eben kein Unglück. Der Wolf in der Au ist nebst dem weißen Löwen das beste Gasthaus in der ganzen Gegend, hat zwar nicht feine Kost, nichts französisches, aber wohlschmeckend und gesund. Ich fliege! Soll ich zusperren, wenn ich fortgehe?"

„Willst Du mich einsperren, wie ein kleines Kind? Laß den Schlüssel nur stecken. Es kommt Niemand, mich zu stören. Und wenn jemand käme, so weißt Du recht gut, daß ich nicht die Person bin, mich zu fürchten."

„'s ist wahr! 's ist wahr!" meinte die Alte, „ich eile also, um zurück zu sein, ehe das Wetter losbricht. Ihre Dienerin, Madame."

Und rasch war sie draußen, — ihre Gebieterin hörte, wie sie die Treppe hinabeilte und aus der Küche den Einsetzkorb holte, dann das Haus verließ und das Thor zuschlug.

Die schöne Henriette, von der wir nur rasch sagen wollen, daß sie ihrem Namen alle Ehre machte, war eine schlanke und elegante Gestalt von mehr als Mittelgröße, mit üppig wallenden Blondhaaren und dunkelblauen großen Augen, ihr Taint zeigte die zarte, weiß und roth angehauchte Glattheit der Pfirsichblüthe und ihr Mund war nicht größer als eine purpurrothe Kirsche. Sie trug ein elegantes Doshabillé nach Mode damaliger Zeit.

Als sie den Roman der Staël wieder zur Hand nahm, war es in Folge des nahenden Gewitters schon so dunkel geworden, daß sie nur mit Anstrengung ihrer schönen Augen lesen konnte — plötzlich aber zerriß ein bläulich flammender Blitz die einbrechende Finsterniß, dem später ein heftiger Donnerschlag folgte.

Henriette Toutseul sprang vom Stuhle empor und während sie mit der linken Hand die Augen verhielt, bekreuzte sie sich mit der rechten.

Dann zog sie sich vom Fenster zurück und warf sich in die Ecke eines Divans, vor dem ein kleines Tischchen stand.

Sie begann ihren Gedanken nachzuhängen und es mußten seltsame, nicht aber heitere Gedanken sein, die durch ihren Kopf zogen, denn sie versenkte sich so tief darein, daß sie es nicht einmal hörte, wie unten die Hauspforte leise geöffnet und wieder zugemacht wurde, während gleich darauf leise, vorsichtige Mannestritte auf der Treppe widerhallten, die zu ihrer Wohnung führten.

Erst als die Schritte im anstoßenden Gemache ertönten, das vom kleinen Salon nur durch eine Portière getrennt war, erhob sie sich rasch und horchend vom Sopha, ihr Ohr war so fein, daß sie jeden ihrer Bekannten an seinem Gange erkannte, dies waren aber die Tritte eines fremden Mannes. Unwillkürlich schob sie das Tischchen zwischen sich und den Kommenden und fragte mit lauter Stimme:

„Wer da?"

„Gut Freund!" antwortete von draußen eine sonore Stimme und im nächsten Augenblicke trat der, welcher sich selbst als guter Freund ankündigte, in den Salon.

Es war ein langer magerer Mann, angethan mit einem jener Mäntel, die damals in der Mode „Blüchermäntel" genannt wurden und die heut zu Tage nur mehr von Kutschern getragen werden. Den Halskragen dieses schwerfälligen Kleidungsstückes hatte er hinaufgestülpt, so daß die Züge seines blassen intelligenten Gesichtes kaum zu erkennen waren. Zudem hatte er den Dreispitz, welchen die Anhänger der josefinischen Zeit noch immer trugen, um ihre Antipathien gegen den runden Revolutionshut auszudrücken, tief in die Stirne gezogen, so daß die ganze Erscheinung des Fremden einen seltsamen, fast unheimlichen Eindruck machte.

Digitized by Google

Die schöne Henriette besaß starke Nerven, sie hatte viel durchgemacht, was das System dieser sonderbaren Motoren des Menschkörpers kräftigt und stählt, gleichwohl klang ihre Stimme nicht ganz frei von Beklommenheit, als sie den Unbekannten fragte:

„Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie von mir?"

Der Fremde zog aus dem Innern des Blüchermantels einen Todtenkopf hervor, hielt ihr denselben entgegen und sprach ernst und feierlich die Worte:

„Memento mori!" *)

Auf dem Stirnbein des Todtenkopfes war die Jahreszahl 1794 mit einer schwarzen Flüssigkeit eingeätzt und während Fräulein Toutseul diese verhängnißvollen Ziffern anstarrte, fragte sie leise:

„Nach diesem Losungsworte muß ich glauben, daß Sie im Auftrage Jener kommen, die mich mein ganzes Leben lang unsichtbar und wunderbar beschützten und denen ich in meinem Herzen eine ewige Dankbarkeit bewahre."

„So ist es, Mademoiselle Henriette", erwiderte der Fremde.

„Und was bedeutet die Jahreszahl, die ich auf diesem kahlen Schädel erblicke?" fuhr sie bebend fort.

„Es herrscht die Sitte bei uns", antwortete der Unbekannte, indem er den Todtenkopf vor sie auf den Tisch stellte, „daß wir die Opfer der Tyrannei, die man aus unserer Mitte reißt, um sie auf den Henkerblock zu schleppen, so bald als möglich ausgräbt und ihre Köpfe wie ein Heiligthum aufbewahrt, damit dieselben in unseren geheimen Versammlungen, wo sie einst durch ihren Geist glänzten, auch nach dem Tode noch durch ihre Erscheinung zu Muth und Thatkraft anspornen, oder wir übergeben dieselben ihren Angehörigen, um sie zu erinnern, daß sie einen Akt der Rache zu vollstrecken haben.

„Aber die Jahreszahl? 1794?" wiederholte die schöne Henriette.

„Wir hatten in demselben nur ein Opfer zu beklagen", entgegnete der Unbekannte, „den Wiener Platzmajor Hebenstreit, der vor dem Schottenthorl als Haupt der Wiener Verschwornen hingerichtet wurde."

„Jesus Maria!" rief Fräulein Toutseul und sank in die Knie, „es ist also der Kopf meines unglücklichen Vaters."

„So ist es" bestätigte der Fremde und auch seine Stimme zitterte.

Die Kniende aber erfaßte mit beiden Händen den kahlen Schädel, drückte ihre Purpurlippen auf die gelblichen Knochen und mit ihren Thränen den Todtenkopf benetzend, rief sie ein Mal über das andere:

„Mein Vater! mein armer Vater."

Gerührt betrachtete der Mann im Mantel die Weinende und leise murmelte er:

„Braves Kind! Ihr wird viel vergeben werden, weil sie viel geliebet hat."

Inzwischen erhob sich Henriette, stemmte auf den Kopf des todten Vaters die kleine weiße Hand, als ob sie ein theures Gut beschützen wollte und rief mit flammenden Blicken:

„Dies theure Haupt gehört mir? Ich will's behalten!"

„So ist es der Wunsch Derer, die mich gesendet haben", entgegnete der Fremde.

„Ich will es wie ein kostbares Kleinod in einem heiligen Schrein bewahren, auf daß es mich jeden Tag erinnere, daß mein Vater noch nicht gerächt ist."

„Sie sprechen das rechte Wort, — Sie werden nicht blos weinen, sondern handeln!"

„Beim ewigen Gott, das werde ich. Sagen Sie, was habe ich zu thun?"

Der Fremde legte zwei große Briefe, die jeder mit drei rothen Siegeln verschlossen waren auf den Tisch und sprach:

„Hier sind die Instructionen, die Ihnen von dem geheimnißvollen Unbekannten, meinen u. Ihren Herren ertheilt werden. Halten Sie sich genau an dieselben."

„Das will ich, und der zweite Brief?"

„Er ist das Vermächtniß Ihres Vaters, sozusagen sein Testament, aufgesetzt 3 Stunden vor seiner Hinrichtung."

*) Gedenke des Sterbens.

Digitized by Google

„O mein Gott!“

„Ein bestochener Polizeibeamter lieferte es in unsere Hände. Wir haben es nicht eröffnet, bis wir die Stunde gekommen glaubten, es Ihnen zu übergeben. Sie werden die Erste sein, welche diese Zeilen liest.“

„Sie werden den Muth haben, es zu thun.“

„Wenn ich nur eigentlich etwas Näheres über den Tod meines Vaters wüßte.“

„Ich werde Ihnen in wenig Worten das sagen, was Ihnen zu wissen nothwendig.“

„Bitte.“

„Kaiser Josef II. war 1790 gestorben, sein fein gebildeter, aber den raffinirtesten Genüssen ergebener Bruder Leopold II., früher Großherzog von Toscana, übernahm den römisch-deutschen Kaiserthron und lebte in Wien das Leben eines Sardanapal. Er hatte aus Italien die geheime Polizei mitgebracht. Mitten im Gebrause der französischen Revolution starb der kaiserliche Epikuräer 1792 und sein Sohn Franz II., der jetzige Kaiser, folgte ihm auf den Thron. Der jugendliche Monarch, der nur seiner jungen Gemalin lebte, überließ die Leitung der Regierung ganz und gar den beiden Ministern Thugut und Schloißnigg, welche man die beiden Kaiser nannte, und die mit Hilfe ihrer aristokratischen Gesinnungsgenossen, ihrer Polizei und ihrer Pfaffen unser armes Oesterreich tief genug herunterbrachten. Um den jungen unerfahrenen Kaiser ganz und gar zu beherrschen, wendeten sie die französische Revolution als Schreckmittel an. Des Kaisers Tante, Maria Antoinette, war auf dem Schaffot gestorben, wie ihr Gatte Ludwig XVI. Schloißnigg und Thugut machten dem Kaiser begreiflich, daß die Oesterreicher, besonders die Wiener, ihrem Herrscher und dessen Gemalin ein gleiches Schicksal zugedacht hätten. Es gab damals viele ehrliche, aufgeklärte und freisinnige Oesterreicher in Wien, die Ueberreste jener Freimaurer aus der josefinischen Zeit, welche über die Hof-Polizei und Pfaffenwirthschaft empört waren und die alte josefinische Zeit zurückbringen wollten. Die Polizei hatte schon unter Leopold II. ihnen entgegen gearbeitet, jetzt nahm diese Feindschaft den Charakter der Verfolgung an. Man bezeichnete die Freimaurer als Republikaner, die Josefiner als — Jakobiner! O großer Kaiser Josef, Du Licht im Osten, verzeihe ihnen, sie wußten nicht, was sie thaten! — Endlich erfand man eine vollständige Jakobiner-Verschwörung in Wien. Es hieß, wir wollten in einer bestimmten Nacht die Holzgestätten vor dem Thore anzünden, und während alles Volk und die Garnison zur Löschung des Brandes hinauseilen würde, wollten die Verschwornen die Burg überfallen, den Kaiser und seine Fomilie ermorden und die Republik in Oesterreich ausrufen.“ *)

„Ist es möglich, das man so etwas glaubte? fragte die schöne Henriette verwundert.

„Man stellte sich wenigstens so, als ob man's glaubte,“ erwiderte bitter der Unbekannte; „glaubte man doch sogar, daß des Kaisers Bruder Erzherzog Leopold in den Reihen der Jakobiner sich befinde und zum Präsidenten der provisorischen Regierung bestimmt sei. Der junge Prinz verbrannte bald darauf in Lachsenburg durch eine Explosion von Feuerwerks-Körpern, die er selbst bereitet hatte. Nach seinem Tode kannte man gegen die Jakobiner von Wien, wie man uns nannte, keine Schonung mehr. Bischof Martinowich, das Haupt der Verschwornen in Ungarn, wurde enthauptet. Die Kerker des Spielbergs und der Festung Muncacz füllten sich mit Opfern, in Wien wurde Platzmajor Hebenstreit hingerichtet, Hackl und der Magistratsrath Prandstätter zur Ausstellung auf der öffentlichen Schandbühne und dann zu dreißigjährigem schwerem Kerker verurtheilt.“

Was der Unbekannte hier erzählte, hat seine volle historische Berechtigung. Der Prozeß der Jakobiner in Wien wurde so geheimnißvoll geführt und die Akten ließ man so geschwind verschwinden, daß die meisten Geschichtsschreiber, die nicht auf einem engherzig österreichischen Standpunkte stehen, mit Recht behaupten, man habe Unschuldige verurtheilt, um die lästigen Freimaurer und Josefiner los zu werden und das Volk mit Scheu und Entsetzen vor der Revolution zu erfüllen. Es war

*) Historisch.

Digitized by Google

der Polizei gelungen, die unteren Klassen gegen die vermeintlichen Jakobiner aufzuhetzen und die berüchtigten „Fratschlerinnen“ (Höckerweiben) umstanden die Schandbühne, auf welcher Hackl und Prandstetter bei schlechtestem Wetter ausgestellt waren, und riefen ihnen zu: „Nit wahr, Herr Hackel, das is Spektakel?“ — „Herr von Prandstetter, is das a Wetter?“ *) Auch ging die Sage, Hebenstreit habe, als er zum Tode geführt wurde, eine schwarze Schlafhaube aufgehabt — (wahrscheinlich der scharfen Morgenluft wegen) — um den noch nicht verhafteten Mitverschwornen anzudeuten, daß er nichts gestanden habe.

Gewiß ist's, daß über keinen Theil der Chronik von Wien ein so tiefes Dunkel herrscht, wie über die Verschwörung der angeblichen Jakobiner unserer Stadt. Wahrscheinlich wird es auch niemals Licht werden.

Die schöne Henriette hatte bebend zugehört, der geheimnißvolle Abgesandte schloß seine Erzählung.

„Nun wissen Sie Alles, — es bleibt Eines noch, die Rache.“

„Soll ich Sie an der österreichischen Regierung rächen, ich, ein schwaches Weib?“

Der Freimaurer schüttelte traurig den Kopf.

„Was fällt Ihnen ein?“ sagte er. „Wir treten nie gegen die Regierung auf, denn so wie unsere eigene Organisation eine monarchische ist, so respektiren wir die Monarchie, — unsere Rache gilt nur den feigen Verräthern unsrer heiligen Sache. Ein solcher war Jener, welcher uns an Thugut verrieth, zum Glücke kein Oesterreicher, sondern ein Schotte, ein Lord Cavernon, der von der großen Loge zu London an uns empfohlen, hier gastlich und brüderlich aufgenommen und unterstützt wurde, aber all sein Geld im Kartenspiel und mit Weibern verpraßte, den Säckel des Ordens fleißig in Anspruch nahm und endlich, als wir seinen tollen Anforderungen nicht mehr genügten, hinging, um uns für 2000 Pfund an Thugut zu verrathen.“

„Der Elende!“

„Er ist die eigentliche Ursache vom Tode Ihres Vaters, heißt aber jetzt Herzog von Argyle und die Loge zu Edinbourgh, der er angehörte, verweigerte uns nicht nur die Bestrafung des Schuldigen, sondern machte ihn fünfzehn Jahre später sogar zu ihrem Großmeister.“

„Niederträchtig!“

„Allein wir können uns an diesem Verräther nicht selbst rächen“, redete der Mann im Mantel weiter, „denn unsere Statuten verbieten uns, nach einem Verfehmten zu greifen, wenn er unter der Gerichtsbarkeit einer ausländischen Loge steht, zudem wird sich der Herzog von Argyle hüten, nach Wien zu kommen und sich den Spitzen unserer Dolche preiszugeben.

„Was kann also ich thun?“ fragte die schöne Henriette mißmuthig.

„Ich könnte Sie, mein Fräulein, auf die versiegelten Instructionen verweisen“, antwortete der Unbekannte, „die Sie von unserem Vorgesetzten erhalten haben, allein ich weiß, Sie sind eine gescheidte Person, und ich darf mich gegen Sie unumwunden aussprechen.“

„Sprechen Sie.“

„Der Herzog von Argyle wird, wie gesagt, nicht nach Wien kommen, wohl aber sein Sohn, der jetzige Lord Gregor Cavernon, ein junger, schöner Mann, voll ehrgeiziger Hoffnungen, der Stolz seiner Familie, die einzige Freude, das einzige Glück seines Vaters.“

„Nun, und?“ fragte die Circe, in deren Augen eine Ahnung aufblitzte.

„Kann man das Herz eines Vaters sicherer und härter treffen, als wenn man ihm den einzigen Sohn raubt?“

Die schöne Henriette schwieg, aber sie nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Es gibt ein zweifaches Mittel“, fuhr der Unheimliche fort, „wir könnten den Gentleman einfach durch einen unsrer Raufbolde fordern und niederschießen oder niederstechen lassen. Allein das wäre plump, gemein, — ein Cavalier verschmerzt den Tod eines Sohnes, der im Zweikampf gefallen.“

Und wieder nickte die schöne Sünderin zustimmend mit dem Kopfe.

*) Redensarten, die man selbst jetzt noch in Wien hören kann.

Digitized by Google

„Wenn aber ein solcher junger Herr physisch und moralisch zu Grunde gerichtet wird", fuhr der Freimaurer fort, „wenn seine Ehre verloren geht, wenn er von der Gesellschaft, deren Zierde er gewesen, ausgestoßen, verhöhnt, verlästert und gemieden wird, wenn der einzige Stolz des Herzogs von Argyle seine größte Schmach wird, dann, dann ist unser Ziel erreicht."

Und hoch auf richtete sich die Herrin des Zahlheimhauses und fragte flammenden Blickes:

„Was habe ich zu thun?"

„Er hat Ihnen den Vater geraubt, rauben Sie ihm den Sohn, — Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

„Ich will es, ich werde es!" keuchte Sie' „aber wie?"

„An der Hand der geheimen Instructionen werden Sie Mittel und Wege finden. Wenn Sie mich brauchen, werde ich zur Stelle sein."

„Wie verständige ich Sie?"

„Meine Agenten gehen des Tages zehnmal unter Ihren Fenstern vorbei. Wenn Sie meiner bedürfen, räumen Sie alle ihre Blumen von den Fenstern und lassen Sie einen einzigen Blumenstock stehen, dann wird sich Gideon Schrott, so heiße ich, sofort einfinden."

„Ich danke Ihnen, Herr Gideon Schrott."

„Nennen Sie mich Bruder Gideon, das ist mir lieber."

„Wenn Sie wollen, Bruder Gideon, Sie können unter allen Umständen auf mich zählen."

„Das wissen wir, unsere Vorgesetzten achten Sie hoch."

„Trotz der kleinen Liebesaffairen, die ich mir erlaube?"

„Wir sind keine Sittenrichter und gerade Ihre eigenthümliche Stellung wird Sie in die Lage versetzen, den Plan auszuführen, den wir für Sie entworfen haben."

„Es ist so, — ich weiß meine Stellung, wie Sie's nennen, auszunützen, wie die Spinne ihr Netz, um die Fliegen und Käferlein, die sich mir nahen, anzulocken, zu verstricken, auszusaugen und zu verderben."

„Amen!" sprach der Unheimliche feierlich, dann legte er drei schwere Rollen, deren Klang Gold verrieth, auf den Tisch und sprach: „Ich darf nicht vergessen, Ihnen im Auftrage des Ordens dieses Geld zu übergeben, es sind 300 Dukaten, wenn Sie mehr brauchen, dürfen Sie nur befehlen."

„Ich denke vor der Hand auszukommen", erwiderte sie, einen ziemlich gleichgiltigen Blick auf den Schatz werfend, dann setzte sie lächelnd hinzu: „meine Freunde und Verehrer, deren ich einige habe, lassen mich nie im Stiche. Lord Clearegh, mein Beschützer, ist ein nobler Mann."

„Wir dürfen nicht dulden, daß Sie auf so prekäre Bezüge angewiesen sind. Halten Sie das, wie Sie wollen, auf uns können Sie rechnen.

„Tant mieux, man kann nicht wissen, was geschieht."

„Und jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle, Ihr Diener, Fräulein Henriette."

„Adieu, Bruder Gideon."

Der Freimaurer zog sich zurück, geräuschlos, wie er gekommen war. Die schöne Henriette blieb allein zurück und betrachtete düsteren Blickes die versiegelten Briefschaften, die vor ihr auf dem Tische lagen, ohne daß sie's über sich gewann, dieselben zu öffnen. Plötzlich hörte sie die Hausthüre öffnen und ihre Ménagère im Vorhause und auf der Stiege brummen, daß ihre Gebieterin die Pforte nicht abgeschlossen habe. Rasch nahm sie das Gold und den Todtenkopf vom Tische, drückte auf des Vaters fleischlosen Schädel noch einen Kuß und barg denselben sammt dem Golde im Innersten eines Schrankes.

Im nächsten Augenblicke trat Madame Bouton ein, mit dem Einsetzkorbe in der einen, mit Tischtuch, Tellern und Bestecken in der andern Hand.

„Kenn ich mein Madamchen nicht?" keifte sie in ihrem Schweizer Französisch, während sie den Tisch deckte, „die Hausthüre blieb offen, wie ich's gesagt."

„Es war gut, Madame Bouton", erwiderte Fräulein Toutseul, sich wieder in den Divan werfend, „wenigstens konnte der Briefträger eintreten."

Digitized by Google

„Der Briſträger?“ fragte die Schweizerin überraſcht, „der Briefträger war hier?“

„Warum denn nicht? Er brachte mir Geld und die Briefſchaften, die da auf dem Tiſche liegen.“

„Ah, das iſt ſonderbar!“

„Was denn?“

„Daß er Ihnen nicht auch gleich das Briefchen einhändigte, das er mir übergab, als ich ihn vor zwei Minuten an der Ecke beim Stabſtockhaus begegnete.“

„Es war der Geldbriefträger“, ſprach die auf der Lüge Ertappte in einiger Verlegenheit, „wo haben Sie denn das Billet an mich?“

„Hier, Madamchen, hier.“

„Ah von Lord Clearegh!“ rief ſie erfreut, „der Gute! Er vergißt doch keinen Augenblick auf mich.“

Und raſch entfaltete ſie das Briefchen; es enthielt folgende Worte:

„Hochleuchtender Stern meines Ich's! Himmliſche Göttin Diana! Reizumfloſſene Hebe!“

Wenn vielleicht Jemand glaubt, die ſchöne Henriette, die doch eine grundgeſcheidte Perſon war, habe über dieſen Wortſchwulſt gelächelt, ſo wäre das ein arger Irrthum. Fräulein Toutſeul nahm dieſe bombaſtiſchen Redensarten als einen ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit gebührenden Tribut hin, und konnte dieſelben um ſo weniger lächerlich finden, als ſie nach dem Geſchmacke und der Mode der damaligen Zeit waren, welche derlei Phraſen für den Gipfelpunkt der Galanterie und der guten Lebensart eines hochgebildeten, feinen Mannes hielt.

Nach dem Zeitgeſchmacke waren auch die Ränder des Briefpapieres mit gemalten Roſen und Vergißmeinnicht eingefaßt, die oben in der Ecke links ſich zu einem Blumenknoten verſchlangen und ein blutrothes Herz umſchloſſen, aus welchem oben eine helle Flamme emporſchlug, während die Mitte desſelben von einem Pfeile — „Pfitſchepfeil“ ſagte man damals — durchbohrt war, ſo daß drei brennrothe Blutstropfen auf die erſten Worte des Briefes niederthauten.

Dem Eingange entſprach das Billet-deux; Lord Clearegh ſchrieb:

„Gefeſſelt von den eiſernen Ketten der Pflicht bin ich nicht im Stande, mich von den Roſen-Guirlanden der Liebe, die ich als Ihr Sclave trage, umſchlungen zu halten. Luna ſollte uns zum Souper leuchten und es iſt Mars und Vulcan, die mich an den Seſſel meines Chefs, des Botſchafters, ſchmieden. Doch nur meine Worte gehören ihm, meine Gedanken, mein Herz ſind bei Ihnen, werden es ewig bleiben, unbehindert durch die Schranken der Zeit und des Raumes. Warum bin ich nicht die Droſſel, die an ihrem Fenſter ſingt und die ich beneide, wenn Ihre Corallenlippen den Schnabel des glücklichen Vogels berühren. Morgen Abends wird mein Stern hell leuchten, denn ich darf hoffen, daß Sie mit mir in der Mehlgrube ſoupiren werden.*) Apropos, darf ich mir erlauben, Ihnen bei dieſer Gelegenheit einen Schul- und Jugendfreund vorzuſtellen, Lord Gregor Cavernon, mit dem ich in Aberdeen ſtudirte. Er iſt der Sohn des Herzogs von Argyle und gehört den beſten Kreiſen Londons an. Ich wage zu glauben, daß Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen.

Ihr Sclave bis zum Tode

Georges C.

Die ſchöne Henriette ließ die Hand mit dem Briefe ſinken und murmelte für ſich:

„Sein Verhängniß treibt ihn mir entgegen und ſein eigener Freund iſt's, der ihn an ſeine Henker ausliefert. Und zu dieſen Henkern gehöre — ich!“

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen Nach einer kleinen Pauſe redete ſie weiter:

„Iſt dieſe Bruſt geſchaffen, grauſam zu ſein; dieſes Herz dazu da, einen jungen Mann zu Grunde zu richten, der mir nie etwas gethan hat?“

Bald aber ſchüttelte ſie dieſe Anmahnung von Menſchlichkeit von ſich und mit funkelnden Augen fuhr ſie fort:

*) Ein der Stadt Wien gehöriges ſtattliches Gebäude auf dem neuen Markte, in ſeiner jetzigen Geſtalt 1698 von dem Baumeiſter Bowanda und Oetl gebaut als Ballſaal von jeher benützt, ſpäter Hotel „zum Schwan“, „Munſch“ ꝛc.

Digitized by Google

„Nichts gethan? Hat sein Vater nicht den meinen dem Henker ausgeliefert? Rache an ihm! Ich habe schon andere Leute zu Grunde gerichtet, als diesen dummen Jungen aus Schottland. Was die ganze Menschheit an mir verbrochen, dafür will ich mich rächen an der ganzen Menschheit, und jeder Einzelne aus dieser verruchten Bande von Heuchlern, Egoisten und Jesuiten, der mir in die Hände fällt, soll mir ein willkommenes Opfer sein!"

2. Kapitel.

Das Vermächtniß des Freimaurers.

Madame Bouton trat ein und stellte das Souper auf den Tisch, das sie vom „Wolfen in der Au" geholt hatte. Bei Maria Stiegen läutete man zum Gebet.

Es war also acht Uhr, gewiß eine frühe Stunde für ein Souper.

In jener Zeit, wo man Punkt 12 Uhr sich zum Mittagtische setzte, konnte man es den Leuten nicht übel nehmen, wenn sie um 8 Uhr wieder Hunger hatten und sich zum Abendbrote anschickten.

Die Französin hatte gut eingekauft; die Küche „beim Wolfen in der Au" war damals berühmt. Sie stellte auf den Tisch ein Stück Pastete mit Ragout gefüllt, ein Brathuhn mit Compot und Salat mit „Müscherln", eine Speise, die der jetzige Wiener nicht mehr kennt.

Dazu kam eine Flasche ehrlichen österreichischen Weines von Mauer (einem Orte bei Wien) und die Schweizer Ménagère arrangirte das Alles auf dem Tische mit jenem Geschmacke und jenem Anordnungstalente, welcher der französischen Küche vielleicht noch mehr als ihr innerer Werth zu ihrem Weltrenommée verholfen hat.

„Guten Appetit, Madame", sagte sie, denn damals galt diese Redensart noch als nobel, und nahm, schmunzelnd die weißen Hände reibend, ihrer Gebieterin gegenüber Platz.

„Ich danke Ihnen, Madame Bouton, gleichfalls", erwiderte die schöne Henriette, „obwohl es bei mir mit dem Appetit nicht zum Besten bestellt ist."

„Ah pah!"

„Greifen Sie nur zu, — ich habe keinen Hunger."

Die Französin ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern mit jener Eßgier, welche ihre Landsmänninnen charakterisirt, nahm sie in drei Angriffen die ganze Pastete, und da sich die Frau vom Hause nur ein Flügelchen von dem Huhne holte, verzehrte sie den Rest sammt Salat und Compot. Die schöne Henriette schänkte einen Fingerhut voll Wein in ihr Glas und füllte dasselbe bis zum Rand mit Wasser, Madame Bouton trank den Rest ungewässert.

„Sie haben wirklich keinen Appetit, Madame", sagte sie, die letzten Müscherln knackend.

„Ich sagte es Ihnen doch, liebe Bouton, — warum glauben Sie's nicht?"

„Weil Sie noch so frisch und munter waren, als ich fortging; die Briefe, die Sie erhielten, während ich fort war, haben Sie verstimmt, Ihnen den Appetit geraubt."

„Es mag so sein; Sie haben Recht, wie immer, meine gute Bouton. Das Beste ist, ich gehe zu Bett, zünden Sie meine Studirlampe an, ich will noch lesen."

„Ich glaube, Madame, Sie thäten besser, zu schlafen."

„Glauben Sie, was Sie wollen, Madame Bouton, aber haben Sie die Güte, meine Lampe anzuzünden."

Nur sehr selten gebrauchte die schöne Besitzerin des Zahlheim'schen Hauses solche schroffe Worte gegen ihre Haushälterin, so daß diese überrascht sich vom Tische erhob, etwas Unverständliches in den Bart brummte — (was wir wörtlich zu nehmen bitten, denn auf der Oberlippe von Madame Bouton kräuselte sich dunkler Flaum) — und dann hinausging, um die Lampe zu holen.

Die schöne Henriette hatte die beiden versiegelten Briefe zu sich genommen, trat in ihr Schlafzimmer, legte die beiden Briefe auf das Nachtkästchen und begann die Knöpfe ihres Oberkleides langsam aufzunesteln.

Die Ménagère Madame Bouton trat mit der Lampe ein.

Digitized by Google

„Darf ich Ihnen beim Ausziehen helfen, Madame?“ fragte sie, während sie die Ampel auf das Nachtkästchen stellte.

„Danke“, antwortete die Gebieterin kurz angebunden.

„Nun dann wünsche ich Ihnen eine recht gute Nacht“, sagte Madame Bouton und zog sich gekränkt zurück. Brave Dienstleute sind eifersüchtig auf die Gunst ihrer Herrschaft.

Die schöne Henriette ließ ihre Oberkleider fallen und der beneidenswerthe Glückliche, der sie so im tiefen Negligé gesehen hätte, wäre entzückt gewesen über die Formvollendung des herrlichen Weibes, das Gott geschaffen zu haben schien, um den besten Mann durch die reinste Liebe zu beglücken, während sie jetzt der Loreley glich, welche mit dem Zauber der wunderbaren Melodie die Schiffer im kleinen Nachen anlockt, um sie zu verderben.

Mit hochwogendem Busen hatte sie den Brief ihres Vaters geöffnet und warf sich dann in's Bett, um denselben zu lesen.

Es gehörte damals zu den Gewohnheiten der Modedamen, im Bette Romane zu lesen, von jener bald ritterlich überspannten, bald hypersentimentalen Mache, wie sie La Motte Fouqué, Spieß, Kramer, Lafontaine damals schrieben.

Freilich war die Lecture der schönen Henriette ganz andrer Art.

Das Gewitter, das seit einer Stunde in den Bergen herum rumorte, war losgebrochen und senkte sich über die Stadt, Blitz flammte auf Blitz, ununterbrochen rollte und grollte der Donner, und vom Nordwest gepeitscht, schlug der prasselnde Regen an die Fenster des Zahlheimhauses, als ob er dieselben zertrümmern wollte.

Das war so das rechte Accompagnement zu der Stimmung, in welcher unsere Heldin das Schreiben ihres Vaters las, welches also lautete:

„Mein theures, armes, vielgeliebtes Kind!

„Ich weiß nicht, ob diese Blätter je in Deine Hände gelangen werden, wenn es aber geschieht und Du bist noch zu jung, um sie ganz zu verstehen, dann warte, bis Jahre, Erfahrung, vielleicht auch Unglück Dich reif gemacht haben, um den Sinn meiner Worte zu erfassen und zu würdigen, auf daß Du einsehen mögest, Dein Vater, den man wie einen gemeinen Verbrecher hingerichtet hat, sei alles Andre gewesen, nur kein Verbrecher. Was liegt mir, dem Sterbenden, an dem Urtheil der ganzen Welt, ich will nur vor den Augen meines einzigen Kindes gerechtfertigt erscheinen.

„Folge aufmerksam dem, was ich Dir hier auseinandersetzen will. Jene Männer, die mir im Tode zugeschworen, für Deine Erziehung zu sorgen, werden bis Du dieses liesest, Wort gehalten haben und Dein Geist wird im Stande sein, sich meinem Ideengange anzuschließen.

„Die Regierung des großen Kaisers Josef II. war eine Wohlthat, eine Segnung für Oesterreich gewesen, besonders seine Alleinherrschaft von 1780 bis 1790 hatte alle jene Uebelstände beseitigt, welche noch aus den Zeiten seiner wackern, aber bigotten Mutter, der seligen Kaiserin Maria Theresia zurückgeblieben waren. Für alle Gebiete des Staatslebens fand sein richtiger Blick die rechten Reformen, die rechten Männer. In der Centralisation des Staates sah er den leitenden Grundgedanken zur Rettung und Hebung Oesterreichs gegenüber den kindischen, eitlen Separationsgelüsten, halbgebildeter unreifer Nationalitäten, die jede für sich herrschen wollen.

„Das machte dem großen Kaiser viele Feinde in Ungarn und den Niederlanden. Diesen Gegnern des freisinnigen Monarchen schlossen sich die Adeligen und verkappten Jesuiten an. Der Adel fühlte recht gut, daß es mit seiner Herrschaft zu Ende, wenn seine von Jesuiten erzogenen Dummköpfe von Söhnen das Privilegium verloren, die besten Stellen in der Armee, im Beamtenthum und in der Kirche für sich in Anspruch zu nehmen, die Pfaffheit erkannte, daß es mit ihrem einstigen Einkommen, mit ihren reichen Pfründen schlecht stehe, wenn der Kaiser durch den Religionsfond eine eigene Volkskirche gründe, in welcher auch der niedere Clerus ein ehrliches Darauskommen fand, und nicht mehr der Knecht des Pfarrers, Dechants, Bischofs zu sein brauchte, darum hetzten die Oberpfaffen die Bauern gegen den großen und guten Kaiser, der nichtsdestoweniger mit seinen Reformen in gewohnter, energischer Weise vorging.

Digitized by Google

„Und so sah man ein Wunder. Die alte Verschwendung wich. Der Kaiser ging in der echten Sparsamkeit mit dem erhabendsten Beispiele voran, die Stadt Wien folgte und überall fand man Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit, Ehrgefühl, dabei aber den gedeihlichsten Fortschritt, die erfreulichste Wohlhabenheit und dennoch hatte man nie so gut gelebt. Die Schulden des Staates wurden gedeckt, die Zettelwirthschaft auf ein Minimum beschränkt.

„Die Armee, klein aber gut geleitet, imponirte bei der Aufstellung an der Grenze im sogenannten Zwetschkenrummel dem alten Preußenkönig Friedrich II. und der siegesstolze Feldherr zog den sicheren Frieden dem bedenklichen Kampfe vor. Durch die Eroberung Belgrad's bewies man der Welt, was das österreichische Heer zu leisten im Stande ist, wenn kein aristokratischer Einfaltspinsel, sondern ein Mann wie Loudon an der Spitze steht.

„Die vom Kaiser gegebene Preßfreiheit machte es möglich, die lang vertuschten alten Uebelstände an's Tageslicht zu ziehen und die Mittel zur Abhilfe anzugeben.

„Die Klöster waren aufgehoben, die Jesuiten verwiesen, die Abfuhr der Palliengelder nach Rom eingestellt und mit Staunen sah Deutschland, um dessen Gunst Preußen fortwährend rang, daß Oesterreich der freieste und deshalb glücklichste Staat von ganz Europa sei.

„Allerdings schaarte sich um den Kaiser eine Schaar der besten Männer, die je in Oesterreich existirt hatten, Bürger und Gelehrte, Officiere und Beamte, ja selbst Geistliche genug, — auch Dein Vater gehörte zu diesen, man nannte uns die Legio fulminatrix Josephina, die Josefinische Blitzlegion, weil wir den kraftlosen Blitzen des Vatikans die Blitze der Aufklärung entgegenschleuderten. Die Freimaurer bildeten den Kern dieser Legion und Josef II., welcher unter dem Namen „das Licht im Osten" das echte Maurerthum auf Kosten der Illuminaten und Rosenkreuzer beförderte, war uns ein edler Beschützer.

„Doch Josef starb. Der Gram über den Undank Derer, die er glücklich machen gewollt, der Ingrimm über die Dummheit und den Aberglauben, der seinen Reformen entgegentrat, brach ihm sein großes Herz. An seinem Sarge trauerte die Freiheit Oesterreichs.

„Leopold II., sein Bruder, aus Toscana berufen, war ein Epikuräer, ein Sybarit; um nur gut zu leben, schloß er Frieden mit den Nationalitäten, und führte gegen die Freiheitsmänner die Reaction ein, die mit der Knebelung der Presse und der Entwicklung der geheimen Polizei begann.

„Unter seinem Sohn Franz II. erreichte die Reaction ihren Höhenpunkt, begann die Verfolgung der anders Denkenden; man nannte die Freimaurer, über deren Tendenzen und Rituell man dem Volke die albernsten Dinge erzählte, die Männer der geheimen Umsturzpartei, man erklärte die Legio Josephina für eine Feindin des Vaterlandes, man entblödete sich nicht, die edelsten Männer Oesterreichs, die sich selbst Josefiner nannten, als Jakobiner zu bezeichnen und ihren Untergang zu beschließen.

„Daß ich der Hauptagent, der thätigste Factor dieses Bundes war, will ich nicht leugnen. Allein bei Deinem geliebten Haupte, mein Kind, schwöre ich's Dir, daß bei den Plänen, die wir zur Befreiung Oesterreichs vom Sklavenjoche der Pfaffen und der Polizei machten, niemals an die Republikanisirung unseres Vaterlandes gedacht wurde, sowie es uns nie einfiel, ein Attentat auf die kaiserliche Familie zu machen, oder dieselöe vom Throne stürzen zu wollen; freilich sagte man dergleichen dem jungen Kaiser, welcher, durch die Schreckensscenen in Paris eingeschüchtert, gleiche in Wien zu fürchten begann, der erbittertste Gegner der Revolution wurde und unbedingt Alles gut hieß, was zur Verfolgung Jener nöthig war, welche seines großen Onkels beste Rathgeber gewesen und die treuesten Freunde des Vaterlandes waren.

„Und nun habe wohl Acht, mein theures Kind, was ich Dir sage. In jener Zeit wohnte ich in der Vorstadt Josefstadt, in der Langen Gasse im Hause „zum Vergißmeinnicht", dessen kleiner Garten rückwärts an den großen Park des ehemaligen Trautson'schen, jetzt Auersperg'schen Pa-

Digitized by Google

lais stieß. Ich hatte das Haus sammt dem Garten gemiethet und mein Hausherr, ein Pfaidler, der mit seinem Weibe in einem kleinen Gassengewölbe hauste, betrat nie unsere Wohnung, noch weniger aber den Garten, den eine Holzplanke vom Hause absperrte.

„In diesem Garten nun habe ich mein Vermächtniß für Dich hinterlegt. Eine trübe Ahnung sagte mir, daß es mit der alten Josefinischen Legion zu Ende gehe und wollte mein Kind nicht in Noth zurücklassen.

„Jetzt aber verzeihe, daß ich Dir ein Geheimniß enthüllen muß, welches das Andenken Deiner Muttee, meiner Gattin, befleckt.

„Zu jener Zeit kam, von der großen Loge in London entsendet, ein Gast zu uns, ein schottischer Adeliger, Lord Gregor Cavernon, den wir gastlich aufnahmen und Alles aufboten, um ihm, der mit seiner Cassa sehr deroutirt war, zu helfen und das Leben in Wien so angenehm als möglich zu machen. Ich nahm ihn als Gast in mein Haus.

„Er mißbrauchte die Gastfreundschaft, die ich ihm gewährte, in der schmachvollsten Weise.

„Deine Mutter war eine sehr schöne, aber ebenso leichtsinnige als sinnliche Frau. Allerdings trifft mich die Schuld, daß ich, in Anspruch genommen von den Arbeiten der Loge und von unseren politischen Plänen, der eitlen Frau nicht jene Aufmerksamkeit erwies, die sie beanspruchte. Der rothhaarige Schotte, ein bildschöner Mann, machte in meiner Abwesenheit Deiner Mutter den Hof, brachte sie so weit, daß sie mit Leib und Seele ihm zu eigen war, sie gab ihm den Schlüssel zu meinem Secretär, in dem sich meine geheimen Briefschaften und die Pläne zu dem projektirten Aufstand befanden. Lord Cavernon bemächtigte sich derselben, lieferte sie an Thugut aus, erhielt den bedungenen Preis und flüchtete sich in derselben Nacht von Wien, Deine Mutter mit sich entführend, die alle ihre Schmucksachen und Pretiosen mitnahm, mir nichts hinterlassend, als Dich, ein hilfloses Kind von 3 Jahren, und ein Medaillon, ihr Bild darstellend, gemalt vom Hofmaler Mocrette".

Die schöne Henriette hielt hier im Lesen inne; sie neigte das Haupt über den Brief und weinte bitterlich.

„Armer, armer Vater!" rief sie wiederholt, „Derselbe Mann, der Dich um Deine Ehre und mich um meine Mutter gebracht hat, hat Dir auch das Leben geraubt. Und ich sollte mich besinnen, Dich und mich an dem grauen Schurken zu rächen? Keinen Augenblick! Sein Sohn, der seinen Namen führt, verderbe! Lesen wir weiter!"

Sie trocknete die Thränen in den schönen Augen und fuhr fort das verhängnißvolle Schreiben zu lesen:

„Ich machte keinen Versuch, dem flüchtigen Paare nachsetzen zu lassen," schrieb Hebenstreit weiter, „ein betrogener Gatte kann ein schlechtes Weib wohl in sein Haus, aber nicht zu ihrer Pflicht zurückführen."

„Mir war nur um Dich; der Abgang meiner Schriften aus meinem Secretär brachte mich auf die Idee, daß alles verrathen sei.

„Ich hatte kurz zuvor mit meinem Freunde Hackl einen großen Gewinn in einem sogenannten Glückstopfe gemacht, es waren 2000 Dukaten, diese gab ich in eine Blechbüchse und vergrub sie im Garten des genannten Hauses. Die Stelle darf ich hier nicht angeben, denn diese Blätter könnten in unrechte Hände fallen und man könnte Dir Dein Erbe stehlen, in Oesterreich ist Alles möglich.

„Ich bin auf folgendes Mittel verfallen, um das Geheimniß für Dich zu retten.

„Gegenüber von unserem Hause wohnte ein Emigrant, der unter Verleugnung seines adeligen Titels. unter dem Namen Alphonse Desgouttes sich und seine Familie als Handschuhmacher ehrlich ernährte; er war ein braver Mann und trotz seines bürgerlichen Gewerbes ein Cavalier vom einsten Blute. Ein Kinderfreund sonder gleichen liebte er auch Dich, meine süße Henriette, und war entzückt, als ich seinen drei Buben, Alphonse, Leon und Theodor erlaubte, mit Dir in unserem Garten zu spielen. Er wiegte Dich oft auf seinen Knien und sang Dir ein Liedchen, das mit den Worten begann:

Digitized by Google

„Mon père est oiseau, ma mère est oiselle,“*) welches Du mit glockenreiner Stimme und den Text richtig aussprechend nachsangst, was Herrn Desgouttes ein ganz absonderliches Vergnügen machte.

„Ihm vertraute ich das Medaillon an, mit der Bitte, es aufzuheben, bis Du groß und gescheidt genug wärest, es in Empfang zu nehmen. Als Erkennungszeichen sollte jenes Lied dienen; der Franzose versprach, daß seine Buben ebenfalls das Lied lernen und merken sollten, um, wenn er nicht mehr am Leben wäre und Du kommen würdest, das Medaillon zu fordern, sie an diesem Liede erkennen sollten, daß Du die Person bist, welche das Recht auf jenes Kleinod hat.

„Es ist mir nicht darum zu thun, daß Du einst die Züge Deiner Mutter, der Verrätherin, kennen lernst, sondern das Medaillon besitzt rückwärts einen geheimen Verschluß. In diesem habe ich auf feinem Papier einen Plan unseres Gartens in der Langen Gasse gezeichnet und die Stelle genau angegeben, wo die Blechbüchse mit den 2000 Dukaten vergraben ist. An der Hand des Planes wirst Du die Stelle finden und Dein recht mäßiges Erbe erheben.

„Mögest Du das Lied nicht vergessen haben.

„Meine Vorsicht war nicht unbegründet. Am nächsten Tage schon wurde unsre Versammlung gesprengt und wir alle verhaftet.

„Die Geschichte meiner Leiden im Kerker will ich Dir nicht erzählen, um Dein armes Herz nicht noch mehr zu betrüben. Ich hatte mich auf zwanzigjährigen, auf lebenswirigen Kerker gefaßt gemacht, man war so barmherzig und verurtheilte mich zum Tode, ich danke meinen Feinden dafür, wenigstens darf ich am hellen Tage, im Lichte des Himmels sterben, was dem Elend eines im Kerker lebendig Begrabenen unbedingt vorzuziehen ist.

„Morgen um 7 Uhr werde ich's überstanden haben! Gott stehe mir bei im Sterben.

„Ich verzeihe meinen Feinden, wie es Jesus Christus am Kreuze gethan.

„Ich verzeihe auch Deiner Mutter, die ich als blutarmes Mädchen sozusagen von der Straße weggeheiratet habe und die mir mit so schnödem Undank lohnte.

„Wem ich aber nicht verzeihe, das ist der Schurke und Verräther Lord Cavernon, der an seinen Brüdern von der Loge und an mir so schamlos und niederträchtig gefrevelt. Er sei verflucht für Zeit und Ewigkeit und wenn Du einst in die Lage kommst, mich an ihm zu rächen, so thue es — meinen Segen gebe ich Dir dazu.

„Ich muß schließen. Noch einmal küße ich im Geiste Dein liebes, kleines, blondes Lockenköpfchen! O mein Kind! Was wird aus Dir werden!

„Leb wohl! Leb wohl! Leb wohl! Bete für mich!

„Dein zum Tode bereiter Vater.“

Die letzten Worte waren kaum zu lesen. Wohl waren die Thränen des unglücklichen Mannes darauf gefallen und mit den verwitterten Spuren damaligen Schmerzes mischten sich die frischen heißen Zähren des Wehes, welches die schöne Henriette in diesem Augenblicke empfand. Nicht ein Wort sprach sie, aber laut schluchzend barg sie das reizende Antlitz in dem Kissen, sie hörte das Rollen des Donners, sie sah das Leuchten der Blitze nicht mehr, — in ihrem Kopfe wirbelte die ganze wirre Masse der damaligen Ereignisse durcheinander — sie sah ihre Mutter auf der Flucht mit dem Schotten, ihren Vater auf dem Blutgerüste, sich selber der Pflege eines schlechten Weibes übergeben, das sie statt auf den Pfad der Tugend auf die Bahn des Lasters führte, sie sah endlich den Bruder Gideon, der im Namen der unbekannten Herren ihr zurief: „Räche Deinen Vater!“ und immer wieder toller jagte das Chaos unwahrscheinlicher Bilder an ihr vorüber, bis sie einschlummerte, im Traume setzte sich das Getreibe fort und die Melodie, nach welcher die wilde Jagd der Träume an ihr vorüberzog, war die des alten französischen Liedchens:

Mon père est oiseau, mon mère est oiselle!

*) Mein Vater ist ein Vogel, meine Mutter ein Vogelweibchen.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Drei Kaiser in der Mehlgrube.

Der Wiener Congreß, dessen Beginn für Ende Juli 1814 angesagt worden, war in Folge der Verzögerung der Vorarbeiten erst am 1. November eröffnet worden.

Auch jetzt ging man noch nicht an die eigentliche Arbeit, — die Herren Diplomaten, welche das mit der Feder wieder schlecht machten, was die verblutenden Helden der Nation mit ihrem siegreichen Schwerte gut gemacht, mußten einander erst auf die Zähne fühlen, bevor sie an ihre Hauptaufgabe, den Länderschacher und die neue Eintheilung der Karte von Europa gingen. Jeder suchte für seinen Herrn so viel Land als möglich herauszuschlagen; an die Völker dachte man natürlich gar nicht, sie hatten ihr Gut und Blut hergeben müssen, und freudig hergegeben, um der Weltherrschaft des Corsen und seiner Franzosen ein Ende zu machen, dafür escamotirte man ihnen jetzt das Bischen Freiheit weg, das man ihnen zu Anfang des sogenannten Freiheitskrieges feierlich versprochen hatte.

Wien hatte noch nie eine so illustre Gesellschaft in seinen alten Mauern gesehen. Kaiser Franz I. von Oesterrrich machte in imponirender Weise die Honneurs und die Festlichkeiten und Bälle, Paraden und Pirutschaden, Galavorstellungen im Theater, Opern, Concerte, Hoftafeln und Gastereihen aller Art nahmen kein Ende. Die Phäaken von Wien schwammen in Entzücken und Geld, die Drangsale der letzten zwanzig Jahre waren so gut wie vergessen, — das goldene Zeitalter war, so verkündeten es servile Schmeichler, angebrochen und käufliche Federn schilderten in allen Blättern Europa's mit begeistertem Schwunge den Glanz und den Luxus der Festivitäten auf dem Congresse zu Wien.

Kaiser Alexander I. von Rußland der von den Wienern am liebsten gesehene Gast hatte Nesselrode und Rosumovsky mit gebracht, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt begleitet. England hatte den zweideutigen Castlereagh und den ehrlichen aber reactionären Wellington gesendet, für Frankreich stand die Windfahne Talleyrand ein und kämpfte jetzt für die wieder eingesetzten Bourbons mit Hilfe einiger Getreuen, des Herrn La Besnadière, des Herzogs von Dalberg, eines deutschen Renegaten, der nicht eine deutsche Tugend, aber alle französischen Untugengen besaß im Gegensatze zu dem frommen Alexis Noailles, dessen salbungstriefende Beredsamkeit man zur Bearbeitung der frommen Damen und des russischen Kaisers benützte, dessen Vorliebe für den Mysticismus und für Frau von Krüdener man nur zu gut kannte. Die Seele des Congresses — wenigstens sagte man so — war der alte belgische Prince de Ligne, sprühend von Geist und Witz, dessen Talent im Arrangement von Festvorstellungen aller Art die guten Wiener eben so bewunderten, wie seine unverwüstliche Gabe, bei jeder Gelegenheit einen guten Einfall, einen Witz, ein „mot" loszulassen, welches dann sofort die Runde durch ganz Wien machte, wo man damals ein besseres Französisch als Deutsch sprach; man kann sagen, daß die Bonmotmacherei damals in der Residenz an der Donau in vollster Blüthe stand.

Allein hinter der scheinbaren Herzlichkeit der großen Alliirten, hinter den glänzenedn Festen barg sich Mißgunst und Kabale. Rußland wollte ganz Polen für sich haben, Preußen seinen schmalen Leib durch das ganze Königreich Sachsen vergrößern, Metternich und der reactionäre Gesandte von Hannover, Graf Münster, arbeiteten diesem Plane entgegen, theils aus Neid über die großartigen Erfolge, welche Preußen in den letzten Kriegen errungen hatte, noch mehr aber weil die deutschen Patrioten in Prenßen die Fahne der deutschen Freiheit hoch hielten und Verfassungen verlangten, auch für Sachsen, dessen König als Franzosenfreund nicht beliebt war. Der geheime Conflict kam beinahe zum offenen Ausbruch, als Rußland das Königreich Sachsen, dessen Verwaltung es bislang geleitet hatte, am 10. November an Preußen übergab. Rußland hatte das Herzogthum Warschau besetzt und und des Kaisers Bruder Constantin zog dort eine Armee von 300.000

Digitized by Google

Mann zusammen. Preußen, des russischen Beistandes gewiß, schien in Sachsen einrücken zu wollen, — weshalb Oesterreich sofort ein bedeutendes Heer in Mähren zusammenzog, wobei es von England thatkräftig unterstützt wurde, während Frankreich mit der Forderung auftrat, das Königreich Neapel, aus welchem Murat vertrieben werden sollte, möge den neapolitanischen Bourbons zurückgegeben werden.

Verlegenheit häufte sich auf Verlegenheit, und die fünf Großmächte schienen auf dem Punkte untereinander in Krieg zu gerathen.

Freilich hatte der arme steuerzahlende Pöbel, misera plebs contribuens keine Ahnung davon und freute sich der Opern, Ballets und Bälle, wenn er auch nur die Pferde und Equipagen angaffen konnte, welche die Auserwählten an Ort und Stelle brachten.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, im beschränkten Rahmen eines Romanes die Geschichte des Wiener Congresses zu schreiben, allein wir hielten die kurze Zusammenstellung des Wissenswerthesten für nothwendig, um den Lesern bei den Wanderungen durch die Congreßstadt als Orientirungsplan zu dienen.

Es war also zu Anfang des Novembers jenes ereignißreichen Jahres 1814, als ein bildhübscher junger Mann gegen Mittag über das Glacis gegen das Kärntnerthor zuschritt. Die Witterung war dem Unternehmen günstig, denn obwohl der Wind frisch und kalt vom Gebirge wehte, lachte doch die Sonne recht warm mit der herbstlichen Freundlichkeit einer alten Jungfer.

Der junge Mann schien für die Einflüsse der Witterung überhaupt nicht empfindlich, er trug eine polnische pelzverbrämte Pelasche, die vorne offen, seine schlanke elastische Gestalt recht deutlich zeigte. Eine Zobelmütze deckte sein jugendlich frisches Haupt, aus dem die leuchtenden blauen Augen recht keck und freundlich in die Welt hinausfahrn. Obwohl er Civilkleidung trug, zeigte doch sein Gang, seine Haltung, sein ganzes Wesen, daß er dem Militär angehörte.

Er hatte seit länger als einer Stunde die Tour um die Mauern Wiens gemacht, jetzt stand er in dem Dreiecke vor dem alten Kärthnerthor (vom Jahre 1679) und dem neuen (1794), strich den kleinen blonden Schnurbart und murmelte vor sich hin:

„Nesselrode hat Recht gehabt, als er mir nach der Audienz sagte, ich möchte nur die Mauern von Wien anschauen, dieses Schauspiel sei eben so interessant, als instructiv. Da geh' ich nur seit zehn Uhr herum, betrachtete mir diese Wälle und Contrescarpen und gedenke der Zeit, wo Schweden und Türken sich an diesen Steinmaßen die Schädel einrannten, und wie meine Landsleute, die Polen, unter König Sobieski herankamen, um Wien zu befreien, mein Ahnherr, der große Eustach Satorinski war auch dabei.

Da dem jungen Alexander Satorinski schon der kleine Irrthum passirt war, daß er glaubte, die Schweden seien unmittelbar vor den Mauern von Wien gelangen, während sie doch nur an jenseitige Ufer der Donau die Wolfsschanze eingenommen hatten, so ist dem schönen Polen der zweite Fehler um so mehr zu verzeihen, als heute noch nicht nur alle Landsleute Satorinski, sondern auch viele Wiener und unter ihnen selbst manch tiefer Denker des Gemeinderaths in den Wahne befangen sind, das durch die Türken 1683 belagerte Wien sei durch die Polen befreit worden, während es doch der Herzog von Lothringen war, welcher die Schlacht gewann und die Stadt entsetzte.

König Sobieski's Verdienst wird Keiner unterschätzen, der die Verhältniße kennt. Schon der Umstand, daß er mit 26.000 Polen zum Heere des Lothringers stieß, das 60.000 Mann zählte, stärkte das Vertrauen und die Sieges-Zuversicht des Christenheeres. Die Entsatzschlacht begann am Morgen um 8 Uhr und der linke Flügel, nur aus Kaiserlichen bestehend, hatte unter mörderischem Kampfe bei Nußdorf, Heiligenstadt und in der Rossau, Nachmittags um 3 Uhr bereits das Schottenthor erreicht als die Polen des rechten Flügels, die sich im Walde verriten halten, aus den Schluchten von Dornbach hervorbrachen. Die Türken empfingen sie von der Türkenschanze aus mit wilder Wuth, ein Ulahnen-Regiment wendete um und das polnische Hilfs-Corps schien verloren, als kaiserliche und curbrandenburgische Reiter,

Digitized by Google

vom Herzog von Lothringen entsendet, den Polen zu Hilfe kamen und sie mit wuchtigen deutschen Hieben von ihren türkischen Drängern befreiten.

Das war so ziemlich der Hauptantheil der Polen an der Schlacht der Entscheidung, dagegen leisteten nach derselben die polnischen Lanzenreiter bei der Verfolgung des Feindes ganz außerordentliche Dienste, bei welcher Gelegenheit ihnen auch der größte und werthvollste Theil der Beute zufiel. König Johann Sobieski aber war ein gar frommer Mann, so daß er in eigener Person in der Augustinerkirche das Te Deum anstimmte, welches zu Ehren Gottes nach dem Siege abgehalten wurde. Der Papst und die Jesuiten beeilten sich die Verdienste des frommen Königs zu belohnen und in der ganzen Welt auszuposaunen und seine Leistungen beim Siege und beim Entsatz von Wien wurden eben so überschätzt, als man die wackere Haltung der deutschen Reichsfürsten und ihrer Contingenten nur so nebenher behandelte, besonders deshalb, weil die Sachsen, Braudenburger u. s. w. — Protestanten waren. Soweit ging diese Geschichtsfälschung, daß die norddeutschen Fürsten in eigenen Schriften gegen die Verunglimpfung ihrer tapfern Soldaten protestiren und aktenmäßig constatiren ließen, was sie zum großen Septembersiege beigetragen hatten.*)

All das ist wohl dem Publikum seit Hormayer oft genug gesagt worden, allein die Ignoranz in geschichtlichen Dingen ist bei uns fast eben so groß, als die Arroganz jener Nichtswisser (Knownothings) die den Mangel an historischer Bildung durch die Frechheit und Unverschämtheit ersetzen, mit der sie gedankenlose Phrasen nachplappernd, den Gebildeten entgegentreten, und dieser Krebsschaden frißt bis in die parlamenterischen Körperschaften.

Nach dieser Abschweifung, der längsten, die in unserem Buche vorkommen soll, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Der junge Pole Alexander von Satorinski wanderte, voll Entzücken über die vermeintliche Befreiung Wiens durch seine Landsleute über die Brücke des alten Kärnthnerthores auf die Stadt zu.

*) Kabdebo, Bibliografie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wien's 1529 und 1683.

Die Brücke hatte eine gepflasterte Fahrbahn und von dieser durch einen Holz schranken getrennt einen Gehsteig, der aber so schmal war, daß wenn zwei Personen nebeneinander gingen, der Weg für einen Entgegenkommenden abgesperrt war.

Wer heute auf dem breiten Trottoir neben den Arkaden der Oper gegen die Kärnthnerstraße zugeht, denkt wohl nicht mehr daran, daß dieser Zustand bis zum Jahre 1860 bestand.

Viele Leute zogen es vor, auf der Fahrbahn gehend, das finstre, alte in einer starken Krümmung gebaute Festungsthor zu erreichen.

So thaten es auch in diesem Augenblicke zwei elegante Herren.

Der eine von ihnen, welcher links ging, war eher groß als klein und hatte einen merkbaren Ansatz zur Wohlbeleibheit, der Andere, welcher obwohl jünger, dennoch die rechte, die Ehrenseite einnahm, zeichnete sich durch seine hohe, schlanke, elegante Figur aus.

Die beiden Herren waren nach der Mode, aber höchst distinguirt gekleidet und trugen lange Oberröcke, nebst schwarzen Cylindern, welch damals anfingen, die Zwei- und Dreispitze allgemein zu verdrängen und die Kopfbedeckung der eleganten Welt zu werden.

Die beiden Herren gingen, wie bereits gesagt, auf der Fahrbahn der „alten Kärntnerthor-Brücke" gegen die Stadt zu, im eifrigen Gespräche und so langsam, daß der junge Pole, der mit dem elastischen Schritte der Jugend auftrat, bald knapp hinter ihnen war.

So erbittert war die Debatte der beiden Herren, daß sie gar nicht hörten, was neben und hinter ihnen vorging.

Von der alten steinernen Brücke, — der heutigen Elisabethbrücke, — jagt ein sogenanntes „Wäscher-Zeugl" gegen die Stadt zu, d. h. ein leichter, offner Wagen, auf welchem die Wäscherleute vom Magdalena-Grunde, im Volksmunde auch Ratzenstadtl oder Laderdörfl genannt, die Wäsche ihren Kunden in der Stadt zuführen.

Der junge Bursche welcher kutschirt, eine echte Wiener Figur von keckem, übermüthigem Aussehen, hat wahrscheinlich einige Seitel zu viel getrunken und peitscht auf das junge feurige Pferd wie toll los.

Digitized by Google

Das Thier wird endlich wild, greift aus und jagt wie närrisch auf das Kärntnerthor zu.

Der Kutscher, der mit Mühe die Zügel in den Händen erhält, ist nicht mehr im Stande, das Thier in eine andere Gangart zu bringen, er hat genug zu thun, um sich selbst auf dem Kutschbocke zu erhalten.

Das schnaubende Pferd erreicht die Fahrbahn der Brücke.

Satorinski sieht, wie die beiden Herren in Gefahr sind, von dem Wäscherzeugl überfahren zu werden.

Er springt herzu, faßt den rechts gehenden hohen schlanken Mann am Arme und reißt ihn aus der gefährlichen Bahn.

In der nächsten Sekunde braust das Pferd mit dem Wagen vorüber.

Der am Arme gefaßte Herr wendet sich überrascht gegen den jungen Polen und spricht:

„Mein Herr, Sie erlaubten sich —"

„Ich erlaubte mir", fällt ihm der junge Pole verbindlich in's Wort, „Sie vor einer Gefahr zu bewahren, die Sie gar nicht ahnten, — das Pferd, das an Ihnen soeben vorüberflog, mein Herr, hätte Sie zu Boden geworfen, wenn ich mir nicht die Freiheit genommen hätte, Sie zur Seite zu ziehen. Wenn ich es etwas unsanft that, so bitte ich vielmals um Entschuldigung, in solchen Momenten ist man eben nicht im Stande, sich an die Gesetze der guten Lebensart zu halten."

Ueberrascht blicken die beiden Herren auf den Sprecher.

Es ist das Privilegium der Jugend, daß sie durch Anmuth, Liebenswürdigkeit und Schönheit alle Herzen gewinnt. Auch die beiden Spaziergänger fühlten sich sofort zu Gunsten des Polen eingenommen.

Der jüngere, dessen Antlitz eben so schön als edel und milde war, sagte in fast entschuldigendem Tone:

„In der That, mein Herr, ich bin Ihnen zu wärmstem Danke verpflichtet —"

„Zu allerwärmstem Danke", mischte sich der ältere Herr in's Gespräch, mit lebhafter Bewegung und im prononcirten norddeutschen Dialecte, „Sie wissen gar nicht, mein Herr, wie viel Sie alle Jene zu Dank verpflichtet haben, welche —"

Der schlanke hohe Mann warf dem Sprechenden einen vielsagenden Blick zu, worauf dieser mit einem leichten, verbindlichen Kopfnicken schwieg.

Der vornehme Herr aber sprach im Tone eines Protektors:

„Ich möchte Ihnen meinen Dank eben noch besser als mit Worten ausdrücken. Sagen Sie mir, mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit gar nichts", erwiderte vorlaut der junge Pole, dem der bevormundende Ton des Fremden mißfiel, „ich bin jung und gesund, reich und unabhängig, brauche also gar nichts."

Der Norddeutsche schien etwas pikirt, allein der andere Herr gab ihm lächelnd einen Wink und erwiderte dem Herrn von Satorinski:

„Es thut mir leid. Ich hätte mich Ihnen gern gefällig erwiesen —"

„Nun, da fällt mir ein, mein Herr, Sie könnten mir doch einen Gefallen thun."

„Welchen? Sprechen Sie."

„Ich bin erst gestern Abend in Wien angekommen und hier vollkommen fremd. Heute in der Früh besorgte ich einige Geschäfte, dann aber machte ich mich daran, die Festung Wien von Außen zu besehen und ihre Wälle, Gräben, Contrescarpen und Glacis zu bewundern. Diese Arbeit, die volle zwei Stunden dauerte, hat mir einen Appetit gemacht, wie ihn nur die polnischen Wölfe haben, wenn Sie in unsere Schafställe einbrechen."

„Sie sind ein Pole?" fragte der hohe stattliche Herr.

„Zu dienen, mein Herr, Alexander von Satorinski", erwiderte der Gefragte mit einer eleganten Verbeugung, „ein Neffe der Fürstin Lubomirska."

„Schön! Und in welcher Beziehung steht das zu ihrem Appetite?" fuhr der Fremde fort, über welche Frage der andere Herr laut auflachte.

„O mehr als Sie glauben", rief der Pole lustig, „ich möchte gern gut speisen, sehr gut speisen, nnd es soll in Wien diverse Gasthäuser geben, wo man außerordentlich fein frühstückt. Nun bin ich aber, wie gesagt, fremd hier, man hat mir

Digitized by Google

den „römiſchen Kaiſer“ empfohlen, aber Gott weiß, wo der iſt.“

„Wirklich weit von hier“, meinte der Norddeutſche.

„Nun alſo ſehen Sie, meine Herren, Sie könnten mir daher, da Sie gewiß in Wien bekannt ſind, vielleicht ein Gaſthaus in der Nähe angeben, wo man gut und — theuer ſpeiſt; denn das Geld iſt bei mir nur Nebenſache.“

„Um ſo beſſer!“ rief der norddeutſche Herr und er und ſein Begleiter lachten ausgelaſſen.

Einem Andern als dem luſtigen Polen hätte dieſe überheitere Stimmung auffallen müſſen, allein Alexander von Sartorinski war ſelbſt auf's Luſtigſte aufgelegt und der Menſch behandelt die Außenwelt ſo gerne nach der Stimmung ſeines Innern; der lachenden Jugend lacht die ganze Welt zu, mit dem grämlichen Greiſe klagt und weint ſie.

Zudem erfreute ſich der junge kräftige Mann wirklich eines ſolchen Appetites, wie er ihn den polniſchen Wölfen zugeſchrieben hatte.

„Sie haben leicht lachen, meine Herren“, ſagte er luſtig, „Sie haben wohl ſchon gefrühſtückt.“

„Wer ſagt Ihnen das?“ erwiderte der Norddeutſche.

„Ein Glas Kontuſchuſka um 7 Uhr Morgens war Alles“, ſetzte der Andere hinzu.

„Ich ſehne mich nach einer Cotelette mit Schmorkartoffeln.“

„Ich nicht minder, wenn ich auch ein anderes Gemüſe vorziehe.“

„Um ſo beſſer!“ rief der junge Pole ganz entzückt, „da können wir ja zuſammen frühſtücken.“

Die beiden Herren ſchienen über dieſen Vorſchlag ganz verdutzt.

Der größere ſah den kleineren mit einem ausdrucksvollen Blicke an.

„Warum nicht?“ ſagte er, „Sie haben mir heute einen ſo großen Dienſt erwieſen —“

„Daß Sie vielleicht glauben könnten“, fiel ihm der Pole in's Wort, „ich will mich für dieſen Dienſt belohnt machen, indem ich mir von Ihnen ein Dejeneur zahlen laſſe. Nein, nein, ſo groß das Vergnügen iſt, in ihrer Geſellſchaft zu frühſtücken, ſo kann ich dieſe Ehre doch nur unter der Bedingung annehmen, daß Sie *meine* Gäſte ſind, mir erlauben, die Zeche zu bezahlen.“

Neuerdings ſahen ſich die beiden Herren an und brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Lachen Sie nur“, fuhr der luſtige Pole fort, „Sie ſind vielleicht reiche Großhändler, Armee-Lieferanten, Kaufleute oder dergleichen und finden es vielleicht ſonderbar, ſich von einem Seconde-Kapitän der ruſſiſchen Armee bewirthen zu laſſen, aber ich kann Sie verſichern, ich bin auch kein armer Teufel, wir Polen ſind dankbar und gaſtfrei, und Sie können ohne Scheu meine Einladung annehmen.“

„Gut, nehmen wir es an“, ſprach der größere Herr.

„Na nu, wenn's Ihnen recht, Herr Bruder“, meinte der Andere, „dann kann's mir auch recht ſein.“

„Alſo angenommen, meine Herren?“ fragte der Pole erfreut.

„Angenommen!“ erwiderten Beide luſtig.

„Es fragt ſich nur noch, wo wir *hingehen*?“ ſprach der Pole.

„Ich ſchlage *die* Mehlgrube vor“, erwidert der Norddeutſche.

„Fi donc! Mehlgrube!“ meinte Satorinski „wie kann man ein Frühſtücklokal für elegante Leute — „Mehlgrube“ nennen?“

Der junge Sarmate hatte nicht ganz Unrecht, — die Wiener ſetzten von jeher ihre Force darein, ihren Lieblingslokalen ganz abſonderliche Namen zu geben. Die „Mehlgrube“ hatte noch eine gewiſſe Berechtigung, da in den Souterrains dieſes palaſtähnlichen Gebäudes von Alters her die Mehlvorräthe der gemeinen Stadt Wien deponirt waren. Allein es gab auch Gaſtlokale „im Ofenloch“, „im Sauwinkel“, es gab Weinſtuben „zur Sandtruchen“, „zum Holzgewölb“, „zum Miſtgrübel“ ja ein beliebtes Weinhaus an der Ecke des Kohlmarktes und der Schauflergaſſe führte das unappetitliche Schild „zur Möhrung“.

Die Herren kamen aus dem Lachen nicht heraus.

„Sie ſcheinen zu glauben“, ſagte der Norddeutſche, „daß man uns in der Mehlgrube auf

Digitized by Google

Mehlsäcke oder gar mitten in's Mehl hineinsetzen werde?

„Das wohl nicht", versetzte der Pole ebenfalls lachend, „allein ich denke mir die Mehlgruben-Gesellschaft ein wenig gemischt".

„Herr von Satorinski hat Recht", meinte der andere Herr, „es kommt jetzt Grethi und Plethi dahin, Generale, Banquiers, Künstler, Diplomaten" —

Der Pole machte große Augen. Wer war der Herr, der eine solche Gesellschaft als Grethi und Plethi bezeichnen durfte.

„Da gibt es nun ein fortwehrendes Gaffen und Grüßen", fuhr der Redner fort, „das ist mir aber höchst zuwider und ich ziehe ein Lokal vor, wo man ein Zimmerchen für sich haben und ungestört plaudern und vergnügt sein kann".

„Sehr gut! das ist auch meine Ansicht!" rief der Pole.

„Aber wo finden wir ein solches?" fragte der Norddeutsche.

„Gar nicht weit von hier, — Adjutant Graf Dolgoruki erzählte mir neulich, er habe solche Zimmerchen im Hotel „zum wilden Mann" entdeckt."

„Also zum wilden Mann!" kommandirt der Herr aus Norden.

„Der Herr Graf Dolgoruki ist wohl Adjutant Seiner Majestät des Kaisers von Rußland?" fragte der Pole.

„Ja wohl," erwiderte der stattliche Herr, „doch hier sind wir vor den Pforten des wilden Mannes, lassen Sie uns eintreten."

Die Herren hatten nämlich während des Plauderns ihren Weg langsam fortgesetzt und standen jetzt vor dem „wilden Mann." (L'homme sauvage), welcher jedenfalls zu den ältesten Gasthöfen Wiens gehört, so zwar, daß seine Besitzer dessen Existenz — wohl ohne historische Begründung — bis in's 15. Jahrhundert zurück datiren. Doch kommt der jetzige Name erst nach 1552 vor, in welchem Jahre Kaiser Maximilian II. aus Spanien als Kronprinz zurückkehrend, nicht nur den ersten Elefanten nach Wien brachte, sondern auch verschiedene Wilde (Indianer) aus Amerika, die den neugierigen Wienern ein unerschöpfliches Bild für ihre Schaulust boten, so daß spekulative Wirthe sofort auf die gute Idee geriethen, ihre Häuser „zum wilden Mann" oder „zum Elefanten" zu nennen. Auch in Graz erhielt die Herberge, wo das Wunderthier auf seiner Reise von Triest nach Wien übernachtete, den noch jetzt bestehenden Namen „zum Elefanten."

„Der wilde Mann" besaß zur Congreßzeit ebenerdig eine Anzahl kleinerer Speisezimmer, welche, ohne gerade chambres séparées im modernen Sinne zu sein, dennoch kleineren Gesellschaften Gelegenheit gaben, für sich allein und ungestört von den neugierigen Blicken zudringlicher Fremder zu diniren oder zu soupiren.

In das erste Zimmer rechts im Hofe traten die drei Herren und fanden einen gedeckten Tisch mit allen Vorbereitungen zu einem splendiden Dejeuner.

„Nun, da hätten wir ja gleich, was wir brauchen," meinte Alexander Satorinski, „ist's gefällig Platz zu nehmen, meine Herren?"

„Bitte tausendmal um Entschuldigung," stammelte der Garçon, „wenn ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen kann, aber der Tisch ist besteckt."

„Ach pah!"

„Gewiß! für einen noblen Herrn."

„Wir sind auch keine Schuster!"

Diese Bemerkung des heißblütigen Sarmaten entlockte den beiden Herren ein neues schallendes Gelächter.

Der Kellner blieb vollkommen ernsthaft.

„Ich bitte, Ew. Gnaden," sagte er, „es ist ein englischer Herr, Lord Cavernon, der hier mit einer Dame frühstücken will."

„Zum Teufel mit seiner Lordschaft," rief der Pole, der wie alle seine Landsleute ein wenig Krakehler war.

Der hohe stattliche Herr legte die Hand auf seine Achsel.

„Was fällt Ihnen ein, Herr von Satorinski?" sagte er, „wir sind Ihnen als Ihre Gäste hierher gefolgt, keineswegs aber als Sekundanten eines Duells, das offenbar daraus entstehen würde, wenn Sie einen Herrn als Begleiter einer Dame hindern wollten, den von ihm bestellten Tisch zu benützen."

Digitized by Google

Der Pole fährt sich über's Gesicht.

„Sie haben Recht," sagte er, „ich bin ein unglückseliger Hitzkopf. Aber wir brauchen doch ein Zimmer zu unserem Dejeuner."

„Bitte sehr", ereiferte sich der Garçon, „das Zimmer hier nebenan ist weit größer, schöner und bequemer. Gedeckt ist in zwei Minuten."

„Nun, so nehmem wir dieses", sprach der stattliche Herr in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

„Wie Sie befehlen", erwiderte der dirigirende Kellner.

Hinausstürzend öffnete er die Thüre des anstoßenden Zimmers, das sich wirklich viel hübscher präsentirte, als das vom Lord genommene.

Geschäftige Jungen eilten herbei, legten auf den Tisch blendend weißes Linnen auf, stellten die Porzellanteller zurecht, die blanken Gläser für die verschiedenen Weinsorten, Pfeffer und Salz in spiegelnden Büchsen, endlich die beiden Caraffinen mit Essig und Oehl. All dieser Luxus, der heute in jedem anständigen Bier- und Weinhause zu haben, war damals nur in Restaurants und Hotel ersten Ranges zu finden, zu welchen der wilde Mann damals gehörte. Der Unterschied zwischen einst und jetzt bestand darin, daß damals auch im bescheidenen Bier- und Weinhause der Handwerksbursche, der ein „saures Beuschl" verzehrte, dies mit einen Silberlöffel that, während heute die vornehmen Gäste eines Grand Hotel oder Hotel Imperiale sich mit Chinasilber, Britannia-Metall oder Alpacca begnügen müssen.

Doch wir wollen nicht reflectiren und lamentiren, sondern erzählen.

In einem Momente, wo der junge Pole zur Seite trat, um ein paar Worte mit dem Garçon zu reden, sprach der größere von den beiden Herren leise zu dem andern:

„Nun Herr Bruder, was sagen Sie zu dieser ganzen Affaire?"

„Ich muß gestehen, es macht mir Spaß", antwortete lächelnd der hohe Herr.

„Und wollen wir uns schließlich zu erkennen geben?"

„Ich denke ja. Es wird die Pointe des Spaßes sein, wenn unser so zuversichtlich auftretender Pole auf einmal erfahren wird, mit wem er zu thun hat."

„Ach ja, — ich freue mich wie ein Kind darauf."

Inzwischen hatte Alexander Satorinski mit dem Garçon rasch und leise folgendes Zwiegespräch geführt:

„Kennen Sie die beiden Herren, die mit mir gekommen?"

„Nein, Sie waren noch nie in unserem Hotel."

„Wofür halten Sie dieselben?"

„Für sehr noble Leute, das sieht man ihnen an."

„Das meine ich auch. Bestellen Sie ein Dejeuner zu 3 Couverts, das Couvert zu einem Dukaten, die exquisitesten Weine, zum Schlusse Champagner."

„Sehr wohl, Ew. Gnaden."

Der Kellner drückte sich, der Pole trat wieder zu seinen Gästen und von diesen rief der norddeutsche Herr lustig:

„Nun, Herr von Satorinski, was ist's mit Ihrem Hunger?"

„Aerger als je!" versichert dieser in gleichlustigem Tone, „der Garçon hat mir schwören müssen, daß in einer Minute die Vorstellung beginnt."

„Zu Tisch also! meine Herren."

Die drei Gäste setzten sich und sofort wurde servirt.

Wir wollen unseren Leser hier keine Detailschilderung dieses Frühstückes geben, das mit Fug und Recht ein Dejeuner-dinatoire genannt werden konnte. Auch hoffen wir nicht in den Verdacht zu kommen, daß wir für den heutigen „wilden Mann" eine Reclame machen wollen, wenn wir versichern, daß vor 62 Jahren das Menu daselbst ausgezeichnet war. Die wunderbaren Fische unserer Gebirgswässer, Forellen und Salblinge, die weltberühmten böhmischen Fasanen, Rebhühner und Hasen spielten die Hauptrolle, dabei war an zartem Fleisch von zahmen Vierfüßlern und von Hausgeflügel kein Mangel. Früchte, Backwerke und Käse ließen nichts zu wünschen übrig.

Digitized by Google

Der junge Pole war ganz erstaunt, der Mann mußte sich Wien wie ein Bauernnest vorgestellt haben, denn er gab seiner Verwunderung unverhohlen Ausdruck. Besonders sagten ihm die Weine zu, da man nach dem einleitenden Bordeaux auf ausdrückliches Verlangen seiner Gäste österreichische Weine servirte, Kahlenberger, Nußberger und Maurer von den berühmten Jahrgängen 1782, 1797 und 1811, welche den Fremden ganz außerordentlich schmeckten.

Man verstand es damals in Wien, gut, vielleicht besser zu leben als heutzutage.

Herr von Satorinski gefiel den beiden Herren ganz außerordentlich. — die Conversation war im besten Gange und mit jenem Geiste, jenem Witze und jener Schlagfertigkeit, welche die Polen kennzeichnet, verstand es der junge Mann, seine Gäste zu unterhalten, während er selbst von der Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, mit welcher die Herren auf seine Ideen und Anschauungen eingingen, ganz entzückt war.

Natürlich kam die Sprache auch auf die Politik und die Herren sahen zu ihrem Erstaunen, daß Herr von Satorinski die Schwärmerei seiner Landsleute für Napoleon nicht theilte, sondern ungescheut aussprach, daß der französische Kaiser die Polen nur dupirt und ihre Kraft auf seinen Schlachtfeldern ausgebeutet habe, während Czar Alexander es mit dem unglücklichen Lande redlich meine und ein Congreß-Polen herstellen wolle, welches wenigstens vor der Hand die Wünsche aller guten Patrioten befriedigen werde.

Der hohe stattliche Herr lächelte, dann sprach er verbindlich:

„Das ist schön gedacht von Ihnen, Herr von Satorinski, allein Ihre Landsleute haben wacker für den Usurpator gekämpft, denken Sie an den edlen Poniatowski, der nach der Schlacht bei Leipzig in der Elster ertrank.

„Hm! wohl richtig!“ meinte der Landsmann des Genannten, „Poniatowski war ein Held, wenn er aber auf der Flucht von Leipzig nicht alle Rock- und Satteltaschen voll Gold gesteckt hätte, so wäre er wohl wie so viele Andere durch die Elster gekommen. Nicht das Unglück zog ihn hinab, sondern seine Habsucht. Requiescat in pace!“

Die Herren antworteten nicht, denn im selben Augenblicke begann der Garçon den frappirten Champagner in die Kelchgläser einzuschänken.

Auch wurde ihre Aufmerksamkeit auf das anstoßende Zimmer gelenkt, das man früher selbst hatte nehmen wollen. Man hörte von dort Gläserklirren und das helle Lachen einer Frauenstimme.

„Der Engländer scheint schon da?“ bemerkte der Herr aus Norddeutschland.

„Ja wohl“, erwiderte der Kellner geschwätzig und wichtig thuend, „und wissen Sie, meine Herren, wer die Dame ist, die er mitgebracht hat?“

„Wie sollten wir wissen?“

„Die schöne Henriette“, fuhr der Kellner fort, „die berühmte Modedame, welcher der ganze Congreß den Hof macht, weshalb sie den Spitznamen „Congreß-Schunken“ bekommen hat.

Wie man sieht, waren die Wiener schon damals in der Wahl der noms de guerre für gewisse Damen nicht besonders zart und rücksichtsvoll.

„Schunken?“ fragte der Norddeutsche verblüfft, „sagen Sie Garçon, was heißt das?“

„So nennt man bei uns den Schinken“, erwiderte der Kellner, stolz auf sein überlegenes Wissen und mit einer Faunmiene setzte er hinzu: „Der Name stammt wohl daher, weil nach der Aussage von Leuten, die es wissen müssen, die schöne Henriette trotz ihrer üppigen Büste etwas magere Beine haben soll.“

„Ach so! Nun für den Engländer paßt das“, sprach der Herr aus Norddeutschland.

Der Kellner, welcher die Gläser bis an den Rand gefüllt hatte, zog sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung zurück, zufrieden mit dem Erfolge seiner Mittheilung.

Der stattliche hohe Herr ergriff sein Glas und sprach:

„Lassen wir die schönen Frauen leben, auch wenn sie mager sind!“

„Pardon!“ fiel ihm der Pole in's Wort, indem er seine Hand auf die des Gastes legte, so daß dieser das Glas nicht zum Munde führen konnte, „so sehr ich mit Ihrem Toaste einverstan-

Digitized by Google

den bin, so muß ich mir doch erlauben, einen andern Trinkspruch früher auszubringen; als Pole, als Soldat, hebe ich mein erstes Glas nur auf den Czar: Es lebe Seine Majestät, mein allergnädigster Kaiser und Herr, der gütige Alexander I. von Rußland!"

„Er lebe!" rief der Herr aus Norddeutschland, energisch anstoßend.

Der stattliche Herr sagte nichts, aber in seinen Augen funkelte etwas wie Rührung, als er sein Glas an das der andern Herren anklingen ließ.

Der junge Pole leerte sein Glas bis zum letzten Tropfen, dann sprach er:

„Und nun, meine Herren, da Sie mir die Ehre erwiesen haben, mit mir ein Glas Wein auf das Wohl meines Czars zu trinken, werde ich vielleicht auch so glücklich sein, zu erfahren, wer Diejenigen sind, die mich einer solchen Ehre gewürdigt haben."

„Mit Vergnügen", sprach der Norddeutsche, „ich bin der König von Preußen."

Der Pole, der eben die Champagner-Bouteille erhoben hatte, um die Gläser frisch zu füllen, stellte die Flasche nieder und sah den Sprechenden verdutzt an, der ein so komisch-ernsthaftes Gesicht machte, daß Herr von Satorinski nicht anders glauben konnte, als der Herr wolle sich einen Spaß mit ihm machen.

„Schön!" sagte er, die Flasche wieder hebend und sich an den andern wendend: „Und Sie mein Herr?"

„Ich bin der Kaiser von Rußland", antwortete dieser mit größter Seelenruhe.

Der Pole setzte das Glas, das er zum Munde führen wollte, wieder nieder und sprach:

„Ah, das ist stark!"

Diese Worte und das verdutzte Gesicht des jungen Mannes machten auf die beiden Herren eine so komische Wirkung, daß sie neuerdings in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Nun läßt sich aber Niemand gern auslachen, am wenigsten ein Franzose oder Pole. Alexander Satorinski fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, andrerseits hatten sich die beiden Fremden so liebenswürdig gegen ihn benommen, daß er einsah, er würde sich noch mehr lächerlich machen, wenn er als junger Mann bei einem Diner, zu dem er die Herren geladen, jetzt am Schlusse desselben eine Gereiztheit und Empfindlichkeit entwickelte, die zu einem Streite mit den ihm an Jahren überlegenen Fremden führen konnte.

Was war also zu thun?

Er faßte rasch den gewiß vernünftigen Entschluß, auf den Spaß einzugehen, ja denselben zu überblicken.

Er verneigte sich höflich gegen den Czar aller Reußen und sagte:

„Es freut mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

Neues, fröhliches Gelächter. Der Pole fuhr pathetisch fort:

„Uebrigens hätte ich mir's denken können. Wo Seine Majestät von Preußen weilt, darf die Majestät von Rußland nicht fehlen. Doch nun, meine hohen Herren, habe ich Ihnen auch ein Geständniß abzulegen."

„Nun?"

„Auch ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben?"

„Nicht?"

„Wer denn?" so fragten die Herren wie aus einem Munde.

„Ich bin der Kaiser von Oesterreich", entgegnete der Pole mit Emphase.

Das Gelächter, welches die beiden Herren anstimmten, nahm die berühmte homerische Form an.

„Und warum soll ich nicht der Kaiser von Oesterreich sein", fragte der Neffe der Fürstin Lubomirska, „wenn sie der König von Preußen und Sie gar der Czar aller Reußen sind?"

„Das ist zwar nicht ganz logisch", versetzte der Russe sich die Lachthränen aus den Augen wischend, „doch wir wollen's gelten lassen."

Und sein Glas erhebend setze er hinzu:

„Hoch der Herr Bruder von Oesterreich!"

„Prosit unser Freund und Bundesgenosse!" rief der Preuße.

Und neuerdings klangen die Champagnergläser aneinander.

Digitized by Google

„Ich erlaube mir übrigens einen Vorschlag", sagte der fidele, weinlustige Pole, „es muß für unsern Herrn Bruder von Preußen demüthigend sein, als simpler König zwischen zwei Kaisern zu sitzen. Wir sind hier, so zu sagen, die Quintessenz des Wiener Congresses, die Crême de la crême der Großmächte; wie wäre es, Herr Bruder von Rußland, wenn wir, um ein vollständiges Gleichheitsverhältniß herzustellen, denselben zum — Kaiser von Deutschland erheben würden."

„Einverstanden!" rief Rußland lachend.

„Angenommen!" setzte Preußen in heiterster Laune hinzu.

Die Herren ahnten nicht, daß das, was der junge Pole hier als übermüthigen Spaß ausheckte, ein halbes Jahrhundert später, welterschütternder Ernst werden sollte.

„Das Drei-Kaiser-Bündniß hoch!" rief der Pole und herzlich lachend stimmten Rußland und Preußen bei.

„Damit aber auch das Volk etwas davon profitirt", fuhr Ladislaus Satorinski fort, „welches bei derlei Gelegenheiten gewöhnlich übergangen wird, will ich als Kaiser von Oesterreich diesem Wiener Garçon, der in Ermangelung eines bessern das deutsche Volk repräsentirt, einen Akt meiner Huld und Gnade zukommen lassen."

Er zog drei Dukaten aus der Tasche, legte sie auf ein Tellerchen, schob dieses dem froh bestürzten Kellner zu und rief:

„Voilà garçon, das ist für Sie!"

Der Kellner murmelte unter fabelhaften Reverenzen unverständliche Worte des Dankes.

„Oho, Majestät von Oesterreich", sagte der Preuße, „wir erlaubten Ihnen die Zeche zu zahlen, aber es wäre unter meiner neuen Würde, wenn ich mich als Kaiser von Deutschland nicht wenigstens am Trinkgeld betheiligen würde".

Und er legte drei Friedrichd'ors zu den Dukaten.

Der Kaiser von Rußland sprach kein Wort, aber er griff in die Tasche und zehn Goldrubel klirrten auf das Tellerchen.

Der Garçon schnitt Gesichter, wie sie kein Karrikaturen-Zeichner besser zu Stande brächte, machte Capriolen, wie ein angeschossenes Känguruh und stieß unartikulirte Töne aus.

„Nicht wahr, das überrascht Sie, junger Freund mit dem grauen Backenbarte", deklamirte der Pole, bei dem der Wein zu wirken begann, „merken Sie sich diesen erhabenen Moment, der nicht mehr kommen wird und wenn der wilde Mann noch tausende von Jahren bestehen sollte. Es ist das interessanteste Kapitel des ganzen Wiener Congresses unter dem prachtvollen Titel: Drei Kaiser im Wirthshaus!" *)

Und unter schallendem Gelächter und Jubel klirrten die Gläser aneinander.

4. Kapitel.

Intermezzo.

Im selben Augenblicke hörte man mit dem Stiele eines Messers oder einer Gabel heftig an die Wand klopfen und eine zornige Stimme rief:

„God dam, gentlemen, was machen Sie für a noise?" (Lärm.)

„Es ist der Engländer, der im Zimmer nebenan mit seiner Dame dinirt", entschuldigte sich der Garçon, „ich will hinüber und ihm sagen —"

„Bleiben Sie" unterbrach ihn der Pole, „wir sind schon die Leute dazu, um für uns selbst zu reden."

Und mit erhobener Stimme rief er:

„He! Sie da drüben, gentleman! Wissen Sie, daß wir hier noise machen können, wie wir wollen, und daß Sie das gar nichts angeht, Sir."

„Oho, Sir, es geht mich sehr viel an!"

„Den Teufel auch!"

„God dam your eyes!" (Gott verdamme ihre Augen.)

„Ich will Ihnen die Ihrigen ausschlagen!"

„Das wollen wir sehen, Sir, ich komme gleich hinüber. Warten Sie!"

Man hörte die Stimme der Dame, welche abzuwehren suchte, auch die beiden Herren schienen

*) So muß die richtige Aufschrift dieses 3. Kapitels lauten, das durch einen lapsus historicus unrichtig: „Drei Kaiser in der Mehlgrube" überschrieben wurde.

Der Verfasser.

Digitized by Google

mit der Wendung, welche die Sache genommen, gar nicht zufrieden.

„Was thun Sie da?“ fragte ärgerlich der Russe.

„Sie verwickeln uns in einen Krakehl“, meinte der Preuße, „der höchst unangenehm ist.“

„Dem man aber als Cavalier nicht ausweichen kann“, rief Satorinski mit der Rauflust des echten Polen, „diese englischen Bulldoggs werden zu übermüthig.“

Im nämlichen Augenblicke ward die Thüre aufgerissen und der Engländer stürmte herein.

Er war purpurroth vor Zorn und Champagner, hatte den Hut fest auf dem Kopfe und rief:

„Wer hat sich erfrecht —“

„Ich!“ antwortete der Pole, ihm entgegen springend.

Allein der Sohn Albions achtete des unmittelbaren Gegners nicht mehr, seine Blicke waren auf die beiden Herren gefallen, die sich ebenfalls vom Tische erhoben hatten und den Streit schlichten zu wollen schienen.

Des Engländers Purpurröthe wich einer leichten Bläße, er riß den Hut vom Kopfe und machte ein so tiefes Compliment, als es seine lange steife Gestalt erlaubte.

„Bitte hunderttausendmal um Verzeihung“, stammelte er.

„Es ist schon gut, lassen Sie's nur“, sprach der Russe ernst verweisend.

Verwundert sah Alexander Satorinski diese Scene an, allein seine Verwunderung verwandelte sich in Schreck, als der Engländer fortfuhr:

„Hätte ich ahnen können, daß es Ihre Majestäten von Rußland und Preußen sind, die neben mir dinirten, ich würde nicht gewagt haben —“

Er vollendete seinen Satz nicht, sondern machte wieder ein tiefes Compliment.

Der Garçon war, als er hörte, wen er vor sich habe, zusammengeknickt wie ein Taschenmesser, er suchte rückwärtsgehend, gleich einem Krebse die Thüre zu erreichen.

Der junge Pole war sehr blaß geworden, der Rausch vollständig verflogen und sein Auge suchte den Boden.

„Woher kenne ich Sie, mein Herr?“ fragte Alexander I. den Engländer.

„Ich hatte das Glück“, erwiderte dieser, „auf dem letzten großen Balle bei Metternich Allerhöchst denselben durch den englischen Botschafter vorgestellt zu werden, da ich selbst der Ambassade unseres Hofes angehöre, ich heiße Lord Cavernon und bin der Sohn des Herzogs von Argyle —“

„Ach ja, jetzt besinne ich mich“, erwiderte Alexander I., „doch wir haben Sie lang genug aufgehalten, „es ist ungalant von uns, der Dame mit der Sie frühstücken, so lange ihre Gesellschaft zu entziehen. Mylord, Gott befohlen.“

Der Sohn Albions beantwortete diese Verabschiedung mit zwei tiefen Verbeugungen und zog sich zur Thüre hinaus.

Der Garçon hatte sich schon früher gedrückt, um draußen seinen Kameraden die empfangene Goldspende zu zeigen und den Herrn des Hauses von der Ehre in Kenntniß zu setzen, die heute dem „wilden Mann“ zu Theil geworden.

Alexander Satorinski stand in ehrfurchtsvollem Schweigen bei seinen beiden Gästen, er fühlte, daß er jetzt nicht das Wort ergreifen dürfe.

„Nun, Herr Sous-Capitän“, begann endlich der Kaiser von Rußland mit jenem milden Lächeln, das ihn so schön machte, „Sie müssen uns danken, daß wir Ihnen diesen englischen Klopffechter vom Leibe schafften, der Sie gewiß zu einem Duell gebracht hätte.

„Ew. Majestät“, stammelte der Pole, „ich suche vergebens Worte, um die namenlose Bêtise zu entschuldigen, deren ich mich schuldig gemacht.“

„Und warum denn?“ fragte Alexander mit hinreißender Liebenswürdigkeit. „Was thaten Sie denn Unrechtes? Sie retteten mich vor der Gefahr, überfahren zu werden, — Sie laden uns zum Frühstück ein, das heißt doch cavalierement handeln und wir haben es ebenso cavalierement angenommen. Und wenn Sie uns nicht glaubten, daß wir die Souveräne von Rußland und Preußen sind, so haben wir uns revanchirt, indem wir an Ihren Kaiser von Oesterreich ebenfalls nicht glaubten“.

„Majestät, — ich bin ein Unsinniger“, stammelte Satorinski.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. lachte vom ganzen Herzen.

„Ach, setzen Sie sich keine Grillen in den Kopf!" rief er gutmüthig; „Sie haben doch nicht ein Wort gesprochen, das uns hätte verletzen können. Au contraire, wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet, denn wir haben uns mit Ihnen ganz köstlich amüsirt. Seitdem dieser gottverd— gottgesegnete Congreß beisammen sitzt, habe ich nicht so viel gelacht, wie heute, und es thut Einem wahrhaftig wohl, wenn man nach so viel ennui und chagrin wieder einmal recht vom Herzen lachen kann."

Wie man sieht, verschmähte es der Preußenkönig nicht, trotz des großen Franzosenhasses, der damals allenthalben herrschte, nach alter Weise französische Ausdrücke in das germanische Gespräch einzumengen.

„Ew. Majestät sind zu gütig!" stammelte der Pole.

„Mein Herr Bruder hat Recht", setzte Alexander I. von Rußland hinzu, „Sie haben uns einen köstlichen Vormittag bereitet und das Intermezzo „beim wilden Mann" wird zu meinen wenigen angenehmen Erinnerungen vom Congresse gehören."

„Majestät — diese Gnade — diese Herablassung!" —

„Machen Sie doch kein Wesen daraus", fuhr der Czar fort, „ich bin Ihnen zu lebhaftem Dank verpflichtet. Sie werden sich morgen bei uns vorstellen — nein, morgen geht's nicht, morgen veranstaltet Erzherzog Karl eine große Fuchsjagd hinter Baden, dabei darf man nicht fehlen, also kommen Sie übermorgen um 11 Uhr, mein Kammerherr wird avisirt sein, nennen Sie nur Ihren Namen, — aber kommen Sie in der Uniform eines wirklichen Kapitäns meines Garde-Regimentes."

„Wie? ich dürfte es wagen — —?"

„Nun, ich kann mir doch von einem Sous-Kapitän kein Frühstück zahlen lassen. Also auf Wiedersehen, Herr Kapitän Satorinski."

„Gott segne, Gott erhalte den Czar!" rief der Pole ungestüm und setzte, sich schnell fassend, hinzu: „wie auch seinen Verbündeten, den König von Preußen!"

Mit freundlichem Kopfnicken entfernten sich die beiden Herren, der Neffe der Fürstin Lubomirska blieb wie betäubt zurück.

Draußen im Hofe aber standen dicht geschaart die sämmtlichen dienstbaren Geister des Hotels vom Koch bis zum Abwaschmädchen, vom letzten Kellnerjungen bis zur geputzten Aufschreiberin, an ihrer Spitze der vor Entzücken glänzende Chef des „wilden Mannes" und alle verneigten sich wie Kornähren, deren Häupter der Wind beugt, oder sie knixten wie Korkstöpsel, die in's Wasser geworfen, wieder in die Höhe schnellen — und wäre Lortzing's „Czar und Zimmermann" damals schon geschrieben gewesen, sie hätten gewiß die Hymne angestimmt:

Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen!
Dideldum! Dideldum! Dideldum!

Die beiden Souveräne schritten, huldvoll nach rechts und links ihren Dank nickend, zum Thore hinaus.

Der glückliche Garçon aber, der durch den Goldregen in eine ganz fabelhafte Aufregung versetzt worden war, hielt's im Hotel nicht länger aus, er übergab sein Departement einem Kameraden, rannte hinüber auf den Mehlmarkt, sprang in einen Fiaker und befahl diesem, nach dem Hundsthurm zu fahren.

Dort wohnte in bescheidenem Quartier das fleißige arbeitsame Weib des Oberkellners mit vier Kindern. Man denke, welche Veränderung in diesem kleinen Haushalte eine Geldspende hervorbrachte, die weit über 100 fl. betrug.

Warum ich diese anscheinend nicht zur Sache gehörige Bemerkung hier einschalte? Je nun, es drängt mich bei dieser Gelegenheit, gewissen bornirten Bezirksbergern meine Meinung zu sagen. Wenn im Gemeinderathe die Ansicht ausgesprochen wird, daß man keine Kosten scheuen darf, um Wien für die Fremden zu einer der interessantesten Städte der Welt zu gestalten, da erheben sich die Gevatter Schneider und Handschuhmacher von den „entern Gründen", die Schuster und Schneider, die „bei der Liner sein", und debtuiren mit der

Digitized by Google

altgebackenen Phrase: „Was haben wir von den Fremden, die ihr Geld in der innern Stadt ausgeben? Auf uns kommt nichts!“

Es gehört die hochgradige Dummheit unserer Bezirksberger dazu, um so blöde Ansichten vom Rouliren des Geldes zu haben. Gewiß wird der reiche Fremde sein Cigarrenetui, sein Reisenecessaire, seine Meerschaumspitze nicht am Hundsthurm, in Nikolsdorf oder am Thury kaufen, sondern auf dem Graben, bei den ersten Firmen August Klein, Petrzick, — allein die Arbeiter der genannten Welthäuser wohnen in den Vorstädten, ebenso die Kellner, Lohndiener u. s. w., und je mehr Geld der Fremde ausgibt, desto mehr lassen die Familien der Arbeiter für sich machen und Wirthshäuser, Greißler, Schuster, Schneider und Kleingewerbsleute aller Art prosperiren durch das Geld, das der Fremde in der innern Stadt ausgibt.

Nicht in der Peripherie, sondern im Centrum, auf den Boulevards und in jenen Straßen, die zum Palais Royal, zur Rue Rivoli und zum Platz de la Concorde führen, hat Paris aus den Taschen der Fremden jenen riesigen Reichthum erworben, der es den Franzosen möglich machte, 5 Milliarden in unglaublich kurzer Zeit an Preußen zu zahlen.

Wien ist, was Handel und Verkehr anbelangt, noch lange kein Paris, allein es trägt in seiner Umgebung und seiner Neugestaltung Schönheits-Nuancen, die keine andere Stadt besitzt und ihre Anziehungskraft auf den Fremden immer mehr ausüben werden. Möge nur auch der Wiener Geschäftsmann, dem Geschmack und technische Fertigkeit im hohen Grade zu eigen, darauf bedacht sein, durch echte und solide Waare, durch aufmerksame und liebenswürdige Behandlung des Käufers sich jenes Weltrenommée zu erwerben, welches die Franzosen verdientermaßen seit mehr als 200 Jahren besitzen.

Und nun weiter im Texte!

5. Kapitel.

Neue Bekanntschaften.

Noch immer stand Alexander Satorinski im Hofe des Hotels „zum wilden Mann“ und konnte sich nicht fassen und seine Gedanken über das Ereigniß nicht ordnen, bei dem er eigentlich die Hauptrolle gespielt hatte, wenn es auch die des Düpe gewesen war.

Im Hofe schlichen die männlichen und weiblichen Dienstboten des Gasthofes herum und betrachteten aus respektvoller Ferne mit scheuen, ehrfurchterfüllten Blicken den Mann, der zu Dritt mit dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen gefrühstückt hatte.

Derselbe mußte, mindestens ein geheimer Prinz sein.

Endlich nahte sich einer der Garçons und fragte im allerunterthänigsten Tone:

„Wünschen Ew. Durchlaucht vielleicht einen noblen Fiaker?“

„Nein, mein Freund“, antwortete der Pole, welcher einsah, daß er doch nicht fortwährend im Hofe stehen bleiben konnte, „aber bringen Sie mir schwarzen Kaffee.“

„Wünschen Ew. Durchlaucht denselben in jenem Zimmer, wo Sie gefrühstückt?“ fragte der Kellner, „oder soll ich in einer andern Chambre serviren?“

In diesem Augenblicke vernahm man aus dem Kabinete, in welchem der Engländer mit seiner Begleiterin dejeunirte, das helle, fröhliche Lachen der schönen Henriette und dieser Erguß der Lustigkeit durchsprudelte den vom Champagner ohnehin gereizten Sohn des Sarmatenlandes vom Wirbel bis zur Zehe. Es überfiel ihn auf einmal die Sehnsucht, sich die gepriesene Schönheit anzusehen. Das Schlimmste, was dabei herauskommen konnte, war ein Krakehl, vielleicht ein Duell mit dem Champion der Dame und einem solchen geht ein Pole nie aus dem Wege.

Deshalb sagte er zu dem respektvoll aufhorchenden Garçon:

„Warten Sie noch ein wenig. Ich will hier in dieses Zimmer treten, wo die schöne Henriette mit einem Herrn frühstückt.“

„Mit zwei Herren“, verbesserte der Kellner.

„Mit zwei Herren?“ wiederholte Satorinski überrascht. „Um so besser! Es ist möglich, daß ich gleich wieder zurückkomme, dann tragen Sie

Digitized by Google

mir den Kaffee hin, wohin Sie immer wollen. Bleibe ich aber, dann bringen Sie mir denselben hinein. Verstanden?

„Sehr wohl, Ew. Durchlaucht", erwiderte der Garçon und enteilte, stolz und beneidet von allen Andern, um seine erhabene Mission zu erfüllen.

Alexander Satorinski aber trat an die Thüre der Chambre séparée und klopfte.

„Walk in!" *) rief lustig die Stimme Lord Cavernons.

Der Pole öffnete und trat in's Cabinet.

Der Anblick war gewiß nicht uninteressant.

An dem runden Tische, der in der Mitte des Kabinetes stand, saßen in bequemen Strohfauteuils die drei Personen, welche die kleine aber illustre Gesellschaft bildeten.

Das Präsidium führte Fräulein Henriette Toutseul in der damals allgemein üblichen antik griechischen Tracht, welche die Büste und Arme in einer Weise zeigte, daß selbst unsre jetzige Zeit, welche doch die Periode der Decolletirungen genannt werden muß, darüber in Verlegenheit käme. Sie hatte ihr langes blondes Haar von den Bändern befreit und die goldenen Locken wogten um den schneeweißen Nacken. Der Champagner hatte ihre Wangen geröthet und ihre blauen Augen blitzten von einem unheimlichen Feuer.

Es war ein Bild zum Entzücken und der Pole, der wie alle seine Landsleute für Frauenschönheit schwärmte, konnte seine Augen von dem Anblicke nicht losreißen.

Ihr gegenüber saß Lord Cavernon und betrachtete sie mit Blicken der wilden thierischen Sinnlichkeit.

Etwas weggerückt, den Kopf gegen den Plafond erhoben, lehnte im Fauteuil Lord Georges Clearegh, der frühere Verehrer der Dame. Er hatte seinen Freund Gregor Cavernon bei ihr eingeführt, wie er es in seinem Briefchen angekündigt hatte, und eine Woche später erklärte ihm die schöne Henriette, Gregor gefalle ihr besser als Georges, er möge abtreten. Der Engländer resignirte wirklich zu Gunsten seines schottischen Freundes, allein er ließ sich's nicht nehmen, ihn und seine Liebe auf all' ihren Ausflügen und Spaziergängen zu begleiten und so finden ihn wir auch heute als Dritten im Bunde bei dem Frühstücke im „wilden Mann".

Die Gesellschaft war bereits auf jenem Punkte angelangt, wo in England die Flaschen auf den Tisch kommen und die Damen sich zurückziehen. Da aber die einzige Dame, die sich hier befand, sich nicht zurückzog, sondern den Herren beim Trinken Gesellschaft leistete, so wird man sich die Lustigkeit erklären können, die so weit ging, daß man Messer und Gabel an die Wand geworfen hatte.

Wenn irgend ein Menschenkenner die Blicke hätte beobachten können, welche Lord Clearegh, wenn er sich unbelauscht glaubte, auf seine ehmalige Geliebte und seinen nebenbuhlerischen Freund warf, so hätte er mit Schrecken bemerken müssen, daß der Engländer die schöne Wienerin noch immer eben so sehr liebte, als er den Schotten, der ihm dieselbe weggekapert, tödtlich haßte.

All das konnte natürlich Alexander Satorinski nicht gewahren, da er, seit seinem Eintritte, nur Augen für die schöne Henriette hatte.

Tief sich verneigend, stammelte er:

„Die Herrschaften werden wohl entschuldigen" —

Das Auge der Dame fiel überrascht und prüfend auf den jungen Polen.

Wir dürfen die Behauptung wagen, daß diese Prüfung zu seinem Gunsten ausfiel.

Lord Gregor Cavernon erhob sich mit einem gewissen Respekt vom Stuhle.

Instinktmäßig folgte Lord Georges Clearegh seinem Beispiele.

„Es ist der Herr", erklärte der Schotte seinen Tischgenossen, „den ich bei den Majestäten von Rußland und Preußen am Frühstücktische fand."

Lord Clearegh erwiderte den Gruß Satorinski's mit einer tiefen Verbeugung, auch die schöne Henriette neigte ihr stolzes Haupt etwas tiefer, als sie es gewöhnlich zu thun pflegte; ein Mann, der mit dem Czar aller Reußen und dem

*) Spazieren Sie herein.

Digitized by Google

Könige von Preußen so zu sagen en famille gefrühstückt hatte, verdiente diese Auszeichnung wohl, besonders wenn es ein so bildhübscher, schwarzgelockter, muskelstraffer Junge war, wie sich Herr Alexander von Satorinski präsentirte, als er anmuthig an den Tisch herantrat.

Die „Congreß-Schunken", wie der Kellner vom „wilden Mann" despektirlich den schönen Gast genannt hatte, war in derlei Dingen eine Kennerin und Gourmande.

„Mein Freund, Lord Clearegh", fuhr der Schotte fort, den Engländer vorstellend, dann erst deutete er auf die Dame und sprach: „Fräulein Henriette Toutseul."

Diese Zurücksetzung schien nicht nach dem Geschmacke der schönen Sünderin, denn während Lord Clearegh sich abermals tief verbeugte, warf sie die Lippen in einer Weise auf, wie es nur Leute thun, die sich über etwas beleidigt fühlen.

Der Pole hatte mit jenem diplomatischen Scharfsinn, welcher ein Erbgut seiner Landsleute, die Bevue rasch bemerkt, die sich der Schotte zu Schulden kommen ließ, und er wendete sich vorzugsweise gegen die Dame, als er sich selber mit den Worten vorstellte:

„Da sich hier Niemand befindet, der mich vorstellen könnte, so muß ich um Ihre gütige Verzeihung bitten, wenn ich es selbst thue. Ich heiße Alexander von Satorinski, bin Kapitän im Garderegiment Seiner Majestät des Kaisers von Rußland und Besitzer von einem Dutzend Herrschaften in Polen, mit deren Namen ich die most honourable Gesellschaft nicht belästigen will".

All das klang sehr verführerisch in die kleinen Ohren der großen Kokette.

Und darf ich fragen, Sir", fuhr Lord Cavernon mit vollendeter Höflichkeit fort, „ob es bloß ein Zufall ist, daß wir das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen, oder ob eine bestimmte Absicht —

„Das Letztere, Sir, das Letztere", fiel ihm der Pole in's Wort.

„Sprechen Sie, Sir, — es wird uns die größte Ehre sein, Ihnen dienen zu können."

„Ich komme nicht einen Dienst zu verlangen, sondern eine Bitte vorzutragen."

„Eine Bitte! sie ist im Voraus gewährt."

„Nun denn, wir haben unsere erste Bekanntschaft in etwas sonderbarer Weise gemacht."

„Allerdings — es ist — es war" —

„Es wurde mit den Messern oder Gabeln an die Wand des Zimmers getrommelt, in welchem wir das Dejeuner nahmen. Hohe Herren, wie die Majestäten von Rußland und Preußen haben sehr feine, empfindliche Ohren —"

Lord Cavernon wurde über und über *roth*.

„Ich gestehe," sagte er, „es war für unsere Nachbarn sehr unangenehm" —

„Shocking! very shocking!" *) rief Lord Clearegh mit einer gewissen Freude.

Der Schotte warf ihm einen ärgerlichen Blick zu; Henriette lächelte.

„Nun konnte ich aber doch nicht zugeben", fuhr der Pole in verbindlichem Tone fort, „daß meine beiden hohen Protektoren in einen Conflikt mit einem Unbekannten verwickelt würden; ich mußte also die Sache auf mich nehmen, um eventuell das Unwetter auf mich abzuleiten, da sich solche Herren doch nicht schlagen können."

Wie man sieht, log der edle Pole hier ganz anständig, allein aus derlei Nothlügen haben sich seine Landsleute nie ein Gewissen gemacht, das gehört zur Diplomatie.

„Und deshalb mußte ich so schroff gegen Sie auftreten, Mylord," schloß der Schlaukopf, „jetzt aber bin ich hier, um Sie für mein Benehmen um Entschuldigung zu bitten."

Das war nun allerdings sehr diplomatisch, aber es gibt keine höflicheren Leute als die Schotten und Lord Gregor antwortete sofort mit der vollkommenen Artigkeit des echten Gentleman:

„Sie beschämen mich, Herr Kapitän. Im Gegentheile ich muß mich bei Ihnen wegen meines albernen Benehmens entschuldigen. Allerdings konnte ich nicht ahnen— —"

*) „Anstößig! sehr anstößig!" der Ruf, der in England sofort ertönt, wenn ein Einheimischer oder Fremder etwas thut, was gegen die Gebräuche, Gewohnheiten und Vorurtheile des Landes verstößt.

Digitized by Google

„Pardon, wenn ich Sie unterbreche", fiel ihm die schöne Henriette in's Wort, „ich muß dem Herrn Kapitän doch auch die Ursache dieses Quidproquo's erklären, warum nämlich an der Wand geklopft wurde. Wir sprachen von dem Trommelschlage der verschiedenen Völker, die in dem großen Freiheitskriege mitgekämpft hatten. Lord Gregor rühmte den Sturmmarsch der schottischen Garden als etwas besonders Apartes und um meine Neugierde zu befriedigen, trommelte er den Sturmstreich mit Messer und Gabel an die Wand, nicht denkend, daß jenseits sich Gäste befänden, die es übel nehmen könnten."

„Fräulein interessiren sich also für dergleichen?" fragte der Pole lächelnd.

„O gewiß!" erwiderte sie lächelnd, „wir haben in den letzten Jahren so viel trommeln gehört, daß eine solche Passion so gut ihre Berechtigung hat, wie jede andre. Ich hoffe von Ihnen, Herr Kapitän von Satorinski, die sämmtlichen Märsche kennen zu lernen, die in der russischen Armee üblich sind."

Wenn das kein Acquit war, so gab es keines mehr auf der ganzen Welt.

Alexander Satorinski verneigte sich und der Feuerblick seines dunklen Auges senkte sich in ihre blauen — sie hatten sich verstanden.

Ob einer der beiden schwerfälligen Lords diese elektrischen Augentelegramme bemerkt hatte, wissen wir nicht zu sagen, allein im selben Augenblicke trat der Garçon ein, der auf einer Tasse den Kaffee brachte, der nach Wiener Sitte statt in einer Schale, sich in einem Glase befand.

„Durchlaucht, bitte, der Kaffee!" sagte er.

Die drei Fremden stutzten über diesen Titel, Satorinski aber that, als hätte er's nicht bemerkt und fragte:

„Würden Sie wohl erlauben, daß ich meinen Kaffee hier trinke?"

„Ach, das versteht sich wohl von selbst!" rief Lord Gregor verbindlich. „Wenn Sie uns erlauben, Sir, so folgen wir ihrem Beispiele und nehmen ebenfalls den Kaffee, den man hier in Wien, ich muß es gestehen, ganz verteufelt gut macht".

„Ich bin entzückt von diesem Gedanken!" rief der Pole.

Wie man sieht, waren die Leute damals viel höflicher, als heut zu Tage.

„Nehmen Sie auch, Lord Georges?" fragte Cavernon seinen Landsmann.

„Gewiß", versetzte Lord Clearegh, „und zwar so, wie ihn die Italiener lieben: schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe."*)

„Und Sie, Fräulein Henriette?" fuhr der schottische Lord fort.

„Nun ja, einen Mund voll verschmähe ich nicht", antwortete die Schöne von der Neuthor-Bastei, „aber ich wünsche Liqueur dazu. Welche Sorten habt Ihr?"

„Alle", erwiderte der Garçon mit dem Bewußtsein eines echten Wiener Kellners.

„Also auch Rostopschin?" fragte der neugebackene Kapitän Satorinski.

„Ich muß gestehen", erwiderte der Jüngling in Verlegenheit, „daß ich den nicht kenne."

„Rostopschin?" wiederholte Henriette, „was ist das? Sie machen mich neugierig?"

„Ihre Neugierde soll befriedigt werden, gnädigstes Fräulein", entgegnete der Pole, „Garçon, bestellen Sie zuerst den Kaffee, dann eilen Sie in den Gasthof „zum goldenen Ochsen"**), fragen beim Portier um mein Appartement und geben Sie meinem Diener diese Karte, auf welche ich meinen Namen geschrieben, nebst den Worten: 1 Flasche Rostopschin, der Diener wird Ihnen dieselbe einhändigen und Sie bringen sie hierher."

„Sehr wohl, Durchlaucht," versetzte der Garçon und enteilte auf flüchtigen Sohlen.

„Rostopschin? Rostopschin?" wiederholte die schöne Henriette gedankenvoll, „ist mir doch, als ob ich den Namen schon irgendwo gehört hätte."

„Gewiß haben Sie das", erwiderte der schöne Alexander lachend, Rostopschin ist der Name des russischen Generals und Gouverneurs von Moskau, der, als die Franzosen im Jahre 1812 dort überwintern wollten, ihnen die Stadt über dem Kopfe

*) Der Italiener sagt: der Kaffee sei nero come il diavolo, caldo come l'inferno et dolce come l'amore.

**) Heutzutage Hotel Stadt Frankfurt.

Digitized by Google

anzündete *), daß die Commeça's gezwungen waren, halb gebraten zu retiriren und in der Berezina ein kaltes Bad zu nehmen. Ihm zu Ehren nannten Liqueurfabrikanten in Moskau und Petersburg ein neu erfundenes Höllengebräu vielsagend Rostopschin, weil es Alles zusammenbrennt, was der Mensch Unverdautes im Magen hat."

„Also eine Art old Irish Whisky?" fragte Lord Cavernon.

„Heute, wo uns alles Gute aus dem Czarenreich kommt", sprach die Kokette mit einem vielsagenden Blick auf Satorinski, „wollen wir nur den russischen Schnaps verkosten. Es lebe Rostopschin!"

„Er lebe!" riefen die Engländer lachend, „er brenne uns wie die Franzosen."

Wie man sieht, war die neue Bekanntschaft in der coulantesten und lustigsten Weise eingeleitet. Es wurden noch ein paar Flaschen Champagner getragen, die Engländer tranken, Henriette und der Pole plauderten, — die Dame war voll Geist und Humor und die Polen gehören, was die Conversation anbelangt, zu den besten Gesellschaftern der Welt; kein Wunder, wenn sich Alles auf's Beste unterhielt — es war dies um so angenehmer, als die ganze Affaire so begonnen hatte, als ob sie mit einem Duell enden müßte, während sie beim Abschlusse zu einer interessanten und pikanten Bekanntschaft führte, die noch eine pikantere Zukunft in Aussicht stellte.

Inzwischen war auch der Kaffee erschienen und der abgesendete Garçon erschien statt mit einer Flasche Rostopschin mit zwei derselben, da ihm, wie er berichtete, der Diener des Herrn Kapitäns im Vertrauen mitgetheilt, sein Herr könnte, wenn die erste Bouteille zu Ende sei, leicht in Verlegenheit kommen, und als treuer Diener müsse er den Gebieter vor dergleichen bewahren.

Diese Erklärung wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen, dem vorsorglichen Diener das höchste Lob und dem Kellner ein namhaftes Trinkgeld gespendet, worauf sich derselbe zurückzog und die kleine, aber gewählte Gesellschaft ihrem Vergnügen und dem Rostopschin überließ, dem besonders die Engländer mit einem wahren Enthusiasmus zusprachen, so daß sie bald über und über glühten, allein auch das schöne Paar konnte sich dem Einflusse des Getränkes nicht entziehen und es gehörte die halbe Betäubung der Lords Cavernon und Clearegh dazu, um nicht zu bemerken, wie Henriette und der Pole Händedrücke wechselten und wie die Spitze ihres kleinen Fußes den Fuß des schönen Satorinski suchte, der sich alsbald finden ließ.

O diese Männer!

Uebrigens könnten diese Männer nicht so viele Bêtisen begehen, wenn es nicht — o diese Frauen gäbe.

Die schöne Henriette sprang endlich vom Stuhle auf und rief:

„Es ist zum Ersticken hier! Luft! Luft!"

„Vielleicht eine Spazierfahrt in den Prater?" schlug der galante Pole vor.

„Ich habe meinen Viererzug um 3 Uhr hierherbestellt. S' ist Viertel auf vier", sagte Cavernon.

„Charmant! das trifft sich prächtig!" meinte Lord Clearegh.

Henriette hatte aber, um Luft zu schöpfen, die Thüre nach dem Hofe aufgerissen und rief:

„Was fällt Ihnen ein, es regnet ja!"

Und wirklich hatte das Wetter, das gegen Mittag so schön gewesen, nach echter Wiener Sitte umgeschlagen, die grauen Wolken hatten sich zusammengezogen und ein ausgiebiger Novemberregen strömte nieder auf Wien und folglich auch in den Hof des „wilden Mannes".

„Wie fatal!" meinte der Pole.

„Ah pah!" meinte Lord Clearegh. „Wind und Regen, was kümmert uns das? Wind macht trocken, Regen macht naß! sagt Freund Shakespeare, wir werden dem Regen zum Trotze in den Prater fahren!"

„Sie sind wohl verrückt, Gregor", rief die schöne Henriette halb ärgerlich, halb lachend, „ich zweifle gar nicht, daß Sie mit ihrer Bärennatur sich in einem solchen Wetter behaglich fühlen. Ich aber habe keine Lust, mir einen Schnupfen an

*) Eine Sage, die in Rußland und anderweitig geglaubt wird. Rostopschin selbst stellt es in Abrede in der Brochure: La vérité sur l'incendie de Moscou. Paris 1824.

Digitized by Google

vierzehn Tage zu holen. Wir fahren also nicht in den Prater."

„Wie Sie befehlen, Milady", entgegnete der Schotte etwas verdutzt, „obwohl ich nicht einsehe, was Ihnen das Wetter anhaben kann. Ich lasse die Chaise auf allen Seiten schließen, Sie sitzen so behaglich in derselben, wie in einem Zimmer, und da wir links und rechts die Windows — ich meine die Fenster — herablassen, so soll kein rauher Luftzug es wagen, um Sie herum zu fliegen." —

„Danke Ihnen, Lord," erwiderte die Dame mit herzlichem Lachen, „allein wozu fährt man denn in den Prater?"

„Je nun, ich denke, um die schöne Natur in diesem herrlichen Parke zu bewundern."

„Sehr richtig, im Frühjahr und Sommer, aber nicht im November, wo von der schönen Natur nur kahle Stämme, gelbe und rothe Blätter geblieben sind. Wenn der Wiener im Herbste oder im Winter in den Prater fährt, so thut er's, um zu sehen, oder gesehen zu werden. Sehen würden wir heute nicht viel, denn es wird außer uns wenig Narren geben, die bei einem solchen Hundewetter in den Prater fahren" —

„Danke bestens," rief Lord Cavernon lachend.

„Was aber das gesehen werden anbelangt," fuhr Fräulein Toutseul fort, „so ist's noch schlimmer. Wenn wir die Fenster im Wagen herablassen, so laufen sie von innen an, und kein Mensch weiß, ob eine Prinzessin oder die Madame Batavia aus der Affen-Komödie im Wagen sitzt."

„Ganz richtig," schaltete Lord Clearegh ein.

„Ich fahre nur im offenen Wagen in den Prater," schloß die große Kokette, „und gleichviel, ob ich eine leichte Frühjahrs-Robe oder einen Pelz trage, will ich, daß mich die Leute sehen, von mir reden und daß Einer dem Andern erzählt, wenn er von den verschiedenen Hoheiten spricht, daß ich auch da war. Ich bin einmal so eitel, können Sie's mir übel nehmen?"

„Gewiß nicht!" beeilten sich die beiden Briten zu versichern.

„Die Schönheit hat ein Recht, solche Forderungen zu stellen," setzte der galante Pole hinzu.

„Wir bleiben also!" sprach Henriette mit Bestimmtheit.

„Vielleicht hört's auf," wagte Clearegh zu bemerken.

„Nicht zu denken," versetzte die Dame, indem sie wieder Platz nahm, „sehen Sie nur, wie's gießt."

„Schandwetter!"

„Was fangen wir denn an?"

„In's Theater ist's noch zu früh, selbst für jene Leute, die sich beim Eingange anstellen, um die ersten Bänke auf der letzten Gallerie zu erobern."

„Ich habe eine Idee!" sagte Lord Cavernon.

„Hört! hört! Lord Gregor hat eine Idee!" rief die schöne Henriette mit beißendem Spotte, „es geschieht dies so selten, daß wir schon um der Seltenheit willen auf die Idee dieser Idee eingehen sollen."

Clearegh und Satorinski lachten, der Schotte war albern oder gescheidt genug, mit zu lachen.

„Nun, lassen Sie hören Ihre Idee, Lord Gregor", mahnte die Dame.

„Sie ist sehr einfach", versetzte Cavernon, „wir machen ein Spiel."

„Ein Spiel? nicht schlecht!" bemerkte Lord Clearegh mit dem Kopfe nickend.

„Ein Spiel, da bin ich dabei!" rief mit funkelnden Augen der Pole, der wie alle seine Landsleute ein absonderlicher Verehrer der Karten-Fortuna war, doch augenblicklich sich fassend, setzte er hinzu, „wenn nämlich das Fräulein sich nicht etwa dabei langweilen sollte."

„Im Gegentheile," erwiderte Fräulein Toutseul, „ich setze nämlich voraus, daß Sie kein Jeu d'ésprit spielen werden, sondern ein Hazardspiel Jeu d'enfer, wie die Franzosen sagen, wobei Leib und Seele in Aufregung kommt und das Herz in der Brust zittert, so lieb ich's!"

Ihre Augen funkelten, so schön war sie nie gewesen. Abermals trafen sich ihr Blick und der des jungen Polen, die Beiden hatten sich verstanden.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Polnisch Bank.

Die Engländer hatten durch zustimmendes Nicken zu erkennen gegeben, daß auch sie keine andere Sorte von Spiel gemeint hatten, als das des Hazards.

„Karten!“ rief Lord Cavernon den Kellnern zu, welche im Hofe des wilden Mannes unter den Nischen und Thürbogen sich vor dem Regen schützten.

Sofort eilte der Ganymede dienstbare Schaar, durch Regenschirme gedeckt, herbei, räumte den Tisch vom überflüssigen Geräthe, zündete Wachskerzen an, denn im Lichthofe des wilden Mannes wird es zeitlich dunkel, stellte eine silberne Schüssel als Behältniß für die Bank auf den Tisch und legte vier Päckchen ganz neue Spielkarten daneben.

Wie man sieht, war die Dienerschaft des Hôtels auf derlei Vorkommnisse vorbereitet.

Die Hazartspiele waren und sind in Oesterreich von jeher strenge verboten. Trotzdem oder vielleicht eben deßwegen wird nirgends so viel gespielt als in Oesterreich, besonders in Ungarn und Galizien. Aber auch in Wien vergeht kaum ein Monat, wo nicht von irgend einem „umsichtigen“ Polizei-Commissär da oder dort eine Spielhölle ausgehoben wird, an welcher oft die angesehensten Leute participiren, kein Wunder in einem Lande, wo Börsen- und Lottospiel aller Art in so schwungvoller Weise betrieben wird.

Streng genommen kann Jeder sein Geld wegwerfen, wie er will, mit Pferden und Maitressen, mit Bildern und Statuen, warum nicht auch im Hazardspiel.

„Was spielen wir denn?“ fragte Lord Cavernon, eines der Karten-Pakete ergreifend, die Enveloppe wegreißend und die Karten nach Taschenspieler-Weise knarren lassend.

„Macao!“

„Trente — un!“

„Rouge et noir!“

„Immer und immer nur französisch,“ meinte die schöne Henriette, ihr reizendes Näschen rümpfend, „wir haben Frankreich gedemüthigt, der Weltherrschaft des Usurpators ein Ende gemacht, wir bilden uns auf unsren Franzosenhaß etwas ein, sind aber nicht im Stande, uns von den französischen Sitten und Unsitten los zu machen! Fi donc!“

Der letzte Ausruf bewies, daß es der gegen Frankreich polemisirenden Dame selbst noch nicht gelungen war, das Uebel zu bewältigen.“

„Je nun,“ meinte Lord Cavernon, — „die englischen Spiele dieses Genres sind wohl Ihnen unbekannt, die Deutschen kenn i ch nicht, wie sollen wir da zurecht kommen.“

„Meine Herrschaften,“ nahm Alexander Satorinski das Wort, „ich war heute schon so glücklich, Sie mit einem Schnaps aus meiner Heimat bekannt zu machen, der ihre Zufriedenheit gefunden zu haben scheint“ —

„Sehr gut!“ rief Clearegh.

„Nun, vielleicht gelingt es mir auch,“ fuhr der neugebackene Garde-Kapitän fort, „Ihnen ein Spiel vorzuschlagen, das Ihren Beifall erringt, es heißt: Polnisch Bank.“

„Polnisch Bank!“ wiederholten die Engländer erstaunt.

„Das klingt gar nicht übel,“ meinte Fräulein Toutseul, „obwohl das Sprichwort sagt: In Polen ist nichts zu holen.“

„Oho! vielleicht doch!“ erwiderte der Pole affectirt lachend, denn diese Bemerkung ging ihm zu Herzen, „etwas ist doch noch bei uns zu holen, tapfre Arme und treue Herzen.“

„Pardon, ich wollte Sie nicht verletzen,“ erwiderte die schöne Henriette, sich über sich selbst ärgernd und ihm die Hand reichend, was natürlich gleich wieder benützt wurde, um einen jener vielsagenden Händedrücke zu wechseln, welche man die Telegrafen-Leitung der Herzen nennen könnte. „Sie vergeben mir doch?“

„Da müßte ich Ihnen zuerst böse gewesen sein, und wer vermag das?“ fragte der galante Pole.

„Sehr gütig!“

„Also polnisch Bank!“

„Ist's schwer zu lernen? fragte Clearegh.

„Wir fassen langsam auf,“ setzte Cavernon hinzu.

„Man braucht gar nichts zu denken,“ erwiderte Satorinski.

Digitized by Google

„Nichts zu denken? Da bin ich dabei!"

„Ich verlange nichts Besseres."

„Erklären Sie uns!"

Wir erlauben uns im Namen des jungen Polen in Kürze dieses geistreiche Spiel auseinanderzusetzen, das mit großer Vorliebe betrieben wird.

Der Banquier legt eine beliebige Summe in die Bank, gegen welche die übrigen Spieler pointiren. Jeder Spieler erhält drei Karten, der Banquier eine. Wenn der Pointeur, welcher gegen die ganze Bank oder einen Theil derselben setzen will, keinen Stich machen zu können glaubt, so wirft er die Karten weg, hat er dagegen Chance, die einzelne Karte des Banquiers zu stechen, so setzt er gegen die Bank; drei verschiedene Farben mit möglichst hohen Blättern, Aß, König, Dame gewähren natürlich Aussicht auf den Stich. Gelingt es dem Pointeur gleichwohl nicht, die umgeschlagene Karte des Banquiers zu stechen, so verfällt sein Satz der Bank. Die größte Chance, drei Aß, z. B. von Coeur, Treffle, Carreau, kann gleichwohl nichts ausrichten, wenn der Banquier die vierte Farbe der niedersten Ordnung, Pique Sieben, aufschlägt.

Sobald die Bank verdoppelt (doublirt) ist, hat der Banquier das Recht, zu klopfen, d. h. anzuzeigen, daß er nur noch eine einzige Taille ausgibt und dann retirirt. Das Spiel ist einfach und man braucht, wie Satorinski richtig bemerkt hatte, nichts dabei zu denken. Selbst die beiden Lord's hatten es, nachdem der Pole eine Taille probeweise abgezogen, vollkommen begriffen und zogen die Brieftaschen und Geldbeutel.

Schöne, längst verschwundene Zeit, wo die Leute auch in Oesterreich noch seidene und lederne Geldbeutel in der Tasche hatten, angefüllt mit Gold und Silber, welches damals nicht eine börsenmäßig zu kaufende Waare, sondern ein allgemein roulirendes lebendiges Circulationsmittel war.

Die beiden Engländer legten neben ihre Brieftaschen lederne Geldkatzen, von höchst respektablem Embonpoint, aus welchen nach Aufziehung der Schnüre eine compacte Masse von Guineen und Souvereigns hervorguckte.

Auch aus der Tasche des Polen funkelten russische Goldstücke und Silberrubel.

Fräulein Henriette legte ein kleines Seidenbeutelchen neben sich auf den Tisch, durch dessen Maschen ebenfalls Gold und Silber blitzte, allein sie öffnete dasselbe nicht, wir werden gleich hören, warum.

Alexander von Satorinski gab zuerst eine Bank mit 100 fl., halb Silber und Gold, halb Papier, die beiden Engländer pointirten scharf und im Nu hatte der Pole seine Bank doublirt und war berechtigt, zu klopfen.

Allein als nobler Mann retirirte er nicht, sondern erklärte, eine neue Bank mit 200 fl. zu geben.

In fünf Minuten war dieselbe gesprengt und Lord Clearegh gab eine neue Bank mit 500 fl.

So ging es mit wechselndem Glücke hin und her. Das beste Geschäft dabei machte die schöne Henriette; wenn ihr günstige Blätter fielen, nahm sie drei bis fünf Goldstücke von den Geldhäufchen der nächsten Pointeurs und setzte zu; gewann sie, strich sie den Gewinn ein, verlor sie, so machte sie beim nächsten Abzug eine neue Anleihe und die Herren waren viel zu galant, um auch nur mit einem Blicke Einsprache dagegen zu erheben.

Endlich war die Bank wieder einmal an Cavernon gekommen. Derselbe hatte bereits über 3000 fl. verloren und es schien, als ob diese Tour seinen Verlust decken würde. Er hatte die Bank mit 1000 fl. gegeben und obwohl schon über 4000 fl. standen, größtentheils durch Clearegh verloren, beantwortete er doch jede Aufforderuug zu retiriren mit einem trockenen:

„No!"

Endlich standen nahe an 10.000 fl.

Auch die arme Henriette hatte keine Chancen mehr.

In diesem Augenblicke fällt dem Polen, der durch das Spiel und den Rostopschin im höchsten Grade aufgeregt war, folgendes Blatt:

Coeur Dame,
Treff Sieben,
Pique Acht.

Digitized by Google

Jeder halbwegs Vernünftige würde Blätter mit solch erbärmlicher Chance wegwerfen, aber den Gardekapitän überkommt in diesem Augenblicke eine jener tollen Ideen, wie sie bei seinen Landsleuten, besonders wenn sie von Liebe und Wein erhitzt, nichts Seltenes sind; er wirft die Blätter auf den Tisch und ruft:

„Der Dame des Herzens opfert ein echter Pole Alles. — Bank!"

„Sind Sie rasend!" flüstert ihm die schöne Henriette erschrocken zu.

„Ja, denn Liebe ist Raserei", flüsterte der Pole zurück.

„Ich habe Sie wohl nicht recht verstanden?" fragt Lord Cavernon.

„Wieso, Mylord?" gegenfragt Satorinski, „ich meine, ich hätte doch deutlich gesprochen?"

„Ja wohl, denn Sie sagten: Bank!" spricht der Engländer mit dem Ausdrucke eines echten Gentleman, „und da Sie ein so schlechtes Blatt haben, so muß ich glauben, Sir, Sie haben ihre Karten nicht gut angesehen oder zufällig auf etwas Anderes gedacht, und halte es für ungentlemanlike, einen solchen Vortheil für mich auszubeuten. Auch stehen fast 10.000 fl. in der Bank, — ich habe geklopft und werde im Fall, als ich gewinne, retiriren."

„Dazu sind Sie vollkommen berechtigt, Mylord", erwiderte der Pole.

„Aber eben deshalb", fuhr Cavernon fort, „halte ich es für meine Pflicht, Sie zu fragen, ob Sie bei ihrer Pointirung bleiben?"

„Ich nehme mein Wort nie zurück!" rief der neue Gardekapitän etwas hochfahrend. „Bank! auf die Coeur-Dame allein."

„Wie es beliebt!" meinte der Schotte kaltblütig und zog ab.

Es war Coeur-Zehn, was umgeschlagen wurde.

„Gewonnen!" jubelte die schöne Henriette unwillkürlich.

Lord Cavernon, der sich ein wenig verfärbt hatte, warf ihr einen seltsamen Blick zu.

Lord Clearegh machte ein höchlich verdutztes Gesicht.

Wenn die Ruhe, welche Alexander Satorinski bewahrte, nicht echt, sondern eine gekünstelte war, so mußte man gestehen, daß sich der Pole vortrefflich auf's Komödienspielen verstand, wie überhaupt seine Landsleute vortreffliche Schauspieler (z. B. Davison) zu sein pflegen.

„Ich wußte ja", sagte er, indem er die mit Gold, Silber und Banknoten gefüllte Schüssel zu sich nahm, „Coeur-Dame werde mich nicht im Stiche lassen, auf sie nur wagte ich den Einsatz, und um unserer reizenden Präsidentin zu beweisen, wie hoch ich die Frauenschönheit schätze. Deshalb betrachte ich auch nicht mich als den Gewinner, als den Sieger in diesem Kampfe, sondern das Fräulein, — und ihr gebührt des Sieges Preis."

Damit schüttete er den Inhalt der silbernen Schüssel vor der schönen Henriette aus.

Diese wurde bald roth, bald blaß.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie, mit gierigen Augen auf das Geld blickend.

„Ich habe das Unglück, heute schlecht verstanden zu werden", klagte Satorinski, „ich meine, daß ich nie gewagt hätte, Bank zu sagen, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, mich nicht dazu begeistert hätten."

„Sehr galant!" rief die Dame.

„Und andrerseits möchte ich meinem geehrten Spielgegner Lord Cavernon, nicht gern zu dem Glauben Veranlassung geben, daß ich des leidigen Geldes wegen mit so schlechten Chancen gegen die Bank pointirte. Ich habe für Sie pointirt, Fräulein Toutseul, Sie haben gewonnen und das Geld gehört Ihnen, nicht mir."

Und er schob ihr neuerdings die Geldmasse zu.

Fräulein Henriette besann sich nicht länger.

„Wenn's so ist", sagte sie lachend, „dann besinne ich mich keinen Augenblick länger und danke Ihnen, Herr Kapitän, — Sie sind ein nobler Mann."

Der Pole verbeugte sich tief.

Fräulein Henriette Toutseul holte von einem Stuhle, wo ihr Ueberwurf in Form einer Pelarine lag, eine jener Geldtaschen (Ridicule), wie sie damals jede Dame trug und die an die Stelle

Digitized by Google

des alten deutschen, plumpen Wetschers getreten war, während sie heut zu Tage durch das kleine Täschchen (châtelaine) ersetzt wird. In diesem Ridicule trugen die Damen damals ihr Taschentuch, einen Roman oder Almanach, eine Strickerei, gewöhnlich auch — eine Dose. Fräulein Toutseul hatte nichts in dem grünseidenen Ridicule als ihr spitzenbesetztes weißes Sacktuch, nach dessen Entfernung sie die Tasche mit dem Gold, Silber und Papiergeld vollfüllte, das ihr so unerwartet zugefallen war.

„Wann geben Sie uns Revanche?" fragte Lord Cavernon aufstehend.

„Auf der Stelle", erwiderte der Pole, „da der Einsatz der letzten Bank aus dem Spiele gefallen, so bin ich verpflichtet, einen neuen Fonds zur Herstellung der Bank zu erlegen und thue dies hier mit 1000 Rubeln."

„Das läßt sich hören!" meinte Cleareg sehr erfreut.

„Und wenn mir das Geld ausgehen sollte?" fragte Lord Cavernon.

„Ihr Name und die gewünschte Summe auf eine Visitkarte geschrieben, genügt mir als Bon vollkommen", antwortete Alexander Satorinski.

„Sehr liebenswürdig!" sagte der Schotte sich wieder setzend.

Der Pole mischte die Karten.

Die schöne Henriette hatte das gewonnene Geld glücklich untergebracht und rief lachend:

„Nun, meine Herren, ich habe keine Lust, das, was ich auf Coeur-Dame gewonnen habe, vielleicht auf Pique-Dame zu verlieren, sondern will mein Schäflein in's Trockene bringen. Auch will ich für die Oper Toilette machen, — Garçon, holen Sie mir einen Fiaker, die Herren mögen spielen, bis ich zurück komme."

Bei diesen Worten warf sie dem Polen einen Blick zu, den dieser mit einem Kopfnicken beantwortete, um zu verstehen zu geben, daß er den Befehl verstanden habe.

Der Wagen fuhr gleich darauf in den Hof, die schöne Henriette stieg ein, nicht ohne dem Polen, der ihr in den Wagen half, bei dieser Gelegenheit den reizenden Fuß zu zeigen, was den leidenschaftlichen Mann vollends in Feuer und Flamme versetzte.

Als sie weg gefahren war, gaben sich die drei Herren wieder mit allem Eifer dem Spiele hin, welches bald Dimensionen von wahrhaft erschreckender Art annahm.

Die Chancen gingen hin und her, aber der Pole, der dem alten Sprüchwort zum Trotze heute nicht bloß Glück in der Liebe, sondern auch Glück im Spiele hatte, blieb schließlich Sieger und nach ein paar Stunden, um drei Viertel auf Sieben, als die schöne Henriette in voller Theater-Toilette eintrat, um ihren Ritter abzuholen, hatten die beiden Engländer zusammen nicht nur das Geld, das sie bei sich trugen, verloren, sondern Lord Cavernon stellte für sich und seinen Freund Cleareg einen Bon auf 17.000 fl. aus, zahlbar binnen acht Tagen.

Mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt steckte der neue Gardekapitän Herr Alexander von Satorinski diesen Bon in seine Brieftasche.

„Nun wie steht's?" fragte Fräulein Toutseul, als sie in schwerer Atlasrobe zur Thüre hereinrauschte.

„Herr von Satorinski", erwiderte Lord Gregor mit erzwungener Lustigkeit, „hat uns für die Idee, den schottischen Sturmmarsch an die Wand zu trommeln, gehörig büßen lassen. England und Schottland sind fertig, total ausgesäckelt."

„Bedaure", erwiderte die Fille de marbre mit einem mitleidslosen Lächeln, „hoffentlich wird Ihnen doch noch so viel geblieben sein, daß Sie meinen Fiaker zahlen können, der mich von hier abgeholt, mich nach Hause gebracht, dort gewartet und jetzt mich wieder hierher gefahren hat. Fünf Gulden bekommt er, — ich war nach gewohnter Weise so leichtsinnig, kein Geld einzustecken."

Uebrigens war es nicht Leichtsinn, sondern Berechnung, was die schöne Henriette veranlaßte, wenn sie in Herrengesellschaft sich befand, nie Geld bei sich zu haben.

„Bitte mir diese Sorge zu überlassen," intervenirte der Pole, indem er der Thüre zueilte, vor welcher der Fiaker stand, um den Fiaker zu zahlen.

Digitized by Google

„Pardon, Herr von Satorinski", rief Fräulein Toutſeul, ihm nacheilend, „ich habe im Fond des Wagens ein Spitzentuch liegen laſſen, wollen Sie die Güte haben, es mir zu bringen."

Dabei war ſie ganz in ſeine Nähe gelangt und flüſterte ihm zu:

„Es iſt ein Billet in dem Tuche, nehmen Sie's!"

Der findige Pole zahlte den Fiaker, öffnete den Wagenſchlag, nahm von dem Sitzpolſter das Sacktuch, nahm aus demſelben ſchnell und gewandt wie ein Taſchenſpieler das kleine Briefchen und zurückkehrend ſagte er:

„Es iſt Alles in Ordnung, mein Fräulein."

„Nun ſo gehen wir! Adieu Herr von Satorinski."

Sie verbeugte ſich feierlich und graziös, wie eine Fremde vor ihm, er küßte eben ſo feierlich ihre Hand.

Sie ſpielten recht gut Komödie, die Beiden.

„Lord Gregor", fuhr ſie fort, „Ihr Wagen wartet vor dem Thore. Lord Georges, laſſen Sie demſelben doch rufen. Ihren Arm Mylord, — s'iſt Zeit in's Theater."

Während der Wagen in den Hof fuhr, nahm ſie des Schottländers Arm und ließ ſich zur Chaiſe führen.

Die beiden andern Herren folgten reſpektvoll, als wäre es eine Herzogin geweſen, die vor ihnen ging.

Lord Cavernon hob die Schöne in den Wagen, bevor er ſich zu ihr ſetzte, wendete er ſich gegen die Andern und ſprach:

„Georges, Du machſt mir wohl das Vergnügen, uns in unſrer Loge zu beſuchen, Parterre Nr. 7."

„Sehr wohl, ich werde die Ehre haben", antwortete der Engländer.

Der Pole fühlte recht gut die Unart, daß Lord Cavernon ſeinen Landsmann in die Loge einlud, ihn aber nicht.

Doch ſprach er kein Wort, Alles einer ſpäteren Zeit überlaſſend, während der Schotte an ihn folgende Worte richtete:

„Herr Kapitän, ſchon der Umſtand, daß ich Ihr Schuldner bin, zwingt mich die heute gemachte Bekanntſchaft fortzuſetzen. Ich werde nicht ermangeln, Sie zu benachrichtigen, wo ich wieder das Vergnügen haben kann."

Das war eine neue Impertinenz und Sir Gregor, jedenfalls gereizt, daß er ſo viel Geld an einen Mann verloren hatte, den obendrein ſeine Maitreſſe auszuzeichnen ſchien.

Der Pole war aber nicht Derjenige, der ſo etwas gleichgiltig hinnahm.

„Laſſen Sie ſich kein graues Haar darob wachſen, Mylord," ſagte er, „zahlen Sie die Kleinigkeit ganz nach Ihrem Belieben, ich bin nicht der Mann, *dem je das Geld ausgeht*."

Das war ein ſcharfer Hieb, über das ganze Geſicht, wie der Wiener ſagt.

Lord Cavernon in ſeiner ſchwerfälligen Weiſe war nicht ſchlagfertig genug, zu repliciren, ſondern indem er ſich an die Seite der Dame in den Wagen ſetzte, rief er mit engliſchem Hochmuth:

„Gute Nacht, meine Herren!"

Die Wagenthüre wurde zugeſchlagen, der Wagen rollte zum Thore hinaus.

Die beiden Zurückgebliebenen ſtanden im Hofe.

Lord Clearegh, der die Phraſe von dem „ausgehenden" Gelde auch auf ſich beziehen mußte, machte ein ſaures Geſicht, als er fragte:

„Was gedenken Sie jetzt mit dem Abende anzufangen, Herr von Satorinski?"

„Hm! mein Programm iſt gemacht", erwiderte dieſer, der ſein Briefchen leſen und darum den langweiligen Sohn Albions ſo ſchnell als möglich losbringen wollte.

„Und es lautet?" fragte Lord Georges.

Dieſe etwas vorwitzige Frage konnte eben ſo gut von Neugierde, als von Theilnahme für den Gaſt herrühren, daher antwortete der Pole mit vollendeter Artigkeit:

„Ich gedenke zuerſt in's ſilberne Kaffeehaus zu gehen, es iſt das einzige in ganz Wien, wo man eine ruſſiſche Zeitung bekommt und es intereſſirt mich doch immer, etwas Neues aus meinem Vaterlande zu hören."

„Sehr natürlich."

Digitized by Google

„Dann werde ich in mein Hotel zurückkehren, mich umkleiden und den Thee bei meiner Tante, der Fürstin Lubomirska, nehmen."

„Das ist eine vortreffliche Abendeintheilung. Gute Nacht, Herr Kapitän."

„Ihr Diener, Mylord."

Die beiden Herren trennten sich. Der Pole nahm wirklich den Weg nach dem in der Nähe seines Hotels gelegenen, sogenannten silbernen Kaffeehause, weniger, um die russische Zeitung zu lesen, als um den Inhalt des Billets kennen zu lernen, welches die schöne Henriette zu Hause geschrieben haben mußte, bevor sie ihre Theater-Toilette in Ordnung brachte.

Für diejenigen unserer Leser, welche den Namen „das silberne Kaffeehaus" nie gelesen, erlauben wir uns hier einzuschalten, daß es wirklich existirte, und zwar war es ein Café an der Ecke der Planken- und Spiegelgasse, das sich dieses glänzenden Titels erfreute, der von der Menge des Silbergeschirres herrührte, welches „auf der Credenz" stand, wie man wienerisch sagt. Auch die meisten Zeitungen fand man dort und so gestaltete sich das silberne Kaffeehaus (auch Café Neuner nach seinem Eigenthümer) zum Literaten-Versammlungsorte und in den Zwanzigerjahren waren Bäuerle, Deinhardstein, Raymund, Zedlitz, Bauernfeld, Kanne, Withauer und alle andern Ritter von der Feder tagtäglich dort zu treffen. Zu den Stammgästen des silbernen Kaffeehauses gehörte während seines Aufenthaltes in Wien auch jener übel berüchtigte, im Volksmunde noch immer genannte Severin von Jarosinski, fälschlich Graf Jarosinski, welcher durch sein Verhältniß mit der Lokalsängerin Therese Krones, dem Liebling des Wiener Publikums, eben so bekannt geworden, wie durch den grauenhaften Mord, den er an seinem alten Lehrer und Freund, dem Abbé Plank verübte. Er büßte sein Verbrechen am Galgen am 30. August 1827.

In dieses Kaffeehaus also trat der Pole, setzte sich an ein Seitentischchen, bestellte Liqueur, der Marqueur brachte das Verlangte und stellte, da nur die Oellampen ober den Billards beleuchtet waren, einen silbernen Leuchter mit einer sogenannten „gegossenen" Kerze, nebst Lichtputze und Lichtscheertasse auf den Tisch, denn das war damals für einen Gast nothwendig, der im Wirths- oder Kaffeehause lesen wollte, mit dem einzigen Unterschiede, daß eben nur das Café Neuner mit einem silbernen Leuchter (vielleicht war's nur ein versilberter) prunkte, während man in andern Lokalitäten sich mit Messing-, noch öfter mit Blechleuchtern begnügte, in welchem verschiebbar häufig eine ordinäre Unschlittkerze (sogenannte Schusterkerze) steckte, welche nach ein paar Minuten schwarze Dochtknollen (Rauber) ansetzte, die man mit der Lichtscheere, oder wo diese fehlte, mit den Fingern zu beseitigen pflegte.

Ein heutiger Wiener, gewöhnt an das strahlende Licht, das hunderte von Gasflammen ausströmen, würde ganz verblüfft sein, könnte er die primitive Einrichtung dieses Lokales sehen, das damals als das glänzendste von Wien galt.

Satorinski öffnete das Briefchen und las:

„Mein Herr!

„Ich gehöre nicht zu den gewöhnlichen Frauen.

„Zimpferlichkeit, Prüderie und Sprödethun kenne ich nicht.

„Wenn mir etwas gefällt, so habe ich den Muth, es ungescheut zu sagen.

„Und deshalb sage ich Ihnen ohne Scheu: Ich liebe Sie.

„Sie sind der Mann, wie ich mir denselben als mein Ideal denke.

„Und Lord Cavernon? werden Sie fragen.

„Ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn, und wenn sie mir helfen wollen, ihn zu hassen, wird sich meine Liebe zu Ihnen verdoppeln.

„Ich verlange nicht, daß Sie mich heiraten sollen. Personen, wie mich, liebt man, aber man heiratet sie nicht.

„Ich verlange nicht eines Mannes Hand, sondern sein Herz."

„Zugleich brauche ich einen Freund und Helfer bei einem Unternehmen, das Verstand, Herz und Entschlossenheit verlangt.

„Ich glaube, auch dazu sind Sie der rechte Mann.

Digitized by Google

„Noch darf ich Sie des rothhaarigen Schotten wegen nicht in meiner Wohnung empfangen, — aber kommen Sie morgen zwischen 11 und 1 Uhr in die Krugerstraße Nr. 1020, fragen Sie im 2. Stock nach Madame Delaunay und nennen Sie ihr den Namen Toutseul. Dort werde ich Sie treffen.

„Leben Sie wohl. Unsre Parole laute:

„Liebe um Liebe!

„Henriette."

Mit leidenschaftlichem Ungestüm küßte der junge Pole den Brief. Was ihm da geboten wurde, war ja Alles, was er verlangte.

7. Kapitel.

Eine stille Haushaltung.

Das Vorurtheil, daß nur das Fremde, besonders aber das Französische etwas werth sei, ist sehr alt in Oesterreich und es gab eine völlige Revolution in Wien, als Kaiser Josef II. an seinem Hofe mit den ausländischen Traditionen brach und selbst die fremden Weine seines Hofkellers den Kranken in's Spital schickte, für sich und seinen Hofstaat nur die österreichischen und ungarischen Weine behaltend. Die Erfolge der Franzosen während der Revolution und nach derselben, die Siegeslaufbahn Napoleons I., die Tage von Marengo Austerlitz, Wagram, die so viel Unglück über unser Vaterland brachten, steigerten die Franzosenschwärmerei geradezu zum Götzendienste, die französischen Emigranten, welche Wien überschwemmten, wurden Gegenstand der höchsten Verehrung und als endlich Kaiser Franz I. die Hand seiner Tochter Maria Louise in die des französischen Usurpators legen mußte, da erhielt die Franzosen-Manie eine Art dynastischer Berechtigung und vergebens eiferten ehrliche Volksblätter gegen „die Blauen" und „Blau-Ang'loffenen", welche trostlos waren, als ihr Held bei Leipzig endlich geschlagen wurde.

Leider ist die Franzosenvergötterung bei uns trotz Magenta und Solferino geblieben; es wird keinem Vernünftigen einfallen, die außerordentlichen Leistungen der so reich begabten französischen Nation auf den Gebieten der Industrie, der Kunst, der Literatur, des Geschmackes, der Mode, ja selbst der Wissenschaft, zu unterschätzen, allein unrecht ist es, die wackeren Leistungen der Heimat in stiller Verehrung des Fremden zu ignoriren und sie mit souveräner Geringschätzung zu behandeln, die um so ungerechter ist, als das Ausland, ja Frankreich selbst, längst den Oesterreichern verdiente Anerkennung zollt, — das Magazin des Wiener Specialisten August Klein auf dem Boulevard de Capucines in Paris wird von den Parisern mit Vorliebe aufgesucht, da die dort gebotenen Wiener Specialitäten an Geschmack, Eleganz und Solidität die französische Waare nicht nur erreichen, sondern selbst manchmal übertreffen.

Zur Zeit, in der unser Roman spielt, sang man ein Volkslied:

England, Preußen, Russenland
Haben es entschieden,
Frankreich muß zerrissen sein,
Sonst gibt's keinen Frieden.

Allein trotz dieses Franzosenhasses, der durch 20 Jahre der Niederlagen, Demüthigungen und Tyrannei genährt worden war, beugte man sich in Wien doch vor einem französischen Perrücken- oder Handschuhmacher und die Bedienten der Emigranten waren in die besten Wiener Bürgerhäuser als Hofmeister aufgenommen worden, damit die Kinder französisch plappern lernten, was damals als das Alpha und Omega aller Bildung galt. Leider ist diese fixe Idee auch heute noch nicht verschwunden.

Unter den jungen Leuten, die mit den ausgewanderten französischen Adeligen nach Wien gekommen waren, befand sich auch jener Alphons Desgouttes, welcher, wie sich unsere Leser vielleicht erinnern, ein Freund Hebenstreit's gewesen war, der ihn in dem Abschiedsbriefe an seine Tochter erwähnt hatte. Sein Vater war als Opfer der Guillotine gefallen, der Sohn mit einer adeligen Familie flüchtig nach Mainz und dann nach Wien gekommen, wo er die abhängige Stellung im Hause des herabgekommenen Edelmannes bald aufgab, um sich dem von ihm erlernten Handschuhmacher-Gewerbe zuzuwenden. Selbst der Magistrat hatte soviel Respekt vor einem eingewanderten Franzosen, daß man dem Bittsteller eine Unzahl von Förm-

Digitized by Google

lichkeiten und Plackereien erließ und ihm, wenn schon nicht das Bürgerrecht, so doch die Befugniß (Dekret) ertheilte, französische Handschuhe zu verfertigen.

Monsieur Alphonse Desgouttes eröffnete also in der Langen Gasse, Josefstadt, einen kleinen Laden mit dem Schilde: „Gantier français“ (französischer Handschuhmacher). Obwohl der junge Mann nicht einmal Bürger, sondern nur Dekreter (Schutzverwandter) war, welche Corporation Maria Theresia als ein eigenes, zweites Regiment dem ersten Bürgerregimente eingereiht hatte, so fand seine vortreffliche Waare schon deshalb reißenden Abgang, weil sie sich „französische“ titulirte. Damals ging durch die Wiener Gesellschaft noch kein demokratischer Zug, zur Perücke und dem Haarbeutel gehörte der Handschuh und Hausherrnsöhne, sowie Commis und Comödianten hätten sich geschent, mit unbehandschuhten Händen auf der Straße zu erscheinen.

Desgouttes erwarb bald einen bescheidenen Wohlstand und heiratete ein hübsches braves, aber armes Wiener Mädchen, das ihn von Herzen liebte. Sie gebar ihm drei Knaben, die Geburt des letzten kostete ihr das Leben. Der Franzose hatte seine Frau so leidenschaftlich geliebt, daß er sich zuschwur, nie mehr zu heiraten. Er hielt Wort und wendete seine ganze Liebe den Kindern zu, die er vergötterte. Die drei lustigen Franzosenbuben, wie man sie nannte, wurden die Gespielinnen der kleinen Henriette und im Verkehr mit ihnen und Mousieur Desgouttes eignete sich Hebenstreit's Tochter jenes fließende, feine Französisch an, das später der Congreß an ihr bewunderte. Der Handschuhmacher wurde der Freund Hebenstreit's, dessen Haus sich seinem Laden gegenüber befand, ihm hatte er auch, wie wir wissen, das geheimnißvolle Medaillon anvertraut.

Allein mit dem Tode der Mutter schien der Glücksstern von dem Hause Desgouttes gewichen.

Nicht etwa, als ob sich die Geldverhältnisse zu Ungunsten des Handschuhmachers gewendet hätten, im Gegentheil; sein Geschäft blühte und gedieh von Tag zu Tag mehr und mehr, Alphons Desgouttes war auf dem besten Wege, aus einem wohlhabenden ein reicher Mann zu werden, wenigstens nach damaligen Begriffen, wo der Bürger noch nicht nach einer halben Million und einem Ringstraßen-Zinspalaste strebte, und wo ein einstöckiges Vorstadthaus oder eine Summe von 20.000 fl. als ein „schönes Vermögen“ galt.

Es waren traurige und unverschuldete Familien-Ereignisse, die mit dem Tode der jungen Frau begonnen hatten und wie trübe Wolken über den Himmel dieser sonst so glücklichen Häuslichkeit hinweg zogen.

Der erste Unfall, der wie eine böse Vorbedeutung auftrat, traf den jüngsten Sohn des Handschuhmachers, den kleinen Theodor. Bei dem Tode der Mutter noch nicht zwei Jahre alt, wurde er der Sorge von Dienstboten anvertraut, die bei aller Sorgfalt für den kleinen Liebling, doch gedankenlos und leichtsinnig waren, wie es Leute dieser Sorte nur zu häufig zu sein pflegen.

Und so geschah es, daß der blonde „Dorl“, wie man ihn im Hause nannte, in einem unbewachten Augenblicke aus seinem Bettchen und auf die Rückenwirbelsäule fiel. Aus Furcht vor dem Zorne des Vaters vertuschte die Magd den Unfall und man bemerkte Anfangs nichts, als daß das Kind, welches eben zu gehen angefangen, mit einem Male wieder aufhörte und schmerzhaft zu zucken begann, wenn man es auf die Füße stellen wollte. Endlich lernte Theodor wieder gehen, allein sein Schritt war scheu, unsicher, nicht stramm und gerade und endlich stellte sich eine Verkürzung des linken Fußes und eine Verkrümmung der Wirbelsäule heraus, welch' letztere ohne gerade Höcker zu sein, dem armen Jungen doch das Aussehen eines Buckligen gab. Der Vater liebte, wie immer, das jüngste und verkrüppelte Kind mit doppelter Wärme und man kann sich denken, was Herr Alphonse Desgouttes ausstand, als er seinen Benjamin so heranwachsen sah. Uebrigens war Theodor bildhübsch, eine Engelsmilde lagerte auf seinem bleichen, resignirten Angesicht, in seinen veilchenblauen, frommen Augen, seine

Digitized by Google

Stimme klang weich und ſanft, wie die eines Kindes.

Die beiden andern Brüder Alphonſe und Leon entwickelten im Heranwachſen die Lebendigkeit und Agilität ihres franzöſiſchen Vaters, die Kraft und Strammheit ihrer Wiener Mutter. Es waren zwei prächtige Burſchen und manches Mädchenauge ſah ihnen begehrend nach, — allein der leidige Krieg rief ſie Einen nach dem Andern unter die Fahnen und Alphonſe fiel in dem ſiegreichen Rückzugsgefecht bei Znaim, 1809. Leon gehörte im Jahre 1812 zu dem Armeecorps, welches unter Schwarzenberg, auf dem linken Flügel der Franzoſen gegen Rußland operirte, ohne eigentlich in den Kampf einzugreifen. Der Sohn des Handſchuhmachers kam nicht mehr zurück, er blieb verſchollen, wie ſo viele, die damals unter der Schneedecke des fürchterlichen Winters begraben wurden.

Der arme Vater wurde einſilbig, endlich verſchloſſen und melancholiſch, ſein einziger Troſt blieb der Krüppel Theodor, der mit leidenſchaftlicher Liebe an ſeinem Vater hing.

Im Jahre 1813 ereilte das Verhängniß, das ſo unbarmherzig gegen dieſe Familie wüthete, auch den alten Handſchuhmacher. Das, was ſein Geſchäft wirklich zu einer Specialität machte, war die ſchöne Farbe des Leders der von ihm fabricirten Handſchuhe. Dieſe erzielte Herr Desgouttes dadurch, daß er ſeine Felle ſelbſt färbte und er befand ſich im Beſitze von einer Menge geheimer Recepte, um durch vegetabiliſche und mineraliſche Subſtanzen jene verſchiedene Sorten von Braun, Grün, und Grau zu erzeugen, die damals, wie jetzt geſucht wurden. Bei der Bereitung dieſer Farben ließ er Niemanden zuſehen, als ſeinen Sohn Theodor, um, nach dem Beiſpiele der alten Maler, das Geheimniß in ſeiner Familie zu erhalten.

Eines Tages aber hatte der Handſchuhmacher eine kleine, noch nicht verheilte Wunde an der Hand, die er ſich beim Schärfen der Felle durch einen Schnitt zugezogen. Beim Bereiten der Farben gelangte ein Tropfen von einer giftigen Subſtanz in die offene Wundſpalte und wenn auch Desgouttes dieſen Umſtand im erſten Augenblicke nicht beachtete, ſo mahnte ihn doch alsbald ein heftiger Schmerz und das Anſchwellen der Hand, daß mit derlei Dingen nicht zu ſpaßen ſei. Man ſchickte um den nächſten Arzt, dieſer erklärte, die Amputation der Hand ſei nothwendig. Deſſen ſich weigernd ließ Herr Desgouttes einen Profeſſor aus dem Spitale holen. Bis dieſer kam, war di: Blutvergiftung ſo weit vorgeſchritten, daß der Gelehrte die Abnahme des ganzen Armes, des rechten, für unumgänglich nothwendig erachtete, um das Leben des Unglücklichen zu retten; es ſei das einzige mögliche Mittel.

Der Franzoſe erklärte aber auf's Beſtimmteſte, lieber ſterben zu wollen, und er hielt Wort, — ein paar Stunden ſpäter war er eine Leiche. Seinem Sarge folgte, im Schmerz aufgelöſt der Krüppel Theodor und ein junges Mädchen, eine Verwandte aus Lyon, deren Aeltern geſtorben waren und welche Desgouttes nach Wien hatte kommen laſſen, um für ſie zu ſorgen. Auch die hübſche Louiſon weinte bitterlich und Theodor gab ſich alle Mühe die Couſine zu tröſten. Der einzige Sohn wurde der Erbe ſeines Vaters, mit Vorbehalt der Rechte des in Rußland verſchollenen Bruders, — er führte das Geſchäft mit gleichem Glücke weiter und nicht nur Herren, ſondern auch Frauen und Mädchen kauften gerne bei dem blaßen Franzoſen, wie man ihn nannte, und deſſen Liebenswürdigkeit und feine Manier vortheilhaft von dem derben vierſchröttigen Weſen der Bürgerſöhne damaliger Zeiten abſtach, deren rohe Sprachweiſe fort und fort mit zotigen und unfläthigen Worten untermengt war, wie man es heute zu Tag nicht mehr glauben würde. In dieſer Beziehung iſt eine gewaltige Beſſerung eingetreten.

Es war bei allem Kundenandrang eine recht ſtille Wirthſchaft, welche Theodor Desgouttes mit ſeiner Couſine Louiſon Laborde führte; er beſorgte das Geſchäft, ſie das Hausweſen, was, da man immer 10 Geſellen und ein Halbdutzend Lehrjungen im Hauſe hatte, die alle an des Herren Tiſch ſpeiſten, juſt keine Kleinigkeit war.

Digitized by Google

Gleichwohl fand sich Louison prächtig in ihre Aufgabe, sie redete wenig mit ihrem Cousin, aber bei diesen Worten gewöhnten sie sich gegenseitig an einander, so daß Theodor endlich seine Cousine alle Tage hübscher fand, während der kleinen Louison sein linkisches Benehmen, sein verkürzter Fuß und die leise Krümmung seines Rückens nicht mehr auffiel. Man gewöhnt eben Alles in der Welt und der junge Handschuhmacher war sonst ein so hübscher Mann.

Louison war eine nicht auffallende, aber pikante Schönheit. Ihr Haar und ihre langen Wimpern waren schwarz wie Agat, ihre Augen aber von hellem Blau, was ein ganz eigenthümliches Bild gab. Ihr Teint zeigte die frische Farbe der Pfirsichblüthe, um ihre kleine Hand, ihren zierlichen Fuß und die schlanke Taille hätte sie ein zwölfjähriges Kind beneiden können und Louison ging doch schon in's achtzehnte.

Die beiden jungen Leute führten also bon ménage, wie sie selbst sagten, und die Nachbarschaft, neugierig und tratschsüchtig, wie Nachbarn schon sind, munkelten ganz ungescheut, daß „die Franzosenleute" ein recht hübsches Paar geben würden. Da im Hause immer ein halbes Dutzend Gesellen und drei, vier Lehrjungen arbeiteten, für welche nach damaliger guter Sitte der Meister nicht nur die Wohnung, sondern auch Frühstück, Mittagmahl und Nachtmahl herstellen mußte, so hatte Louison auf Theodors Wunsch eine tüchtige Köchin böhmischen Ursprungs aufgenommen, welche die groben Arbeiten des Hauses mit der ihrem Stamme eigenen Rührigkeit und Findigkeit förderte und die hungrigen Mägen von Lehrjungen und Gesellen befriedigte.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, die Novembersonne war schon tief gesunken und in dem kleinen Laden der Langen Gasse herrschte bereits ein Halbdunkel, welches den Meister Theodor veranlaßt hatte, seine Arbeit, das Zuschneiden und Zusammenlegen von Handschuhen, aufzugeben und sich in einen Winkel hinter dem Ladentische zu setzen, wo er mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupte auf die Chansonetten horchte, welche Louison im anstoßenden Zimmer sang, sich selbst auf einem altväterischen Clavier (Spinett) begleitend; es waren Lieder zum Lobe des schönen Vaterlandes Frankreich, zum Preise seines Ruhmes seiner Großthaten, Erinnerungen an eine glorreiche Periode, die eben jetzt durch den Wiener Congreß begraben wurde. Nach der Marseillaise und dem „Ça ira" kamen die Marengo-Hymne und die ersten begeisterten Chansons von Béranger. Dem jungen Mann ward ganz eigenthümlich zu Muthe. Wenn auch der verstorbene Desgouttes Oesterreich als seine zweite Heimat geliebt und seine Kinder in der Liebe zum neuen Vaterlande erzogen hatte, so hatte er doch immer mit Begeisterung von la belle France gesprochen und seine Söhne hatten es von ihm überkommen.

Also saß er im Horchen verloren, Louison war keine Sängerin nach unsern Begriffen, der Zauber ihrer Stimme kein glänzender, aber sie wußte in jeden Satz einen gewissen dramatischen Ausdruck hineinzulegen, und das war es, was den jungen Mann fesselte, daß er auf die ganze übrige Welt vergaß.

An dem Thürstocke oder des nach der Gasse gehenden Ladeneinganges befand sich ein Glöckchen, An der Thüre selbst auf gleicher Höhe war eine eiserne Zunge angebracht, wenn man die Thüre öffnete, stieß die Zunge an das von einer Metallfeder gehaltene Glöcklein und dieses begann sofort im hellen, schrillen Ton zu läuten, mit seinem Gebimmel das ganze Haus durchschallend. Diese Einrichtung, jetzt kaum mehr bei den Greißlern entlegener Vorstädte zu finden, befand sich damals fast in jedem Verkaufsgewölbe, theils um die Eigenthümer herbei zu rufen, wenn sie in dem anstoßenden Wohnzimmer oder der Werkstätte waren, theils um der concurrirenden Nachbarschaft kund und zu wissen zu machen, daß eine Kundschaft der andern die Hand gebe.

Das Glöcklein im Laden des Handschuhmachers erklang plötzlich. Theodor Desgouttes fuhr empor und sah, daß zwei elegante Personen, ein Herr und eine Dame, in das Verkaufsgewölbe eintraten.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Boa Constrictor.

Der Schall des Glöckleins hatte auch Louison veranlaßt, ihr Clavierspiel und Singen aufzugeben! mit echt weiblichem Takte fand sie es unpassend, zu musiciren, während sich Käufer im Laden befanden. Doch war die Thüre des anstoßenden Zimmers offen und die kleine hübsche Französin konnte jedes Wort vernehmen, was draußen gesprochen wurde.

Theodor begrüßte die Eintretenden mit einer artigen Verbeugung und fragte im höflichsten Tone, womit er dienen könne.

„Ich brauche Handschuhe", sagte die Dame, sich vom Arm ihres Begleiters los machend.

„Werde sogleich dienen", erwiderte der junge Mann, „bitte mir die Farbe zu bestimmen."

Die ersten Worte hatte die Käuferin deutsch gesprochen, die nächste Frage aber that sie im reinsten Französisch:

„Ich befinde mich doch hier im Geschäfte des Herrn Alphonse Desgouttes?"

„So ist es, Madame", antwortete der junge Handschuhmacher ebenfalls im besten Französisch, wie er es von seinem Vater erlernt hatte.

„Und lebt der wackere Mann noch?" fuhr sie fort.

„Er ist seit länger als einem Jahre todt", erwiderte Theodor bewegt.

„Gott möge ihm gnädig sein, — Sie sind also wohl der Sohn?"

„So ist es, Madame."

„Und zwar müssen Sie der jüngste sein, Theodor?"

„Auch das ist richtig, Sie kennen mich also, Madame?"

Die Worte des jungen Mannes klangen mehr und mehr überrascht.

„Ob ich Sie kenne!" rief die Dame mit dem Ausdrucke wehmüthiger Erinnerung, „Sie und Ihre Brüder Alphons und Leon? Was ist aus ihnen geworden?"

Theodor's Stimme zitterte, als er erwiderte:

„Alphons fiel Anno Neune als Fähnrich beim Regimente Colloredo, Leon ging mit dem Schwarzenberg'schen Armeecorps nach Rußland, — Gott weiß, wo er unter Schnee und Eis begraben liegt. Wir haben nie mehr von ihm gehört."

„Arme Jungen!" rief die Dame und fuhr sich mit der Hand über die Augen und wir glauben, daß die lichten Tropfen, die in diesen schönen Augen glänzten, echte Perlen der Erinnerung waren, einer Zeit geltend, wo auch sie noch rein und gut war, denn unsere Leser haben in der Dame im Handschuhmacher-Laden wohl schon die Heldin unserer Erzählung, die schöne Henriette erkannt.

„Sie werden es wohl nicht indiscret finden, Madame", sagte der junge Mann im höchsten Erstaunen, „wenn ich mir die Frage erlaube, wie es kommt, daß Sie eine so genaue Kenntniß meiner Familie, meines armen Vaters, meiner unglücklichen Brüder haben?"

„Du guter Gott!" erwiderte sie und ihre Stimme klang so weich, als ob die Besitzerin derselben tief gerührt gewesen wäre, „soll ich Euch nicht kennen? Waren wir nicht zusammen in unserer Jugendzeit? Waret Ihr nicht meine Spielkameraden?"

„Wie?" rief Theodor, der sich noch immer nicht zurecht finden konnte.

„Haben Sie die kleine Henriette ganz vergessen?"

„Mein Gott! Sie wären Fräulein Henriette — Hebenstreit? — Pardon, ich soll wohl sagen: Frau von — —?"

Und er warf einen vielsagenden Blick auf ihren Begleiter.

„Sagen Sie nur Fräulein, dieser Herr ist nicht mein Gatte, — nur mein Ritter und Cavalier, ich selbst aber nenne mich seit des Vaters Tode Fräulein Toutseul, die Wiener aber mit ihrem schlechten Geschmacke nennen mich die schöne Henriette."

Dabei schlug sie den Spitzenschleier, der ihr Angesicht theilweise verhüllt hatte, zurück und der letzte Strahl der Abendsonne beleuchtete sie in ihrer vollen Schönheit.

Digitized by Google

Theodor war entzückt, geblendet, während er die Worte stammelte:

„Die Wiener haben nur zu recht, wenn sie Ihnen diesen Namen geben."

„Meinen Sie? Doch nun zu etwas Anderem."

„Befehlen Sie."

„Erinnern Sie sich, daß wir in unserem Kreise, beim lustigen Kinderspiel ein Lied sangen?"

„Wir sangen so manches, denn wir waren damals sehr lustig."

„Ich meine jenes, welches mit den Worten begann:

Und Henriette sang mit ihrer charmanten Stimme:

Mon père est oiseau, ma mère est oiselle!"

Und horch! Im Nebenzimmer ertönten plötzlich die Saiten eines Claviers und die überraschte Sängerin fand für ihr Lied das passende Accompagnement.

Sie hielt im Singen inne.

„Das ist ja hübsch", sagte sie, „wer ist das wohl?"

„Meine Cousine Louison", erwiderte der junge Handschuhmacher, „sie führt seit meines Vaters Tode den Haushalt."

„Ah, ich verstehe! Ihre Braut? Ihre Geliebte?"

Der junge Mann ward über und über roth vor Verlegenheit.

„Nicht doch, Fräulein", stotterte er, „was fällt Ihnen ein?"

„Nun, warum denn nicht?" sagte sie: „Sie sind doch schon alt genug zum Heiraten, — auch sind Sie groß geworden und hübsch, und —"

Sie hielt inne, die Verlegenheit des jungen Mannes, der sich seiner Krüppelhaftigkeit bewußt war, war zu groß, wenn er auch mit der Eitelkeit aller Krüppel die Complimente, welche ihm seine Jugendgespielin machte, für wahr hin nahm.

Wie wir wissen, ward jedes Wort, welches im Laden gesprochen wurde, von der im Nebenzimmer sich befindenden Cousine des Handschuhmachers gehört.

„Wenn ich einmal heiraten sollte", fuhr die schöne Henriette fort, welche den Eindruck recht gut bemerkte, den sie auf den jungen Mann gemacht hatte, „so müßte mein Mann so sein, wie Sie, so still, liebenswürdig, sanft —"

„O bitte, bitte," stammelte Theodor, wie mit Blut übergossen.

Sie hatte das flammende Auge auf ihn gerichtet. Wer kennt nicht die Thatsache von dem fascinirenden Blicke der Schlangen. Das arme Vöglein, das so leicht davonfliegen könnte, sträubt die Flügel, vermag sich aber nicht zu erheben, so lange das Zauberauge der Boa Constrictor auf ihm ruht; es wartet in Todesangst, bis es der Würgerin zum Opfer fällt. Es fühlt, daß es verloren ist, aber es hat nicht die Kraft, vielleicht auch nicht die Lust, sich zu retten.

So erging es dem armen Theodor Desgouttes dem Auge dieses dämonischen Weibes gegenüber.

Louison im Nebenzimmer fühlte mit dem Instinkte eines echten, weiblichen Herzens. Sie glaubte, daß diese Frau, die sie nicht sehen konnte, sehr schön sein müsse, sie errieth aus der Befangenheit, dem Tone und dem Stammeln Theodors; sie empfand es, welchen Eindruck die Fremde auf den jungen Mann machte und das that ihr wehe, unendlich wehe!

Warum? — Welche von unsern Leserinnen hat das nicht schon errathen!

Louison liebte den Krüppel, wenn es zwischen Beiden auch noch zu keiner Erklärung gekommen war.

„Wir kommen von der Sache ab," nahm Fräulein Toutseul wieder das Wort.

„Ach, Sie meinen die Handschuhe", erwiderte Desgouttes, „gleich werde ich" —

„Sie irren, — ich meine nicht die Handschuhe, — ich meine das Lied" —

„Welches Lied?"

„Nun das, welches ich soeben gesungen habe: Mon père est oiseau."

„Ich verstehe Sie nicht, verehrtes Fräulein."

„Wie? Sollte Ihnen Ihr Vater oder Ihre Brüder nie gesagt haben, daß dieses Lied ein Erkennungszeichen sei, und daß Sie der Person, welche Ihnen dieses Lied singen wird, ein Medail-

Digitized by Google

lon auszufolgen haben, das mein Vater dem Ihrigen übergab, ehe er in den Kerker wanderte."

Theodor Desgouttes ſchlug ſich vor die Stirne.

„Es iſt richtig," ſagte er, „unbegreiflich, wie man ſo etwas vergeſſen kann. Das Medaillon liegt oben in dem alten Kaſten, wo mein Vater ſeine wenigen Pretioſen und jene Dokumente aufzuheben pflegte, die er aus Frankreich mitgebracht hatte. Ich gehe es zu holen, meine Couſine wird Ihnen einſtweilen Geſellſchaft leiſten. Louiſon komm' heraus."

Im nächſten Augenblick ſtand die Gerufene vor ihnen.

Es iſt eine allgemeine Gewohnheit der aufgedonnerten Courtiſanen, daß ſie ehrbare Frauen und Mädchen, mit einer gewiſſen hochnaſigen Herablaſſung behandeln, als ob ſich's dieſelben zur Ehre rechnen müßten, Damen dieſer Sorte die Hand zu küßen. Auch die ſchöne Henriette huldigte dieſer ſonderbaren Gewohnheit und als die hübſche Franzöſin in den Laden trat, muſterte ſie dieſelbe vom Kopfe bis zu den Füßen, wie einen Dienſtboten, den man aufnehmen will, und ſagte dann im gnädigen Tone:

„Alſo das iſt Ihre Couſine, Mademoiſelle Louiſon. In der That, — nicht übel, — recht nett, — friſch — jung —

— und anſtändig!" fiel ihr die Franzöſin in's Wort, in jenem Tone, den der Wiener mit einem unübertrefflichen Ausdruck als „g'ſchnappig" bezeichnet.

Die ſchöne Henriette wurde blutroth. Sie fühlte recht gut, daß das junge Mädchen mit jenem Inſtinkte, den ehrbare Frauen immer gegenüber den unehrbaren entwickeln, mit dieſem Worte ihr zu verſtehen gegeben, was ſie von ihr denke.

Sie biß ſich in die Lippen, fand es aber unter ihrer Würde — man verzeihe den unpaſſenden Ausdruck — der herausfordernden Franzöſin etwas zu erwidern, doch ſchleuderte ſie ihr einen Blick zu, der den ganzen Haß ihrer Seele verrieth.

„Ich bin den Augenblick wieder hier", ſprach Theodor, „Du wirſt ſo gut ſein, Louiſon, Madame einſtweilen zu unterhalten."

„Ich verzichte auf dieſes Vergnügen", ſprach hochnaſig die Tochter Hebenſtreit's und während der Handſchuhmacher enteilte, um das Medaillon zu holen, wendete ſie der Franzöſin den Rücken zu und plauderte mit ihrem Begleiter, dem ruſſiſchen Gardekapitän Satorin ski.

„Ganz nach Ihrem Belieben, Madame", antwortete Louiſon und machte ſich daran, Handſchuhe zuſammen zu legen, als ob ſie nichts anderes zu thun hätte.

Theodor Desgouttes blieb nicht lange weg, als er wieder eintrat, trug er das Medaillon in ſeiner Hand und reichte es der wartenden Eigenthümerin.

„Hier iſt es, Madame", ſagte er, „ich habe es gleich gefunden."

„Geben Sie", ſprach ſie raſch, — ergriff es und drückte an die Feder. Das geöffnete Medaillon zeigte das Bild ihrer Mutter, — ſie achtete nicht darauf, ſondern ſuchte nur den Griff, um den rückwärtigen Deckel zu heben, endlich gelang es ihr. In der Vertiefung lag zuſammengelegt ein feines Papier, raſch es entfaltend, ſah ſie, daß es der von ihrem Vater verſprochene Plan des Hausgartens ſei, ein derbes rothes Zeichen markirte den Platz unter dem Baume, wo Hebenſtreit laut ſeines Briefes den Schatz vergraben hatte.

„Es iſt Alles in Ordnung", murmelte ſie, dann ſetzte ſie laut hinzu:

„Ich reklamire dieſes Medaillon als mein Eigenthum, Sie haben doch nichts dagegen?"

„Wie könnte ich?" erwiderte der junge Mann, „hat uns unſer in Gott ruhende Vater doch oft genug geſagt, daß es das Eigenthum der Tochter ſeines unglücklichen Freundes Hebenſtreit iſt und daß wir es ſofort jener Perſon auszufolgen hätten, die uns mit dem Liede „Mon père est oiseau" dazu auffordern werde. Nun ſind Sie ſelbſt gekommen und ich vollziehe nur den Befehl meines todten Vaters, wenn ich Ihnen das einhändige, was Ihnen gehört."

Er ſprach dieſe Worte ſo weich, ſo bewegt, daß Louiſon faſt Thränen in den Augen hatte.

Digitized by Google

Die schöne Henriette aber sagte leise:

„Ich danke Ihnen, Herr Theodor, erlauben Sie mir wenigstens, Ihre Hand dankbar zu drücken."

Sie reichte ihm ihre Hand, von der sie den Handschuh abgezogen hatte.

Er legte glühend vor Aufregung seine Hand in die ihre.

Sie drückte dieselbe warm und zärtlich, wie die eines alten Freundes.

Der Krüppel fühlte, daß es ihm wie Feuer durch alle Adern strömte.

Die arme Louison sah dies Schauspiel mit wogendem Busen an.

Henriette Toutseul merkte recht gut, was in der Seele des Mädchens vorging. Frauen haben für dergleichen einen gar scharfen Blick — sie hatte da die schönste Gelegenheit, die kleine Französin für die spitzige Bemerkung, die sie sich erlaubt hatte, zu strafen.

Die Hand Theodors noch immer in der ihrigen haltend und selbe streichelnd, sagte sie:

„Was Sie für kleine, weiße Hände haben, Herr Theodor, doch das fiel uns schon als Kinder auf, und wenn wir Mann und Frau spielten, da wählte ich immer Sie zu meinem Gatten, denn ihre beiden andern Brüder, die immer nur Soldaten oder Pferd spielen wollten, waren mir viel zu wild und ungestüm. Was waren wir für ein hübsches Paar — am Ende wären wir's noch, nicht wahr, Herr Theodor?"

„Nun, — was Sie anbelangt, wäre das wohl richtig", stammelte der Krüppel.

„O auch was Sie betrifft", rief sie lustig, „nun, was nicht ist, kann ja werden."

Diesmal hatte die arme Louison wirklich die Augen voll Wasser. Der schöne weibliche Dämon bemerkte es gar wohl und triumphirte.

„Doch wir haben Sie noch etwas zu fragen", fuhr Henriette fort, „in wessen Besitz ist jetzt das Haus vis-à-vis, das zur Zeit, als wir Kinder waren, meinem Vater gehörte?

„Nach dem Tode Ihres Herrn Vaters", erwiderte der Handschuhmacher, „fiel es dem Fiscus anheim, der es nach Jahr und Tag an einem Beamten, einem Edlen von Zahlbruckner, verkaufte. Dieser verlor nach und nach alle seine Kinder, ließ sich pensioniren, zog sich von Allem zurück, wurde leutscheu und bewohnte ganz allein den nach den Garten hinaussehenden Parterretrakt im Hofe des Hauses. Heuer war ihm das Leben und Treiben in Wien so zuwider, daß er schon im Sommer zu einer Verwandten nach Gföll flüchtete; so viel ich weiß, ist er noch nicht zurückgekehrt."

Henriette horchte hoch auf, auch Satorinski ward aufmerksam.

„Der Parterretrakt steht also leer?" fragte die Tochter Hebenstreit's.

„Ganz leer", erwiderte Theodor, nur der Hausmeister führt die Aufsicht."

„Und dieser Hausmeister?" fragte der Pole. „Was ist er für ein Mensch?"

„Je nun, wie die Hausmeister alle", meinte der Handschuhmacher lächelnd.

„Das heißt für gewöhnlich grob und brutal", ergänzte die schöne Henriette, „aber unterwürfig und demüthig, wenn man ihn gut bezahlt."

„Das paßt auch auf andre Leute, die keine Hausmeister sind", schaltete Satorinski lachend ein.

„Sie werden gleich begreifen, warum ich frage", fuhr die Dame fort, „es drängt mich wieder einmal in den Garten zu kommen, wo wir so glückliche Stunden verlebten, nicht wahr, Herr Theodor? Aber nicht bei Tage will ich hin, sondern bei Nacht, die schwarz ist, wie das Verhängniß, das meinen armen Vater vernichtete."

„Da wäre es wohl am Besten, mit dem Hausmeister Rücksprache zu nehmen", meinte Theodor Desgouttes.

„Ganz richtig, — und das könnten wir sogar gleich thun", erwiderte Henriette.

„Ja wohl, ja wohl."

„Allein es ist schwer", fuhr die schöne Sünderin fort, „sich einem wildfremden Menschen, der obendrein ein Wiener Hausmeister ist, auf's Gerathewohl vorzustellen und ihm zu sagen, man wolle sich in finsterer Nacht den Garten im Hause ansehen.'

„Das hat ebenfalls seine Richtigkeit."

„Und darum denke ich, Herr Theodor, es wäre am Besten, wenn Sie uns begleiten. Der Hausmeister kennt Sie doch?"

Digitized by Google

„Gewiß, als seinen Nachbar.

„Und als Hausherr werden Sie ihm gewiß imponiren. Haben Sie also die Güte, mit uns zu kommen, das heißt, wenn es Mademoiselle erlaubt".

Das war eine böse Bemerkung, allein die kleine Französin war schlagfertig und erwiderte:

„Ich habe weder als Cousine noch in sonst einer Eigenschaft ein Recht, Herrn Theodor irgend etwas zu befehlen, da er ja der Herr im Hause ist. Auch bin ich viel zu bescheiden, um nach so kurzem Aufenthalte in einem fremden Hause so aufzutreten, als ob ich dessen Gebieterin wäre."

Der Hieb war gut und die schöne Henriette repostirte nicht mehr. Der Handschuhmacher aber sah seine Base verwundert an.

„Sie entschuldigen, Fräulein", sagte er, „Ihr Wunsch ist mir Befehl, allein ich kann eine Dame wie Sie, doch nicht in der Arbeitsjacke und im Schurz über die Gasse begleiten. Ich werde nur schnell einen andern Rock anziehen, gleich bin ich wieder da."

Und er enteilte durch die aus dem Laden in's Cabinet führende Thüre.

„Dieser Theodor ist ein allerliebster junger Mann geworden", sprach Fräulein Toutfeul, „in den man sich wirklich verlieben könnte. Nicht wahr, Mademoiselle?"

Louison zuckte mit gutgespielter Gleichgiltigkeit die Achseln.

„Ich weiß es nicht", versetzte sie, „ich bin für derlei Fragen zu jung und überlasse die Beantwortung derselben jenen Damen, die *mehr Erfahrungen* haben.

„Nun, ich werde *meine* Erfahrungen an dem jungen Herrn bereichern", warf ihr die Courtisane in einem Tone hin, über welchen Louison erblaßte.

Satorinski sah die Sprechende verwundert an; in seiner Gegenwart klang diese Phrase geradezu wie eine Beleidigung.

Theodor kam zurück, er hatte so rasch als möglich Toilette gemacht.

„Ich stehe zu Diensten, mein Fräulein", sagte er, „Du wirst so gut sein, Louison, den Laden zu hüten, bis ich zurückkehre."

„Ach ja, zur Ladenhüterin taugt die Demoiselle", höhnte Henriette.

Louison wollte antworten, allein sie fürchtete, es könnte zu einem förmlichen Streite kommen, und diesen wollte sie um Theodor's Willen vermeiden.

Die schöne Henriette aber hielt dem Handschuhmacher ihre Hand hin und sagte:

„Sehen Sie sich einmal diese Hand an, Herr Theodor; — da ich voraussetze, daß Sie ein ebenso geschickter Handschuhmacher sind, wie Ihr seliger Herr Vater, so frage ich, ob sie im Stande sind, nach dem bloßen Anblicke dieser Hand mir ein Dutzend Handschuhe zu machen, die genau passen, — ganz genau."

„O gewiß!" rief der entzückte junge Mann, der bei dieser Gelegenheit nicht umhin konnte, die kleine Hand, für die er arbeiten sollte, zu erfassen und zu drücken.

Was Louison dabei empfand, wird jede unserer Leserinnen empfinden, die sich jemals in einer ähnlichen Situation befand.

Die schöne Henriette fuhr fort:

„Die Auswahl der Farben überlasse ich Ihrem Geschmacke. Ueber den Preis werden wir uns wohl einigen. Als Draugabe gebe ich Ihnen diese Kleinigkeit."

Und sie zog von der Hand einen hübschen Ring mit einem herzförmigen Rubin, steckte denselben an den Finger des erröthenden jungen Mannes und setzte lachend hinzu:

„Nur damit Sie mich nicht vergessen!"

„Wäre das wohl möglich?" stammelte der junge Mann, dem eben nichts Besseres einfiel, als dieser Gemeinsatz.

„Sehr galant!" meinte die Syrene, ohne zu lächeln, „um aber auch Ihrem Gedächtniß bezüglich meiner Wohnung zu Hilfe zu kommen, so haben Sie hier meine Adresse, Sie werden so gütig sein, mir die Handschuhe selbst zu bringen."

„Es wird mir eine Ehre sein."

„Ich rechne darauf, denn ich hasse nichts so sehr, als die Berührung mit Lehrjungen, Commissionären, Ladenmamsellen und derlei Volk, dessen

Digitized by Google

Rohheit und Dummheit nur durch dessen Frechheit übertroffen wird. Ihren Arm, Herr Theodor.“

Und während sie ihren Arm in den des eben so verlegenen, als entzückten Handschuhmachers legte, warf sie der vor Scham und Wehmuth erbebenden Louison einen vernichtenden Blick zu. Boa Constrictor triumphirte über das arme Vöglein, und während die Kokette am Arme Theodors zur Thüre hinausschritt, sank Louison auf einen Stuhl und das lang unterdrückte Gefühl machte sich in einem Strome von Thränen Luft. Allein so wie der anhaltende Frühlingsregen die Knospen der Rosen heraustreibt, so wurde hier durch den Thränenregen die schönste Knospe des Herzens geweckt und Louison fühlte klar und deutlich, daß sie ihren Cousin vom ganzen Herzen liebe.

9. Kapitel.

„Zum Vergißmeinnicht.“

Bekanntlich wurden zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung (1683) die Wiener Vorstädte sammt den Resten der sogenannten Lucken, die sich noch von der ersten Belagerung her erhalten, auf Befehl des Stadt- und Festungs-Commandanten Graf Rüdiger Starhemberg vollständig niedergebrannt. In dem Flammengürtel, welcher die Stadt unmittelbar vor dem Eintreffen des feindlichen Heeres umwogte, blieb wohl manches Gebäude verschont, besonders jene einzelnen Hauerhäuschen, zwischen den Weingärten, welche damals den Platz einnahmen, auf dem sich jetzt daß Häusermeer der westlichen Vorstädte befindet. Auf gleichzeitigen Abbildungen sieht man, daß wohl die Dächer, überwiegend mit Schindeln gedeckt, und die Fenster weggebrannt sind, die Hauptmauern aber stehen größtentheils. Die Türken waren nicht so unklug, diese natürlichen Verschanzungen zu zerstören, sondern sie benützten dieselben, um gedeckt sich und ihre Geschütze zu postiren und nach der Stadt zu feuern.

Besonders war dies der Fall in der Vorstadt St. Ulrich, wo das Zelt des türkischen Heerführers Kara Mustafa stand, dessen Bassen und Oberoffiziere sich in der Nähe ihres Gebieters so gut als möglich unterbrachten, die halbzerstörten Häuser durch ihre Leute wieder in Stand setzen ließen und dieselben während der Belagerung bewohnten. In der großen Entsatzschlacht fanden die geschlagenen Osmanlis nicht mehr Zeit, die Häuser nieder zu brennen oder zu sprengen, sondern sie fielen mit allen in den Kellern angehäuften Vorräthen in die Hände der Sieger und die Wiener, die sich mit der Beute bereicherten und für das ausgestandene Elend schadlos hielten, brauchten nur Weniges zu repariren, um — wenigstens nach den Begriff damaliger Zeit — wieder ein wohnliches Haus daraus zu machen.

Aus diesem Grunde findet man noch jetzt in jener Gegend, nämlich in Maria Trost, St. Ulrich, auf dem Neustift und der Wendelstatt, am Platzl und im Altlerchenfeld Häuser, die zu den ältesten der Wiener Vorstädte gehören und wie Wahrzeichen der Vergangenheit in die Pracht der modernen Zinspaläste hineinragen.

Ein solches Andenken an die alte Zeit war auch das Haus „zum Vergißmeinnicht“ in der Langen Gasse. Nur ein Erdgeschoß mit einem hohen spitzen Giebeldach wendete sich der genannten Gasse zu, mit einer uralten Schänke, welche das gleiche Schild, wie das Haus führte, wenn auch die Besucher dieser gemüthlichen Kneipe, aus welcher jeden Abend lustig die Fidel und die Klarinette ertönte, keine andern Vergißmeinnicht davontrugen, als die blauen Flecken, welche sich mit Krügen und Flaschen die Herren Gäste beibrachten, wenn sie ab und zu in Streit geriethen.

Ein schmales Thor führt in's Innere, und in der Thorfahrt befand sich eine jener unnennbaren Anstalten, welche damals das kleinste Wiener Wirthshaus nicht entbehren durfte. Der Eingang in's Haus war also nicht appetitlich.

Gleichwol schob sich die schöne Henriette am Arme ihres Begleiters mit jenem Takte und jener Grazie, welche die echte Wienerin charakterisirt und stand im nächsten Augenblicke in dem mit ungleichen Steinen gepflasterten Hofe des Hauses.

Es ist ein eigenes Ding um das Menschenherz. Diese kalte, verstockte Kokette fühlte ein eigenthümliches Weh, als sie die Stätte wieder sah,

Digitized by Google

wo sie als unschuldiges Kind mit den Buben des Handschuhmachers Desgouttes gespielt hatte, wo sie am Sonntag im Gala-Kleidchen an der Hand ihres Vaters, ihrer Mutter gewandelt war, um in's Hochamt zu den Piaristen zu gehen, als ihr Blick auf die bescheidene Behausung fiel, in der sie mit ihren Aeltern gewohnt hatte, und die ihr damals wie ein Palast erschienen war.

Es stand nämlich im Hintergrund des Hofes ein Quertrakt aus neuerer Zeit, von welchem sechs oder acht Stufen in den Garten führten, welcher an den großen Garten des fürstlich Auersperg'schen Palais stieß.

Auch die Wohnung des Hausmeisters befand sich noch an derselben Stelle; doch war die Thüre gesperrt.

„Wo sollen wir den Mann finden?" fragte Satorinski.

„Im Wirthshaus", antwortete die schöne Henriette, die sich Zwang anthat, um die Bewegung zu bemeistern, welche sie überrumpelt hatte, „den echten Wiener Hausmeister findet man immer im Wirthshause. Wollen Sie nachsehen, Herr Theodor, ob ich nicht Recht habe."

Gehorsam verfügte sich der Handschuhmacher durch die Küche in die Kneipe und brachte nach wenig Augenblicken das gewünschte Individium heraus.

Der Hausmeister, Herr Lorenz, roch gewaltig nach Wein, sah sehr schmierig aus und behielt die Pudelmütze so fest auf, als ob sie angewachsen wäre.

Er betrachtete den fremden Herren und die fremde Dame, deren elegantes Aeußere ihm durchaus nicht zu imponiren schien, und fragte im echten Hausmeister-Tone:

„Was wollen's denn?"

Satorinski, dem diese Manier durchaus nicht zu gefallen schien, erwiderte etwas hochfahrend:

„Ich bin russischer Gardekapitän, mein Freund —"

„Ich bin nicht Ihr Freund", antwortete der Herr Lorenz, „und die Russen gehen mich schon gar nichts an."

„Aber mich kennen Sie doch?" fragte Desgoultes in peinlicher Verlegenheit.

„Ja wohl," war die Antwort, „Sie sind der Handschuhmacher von da drüben und ein halber Franzos. Mit den Franzosen haben wir Oesterreicher noch nie etwas aufgesteckt. Handschuhe aber trag ich nie, brauche keine."

Wie man sieht, war der Hausmeister ein ausgesprochener österreichischer Chauvinist.

Henriette lachte herzlich, dann sagte sie im perfecten Wiener Deutsch:

„Herr Hausmeister, hören's mich an, Wollen Sie einen Dukaten verdienen?"

Der Klang der heimischen Mundart; vor Allem aber die Aussicht auf das versprochene Goldstück brachten eine totale Veränderung bei dem Flegel hervor. Sein Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen, welches ein Lächeln vorstellen sollte und er murmelte:

„Einen Dukaten! Ah freilich! wär' schon recht. Da muß man oft das Thor aufsperren, bis man soviel zusammen bringt. Aber wo soll denn der Dukaten herkommen?"

„Da ist er schon," antwortete Henriette, indem sie mit Daumen und Zeigefinger einen blanken Kremnitzer in die Höhe hob; es war noch hell genug, daß Herr Lorenz das Funkeln des Goldstückes sehen konnte. Sein breites Maul verzog sich noch weiter.

„Meiner Seel! 's ist richtig!" sagte er, „ein funkelnagelnagelneuer Dukaten."

„Und der gehört Ihnen", sprach Henriette, „wenn Sie thuen, was ich befehle."

„Na, so reden's halt."

„Haben Sie je etwas von Freimaurern gehört?"

„Ah ja! — das sind, glaube ich, Leut, die an keinen Gott glauben, sich dem Teufel verschrieben haben und allerhand Zaubereien treiben."

Man wundere sich nicht, daß der Hausmeister von 1814 so dumm redet, wir kennen Hausherren von 1877, die nicht viel gescheidtere Ansichten haben.

Die schöne Henriette, die jedenfals auf die Dummheit und den Aberglauben des Mannes spekulirte, um ihren Plan auszuführen, fuhr fort:

Digitized by Google

„Ganz richtig. Nun müssen Sie wissen, ich bin die Tochter eines Freimaurers."

„Hören's auf!" sprach der Hausmeister einen Schritt zurücktretend.

„Und vor mehr als 30 Jahren", redete die Courtisane weiter, „hat mein Vater diesen Trakt hier bewohnt, ist auch hier gestorben."

„Jesus Maria!" rief Herr Lorenz, „am End geht's um! Am Abend trau' ich mich ohnehin nicht hinein; das Quartier ist so viel entrisch, es kracht Alles."

„Davon will ich Sie für immer befreien."

„Vergelt's Gott! Aber den Dukaten —?"

„Bekommen Sie doch."

„Soll ich vielleicht gar Freimaurer werden? Nicht um 1000, nicht um 10.000 Dukaten!"

„Ach, Sie taugen nicht zum Freimaurer, Sie sind dazu viel zu christlich und tugendhaft."

„Das meine ich halt auch", schaltete Herr Lorenz selbstgefällig ein.

„Es ist nur eine Gefälligkeit, die ich von Ihnen beanspruche."

„Und worin besteht diese?"

„Ich hätte mich an Ihren Herrn gewendet, habe jedoch erfahren, daß derselbe nicht hier, sondern auf dem Lande sich aufhält."

„Ja, in Gföhl."

„Aber Sie haben die Schlüssel zur Wohnung?"

„Ja, gnädige Frau."

Der Gedanke, der Tochter eines Freimaurers gegenüber zu stehen, hatte den brutalen Hausmeister völlig höflich gemacht.

„Nun hören Sie, — ich will heute Nacht in Begleitung dieses Herrn den Garten in diesem Hause besuchen. Sie werden mir sowohl diese Thüre hier, sowie jene, die aus dem mittlern Zimmer in den Garten führt, öffnen. Halten Sie eine Laterne, einen Krampen und eine Schaufel in Bereitschaft."

Herr Lorenz kratzte sich hinter den breiten Ohren.

„Das ist eine verwutzelte Geschichte", sagte er, „wozu brauchen Sie denn das Alles?"

„Das werden Sie gleich begreifen. Ich muß Ihnen nur erzählen, wie mein Vater starb."

„O, ich bin nicht neugierig,"

„Es ist nothwendig. Mein Vater hatte den Großmeister der Freimaurer beleidigt und war nach den Statuten des Ordens zum Tod verurtheilt worden."

„Zum Tod?!" wiederholte der Hausmeister die Hände zusammenschlagend.

„O, und der Tod eines Freimaurers ist fürchterlich", fuhr Henriette fort, mit einem so ernsthaften Gesichte, als ob sie selbst daran geglaubt hätte, „ich weiß es noch wie heute. Wir saßen beim Nachtmahle. Plötzlich tönte ein dreimaliges Klopfen an der Wand. Mein Vater erblaßte. Im nächsten Augenblicke fiel sein Bild, das in Lebensgröße an der Wand hing, zu Boden und mein Vater sprach: Es ist um mich geschehen. Hinter dem Bilde aber zeigte sich eine kleine Oeffnung, aus dieser sprang ein Eichhörnchen heraus und an meinem Vater hinauf, und ehe wir's uns versahen, hatte es ihm die Kehle abgebissen, daß er todt vom Stuhle zur Erde sank. Die Wunde sah aber so aus, als ob er sich mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten hätte."

Man wird vielleicht glauben, daß dieser Unsinn die Erfindung der schönen Henriette oder eines phantastischen Schriftstellers ist; o nein, — dieser Blödsinn wird noch heute in den untersten Schichten nicht nur erzählt, sondern — geglaubt, und selbst die Kanzel wurde mißbraucht, um durch solche Albernheiten die Freimaurer, denen der Gemal und der Sohn der großen Maria Theresia angehörten, zu Scheusalen zu machen.

„Das ist ja fürchterlich!" stammelte der Hausmeister.

Satorinski und der Handschuhmacher sahen einander verdutzt an.

Die schöne Henriette aber fuhr fort:

„Das Eichhörnchen schlüpfte sofort wieder in die Oeffnung und verschwand; wir hatten es auch nicht gewagt, dem Thiere, das offenbar ein verwunschener Mensch ist, etwas zu thun. In der Nachbarschaft verbreiteten wir die Nachricht, der Vater habe in einem Anfall von Geistesstörung

Digitized by Google

ſich den Hals abgeſchnitten. Sein Leichnam wurde auf dem Friedhof begraben, ſeine Freimaurerzeichen aber, Schurz, Mütze, Dolch und Maurerkelle verſcharrten wir eben in dem Garten dieſes Hauſes, wo ſie ſich noch befinden."

„Sie befinden ſich noch hier?" rief Herr Lorenz am ganzen Leibe zitternd.

„Ja wohl", erwiderte die ſchöne Lügnerin, „wer hätte ſie denn auch ausgraben ſollen? Derlei Dinge können nur von einem Blutsverwandten, einem Sohn, einer Tochter, oder einem Enkel gehoben werden, für alle andern Menſchen ſind ſie abſolut unſichtbar. Zudem wird die Stelle, wo dieſe Bundeszeichen liegen, von dem Eichhörnchen bewacht, und Derjenige, der unbefugt und unberechtigt ſie ausgraben wollte, hätte Gefahr für ſein Leben zu beſorgen."

„Mir fiel es, weiß Gott, nicht ein", murmelte der Hausmeiſter ſchaudernd.

„Die Bewachung der Stätte iſt demſelben Eichhörnchen anvertraut", fuhr Henriette fort, „welches das Todesurtheil vollſtreckte. Hat der Herr Hausmeiſter nicht bemerkt, daß ſich oben in den Aeſten der Bäume ein Eichhörnchen ſehen läßt?"

Herr Lorenz ſah ganz verdutzt drein.

„Kann ſchon ſein", meinte er, „daß inrigs (manches) Mal aus dem Auersperggarten ein's herüberkommt und uns die Nüſſe wegfrißt."

„Nun, da haben Sie's, — das iſt dasſelbe, das damals meinen Vater tödtete."

Herr Lorenz war aber ein Schlaumeyer, er ſchob die Pudelmütze von einem Ohr zum andern und fragte:

„Werden denn die Eichkatzeln *) ſo alt?"

Bald hätte Henriette gelacht, aber ſie faßte ſich und erwiderte:

„Der Herr Hausmeiſter vergißt, daß es ein — verwunſchener Menſch und kein Eichhörnchen iſt."

„Ach ja ſo!" antwortete der Herr Lorenz im Tone gläubiger Ueberzeugung.

„Sobald die vergrabenen Gegenſtände herausgenommen und dem heiligen, reinigenden Feuer übergeben ſind", ſchloß die Märchenerzählerin, „ſo iſt auch die arme Seele, die in dem Eichhörnchen ſteckt, erlöſt und der irrende Geiſt kommt zur Ruhe."

Man darf dem verdummten Volke auf dem Lande — und Herr Lorenz war ein Bauersſohn — nur etwas von einer armen Seele oder einem irrenden Geiſt ſagen und man wird unbedingten Glauben finden, ein Umſtand, welcher von Zigeunerinnen und Gaunern aller Art häufig genug zum Nachtheile des Landvolkes ausgenutzt wird. Um eine arme Seele zu erlöſen, wodurch man natürlich das Anrecht auf einen zu hebenden Schatz bekommt, gibt die dumme abergläubiſche Bäuerin den letzten Thaler, das letzte Hemd her. Da dies heute noch oft genug vorkommt, ſo kann man ſich denken, wie es vor ſechzig Jahren war.

Herr Lorenz nahm Alles, was ihm die ſchöne Henriette vorſchwindelte, mit der Ueberzeugung jener Leute hin, welche allen Jenen, die ſolchen Unſinn nicht glauben, den Vorwurf machen, daß ſie — keine Religion haben.

Zweihundert Jahre Jeſuitenerziehung bringt man nicht ſo leicht los.

„Sie haben mich alſo verſtanden?" fragte Henriette mit feierlichem Ernſt.

„Jedes Wort!" verſicherte Herr Lorenz voll Reſpekt.

„Sie werden alſo heute Abend Alles in Bereitſchaft haben?" fuhr ſie fort.

„Heute ſchon?" fragte Herr Lorenz, dem's eiskalt über den Rücken lief.

„Und warum nicht?" gegenfragte ſie. „Geſchehen muß es doch einmal und je früher wir dazu kommen, deſto beſſer iſt es. Wir rechnen alſo darauf, Sie heute Abends hier zu finden, verſehen mit Laterne, Krampen und Schaufel, vor Allem aber mit den Schlüſſeln, damit wir in den Garten gelangen können."

„Ich werde die Ehre haben", ſprach der durch Henrietten's Energie gebändigte Hausmeiſter, indem er die Pudelmütze vom Kopfe zog, eine Huldigung, die er bisher nur ſeinem Herrn und Gebieter, dem Hausherrn, dargebracht hatte.

„Dann erhalten Sie auch ſofort dieſen Dukaten", fuhr ſie fort, das Goldſtück wieder ein-

*) Oeſterreichiſch für Eichhörnchen.

Digitized by Google

steckend und drei Zwanziger hervorziehend, „nehmen Sie einstweilen das auf ein Glas Wein, damit Ihnen die Zeit besser vergeht, bis wir wieder kommen."

Die drei Zwanziger — damals gab es noch solche — wanderten in die habgierig ausgestreckte Hand des Hausmeisters, der sich verneigte und etwas murmelte, was wie „Küß d'Hand" klang, wenn man anders glauben könnte, Herr Lorenz sei einer solchen Höflichkeit fähig gewesen.

Während der Cerberus in das Wirthshaus zurückkehrte, verließen Henriette, Satorinski und Theodor Desgouttes das Haus „zum Vergißmeinnicht".

Der Handschuhmacher empfahl sich, um in seinen Laden zu treten, Henriette, die recht wohl merkte, daß hinter den Vorhängen am Fenster ein weiblicher Kopf lauerte, der keiner andern Person gehören konnte, als der kleinen Louison, benützte die Gelegenheit, um noch einmal die Hand des vor Verlegenheit zitternden Handschuhmachers zu ergreifen und ihm in's Ohr zu flüstern:

„Ich rechne darauf, Theodor, — daß Sie mir die Handschuhe selbst bringen werden."

„Ich werde nicht ermangeln zu kommen", sagte der Krüppel, sich über ihre Hand beugend und dieselbe küssend.

Der Kopf am Fenster fuhr rasch zurück, daß der Vorhang zitterte.

Henriette triumphirte, abermals hatte sie ihre Feindin verletzt, gedemüthigt.

„Ihre Feindin?" wird man fragen. Was hatte die arme kleine Louison der stolzen, hoffärtigen Henriette gethan, um den Namen „Feindin" zu verdienen?

Sie hatte ihr ein paar bissige und obendrein wahre Worte gesagt und das ist etwas, was Weiber von der Sorte Henrietten's nie verzeihen.

Man schied. Satorinski und die Damen gingen durch die Schwibbogengasse dem Glacis zu, wo damals schon zur Erinnerung an Loudon's Belgrader Eroberung das Gasthaus zur Stadt Belgrad existirte (seit 1789), vor demselben ein Quartett gar liebliche Musica aufspielte und hunderte von Köchinnen, Gesellen und Lehrjungen in Pantoffeln (wienerisch Schlapfen) ihren Abendspaziergang hielten, weshalb man den Corso vor den Gasthäusern „zum Josefberg", „zum rothen Apfel" und der „Stadt Belgrad" höchst charakteristisch „die Schlapfenpromenade" nannte.

Als echte Wienerin fand Fräulein Henriette Geschmack an dem lustigen Leben und Treiben, das hier herrschte, und sie lachte herzlich über die komischen Gestalten der böhmischen Küchen-Nymphen, die am Arme eines Schuster- oder Schlossergesellen in Hemdärmeln so stolz und hoffärtig einherschritten, als ob derselbe mindestens ein Prinz gewesen wäre.

Das Gedränge und Gewoge dauerte vom Palais Auersperg bis an's Ende der Kaiserstraße zum Eckgasthause, das „zum Hechten" geschildet und durch den Umstand historisch geworden ist, daß die Wirthin desselben bei der Franzosenbelagerung 1809 während des Bombardements durch eine aus der Stadt herausfliegende Kugel beim Fischebacken mitten entzwei gerissen wurde. Jenseits der Straße, dort wo heute ein prachtvoller Häuser-Complex vom Café Hagen mit hübschen Vorgärten sich bis zum Landesgerichte zieht, war damals ein wüster Grund mit den Lagerplätzen einiger Steinmetze, sowie mit großen Aufschüttungen, die im Volksmunde die Salniter-Haufen hießen.

Am Anfange dieses Grundes, herüber der Straße noch, befand sich das „Laternanzünderhäusel", wo Nachmittag die uniformirten Laternanzünder der Stadt Wien ihre Oellampen füllten und auf das gegebene Glockenzeichen nach allen Richtungen enteilten, um überall jene Lämpchen in die Laternen zu stecken, die nach dem Volkswitze eigentlich nur dazu da waren, damit man deutlich sehen konnte, wie finster es sei.

Ein Mensch der heutigen Gaszeit würde die Beleuchtung von Anno dazumal höchst komisch gefunden haben.

Am untern Ende dieses Salniterhaufen-Grundes, gegen die Alservorstadt zu, an der Stelle, wo jetzt das stattliche Landesgerichtsgebäude sich erhebt, befand sich die bürgerliche Schießstätte, und besonders am Sonntage mengte sich das Gekrache der Schüsse, welche die ritterlichen Scharfschützen

Digitized by Google

nach der Scheiben entsendeten, in das Gebimmel des melancholischen Leichenglöcklein's im Spitale, das man heute noch, wie zu jener Zeit jeden Nachmittag hören kann.

Es dürfte nicht schaden, wenn man den Weltstadt-Wienern von heute das Bild des damaligen Wiens ein Bischen in's Gedächtniß zurück ruft.

Alexander Satorinski und Fräulein Henriette Toutseul schlugen den Weg gegen die Schießstätte ein, um dort nach dem Schottenthor und in den Nußbaum-Alleen längs des Stadtgrabens das Neuthor und Henriettens Behausung zu erreichen.

Der Pole schien verstimmt, endlich sagte er beinahe bitter:

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Henriette."

Sie blickte verwundert empor. Dann erwiderte sie:

„Sie verstehen mich nicht, — wie so, Herr Garde-Kapitän?"

„Haben Sie's darauf angelegt, mich eifersüchtig zu machen?"

„Eifersüchtig? ich? Sie? Sie wissen doch, daß der erste und einzige Paragraf des Vertrages, den wir mit einander geschlossen haben, lautet: Sie dürfen nicht eifersüchtig sein."

„Nun ja, aber —"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie es dulden müssen, wenn Lord Cavernon mich noch immer als seine declarirte Geliebte betrachtet und wenn ich nebenbei dem kleinen Clearegh noch immer Avancen mache, als ob er Aussicht hätte, wieder einmal in seine früheren Rechte eingesetzt zu werden —"

„Ja, ja, — ich weiß das und so unangenehm es mir ist, so bin ich doch auf die beiden langweiligen Briten nicht eifersüchtig, aber —"

„Nun was?"

„Die Freundlichkeit, mit der Sie diesem Handschuhmacher-Jüngling entgegen kommen —"

Die schöne Henritte lachte laut auf.

„Der arme Teufel ist ein „Krüppel," fuhr Satorinski fort, „er hinkt, paradirt mit einem ziemlichen Höcker —"

„Und Sie könnten glauben," unterbrach sie ihn fast würdevoll, „daß sich la belle Henriette, wie mich der ganze Congreß nennt, in einen hinkenden Krüppel verlieben werde? Oder halten Sie mich für eines jener gemeinen Weiber, die an Buckligen ganz besondere erotische Eigenschaften suchen. Sie sind ein Narr, Alexander, und sollten sich schämen, auf einen armen krummen Höckermann eifersüchtig zu sein, Sie, dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit mir so imponirte, daß ich sie zum Geliebten meines Herzens wählte, — verstehen Sie? — meines Herzens, ohne irgend einer Neben-Absicht, wie man sie Frauen meiner Art gern zuzumuthen pflegt."

Er küßte ihr die Hand mit einer Aufwallung des Entzückens.

„Sie sind ein Engel!" rief er, „aber sagen Sie mir um Alles in der Welt, was veranlaßte Sie, dem armen Teufel in einer Weise freundlich zu begegnen, die selbst diesen käsebleichen Tölpel zu dem Wahne verleiten mußte, daß Sie sich für ihn interessiren müßten.

„Es gibt doch nichts begriffstützigeres als die Männer", sagte sie, „haben Sie denn nicht bemerkt, Herr Kapitän, daß in dem Handschuhmacherladen ein kleines, blasses, unbedeutendes Ding ist, welches über beide Ohren in die Vogelscheuche von Cousin verliebt scheint. Und da ich meinem einstigen Spielgenossen mit der wehmüthigen Freude der Jugenderinnerung entgegen kam, erlaubte sich das Gänschen, darüber beleidigt und gegen mich impertinent zu werden. Das konnte ich doch nicht dulden und um sie sofort und recent zu bestrafen, beschloß ich, mich in den Tölpel verliebt zu stellen. Er war augenblicklich Feuer und Flammen, — ich sah, wie ihr die Eifersucht aus den Augen funkelte, wie ihr das Weinen näher stand, als das Lachen und — ich war gerächt."

„Und finden Sie es der Mühe werth", fragte er fast mitleidig, „einem solchen armen Geschöpf den ohnehin nicht sehr begehrenswerthen Liebhaber wegzunehmen?"

Sie blitzte ihn an mit ihren kalten, blauen Augen und versetzte fast unartig:

Digitized by Google

„Das verstehen Sie nicht, Herr Kapitän, Frauen meiner Art sind eifersüchtig auf Frauen, besonders auf j ü n g e r e, wenn sie auch nicht so schön sind, wie wir, — aber wir wollen es nicht zugeben, daß sie, pochend auf ihre Jugend, uns einen Mann wegnehmen, den wir auserwählten, die Ketten unseres Triumphwagens zu ziehen. Und der kleine Desgouttes soll ziehen, ich will es, wäre es auch nur aus Curiosität, um unter den vielen schönen und wohlgebauten Männern auch einen lahmen Höckermann zu haben!"

Sie lachte ganz laut bei dieser Idee, Satorinski fragte etwas zweifelhaft und kleinlaut:

„Und was denken Sie denn mit dem Hampelmann anzufangen?"

„Sie hören es ja, — an meinem Triumphwagen soll er zerren."

„Und sonst?"

„Was denn sonst?"

„Ich meine, welchen Lohn soll er für diesen Pferdedienst bekommen?"

Abermals lachte sie hell auf.

„Sie sind ein Unverschämter, daß sie mir solche Fragen vorlegen", erwiderte sie, „ich will dieselbe mit einer Gegenfrage beantworten."

„Und diese lautet?"

„Wissen Sie, wer Tantalus war?"

„Soviel ich mich aus der Schule erinnere, ein mythologischer König, der sich gegen die Götter schwer verging, weshalb er verurtheilt wurde, in der Unterwelt ewig Hunger und Durst zu leiden. Dabei schwebten vor seinem Munde immer die köstlichsten Früchte, perlte in Gläsern der herrlichste Wein, wenn er aber darnach schnappen wollte, zogen sie sich vor ihm zurück, ihn der ewigen Qual überlassend, die man deshalb Tantalusqual nannte."

„Bene, optime! wie mein alter Freund, Professor Spielmann zu sagen pflegt. Ich habe die ganze Geschichte einmal als Ballet gesehen. Nun, Herr Capitän, in meinem Falle heißt der Tantalus nicht anders als Theodor Desgouttes, und die schöne Frucht, unter welcher ich bescheidener Weise mich verstehe, wird sich jedesmal zurückziehen, wenn Tantalus Handschuhmacher nach ihr greift."

„Ich verstehe!" rief der Pole fröhlich lachend.

„Das hat lang gebraucht", sagte sie mit echtem Wiener Humor.

„Und Mademoiselle Louison", fuhr der Garde-Capitän fort, „wird mit ihrer nicht erwiderten Liebe ihre Thränen in's Faß der Danaiden fließen lassen."

„Um Gotteswillen keine weiteren Excursionen in's Reich der Mythologie und eben so nichts weiter mehr über die beiden langweiligen Personen in der Langengasse. Zudem stehen wir vor meinem Hause, treten Sie ein, es ist Zeit, daß wir den Operationsplan für heute Nacht entwerfen."

„Ist's auch sicher?" fragte er.

„Ganz sicher", antwortete sie, „seien Sie unbesorgt."

„O ich fürchte mich nicht um meinetwillen, denn ich würde mich am liebsten mit den beiden langen Engländern zugleich raufen."

„Würde sich gut machen."

„Mir ist nur um Sie bange, daß mein Hiersein Ihnen Verdrießlichkeiten oder unangenehme Scenen bereiten könnte."

„Ich habe vorgesorgt. Es ist heute Thee beim König von Preußen und da Lord Cavernon mir mittheilte, er werde erst spät kommen, so erklärte ich ihm schmollend, daß ich ihn gar nicht erwarten, sondern zu meiner Freundin Louise nach Rodaun fahren und dort übernachten würde. Wenn er auch käme, Madame Bouton wird ihn, mit Hinweisung auf meine Abwesenheit, nicht einlassen."

„Das ist gut."

Während man diese Worte wechselte, hatte man den Salon erreicht. Henriette nahm sich nicht Zeit, sich's bequem zu machen, denn in dem Augenblicke, wo ihre Ménagère die Lampe auf den Tisch stellte, zog sie das Medaillon hervor, nahm das feine, eng zusammen gelegte Papier heraus, entfaltete es, legte es auf den Tisch und suchte mit eifrigen, neugierigen Augen die für sie so interessante Stelle.

Es war der Plan des Gartens, von ihres Vaters Hand besonders fein und zierlich mit echt chinesischem Tusche gezeichnet, kein Baum, kein Strauch war vergessen.

Digitized by Google

An einer Stelle war mit rother Tinte ein Kreuz gemacht und dabei ſtand das Wort „Ecce“.

„Ecce! Da iſt es!“ rief Henriette erfreut. „Ich verſtehe jetzt Alles! Es iſt die Stelle unter dem großen Nußbaum, wo mein Vater ſo gern ſaß. Er ließ einen Tiſch und mehrere Gartenſtühle hinſtellen, wahrſcheinlich damit Niemand dort etwas anpflanzen und das Erdreich auflockern ſoll. Wir wiſſen jetzt, wohin wir zu greifen haben. Vor der Hand wollen wir unſer Gouter nehmen. Madame Bouton, haben Sie die Güte.“

Die Schweizerin, die daran gewöhnt war, daß ihre Gebieterin die Liebhaber wechſelte, wie eine Andere ihre Handſchuhe, trug ſofort eine reich beſtellte Jauſe auf, und der Pole wie die Wienerin ließen ſich's trefflich munden.

Während des Eſſens plauderten die Beiden weiter.

„Wir warten hier bis neun Uhr“, ſprach die ſchöne Henriette, „denn um dieſe Zeit werden die Hausthore in den Vorſtädten geſperrt.“

Die meiſten unſerer Leſer erinnern ſich wohl, daß die Sitte, im Herbſt und Winter, oder von Michaelis bis Georgi um neun Uhr die Vorſtadthäuſer zu ſperren, bis in die neueſte Zeit beſtand.

„Und dann?“ fragte Satorinski.

„Dann nehmen wir einen Fiaker“, erwiderte ſie, „und fahren nach der Joſefſtadt, in die Langegaſſe, in's Haus zum Vergißmeinnicht und beheben die Erbſchaft meines Vaters.“

„Des Freimaurers?“

„Lächeln Sie nicht ſpöttiſch, mein Vater war wirklich Freimaurer, wenn auch ſelbſtverſtändlich die Geſchichte von ſeinem Tode durch das Eichhörnchen eine Fabel iſt.“

„Halten Sie mich für ſo einfältig oder ſo abergläubiſch, daß ich's für wahr halten könnte?“

„Zum Glücke iſt das Geld, das wir finden werden, keine Fabel, mein Vater hat es in den Tagen der Gefahr dort vergraben und Umſtände, deren Auseinanderſetzung zu lange währen würde, haben mir es bis jetzt unmöglich gemacht, den Schatz zu beheben.“

„Iſt es viel Geld?“

„Zweitauſend Dukaten.“

„Das iſt bei dem jetzigen Stande des Goldes ein Kapital.“

„Ja wohl! und ich will dieſes Kapital furchtbringend verwerthen.“

„Henriette, Sie wollen — heiraten?“

Sie ſchlug eine laute Lache auf,

„Doch nicht gar den lahmen Krüppel aus der Joſefſtadt?“ erwiderte ſie, „nein, mein Freund, — ich heirate nicht; vielleicht ſpiele ich eine ſolche Heiratscomödie mit ihm, um die arrogante Franzöſin zu quälen, aber nie werde ich meine Hand vergeben.“

„Warum nicht?“

„Glauben Sie, ich weiß nicht, wer ich bin und welche Stellung ich in der Welt einnehme? Soll ich, wie ſo manche meiner Art, mir einen Mann kaufen, um von ihm, wenn mein Geld verputzt iſt, Vorwürfe über meine Vergangenheit zu bekommen, — vielleicht noch obendrein Prügel? Nein, nein, die ſchöne Henritte iſt auch klug und wenn meine Zeit um iſt, werde ich vom Schauplatze verſchwinden, um, da ich auch reich genug bin, in irgend einem Provinzneſte recht behaglich zu leben. Vielleicht findet ſich auch dort ein Freund, der der alten Henriette die Zeit verkürzt und den ich, wenn er mir läſtig wird, zum Hauſe hinausjage, aber ihn durch eine Ehe zu meinem Herrn und Gebieter zu machen, fällt mir nicht ein. Vielleicht werde ich auch eine alte Betſchweſter. Sie kennen ja das alte Sprichwort.“

Alexander Satorinski ſchauderte; ein ſolcher Cynismus im Munde einer Frau verletzte ſein Innerſtes, er würde ſie auf der Stelle verlaſſen haben, wenn ſie nicht gar ſo ſchön geweſen wäre. Die Sinnlichkeit ſiegte, gleichwohl ſagte er:

„Arme Henriette, für was leben Sie denn eigentlich?“

„Für die Liebe“, antwortete ſie und funkelnden Blickes ſetzte ſie hinzu: „und für die Rache!“

„Sie rächen ſich an einem untreuen Geliebten?“ fragte er.

„Nein, da ich ſelbſt nie einem Geliebten treu geblieben bin, ſo kann ich auch nicht verlangen, daß er mir treu bleibt. Ich will Lord Cavernon verderben.“

Digitized by Google

„Was hat er Ihnen gethan?"

„Er ist der Sohn seines Vaters."

„Das verstehe ich nicht."

„Ist auch nicht nothwendig. Es fragt sich nur, ob sie mir helfen wollen, den Lord zu Grunde zu richten."

„Mit tausend Freuden."

„Dann müssen Sie gehorchen und dürfen nicht fragen.

„Top! ich bin dabei, nur dürfen Sie mir nichts Unehrenhaftes zumuthen."

„Ich weiß schon, mein schöner Cavalier, daß ich Ihnen keine Banditenrolle zumuthen darf. Das Unehrenhafte soll der Lord selber begehen, alles Andre besorgen wir."

„Das ist ein Räthsel."

„Dessen Lösung leichter ist, als Sie glauben. Nach dem Spiel, das wir im „wilden Mann" gemacht haben, hat Ihnen Lord Cavernon einen Bon über eine gemachte Schuld gegeben."

„Ja!"

„Steht auf dem Bon eine Andeutung, daß es eine Spielschuld ist?"

„Nein, nicht das mindeste."

„Dann ist das Papier gut, denn sonst könnte man keine Schritte thun. Die österreichischen Gerichte anerkennen eine Spiel- oder Wettschuld nicht."

„Unter Cavalieren gibt es keinen Schritt an's Gericht, man zahlt —"

„— oder zahlt auch nicht, wenn man kein Geld hat, was auch bei Cavalieren mitunter vorkommen soll. Wie hoch beläuft sich die Summe auf dem Bon?"

„Auf 17.000 fl. Da ich auch Cleareghs Schuld mit der seinen cumulirte. Es waren also, wie ich sage, ursprünglich 17.000."

„Es waren? sagen Sie, hat er etwa einen Theil davon gezahlt?"

„Ja, am nächsten Tage schickte er mir 2000 fl. mit der Bitte, mit dem Reste ihm noch ein paar Tage zuzuwarten."

„Und weiter hat er nichts gezahlt?"

„Nein."

„Es bleiben also noch immer 15.000 fl. Geld genug, um einen Mann, der's nicht hat, in's Verderben zu ziehen."

„Was soll ich thun?"

„Mahnen Sie ihn morgen an seine Schuld, sehr höflich natürlich, — schreiben Sie, daß unerwartete Umstände eingetreten seien und daß Sie das Geld nothwendig brauchen."

„Das ist eine fatale Mission."

„Pah! Jeder Mensch braucht sein Geld und Sie haben mir Gehorsam versprochen."

„Ich werde auch gehorchen."

„Er wird vielleicht wieder nur eine Abschlagzahlung leisten wollen."

„Das ist sogar sehr wahrscheinlich."

„Sie werden aber nicht darauf eingehen, sondern die ganze Summe fordern."

„Und wenn er nicht zahlen kann?

Dann beginnt meine Operation. Ich werde ihm die 2000 Dukaten meines Vaters zeigen, die wir heute im Hausgarten in der Josefstadt beheben wollen. Ich werde ihm erzählen, daß ein ehmaliger Verehrer von mir gestorben und mir das Geld testamentarisch vermacht hat, wie auch, das ich nicht weiß, was ich mit dem Golde anfangen soll. Ich wette, Lord Cavernon wird mir vorschlagen, ihm die Summe anzuvertrauen, um sie durch eine Speculation zu vergrößern, ich werde aber durch Sie sofort erfahren, ob er Ihnen das Geld geschickt hat. Dann begehre ich's von ihm zurück, — er kann nicht zahlen und ein Cavalier der seiner Geliebten Geld entborgt und sie nicht zahlt, erscheint vor der ganzen beau monde des Congresses blamirt."

„Das ist richtig, theure Freundin, der Spaß kommt Ihnen aber etwas theuer."

„Wie so, mein Freund?"

„Nun wenn Lord Cavernon nicht zahlt, so sind die 2000 Dukaten Ihres Vaters doch verloren?"

„Allerdings, wenn der Empfänger ein Anderer wäre, als Sie; aber ich rechne darauf, daß Sie mir die 2000 Dukaten, sobald Sie dieselben von Cavernon bekommen haben werden, sofort wieder an mich retour stellen, heimlich, daß ich mit ihm brechen kann."

Digitized by Google

Das war nun allerdings eine sonderbare Rechnung; sie verlangte von Satorinski's Gewinn einen Antheil von 2000 Dukaten, denn es war wahrscheinlich, daß der Schotte später ihr doch das entliehene Geld wieder ersetzt. Die Summe war hoch, aber der Pole war bis über die Ohren in die schöne Schlange verliebt und da sie so ziemlich unverblümt die 2000 Dukaten als den Preis für ihre Gunst angegeben hatte, so beschloß er, einzugehen.

„Abgemacht", sagte er, „sobald ich die 2000 Dukaten von Cavernon erhalte, wird Ihnen mein treuer Diener dieselben überbringen."

„Und ich freue mich, dem Lord sagen zu können, daß ein englischer Cavalier von seiner Geliebten Gold zu leihen nimmt, während ein polnischer Edelmann es ihr zum Geschenke macht. Das wird den Rothkopf ärgern."

„Um so besser."

„Er wird Händel mit Ihnen suchen."

„Nicht zu früh, sonst verderben Sie mir den Spaß."

Er schauderte. Spaß nannte sie es, wenn sie den physischen und moralischen Untergang eines Mannes vorbereitete, der im Augenblicke noch ihr Geliebter war.

Während dieser Unterredung hatten die beiden jungen Leute fortwährend den Erfrischungen zugesprochen, welche Madame Bouton aufgesetzt hatte. Jetzt war man zu Ende und die Haushälterin räumte schweigend den Tisch.

Nachdem die Schweizerin sich entfernt hatte und der Operationsplan in allen Details durchgesprochen war, begann man von andern Dingen zu reden, von Kunst, Theater und Liebe. Der Pole wollte seinen Gefühlen in etwas feuriger Weise Ausdruck geben, allein Fräulein Toutseul wies ihn mit lächelnder Energie zurück, indem sie sagte:

„Ich bin eine viel zu moralische Person, um zwei Liebhaber auf einmal zu haben. Mein Grundsatz ist: „Nur Einer — nach dem Andern. Also warten Sie, bis wir Cavernon abgethan haben."

„Das währt zu lange für meine Ungeduld, meine Glut, meine Leidenschaft —"

„Um so mehr werden Sie sich beeilen, mit ihm fertig zu werden, aber jetzt" —

„Aber jetzt haben wir etwas Anders zu thun. In ein paar Minuten ist's 9 Uhr, ich werde um den Fiaker schicken. Wir müssen die Dukaten erst haben, bevor wir sie vergeben.

Und so geschah es. Fünf Minuten darauf stand der Wagen vor dem Hause und die schöne Henriette trat aus demselben, am Arme des Kapitäns Satorinski, der so wie sie in einen langen dunklen Mantel gehüllt war und ihr beim Einsteigen in den Fiaker half.

Tief in die Ecke des Nachbarhauses gedrückt, stand ein Mann, den Rockkragen hinauf gestülpt, den Hut tief über die Nase gezogen, er murmelte, während der Wagen davon fuhr:

„Ich habe mich nicht getäuscht, s'ist der Pole. Freund Cavernon hat also einen Nachfolger erhalten; denn daß die Zwei jetzt in keine Betstunde fahren, sondern in ein heimliches petite maison, davon bin ich überzeugt; geschieht ihm Recht, hat er mir's doch nicht besser gemacht. Uebrigens müssen wir ihm doch in einem Briefe mit verstellter Schrift die Nachricht zukommen lassen, daß seine schöne Henriette, während er sie in Rodaun bei einer Freundin glaubt, mit einem Freund — weiß Gott wohin — gefahren ist."

Und lachend kehrte Lord Clearegh nach der Stadt zurück.

Inzwischen war der Wagen zum Neuthor hinaus und über die Esplanadestraße nach der Josefstadt geflogen; dieses Wort soll keine Hyperbel sein, denn die Wiener Fiaker erfreuten sich von jeher als Schnellfahrer eines unbestrittenen Rufes und während des Congresses sprachen die Fremden, die aus aller Herren Länder zusammen gekommen waren, ihr größtes Lob durch das Bonmot aus, auf dem Congreß könne sich jeder Schreiber eine Equipage halten, er brauche sich nur einen Fiaker zu nehmen. Der Wiener Fiaker und der Venezianer Gondolier ist ein Unicum.

Digitized by Google

Nach einer Viertelstunde, denn damals konnte man nur auf Umwegen in die Josefstadt gelangen, hielt der Wagen vor dem Hause „zum Vergißmeinnicht“ in der Langengasse. Die Beiden stiegen aus und die Wienerin befahl dem Fiaker in die Roseranogasse (jetzt Lerchenfelderstraße) zu fahren und dort zu warten, da sein Stehenbleiben vor der Schenke die Aufmerksamkeit erregen konnte. aus welcher Musik, Gesang und „Paschen“ (das taktgemäße Klopfen in die Hände) ertönte, man unterhielt sich auf's Beste da drinnen.

Satorinski läutete an, im nächsten Augenblicke schon öffnete Herr Lorenz, der so blaß war, daß seine Nase wie ein rother Fleck, wie ein Leuchtthurm im weißen Brandungsgischt sich zeigte.

„Sie sind schon da?“ sprach er etwas kleinlaut.

„Warum sollten wir nicht?“ flüsterte Henriette, „vorwärts!“

Leise durchschritt man den Hof; die Tritte der Angekommenen wurden nicht gehört, denn der Lärm in der Kneipe dauerte fort und in der Küche, deren Thüre und Fenster nach dem Hofe gingen, vermengte sich das Schmorren und Brodeln der Braten mit dem Gelächter der Mägde, welchen Stammgäste mit der Pfeife im Munde in landesüblicher derber Weise den Hof machten, was oft zu einem Kreischen und zu klatschenden Ohrfeigen führte.

Man war in der alten guten Zeit so gemüthlich in Wien.

Die Schatzgräber gelangten durch den Hof zur Thüre des Quertraktes; dort auf dem Hackstocke stand unangezündet eine Laterne, daneben befand sich ein Spaten und eine Schaufel.

„Ich habe die Laterne nicht angezündet“, erklärte Herr Lorenz, „um kein Aufsehen zu machen. Dahier ist aber das Feuerzeug, damit sie sich selbst anzünden können, wenn sie drinnen sind.“

Der verwöhnte Sohn der Jetztzeit, der mit einem Zündhölzchen schneller, als man dies niederschreiben kann, Licht zu machen vermag, stelle sich unter diesem Feuerzeug ja nicht etwa eine moderne Schachtel voll Zündhölzchen vor, sondern es war ein großes flaches Blechgefäß, in vier Abtheilungen getheilt, in der einen lag Stahl und Feuerstein, in der zweiten und dritten Zunder, das heißt verbrannte Leinwandlappen, in der vierten endlich ein Büschel Schwefelfaden. Man schlug mit dem Stahl so lange auf den Stein, bis der wegspritzende Funke im Zunder haftete, dann fuhr man schnell mit dem Schwefelfaden hin und so hatte man endlich die blaue Flamme, welche, bis man sie an die Kerze brachte, den Anzündenden zum heftigsten Husten reizte. Auf diese umständliche Weise wurde damals nicht nur in der letzten Hütte, sondern auch in der Burg des Kaisers Licht und Feuer gemacht.

Wir bitten, uns diese kleine Abschweifung zu verzeihen, — es schadet nicht, wenn man die stets unzufriedenen Epigonen der Jetztzeit mitunter darauf aufmerksam macht, wie mühselig unsre Väter in gar vielen Dingen sich behelfen mußten.

Der Hausmeister hatte die Thüre aufgesperrt, übergab die Blechbüchse und die Laterne der Dame nebst einem zweiten Schlüssel, und während der Pole Krampen und Schaufel nahm, flüsterte er leise im Tone der Angst:

„Das ist der Schlüssel zur Thüre, die in den Garten führt. Gleich, wenn Sie hinein kommen, links steht ein kleiner Tisch, da können Sie die Laterne draufstellen und Licht machen. Küß' die Hand, ich schau, daß ich weiter komme.“

„Warten Sie“, sprach Henriette, „wenn wir zurückkommen, werden wir die Laterne mit ausgelöschter Kerze wieder auf den Hackstock stellen und die Schlüssel, sowie Krampen und Schaufel daneben legen. Und hier haben Sie Ihren Dukaten. Adieu!“

Die gierige Hand des Herrn Lorenz nahm rasch das Goldstück in Empfang und mit einem zweiten „Küß' die Hand“ zog er sich in's Innere des Wirthshauses zurück, um sich für die ausgestandene Angst zu entschädigen.

Henriette und Satorinski traten ein, die Thüre hinter sich zuziehend. Es herrschte vollkommene Dunkelheit in der Behausung. Herr Lorenz hatte nicht Unrecht, Alles das unheimlich zu finden.

Bald hatte die muthige Wienerin den kleinen Tisch gefunden, stellte die Laterne und die Blech-

Digitized by Google

büchse darauf, öffnete die letztere und begann „Feuer zu schlagen", wie man damals sagte.

Schnell war der Schwefelfaden und die Unschlittkerze angezündet, die in der Stallaterne steckte.

Ein mattes Licht ergoß sich über den Salon, in dem man sich befand.

Henriette hatte geglaubt, der Anblick der Wohnung, in welcher sie ihre Kindheit zugebracht, würde alte Erinnerungen wachrufen, alte Wunden aufreißen. Allein, wenn auch die Räume des Quartiers dieselben waren, so standen doch ringsum andere Möbel, hingen andre Bilder, Spiegel und Vorhänge. Das, was die kalten vier Mauern zum traulichen Heim umgestaltet, ist doch eben nur die Einrichtung, wo Jeder und Jedes sein gewohntes Plätzchen hat. Schwindet diese, so geht der Charakter verloren, kein Denkzeichen kommt der Erinnerung zu Hilfe und das trauliche Heim verwandelt sich in eine fremde Wohnung, die uns nicht mehr anheimelt.

So ging es auch der Tochter des unglücklichen Hebenstreit. Sie ließ ihren Blick nach allen Richtungen schweifen und sagte dann mit einem Seufzer:

„Dahin ist dahin! Todt ist todt! Gehen wir."

Sie sperrte mit fester Hand die rückwärtige Thüre auf und über drei steinerne Stufen stieg man hinab in den ziemlich verwilderten Hausgarten, dem man es anmerkte, daß sein Eigenthümer über Sommer auf dem Lande gewesen. Auch hier war gar Vieles verändert, doch schritt Henriette mit Sicherheit auf den alten Nußbaum zu und mit den Fingern nach dem Boden deutend, sagte sie:

„Hier muß es sein!"

„Gut, fangen wir an", erwiderte der russische Gardekapitän.

Die Stallaterne wurde auf die Erde gestellt und die Beiden begannen ihre nächtige Arbeit. Wer sie so gesehen hätte, wie sie hantirten, der Kapitän mit dem Krampen, die schöne Henriette mit der Schaufel, der hätte billig erstaunen müssen, daß sich zwei solche Standespersonen einer so niedrigen Beschäftigung hingaben. Aber die Mühe ward belohnt, nach einer kleinen Viertelstunde schon schlug die Spitze des Krampens gegen etwas Hartes, das einen Metallklang von sich gab. Wenige Hiebe genügten, um den Gegenstand ganz von der ihn umgebenden Erde zu befreien und es kam ein blecherner Topf zum Vorschein, dessen Deckel fest zugelöthet war.

Alexander Satorinski hob denselben und ihn Henriette darreichend, sagte er:

„Heben Sie, wie schwer, das kann nur Gold sein."

So schwer der kleine Topf war, so gab ihn Henriette, deren Augen vor Habgier funkelten, doch nicht mehr aus der Hand, sondern man kehrte rasch durch den Parterretrakt zurück, sperrte die Thüren, löschte die Laterne und placirte sie sammt Schlüsseln, Krampen und Schaufel auf den Hackstock, eilte nach der Roseraugasse, setzte sich mit dem gehobenen Schatze in den Fiaker und fuhr nach der Stadt zurück.

„Darf ich bei Ihnen übernachten?" fragte der Pole.

„Geduld!" antwortete sie, „Sie kennen meinen Grundsatz: L'un après l'autre! Adieu!"

10. Kapitel.

Metternich und Gentz.

In dem historisch berühmt gewordenen Salon der Staatskanzlei mit dem nach der Bastei hinaussehenden Arbeitszimmer, von welchem eine kleine Brücke über die schmale Löwelstraße auf die Bastei führte, saß der Mann des Tages, Seine Excellenz der Staats- und Conferenzminister Clemens Lothar Metternich, der Mann, der vierzig Jahre lang die Geschicke Oesterreichs, und da sich dieses der Führerschaft in Europa erfreute, das europäische Gleichgewicht in seiner Hand hielt, jenes System inauguirend, welches durch Polizei und Censur, mit Zuhilfenahme der Kirche jeden Fortschritt niederhielt, die Männer, die für die Freiheit fechtend, ihr Blut hingegeben, zu Sclaven machte und jedes gesprochene oder geschriebene freie Wort als Verbrechen verfolgte. An die Stelle des Rechtsstaates, der Verfassungen, die man beim Anfange der Freiheitskriege den Völkern versprochen, legte man ihnen das Joch des Polizeistaates, der schrankenlosesten Willkür auf — Spione erlauerten jedes

halbwegs ehrlich freie Wort und die Kerker füllten sich mit Männern, welche zu den besten der Nationen gehörten, — und das Alles nicht etwa zum Heil der Dynastie, sondern um ein paar hundert aristokratischen Familien alle einträglichen Stellen, alle Macht im Civil, Militär und in der Hierarchie zu sichern.

Und doch bedurfte es nur eines Frühlingstages im Jahre 1848, um dieses ganze morsche, haltlose System über den Haufen zu werfen.

Gelobt sei Gott! es weht freie Luft in Oesterreich und unsere Kinder glauben und begreifen es nicht, was ihre Väter gelitten haben.

Der Allgewaltige saß also in einem bequemen Lederfauteuil seines Arbeitszimmers und durchlas eifrig einige Depeschen, welche chiffrirt angelangt und von den Beamten des geheimen Chiffre-Cabinets sofort dechiffrirt und ihm zugemittelt worden waren.

Wer immer ihn so dasitzen sah in der leichten eleganten Haltung, das linke Bein leicht über das rechte geschlagen, den edlen Kopf mit der feinen, schönen, geistreichen Physiognomie ein wenig zurückgeworfen, mit dem schön gewallten braunen Haare, dem klaren durchdringenden blauen Auge, dem leisen ironisirenden Lächeln um den feingeformten Mund, der hätte unmöglich glauben können, daß dieser schöne Mann mit dem edlen Antlitze vor keinem Schritte zurückschreckte, welcher die Völker Oesterreichs auf der unheilvollen Bahn der Reaction rückwärts werfen konnte, langsam jede Erinnerung an die Freiheit vernichtend, welche der große Kaiser Josef II. seinen Völkern gegeben hatte, um von dem durch die Jesuiten verdummten Gesindel mit Undank gelohnt zu werden.

Vor dem Kanzler des Congresses stand auf dem Arbeitstisch das Frühstück, bestehend aus einer großen Kanne bereits gezuckerten Kaffee's, von welchem Metternich von Zeit zu Zeit eine kleine Tasse vollschenkte, die er dann in einem Zuge austrank, ohne jedoch irgend ein Gebäck dazu zu genießen; er liebte den Kaffee um des Kaffee's Willen und war ein leidenschaftlicher Verehrer des braunen Trankes von Mocca.

Der Zeiger der Pendule wies auf die achte Morgenstunde, da trat ein Diener ein, der nur in Schwarz gekleidet war und meldete mit feierlicher Flüsterstimme:

„Der Herr Hofrath von Gentz."

„Ist willkommen", sprach der Gewaltige, „bring' Er noch eine Tasse für den Herrn Hofrath."

Der Diener zog sich zurück, im nächsten Augenblick trat der Angemeldete ein.

„Guten Morgen, mein Freund!" rief der Allgewaltige dem sich tief Verneigenden entgegen, „ich habe Sie heute etwas früh aus den Federn holen lassen, beinahe zu früh für einen österreichischen Hofrath — —"

„Ew. Excellenz", erwiderte Gentz, der kleine Mann mit dem nicht schönen aber hoch intelligenten Antlitz, der Protokollführer des Congresses, der Mann der eben so gut geführten, als gut gezahlten Feder, „wenn Sie meiner bedürfen, sei es zu dem unbedeutendsten Dienste, so existiren für mich nicht mehr die Schranken des Raumes und der Zeit. —"

„Gemach! gemach! unterbrach ihn Metternich lachend, „wir schreiben jetzt kein Manifest an die Völker Europas, sondern wir wollen ein Halbstündchen miteinander plaudern, vorausgesetzt, daß Sie eine Tasse mit mir frühstücken wollen."—

„Mit ungeheucheltem Vergnügen."

„Pardon!" sprach Metternich, während er in die von dem Diener gebrachte Schale eigenhändig einschenkte, „Sie ziehen vielleicht Chocolade vor, — augenblicklich können Sie dieselbe haben."

„Protestire," erwiderte der Hofrath mit komischem Ernste, „ich will nicht leugnen, daß ich einst der größte Verehrer der Cacaobohne war, welche die Pariser und besonders die Mailänder in so vortreffliche cioccolata zu verwandeln wissen, das war aber zur Zeit, als ich nichts anderes kannte, als sächsischen Blümchenkaffee; seit ich aber das Gebräu kennen lernte, das man in Wien Kaffee nennt, welches Geist, Nerven und Hirn erfrischt, da sage ich wie Faust:

Es möchte kein Hund so länger leben,
Und habe mich dem Kaffee ergeben."

Digitized by Google

Metternich lächelte, — große Männer lachen nie, behauptet Burke. Er schob seinem Famulus die Tasse zu und sagte:

„Nun, trinken Sie, — 's ist meine eigene Fabrikation."

„Kann also nur vortrefflich sein", gemeinplätzelte der Hofrath.

„Um Gotteswillen, Gentz!" rief Metternich die Hände zusammenschlagend, „Sie sind wohl mit dem linken Fuße aus dem Bette gestiegen, daß Sie mir ein solches banales Compliment machen" —

„In der That, es ist noch früh," stammelte der Verlegene.

„Zum Complimentmachen, ja", antwortete der Minister, „doch nicht, um gescheidt zu reden, und ich will nicht ein Compliment als Retour-Chaise entgegenschicken, wenn ich Ihnen sage, daß ich jede Stunde für geeignet halte, um mit Ihnen gescheidt zu reden."

Schweigend verneigte sich der geschmeichelte Hofrath.

„Wir wollen es machen, wie zwei Gevatterinnen, die zum Frühstück-Tratsch zusammenkommen," begann der Fürst, „wir wollen uns Neuigkeiten erzählen."

„Um nicht abermals mir den Vorwurf eines Gemeinplatzes zuzuziehen," erwiderte Gentz, „wage ich nicht zu sagen, daß die Neuigkeiten, die ich an dieser Stelle vernehmen werde, nur interessant sein können."

„Diesmal haben Sie ganz recht."

„Ich sterbe vor Ungeduld."

„Es gibt wieder geheime Umtriebe."

„Hier in Wien oder in Deutschland?"

„Deutschland erholt sich von den Strapatzen des Völkerkrieges, der auf seinem Gebiete ausgefochten wurde und denkt an keine Umtriebe. In Wien aber gibt es deren nur hinter den Coulissen der Theater und in den Boudoir's der Lebefrauen. An der Stelle eines politischen Systems begnügt man sich mit einem Bonmot, die Wiener wollen gut essen, trinken, verdauen, lieben und schlafen und werden daher nie eine Revolution haben."

So dachte Metternich noch am 12. März 1848, den andern Tag war er gestürzt.

„Ich glaube", sagte Gentz, „wenn man den Wienern eine Verfassung octroyirte, sie würden dieselbe gar nicht annehmen."

„Und warum nicht?" fragte der allgewaltige Minister, „die Wiener sind Kinder, sie langen nach Allem, was man ihnen darreicht. Wenn es meinem Herrn und Kaiser heute gefiele, für Oesterreich eine Constitution zu geben, ich würde dieselbe so gut als möglich ausarbeiten, weil ich weiß, daß in diesem Lande, wo die Nationalitäten sich ewig beneiden und anfeinden, der Absolutismus immer wie ein Schäferhund neben der constitutionellen Heerde einherlaufen müßte, damit die Böcke nicht zu raufen anfangen."

„Wunderbarer Gedanke!" rief Gentz, „es wäre zu wünschen, daß Seine Majestät das Experiment machte, jetzt, wo der Weltfriede gesichert ist."

„Ist er das?" fragte Metternich.

„Wie?" gegenfragte Hofrath Gentz mit etwas verdutztem Gesichte.

„Ich habe Ihnen doch von Umtrieben gesagt" —

„Richtig, aber Ew. Durchlaucht geistreiche Bemerkungen über den österreichischen Constitutionalismus haben mich vergessen lassen" —

„Zur Sache! — die Umtriebe sind in Frankreich."

„In Frankreich? Niedergeworfen, zerschmettert, kann dieses Land unmöglich —

„Verzeihen Sie, Hofrath, wenn ich Sie unterbreche. Derjenige kennt Frankreich nicht, der da glaubt, daß es für dieses Land etwas Unmögliches gibt. Der Fehler ist der, daß man bei den Franzosen Alles auf Rechnung ihrer Ruhmsucht setzt. Man meint, der Franzose thue Alles pour la gloire für den Ruhm, — seine vanité, seine Eitelkeit ist noch viel größer und wenn diese Eitelkeit verletzt ist, wie durch die Schlacht bei Leipzig, die Einnahme von Paris, dann hat er nicht Ruhe noch Rast, bis er für seine verletzte Nationaleitelkeit Revanche genommen; er wird Alles wagen, sich auf jedes Abenteuer einlassen, um diesem Rachegefühl zu genügen."

Digitized by Google

„Er wird den letzten Mann, den letzten Sou opfern, um vielleicht eine noch ärgere Niederlage zu erleiden, aber der Muth, die Lust zu derlei Unternehmungen fehlt ihm nie."

„Ew. Durchlaucht glauben also —?"

„Ich glaube nicht nur, ich weiß. Es gibt Leute genug in Frankreich, welche den nach Elba verbannten Kaiser Napoleon zurück haben möchten, um ihn noch einmal an die Spitze der Regierung, der Armee, des Volkes zu stellen."

„Aber seine Gegner, die Feinde des Cäsarismus. Benjamin Constant —"

„Lafayette, Gregoire und wie sie alle heißen, die angeblichen Oppositionsmänner des Napoleonismus, sie haben sich durch Versprechungen von Elba aus ködern lassen, man bietet ihnen Aemter und Ehrenstellen an. Maret schickt dem ehemagen Kaiser noch immer Berichte aus Paris über die Sachlage, wie sie ein Minister seinem Herrn vorlegt, Fleury de Chabulon war persönlich auf Elba, um mit dem Exkaiser zu paktiren. Napoleon ist höchst mißmuthig, er langweilt sich auf Elba und möchte am liebsten von Porto Ferrajo auslaufen, um neue Kriege zu führen. Er macht alle möglichen Experimente, ein amerikanischer Mechaniker hat ihm das Modell eines Schiffes angefertigt, in dem man eine halbe Stunde unter dem Wasser fahren und so die Wachsamkeit aller Wachen täuschen kann. Nur der Umstand, daß das unterseeische Schifflein durch Dampf getrieben werden soll, was Napoleon immer für eine Unmöglichkeit, eine Lächerlichkeit erklärte *), verhinderte die Ausführung des Planes."

„Aber was will der Mann anfangen gegen eine Welt in Waffen?"

„Ist sie's noch? Stehen wir doch schon wieder mit Preußen auf halbem Kriegsfuß, vielleicht hätten wir besser gethan, den Gewinn von Schlesien zu nehmen, den Napoleon in Prag anbot, und die Preußen ihrem Schicksale zu überlassen, wir werden keinen Dank von Preußen haben."

„Und sollte seine Majestät der Exkaiser von Frankreich dankbarer sein?"

„Jetzt kaum mehr. Leipzig und Schwarzenberg kann er nicht verschmerzen, obwohl er so thut, als wäre es nicht Thatenlust, die ihn von Elba forttreibt, sondern die Sehnsucht nach Weib und Kind. Er möchte seinen Sohn als Napoleon II. auf den Thron setzen, die Kaiserin Maria Louise zur Präsidentin ernennen und selbst nur als Feldherr den Degen von Marengo für seinen Sohn führen. Doch das sind Phrasen, wir kennen es. Ist er einmal am Ruder, dann geht die alte Wirthschaft wieder von vorne an und darum darf er nimmer an's Ruder kommen, nie, niemals."

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Gentz verhielt sich eine Zeit lang ruhig, dann fragte er leise:

„Vielleicht wäre es angezeigt, in einer zeitgemäßen Brochure zu zeigen, wie —"

„Nein, nein", fiel ihm Metternich in's Wort, „die Sache ist noch nicht so weit. Es verderben die Federn der Diplomaten schon genug, — die Federn der Journalisten sind noch schlimmer. Zudem ist die Sache noch mein Geheimniß, vor der Hand allerdings auch das Ihrige, aber ich weiß, daß Sie schweigen können, Hofrath."

„Ein Grab ist gegen mich eine Schwätzerin."

„Auch muß ich Ihnen gestehen, daß es mir gar nicht so unlieb wäre, wenn der corsische Adler, wie ihn seine Schmeichelpoëten nannten, von den Felsen Elba's seinen Flug nach dem Festlande, nach Frankreich nähme."

„Ah!"

„Sie staunen, Hofrath? Es wäre doch das beste Mittel, um die europäischen Kampfhähne, die sich auf dem Wiener Congreß zusammengefunden und auf dem Punkte stehen, sich die Augen auszuhacken, sofort wieder einig zu machen, wie Pferde, die in Rudel zusammenschießen, wenn der Wolf sich zeigt."

„Sehr richtig!"

„Ich brauche aber ihre Einigkeit, um meine Aufgabe, die Herstellung des Weltfriedens und die Idee des europäischen Gleichgewichtes durchzuführen. Bricht der Mann von Elba gegen uns los, gelingt es ihm, wie ich nicht zweifle, die

*) Historisch.

Digitized by Google

Franzosen zu einem Revanchekriege zu hetzen, dann steht sofort ganz Europa wieder gegen ihn in Waffen, der Störer des Weltfriedens wird in der eisernen Umarmung erdrückt, und daß er diesmal nicht so gut davonkommen soll, daß man ihm nicht ein zweites Mal ein kleines Fürstenthum auf einer Insel gibt, von wo er die Welt in Angst halten kann, das sei meine Sache. Eine Insel ja! — aber irgendwo in einem fernen Meere, von wo es keine Wiederkehr gibt, — und die Bewachung dieses Inselkerkers muß England übernehmen."

Hofrath Gentz starrte den Minister an, der mit leuchtenden Augen im Zimmer auf und nieder schritt, auf seinem geistreichen Antlitze die großen Fragen wiederspiegelnd, die er in seinem Gehirne erwog.

„Wenn er uns in die Hände fällt", fuhr Metternich fort, der sich vor seinem geriebenen Officiosus keinen Zwang anthat, „so bereitet er uns nur Verlegenheiten. Was soll der Kaiser mit ihm anfangen? Er kann seinen Schwiegersohn, den Gatten seiner Erzherzogin Tochter, den Vater seines Enkels, doch nicht auf den Spielberg oder nach Munkacz schicken, man wird ihn also nach Görz oder Graz oder Prag schicken, ihm einen Hofstaat zusammenstellen, — Kaiser Franz ist noch immer viel zu viel Gemüthsmensch, viel zu viel gutmüthiger Wiener, er wird Marengo, Ulm, Austerlitz und Wagram vergessen, wenn der kleine Herzog von Reichstadt bei dem Großpapa für den Vater eine Bitte einlegt. Und darum können wir den gefangenen Corsen in Oesterreich nicht brauchen, die Engländer aber sind Kaufleute, sie zählen, rechnen, wägen, — und zu all dem braucht man kein Herz, nur den Verstand."

Gentz sah wirklich mit Bewunderung auf den combinirenden Staatsmann.

„Es wäre mir sehr darum zu thun", fuhr der Staatskanzler fort, „zu erfahren, wie die englische Regierung in diesem Falle denkt. Andeutungen gegen die Vertreter Englands darf ich nicht wagen, denn ich müßte mich dann auch über die Neigung zur Flucht von Seiten Napoleons aussprechen und dann würde England sofort seine Kreuzschiffe rund um Elba postiren und ein Entkommen wäre unmöglich. Aber es existirt eine Depesche von Burke, dem Todfeind Napoleons, an Lord Castlereagh vom 17. Mai dieses Jahres, in welcher so ziemlich Alles enthalten sein dürfte, was ich über den Gegenstand wissen möchte. Dieses Schreiben befindet sich im Archive der hiesigen englischen Gesandtschaft, wie stellen wir's an, um ihren Inhalt kennen zu lernen?"

Gentz zuckte die Achseln.

„Die Engländer, Beamte wie Diener, sind verläßliche Leute", sagte er.

„Keiner darunter, der nothwendig Geld braucht?" fragte der Minister, „keiner, der eine Maitresse hat, durch welche man auf ihn einwirken könnte?"

„Halt!" rief Gentz, „es ist Einer da, auf den Beides paßt."

„Und wer das?"

„Der Gesandtschafts-Sekretär Lord Gregor Cavernon."

„Der Sohn des schottischen Pairs?"

„Derselbe. Ich weiß, daß er Geld sucht, um für seine Maitresse allen möglichen Luxus bestreiten zu können, und diese Maitresse ist die schöne Henriette."

„Die Congreß-Schunken?" fragte Metternich lächelnd, durch dieses Wort andeutend, daß er nicht blos in die europäischen Staatsgeheimnisse, sondern auch in die Chronique scandaleuse von Wien eingeweiht war.

„Ja, Ew. Durchlaucht, — die Person ist nicht nur schön, sondern auch klug und der Polizei, die sie schützt, treu ergeben."

„Um so besser. Da gibt es nun zwei Mittel, Geld und Schrecken. Man muß ihr zu wissen machen, daß man es bei Hofe übel vermerkte, daß sie unlängst im Burgtheater in einer Loge gerade gegenüber der Hofloge Aufsehen zu erregen suchte."

„Hat sie das wirklich gethan, — die Unverschämte?"

„So stand es im Rapport. Man kann mit Ungnade, Zuchthaus, Schub drohen, aber dann die Kehrseite zeigen und versprechen, daß man nicht nur Alles ignoriren, sondern obendrein ihr 100 Dukaten auszahlen wolle, wenn sie ihren Liebhaber

Digitized by Google

veranlaßt, ihr jenes Schreiben Burkes zu zeigen und sich den Inhalt zu merken."

„Die schöne Henriette liest aber vielleicht nicht englisch und wird den Inhalt nicht verstehen."

„Dann muß gesorgt werden, daß Jemand in der Nähe ist, der sofort die Depesche heimlich und wortgetreu copirt. Wie das zu machen, weiß ich nicht. Das ist Ihre Sache, Hofrath, ich vertraue Ihnen diese Mission, Sie haben immer bei Weibern Glück gehabt, versuchen Sie's auch einmal bei der schönen Henriette."

„Ich werde nach Dero Wunsch mein Glück versuchen", sprach Gentz lächelnd, „und wenn ich auch meiner persönlichen Erscheinung keine besondere Wirkung zumuthe, so weiß ich doch ein anderes Mettel, um Fräulein Henriette la belle, herum zu kriegen."

„Und dieses Mittel?"

„Ist der Herr Vice-Bürgermeister Weiner, der Vertreter des Magistrates im Criminalistischen, ein strenger, energischer Mann."

Der Wiener Magistrat besaß damals noch im übertragenen Wirkungskreise die Strafgerichtspflege der Residenz und publicirte und vollstreckte selbst Todesurtheile, die allerdings früher die höchste Genehmigung erhalten mußten.

„Und wozu wird Ihnen Vice-Bürgermeister Weiner nützen?" fragte Metternich.

„Ich denke mir die Sache so, Ew. Durchlaucht", antwortete der gewiegte Diplomat, „wenn ich bei Fräulein Henriette vorfahre, um den bewußten Zweck zu erreichen, so komme ich immer als eine Art von Petent, bin in ihrem Hause und einer Dame und Hausfrau gegenüber, kann man doch nicht so auftreten, wie ich gern möchte."

Metternich lachte.

„Sie haben für einen österreichischen Hofrath arge Bedenklichkeiten", sagte er.

„Man ist nicht bloß Hofrath und Diplomat", erwiderte Gentz mit einem feinen Lächeln, „sondern auch Schriftsteller und Journalist, wer weiß, ob die schöne Henriette nicht auch einmal ihre Memoiren schreibt, wie es jetzt allgemein üblich wird und ich möchte in denselben nicht gerne schlecht wegkommen. Ich habe an Varnhagen von Ense genug."

„Sehr vorsichtig, sehr diplomatisch, aber noch immer weiß ich nicht, wozu Sie den gestrengen Vice-Bürgermeister Weiner brauchen."

„Ach ja so. Ich will mich mit ihm in's Einvernehmen setzen; er soll Fräulein Henriette kommen lassen und mit jenem Commißsiegel-Tone, den unsere Polizei so gut trifft, in sie hineindonnern, ihr die Unverschämtheit vorhalten, daß sie es wagte, vis-à-vis der Hofloge die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, mit Arrest und Schub drohen u. s. w."

„Nun und?„

„Und wenn er ihr die Hölle recht heiß gemacht und sie in die nöthige Angst versetzt hat dann soll er mit einem guten Rath herausrücken und ihr im Vertrauen in's Ohr flüstern, sie möge sich an Hofrath Gentz wenden, der sich für sie interessire. Unter seiner Protection werde ihr nichts geschehen, im Gegentheile, es könne noch ein Vortheil für sie herausſehen. Auf diese Art kommt la belle Henriette als Bittende zu mir, ich kann alle Vortheile dieser Position ausbeuten und wenn's möglich ist, werden wir binnen kürzester Frist Burkes Depesche vom 17. Mai in den Händen haben, besonders wenn das Honorar für die Vermittlerin vielleicht erhöht oder verdoppelt wird, denn Damen dieser Art lieben das Geld und thun Alles für dasselbe."

Metternich schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, lieber Hofrath," sagte er, „hundert Dukaten sind mehr als genug. Noch nie hat der Congreß seine Schinken so theuer gezahlt."

„Famos! sehr guter Witz! Schade, daß man ihn nicht erzählen darf."

„Uebrigens hat die österreichische Staatsmaschine jetzt so viele kleine, schmutzige Räder, die man unablässig schmieren muß", fuhr der Staatskanzler fort, „daß sich la belle Henriette schon mit der ausgesprochenen Summe begnügen muß."

„Ich wage nicht zu widersprechen."

„Also gehen Sie, Hofrath, und machen Sie Ihre Sache gut."

Digitized by Google

„Ich kenne keine andre Aufgabe, als die, — mich Ihres Vertrauens würdig zu zeigen."

Die Unterredung war zu Ende.

11. Kapitel.

Die Schlange in ihrem Neste.

Zwei Tage nach der geschilderten Scene kam die schöne Henriette, welche um 10 Uhr in einem Fiaker vom Hause weggefahren war, gegen 1 Uhr nach Hause, bleich, wuthschnaubend, außer sich, Madame Bouton hatte nach damaligem Brauche den Mittagstisch um 12 Uhr gedeckt und machte ihrer Gebieterin den leisen Vorwurf, daß der Braten schon zu lange am Feuer sei.

„Er soll meinetwegen verbrennen", zürnte Fräulein Toutseul, „lassen Sie mich ungeschoren. Ich will gar nicht diniren, — allein will ich sein!"

Bestürzt entfernte sich Madame Bouton, so aufgeregt hatte Sie ihre Gebieterin noch nie gesehen und sie hatte doch oft Gelegenheit, das heiße Blut ihrer Gebieterin zu studiren.

Die schöne Henriette aber warf sich, als sie allein war, auf einen Fauteuil, bedeckte das Gesicht mit der Hand, was nicht hinderte, daß die hellen Thränen ihr zwischen den Fingern durchschliefen, dabei stieß sie schluchzend folgende abgebrochene Sätze heraus:

„O es ist schändlich! niederträchtig! So behandelt man mich, die ich die Tochter eines kaiserlichen Offiziers bin. Kann ich dafür, wenn ich in die Loge trete, daß Alles auf mich sieht und daß man mich mehr bewundert, als jene verwelkten, häßlichen Aristokratinnen, die sich recht gerne den Hof machen ließen, wenn sich Jemand fände, der ihnen diesen Gefallen thäte. Und mir, — mir wagte es dieser Flegel von Vice-Bürgermeister mit Arrest, Stadtverweisung, Schub zu drohen, es hätte gar nichts gefehlt, als daß er mir einen Schilling in Aussicht gestellt hätte.*) O es ist niederträchtig! Nun, vielleicht kann ich dem Herrn Weiner auch einmal was anthun. Wie liebenswürdig war dagegen Hofrath Gentz. Schon um mich ihm dankbar zu zeigen, würde ich in den Besitz jenes Schriftstückes zu gelangen suchen. Um so mehr aber, da ich Cavernon auf diese Weise gründlich compromittiren kann."

Dieser Gedanke schien ihr die frühere Energie wiederzugeben, aber bald sank sie in die alte Trostlosigkeit zurück.

„Und wenn ich nun mich und meinen todten Vater an dem Sohn des schottischen Verräthers gerächt habe, was dann?" fragte sie. „Wird meine Stellung dadurch eine andre? Wird die sogenannte löbliche Polizei nicht jede Gelegenheit benützen, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur durch ihre Nachsicht und Gnade existire. Sind meine Verehrer, so mächtig und angesehen sie sonst sein mögen, in der Lage, mich gegen die Uebergriffe eines Weiner's und wie sie Alle heißen, in Schutz zu nehmen. Nein, nein, nein! Die Polizei erkennt keinen Liebhaber an, sondern nur einen Ehemann. Ich müßte verheirathet sein —"

Sie hielt inne und lächelte bitter zwischen den Thränen.

„Verheirathet!" wiederholte sie in schmerzlichem Tone. „Wer sollte mich heirathen. Diese vornehmen, jungen Herren, welche sich um meine Liebe raufen, würden sich scheu zurückziehen, wenn ich von ihnen verlangen wollte, sie sollten mich als Frau in ihre ehrbaren Familien aufnehmen. Und ich kann ihnen nicht Unrecht geben. Wer würde mich also heirathen. Ein Lump von einem Adeligen, ein zu Grunde gerichteter Offizier, der mit meinem Gelde seine Schulden zahlen und den Rest durchschlagen würde, um mich mit dem Bettelstecken, der mir bliebe, durchzuprügeln. Nein, nein, — ich brauche einen stillen, ehrbaren Mann, der mich um meinetwillen liebt, der den Muth hat, sich mit mir in eine entlegene Provinzstadt zurückzuziehen, um nur mir zu leben, meine ganze Vergangenheit vergessend. Aber wo findet sich solch ein Mann, wo?"

Wie als Antwort auf diese Frage ertönte ein leises Klopfen an der Thüre.

„Herein!" rief die schöne Henriette überrascht, beinahe bestürzt.

*) Diese Art väterlicher Züchtigung wurde vor dem Jahre 1848, ja selbst im Belagerungszustande auch gegen Damen angewendet. Daher schreibt sich die Todtfeindschaft der Italiener.

Digitized by Google

Es war der Handschuhmacher Theodor Desgouttes, welcher eintrat.

„Ah!“ rief sie unwillkürlich, denn der junge Mann erschien ihr in diesem Augenblicke wie die Flamme eines Leuchtthurmes, welche dem auf der Wasserwüste Verirrten den Weg zeigt, wie er an's sichere Land gelangen kann.

Herr Theodor Desgouttes hatte sich schön gemacht, das heißt, seine Sonntagskleider angezogen, obwohl er unter dem Arme ein Paket trug, denn damals schämte der Herr und Meister sich nicht, seine Waare selbst der Kundschaft zu bringen, während er jetzt den beladenen Lehrjungen, als Saumthier benützt. Der arme Krüppel hielt sich kerzengerade, damit man von seinem Höcker nichts sehen konnte, auch machte er so wenig Bewegung als möglich, um die Schwierigkeit zu verbergen, welche ihm sein verkürzter Fuß bei jedem Auftreten machte.

„Guten Tag, lieber Freund“, rief ihm die Loreley zu, „Sie bringen mir doch nicht schon meine Handschuhe?“

Er küßte ihr galant nach echter Wiener Sitte die Hand und erwiderte:

„Ja wohl, verehrtes Fräulein, ich habe das Dutzend selbst nach meinem Gedächtniß mit der Erinnerung an Ihre kleine Hand zugeschnitten, und meine Leute durften nicht vom Sessel aufstehen, bis die zwei Dutzend fertig waren.“

Man erinnere sich gefälligst, daß es kein Geschäftsmann von heute, sondern einer aus der Congreßzeit war, der sich durch solche Schnelligkeit und Pünktlichkeit auszeichnete.

„Zwei Dutzend haben Sie mir gebracht!“ rief sie, während Desgouttes das Paket öffnete und die Handschuhe vor sie hinlegte.

„Ich weiß es wohl“, sagte er mit selbstzufriedener Verlegenheit, „daß Sie nur ein Dutzend bestellt haben, allein ich wollte Ihnen die Möglichkeit geben, sich aus zwei Dutzenden die schönsten heraus zu suchen, die andern nehme ich wieder mit nach Hause.“

„Wie liebenswürdig! Doch da thäte mir wirklich die Wahl weh! Es ist ein Paar schöner als das andere. Ich behalte beid Dutzende.“

„Bitte, Sie sind durchaus nicht verpflichtet.“

„O ja, Ihre Liebenswürdigkeit verpflichtet mich, ebenfalls liebenswürdig zu sein. Ach, Herr Theodor, was werden Sie für ein vortrefflicher Ehemann werden.“

„Ich?“ fragte er und eine Purpurröthe übergoß sein Gesicht. „Sie könnten glauben, daß ich jemals heiraten werde?“

„Mein Gott, warum denn nicht?

„Ich gestehe Ihnen, daß ich eine dumme und häßliche Frau nicht nehmen würde. Andererseits weiß ich recht gut, daß eine hübsche geschiedte Frau sich was Besseres weiß, als einen lahmen Buckligen, wie ich einer bin.“

Thränen des Schmerzes traten ihm bei diesen Worten in die Augen.

„Lahm! Bucklig!“ rief sie mit vortrefflich gespielter Entrüstung, „was das für schlecht gewählte Ausdrücke sind. Man sieht, das Blut Ihres französischen Vaters verleitet Sie zur Uebertreibung. Bucklig?! Sie gehen ein wenig vorgeneigt, wie so viele Leute Ihres Alters. Lahm?! Unsinn — wenn Sie nicht als Selbstquäler die Leute darauf aufmerksam machen würden, könnte man's gar nicht bemerken. Ich wenigstens habe nichts gesehen.“

Seine Augen leuchteten vor Freude! Wenn die gesunden und glücklichen Menschen nur ahnen könnten, welche Freude es einem armen Krüppel macht, wenn man so thut, als ob man sein Gebrechen nicht wahrgenommen hätte!

„Sie sind sehr gütig, Fräulein“, sagte er, „nur glaube ich nicht, daß viele Damen so denken würden, wie Sie.“

„Daran thäten Sie eben Unrecht. Ich z. B. würde mich nicht einen Augenblick besinnen, Ihnen meine Hand zu reichen.“

Theodor Desgouttes zitterte am ganzen Leibe,

„Sie sind sehr gütig“, stammelte er, „Ihr Engelherz verleitet Sie, einem armen Krüppel solch schmeichelhafte Dinge zu sagen; allein Sie würden das selbst dann nicht ausführen, wenn Sie — frei wären.“

„Frei?“ wiederholte sie, „ja bin ich denn nicht frei?“

Digitized by Google

„Je nun, ich dachte —“

„Was? was dachten Sie?“

„Daß jener Herr, welcher Sie begleitete, als Sie meinem Laden die Ehre Ihres Besuches erwiesen, Ihr —“

Er hielt verlegen inne.

„Daß jener Herr mein Geliebter oder gar mein Bräutigam sei“, ergänzte sie.

„Das dachte ich allerdings, mein hochgeehrtes Fräulein.“

„Und doch sind Sie vollständig im Irrthume. Jener Herr ist nicht mein Bräutigam und noch viel weniger mein Geliebter.“

Er sah sie mit verdutztem, halb ungläubigem Gesichte an.

„Kommt Ihnen das sonderbar vor?“ fuhr sie fort, „nun ich will es Ihnen erklären, aber setzen Sie sich zu mir auf's Sofa. Sie stehen da vor mir, wie ein Geschäftsmann vor der Kundschaft und wir sind uns doch mehr, sind Jugendgespielen, alte Freunde, gute, liebe Freunde.“

Sie sprach das in einem so warmen innigen Tone, und als er sich zögernd auf's Sofa setzen wollte, faßte sie ihn bei der Hand und zog ihn auf's Sofa nieder, so freundlich und so schmeichelnd, daß der arme Krüppel nimmer wußte, wie ihm geschah.

„Sagen Sie mir, lieber Theodor“, fuhr sie fort, „erinnern Sie sich noch, wie mein Vater starb?“

„Nein, das heißt — ich — hörte von meinem Vater“, stammelte Desgouttes.

„Sie hörten von Ihrem Vater“, fiel sie ihm in's Wort, „daß mein Vater den Tod durch Henkershand starb, weil er sich in politische Umtriebe eingelassen hatte. Ja, so ist es, lieber Theodor. Meine Mutter war geflohen, ich stand, ein hilfloses Kind, in der Welt, jene geheimnißvolle Partei, für welche mein Vater sein Leben eingebüßt hatte, war honett genug, die Tochter des Gehängten nicht im Stiche zu lassen. Ich erhielt eine brillante Erziehung, ich wurde die Dame, die sie jetzt vor sich sehen, ich mache ein Haus, die Stadt Wien nennt mich die schöne Henriette und erzählt galante Abenteuer von mir, die ich nie bestanden habe. Ich lasse die Wiener eben reden, was liegt mir am Tratsch der Leute.“

„Und jener Herr?“

„Ist gerade so Einer, wie die vielen Andern, arme Narren, die an meinem Triumphwagen ziehen, denn ich lasse mir sehr gern den Hof machen. Wozu ist man jung, wozu schön? Die Koketterie ist einmal Eva's Erbgut.“

Ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust.

Sie bemerkte es wohl, that aber nichts dergleichen.

„Je mehr die Herren aufeinander eifersüchtig sind, desto mehr Spaß macht es mir. Was liegt mir an ihnen, weiß ich doch, daß Keiner von ihnen in seiner Liebe so weit gehen würde, mir die Hand zu reichen.“

„Sie glauben — ?“

„Ich weiß es gewiß; denn einmal müßte es ja doch zur Sprache kommen, daß mein Vater am Galgen starb und mit Entsetzen würden sich alle diese Herren, die jetzt auf ihren Knieen vor mir liegen, von der Tochter des Gehängten abwenden.“

„O das ist feige! das ist erbärmlich!“ rief der Sohn des Franzosen in edler Aufwallung, „Ihr Vater starb für eine gute Sache, für die Sache der Freiheit, aber selbst wenn er als gemeiner Verbrecher gestorben wäre, was könnten Sie dafür, die Sie so edel sind, so gut, so schön —“

Er hielt in größter Verlegenheit inne, als ob er zu viel gesagt hätte.

„Wie wohl thun mir diese Worte“, lispelte sie, während sie seine Hand zwischen die ihren nahm und sie streichelte, „Sie sind freilich ganz anderer Natur, als diese Courmacher von Profession. Aber selbst wenn Einer von diesen Herren sich über das Vorurtheil hinaussetzen könnte, das den Namen meines Vaters noch mit Schmach bedeckt, wenn er mir seine Hand böte, und an derselben ein Wappen und ein Vermögen hinge, ich würde sie doch nicht annehmen.“

„Darf ich mir die Frage erlauben: Warum nicht?“

„Ich will Ihnen sofort die Antwort geben. Diese feinen Herren sind alle jung, wenige älter als ich, die meisten in meinem Alter oder noch

Digitized by Google

jünger, — in zehn, fünfzehn Jahren werden diese jungen Herren erst stattliche Männer, zwischen dreißig und vierzig findet der Mann erst Anwerth beim schönen Geschlechte, während Unsereins, wenn man den Dreißiger überschritten hat, „alte Junger" titulirt und unter das alte Eisen geworfen wird."

„Oho!"

„Es ist doch so, ich gebe mich keiner Täuschung hin. Soll ich nun als alternde Frau zusehen, wie mein Gatte um jüngere herumflattert, soll ich in Groll und Demüthigung, mit Galle und Eifersucht im Herzen die klägliche Rolle einer Schachtel spielen, welche ihre jüngeren Schwestern um ihre Jugend, ihre Schönheit beneidet. Nein, nein, — von dem Manne, den ich wähle, muß ich wissen, daß er mir treu bleibt, auch wenn das Alter Furchen in meine Stirne zieht und meine Haare bleicht. Und darum wäre es mir recht, wenn dieser Mann ein körperliches Gebrechen hätte, ja selbst, wenn er ein Krüppel wäre, wie Sie sich so ungerechter Weise nennen, denn ich wäre dann wenigstens sicher, daß die Weiber nicht ihre Netze nach ihm auswerfen würden, und die Liebe und Treue, die er mir widmete, würde ich durch eben so große Treue und Liebe durch die aufopfernste Pflege, durch ewige Dankbarkeit wett machen."

Diese Worte, die unmöglich falsch zu verstehen waren, versetzten den jungen Franzosen in eine solche Aufregung, daß auf seinem hübschen, zarten Antlitze Röthe und Blässe fieberhaft wechselte und alle seine Nerven zitterten.

„Wenn Sie so denken, so fühlen", sprach er mit gepreßter Stimme, „dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage —"

Dabei erhob er sich vom Sofa und sah so aus, als ob er sich vor ihr auf die Knie werfen wollte.

Sie zog ihn hastig zurück und rief:

„Um Gotteswillen! sagen Sie nichts! nur jetzt nicht! Es würde so aussehen, als ob ich mich Ihnen an den Hals geworfen hätte: mein ganzer weiblicher Stolz empört sich dagegen. Wir reden ein andres Mal davon, ein andres Mal!"

Wie man sieht, verstand es die Kokette ganz ausgezeichnet, den jungen Mann zu dupiren.

Er wußte vor Verlegenheit nicht, was er sagen sollte. Sie fand das Wort:

„Uebrigens habe ich Ihnen noch eine hochwichtige Frage vorzulegen."

„Welche, theures Fräulein?"

„Sie haben in Ihrem Gewölbe ein junges, nicht besonders hübsches, aber nettes Mädchen."

„Meine Cousine Louison?"

„Eben diese und es kommt mir so vor, als ob die Cousine den Cousin gern sähe."

„O nicht doch. Louison ist noch viel zu jung, um sich zu verlieben."

„Hm! Dazu ist ein Mädchen nie zu jung. Uebrigens fragt es sich, unserer Angelegenheit gegenüber, ob der Cousin die Gefühle der Cousine theilt."

„Ich? ich denke nicht daran!" erwiderte der Halbfranzose, obwohl ein leises Erröthen, das ihr nicht entging, seine Worte Lügen strafte. „Wie könnte ich mich in ein Mädchen verlieben, daß bei jeder Gelegenheit mich Cousin Bossu oder Cousin Boiteux*) nennt."

Die arme Louison hatte in ihrem kindlichen Uebermuthe zum Scherze allerdings diese Ausdrücke gebraucht. Hätte sie ahnen können, welch' peinlichen Eindruck sie auf den Krüppel machten, sie würde sich derselben gewiß nicht bedient haben.

„Nun, das ist freilich nicht schön von der kleinen Französin," schürte Fräulein Tontfeul, „und um so weniger, als sie das Gnadenbrod in Ihrem Hause genießt."

„Das wohl nicht, geehrtes Fräulein," vertheidigte der Handschuhmacher seine Cousine, „Louison ist eine Perle im Hause, sie führt die Wirthschaft, sie ist im Atelier die geschickteste Arbeiterin, im Laden die glücklichste Verkäuferin —"

„Sieh da! sieh da! Mit welchem Eifer der Cousin seine Cousine vertheidigt, Sie werden mich gleich eifersüchtig machen!"

„Sie haben so wenig Ursache dazu, als ich allenfalls Ursache hätte, auf den galanten Polen eifersüchtig zu sein, der Sie unlängst begleitete."

*) Vetter Höcker, Vetter Hinkebein.

„Ah! das heißt mit andern Worten, Sie wollen wissen, in welchen Beziehung ich zu dem Herrn von Sartorinski stehe, der mich unlängst begleitete?"

„Fräulein, ich würde mir nie erlauben — —"

„O erlauben Sie sich nur! Nach dem, was zwischen uns vorgefallen und wie wir jetzt zu einander stehen, dürfen Sie schon fragen und es schmeichelt mir, wenn Sie eifersüchtig sind."

Der arme Krüppel war über diese Worte der Schlange ganz entzückt.

„Ich halte es für meine Pflicht, fuhr sie fort, „meinem lieben Männchen die nöthigen Aufklärungen zu geben. Herr von Sartorinski ist ein muthiger Mann, ich bedurfte eines solchen, um im Hause „zum Vergißmeinnicht" einen Begleiter und Beschützer zu haben, als ich den von meinem Vater hinterlegten Schatz behob. Das Medaillon, das Sie verwahrten und mir übergaben, zeigte uns den Weg, — in stiller Nacht suchten wir die Stätte, fanden und hoben den Schatz und hier ist er."

Bei diesen Worten sprang sie auf, öffnete den Schrank, nahm aus demselben einen alten, schweren Beutel, von der Etagère eine Tasse, legte dieselbe auf den Tisch und ließ den Inhalt des Beutels auf die Tasse gleiten. Es waren, wie wir wissen, 2000 Dukaten und das gab ein ganz respektables Häuflein Gold, das im Sonnenlichte funkelte und schimmerte.

„Das ist mein väterliches Erbgut," sprach sie mit einem gewissen wehmüthigen Stolze, „ehrlich verdientes Geld, rechtmäßiges Eigenthum. Sie sehen, mein Freund, daß der Mann, der meine Hand bekommt, keine Bettlerin heiratet und daß ich schon ein Bischen Eigenes in's Haus bringe."

„Der Mann, der bei seiner Braut an's Geld denkt, liebt sie nicht!" rief der Franzose.

Sie gab ihm mit der kleinen Hand einen sanften Backenstreich und sagte lachend:

„Nun ja, ja, ich will Ihnen diese Phrase gelten lassen, für die Flitterwochen, auch noch viel länger, aber später, wenn man ruhiger wird, wenn man einsieht, das man von der Liebe doch nicht leben kann und daß es gut ist, nicht bloß ein volles Herz, sondern auch einen vollen Kasten zu haben, da thut Einem der Vorrath gar wohl. Ein altes Sprüchwort sagt: Was man erheiratet, braucht man nicht zu erarbeiten. Die Handwerker in der Josefstadt sind von jeher als Sparmeister bekannt, — warum sollten Sie gerade eine Ausnahme machen?"

Die kleinen Geschäftsleute waren Anno Congreß noch praktische Naturen, sie spielten nicht auf der Börse, legten aber sorgsam einen Groschen zum andern und freuten sich des langsam erworbenen bescheidenen Wohlstandes. Auch Theodor Desgouttes, so sehr er in die Gauklerin verliebt war, die ihn bethörte, konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß zu der schönen Henriette die Dukaten ganz vortrefflich dazu paßten.

Sie ließ die Goldfüchse durch die weißen Finger gleiten und rief:

„Klingt das nicht allerliebst? Das ist die schönste Musik? nicht wahr?"

„In der That, es hört sich ganz angenehm", meinte lachend der Handschuhmacher.

Madame Bouton trat ein und meldete:

„Seine Gnaden, Herr Lord Cavernon."

„Ist mir willkommen", sprach die schöne Henriette.

Im nächsten Augenblicke stand der rothhaarige Engländer im Zimmer.

Er ergriff die Hand der Dame vom Hause, küßte dieselbe aber nicht etwa nach Wiener Sitte, sondern schüttelte sie herzlich, wie dies in England unter Freunden Brauch.

„Guten Tag, Miß Henriette," sagte er, „wie geht's Ihnen?"

„Besser als seit Langem", erwiderte sie, „da sehen Sie nur, Lord, ich habe Handschuhe gekauft und bin mit dem Meister Handschuhmacher ganz besonders zufrieden."

Dabei reichte die Schlaue ihre Hand dem Franzosen und drückte die des jungen Mannes, der sich durch das schroffe Benehmen des Schotten verletzt fühlte. Um richtiger zu reden, war es Eifersucht auf den jungen Mann, der hier so that, als ob er der Herr wäre.

Hatte er vielleicht ein Recht dazu?

Wenn man so verliebt, so empfindlich und eifersüchtig ist, wie Herr Theodor Desgouttes, darf man sich eben in keine Dame von der Qualität der schönen Henriette verlieben.

Lord Cavernon zog seinen Stecher hervor — damals gab es keine Monocles und Binocles — maß den jungen Mann und sagte im Tone echt englischen Hochmuthes:

„Ah! Das ist also Ihr Handschuhmacher? Nun, wenn er gute und hübsche Waare hat, werde ich auch vielleicht bei ihm arbeiten lassen. Aber jetzt soll er gehen."

Und machte mit der Hand eine nicht falsch zu verstehende Bewegung.

Der Handschuhmacher ward purpurroth vor Scham, als er erwiderte:

„Ich befinde mich hier im Hause des Fräulein Toutseul und nur wenn diese Dame es wünscht, werde ich mich entfernen."

Der Lord sah den kecken Handwerker ganz verdutzt an, während die schöne Henriette dem gereizten Halbfranzosen nochmals ihre Hand reichte und sprach:

„Ja, gehen Sie, mein Freund, denn ich habe mit diesem Herrn eine geschäftliche Unterredung, bei welcher ein Dritter als Zeuge überflüssig wäre."

„Ganz wie Sie wünschen", entgegnete Theodor Desgouttes und verließ den Salon, das Herz voll der widersprechendsten Gefühle, obwohl ihm die Sirene nachrief:

„Was wir ausgemacht haben, dabei bleibt es!"

Um ihm diese Worte nachrufen zu können, war sie bis zu der Salonthüre geeilt, als sie sich wieder umwendete, sah sie, daß sich Lord Cavernon in einen Fauteuil geworfen, einen Fuß über den andern geschlagen hatte und in jener bequemen, faulen Stellung dasaß, welche die Söhne Albions so sehr lieben.

Es entstand eine kleine Pause, welche die schöne Henriette benützte, um sich in einen Fauteuil gegenüber ihrem Verehrer zu setzen.

Endlich sagte dieser:

„Lady Harriet."

„Was denn?" fragte sie.

„Ich will Ihnen etwas sagen."

„Nun?"

„Sie sind eine große Kokette."

„Als ob das etwas Neues wäre."

„Sie behandeln einen Handwerker, einen Handschuhmacher, wie Ihresgleichen, wie Unsereinen."

„Warum nicht, — wenn er mir gefällt?"

„Der lahme Bucklige?"

„Je nun, ein Krüppel kann durch Liebenswürdigkeit und gute Manieren einer Frau mehr gefallen, als mancher Gerabegewachsene, der schlechte Manieren hat."

„Danke!"

„Nicht Ursache."

Es entstand eine abermalige kleine Pause, dann begann die schöne Henriette dieses seltsame Wortgefecht auf's Neue und sagte:

„Lord Gregor!"

„Was denn?" fragte er, wie sie früher es gethan.

„Auch ich will Ihnen etwas sagen."

„Ich höre."

„Sie sind unverschämt."

„Ah! — Nun eine Frau darf mir so etwas sagen. Darf ich fragen: Warum?"

„Weil Sie sich erlauben, in meinem Hause den Herrn zu spielen."

„Bin ich's nicht, Mylady?"

„Nein."

„Vielleicht jener Herr, mit dem Sie neulich Abends wegfuhren, als Sie mir weiß machten, Sie würden bei einer Freundin in Rodaun übernachten?"

Eine Andere wäre über diesen Vorwurf erschrocken, allein eine Frau in der Stellung der schönen Henriette muß auf Alles gefaßt sein. Mit der größten Seelenruhe erwiderte sie:

„Ah, Sie lassen also meine Schritte durch Spione belauschen, — das sieht Ihnen gleich; wenn übrigens Ihre Späher die Wahrheit reden, so müssen sie Ihnen ja auch gesagt haben, daß jener Herr, der mich begleitete und der Niemand Anderer war, als Herr von Satorinski, mich nur bis an das Hausthor geleitete und hier von mir

Abschied nahm, ein Beweis, daß er nicht als Liebhaber, sondern als Freund bei mir war."

„Als Freund?"

„So beleidigend der Ton ist, in dem Sie dies sagen, so ist's doch die volle Wahrheit. Er begleitete mich als Mann von Muth und Ehre zur Abmachung eines Geschäftes."

„Eines Geschäftes? Und warum wählten Sie dabei nicht mich?"

„Weil Sie viel zu unpraktisch und ungeschickt für dergleichen sind, Lord Gregor."

„Danke für das Compliment, aber neugierig wäre ich doch, welcher Art dieses Geschäft war."

„Sehen Sie hier wenigstens das Resultat desselben."

Die schöne Henriette hatte als Lord Cavernon gemeldet wurde, ihr Spitzentuch über die Tasse geworfen, wo die Dukaten lagen. Jetzt zog sie dasselbe wieder weg und das Häuflein Gold funkelte den überraschten Blicken des Lords entgegen.

„God dam!" sagte er, „das ist viel Geld, sehr viel Geld."

„Netto 2000 Dukaten!"

„Und darf ich fragen, wer der Spender dieses Schatzes ist?"

„Natürlich setzen Sie wieder voraus, der Spender dieses Schatzes, wie sie sich auszudrücken belieben, muß ein gegenwärtiger oder vergangener Liebhaber von mir sein, welcher mir für das Glück, das er in meinen Armen genossen, diesen Goldregen zukommen ließ, wie einst Jupiter der Danaë."

„Sie haben ein merkwürdiges Talent, Gedanken zu errathen."

„Wo nicht viele Gedanken sind, ist das eine leichte Mühe."

„Danke für das Compliment."

„Ist gerne geschehen, aber rathen doch Sie einmal, Sie großer Diplomat, woher dieses Geld, dieser Geldschatz stammt."

„Nun, wenn es nicht auf dem von mir angedeuteten Wege gekommen, so muß ich gestehen, daß ich nicht die mindeste Ahnung habe."

„Es ist mein Erbtheil, von meinem seligen Vater her."

„Ah!"

„Trotz der ungläubigen Miene, die Sie machen, ist's doch so."

„Ihr Vater ist also vor Kurzem gestorben?"

„Er ist seit zwanzig Jahren todt, er starb mitten in den Wirren der Revolution und vergrub diesen Schatz für mich in dem Garten des Hauses, das wir damals bewohnten. Erst vor wenig Tagen kam ich in Kenntniß dieses Umstandes auf eine Weise, deren Erzählung uns zu weit führen würde.

— Zur Hebung des Schatzes in einem fremden Hause, in einem fremden Garten, bedurfte ich die Begleitung eines Mannes, der Findigkeit und Muth besitzt, ich wählte Herrn Satorinski —"

„Recht schmeichelhaft für mich."

„Ich habe Ihnen sch on erklärt, daß ich Sie bei all Ihren sonstigen guten Eigenschaften für viel zu ungeschickt und unpraktisch halte, um in derlei Affairen zu fungiren."

„Sie mögen Recht haben und, um Ihnen einen Beweis zu geben, wie wahr Ihre Worte sind, will ich Ihnen gegenüber eine abermalige Dummheit, eine neue Blöße begehen."

„Wäre nicht die erste, wird nicht die letzte sein. Also?"

„Ich werde eine Bitte an Sie richten."

„Und das nennen Sie eine Dummheit. Also begehen Sie dieselbe."

„Schöne Harriet, leihen Sie mir die 2000 Dukaten, die da liegen."

Sie schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

„Das habe ich nicht erwartet!" rief sie, „statt daß Sie mir Geld bringen, verlangen Sie welches von mir. Das ist ja die verkehrte Welt."

„Ich verlange nicht, ich bitte", sprach Lord Cavernon purpurroth vor Verlegenheit, „ich weiß, daß es gegen allen Brauch ist, daß ein Cavalier von einer Dame Geld zu leihen nimmt, allein die Verhältnisse sind von der Art, daß sie mich nöthigen, diesen Akt zu begehen, den ich ja selbst als Blöße, als Dummheit bezeichne."

„Und was sind das für Verhältnisse?"

„Ich will Ihnen reinen Wein einschänken, Miß Harriet; ich schulde dem Kapitän Alexander Satorinski eine nicht unbedeutende Summe. Mein

Digitized by Google

Wechsel vom Hause sind verzehrt, Papa findet, daß ich sehr viel Geld brauche, er weiß eben nicht, wie schön Sie sind —"

„Eine neue Unverschämtheit, Sie machen mich für Ihre Geldausgaben verantwortlich."

„Alle meine Freunde sind in ähnlicher Lage — sie können kein Geld verborgen, weil es Ihnen selber zu wenig wird. Obendrein hat mir Herr Satorinski heute einen Brief geschickt, in dem er mich auf's Dringendste und Bestimmteste auffordert, baldmöglichst zu zahlen, da ihm vom Hause Geld ausgeblieben und er selbst in Verlegenheit sei."

„Wie wurden Sie dem Polen so viel Geld schuldig?"

„Bei jenem Souper im „wilden Mann" — Sie waren ja selbst dabei, — als wir zu spielen begonnen; ich verspielte nicht nur all mein Geld, sondern gab einen Bon über eine hohe Summe. Und Spielschuld — Ehrenschuld, das begreifen Sie doch, Miß Harriet."

„Hm! — und wenn ich Ihnen nun das Geld nicht leihe?"

„Dann bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

Die Augen des schönen Weibes, die den Tod ihres Vaters zu rächen hatte, leuchteten in unheimlicher Gluth. Wenn Lord Gregor sich erschoß, dann war ja ihr Ziel erreicht, ihr Vater gerächt. Doch sein Tod war ihr nicht genug, er sollte in Schande und Schmach sterben, damit diese Schmach, diese Schande auf das Haupt seines Vaters zurückfalle.

Deshalb rief sie mit gut gespieltem, erheucheltem Schrecken:

„Um Gotteswillen, Gregor! reden Sie doch nicht so etwas, da hört der Spaß auf. Satorinski wird warten."

„Darauf kann ich mich nicht verlassen," erwiderte der Schotte, „diese Polen sind Tratschmäuler, wie die alten Weiber, — er würde plaudern, — außerdem fühle ich das dringende Bedürfniß, meinem Nebenbuhler bei Ihnen —"

„Oho!" rief sie lachend.

„Meinem Nebenbuhler bei Ihnen", wiederholte er mit Nachdruck, „sechs Zoll englischen Stahl in die Brust zu rennen oder ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber ich kann mich doch nicht mit ihm schlagen, bevor ich ihn gezahlt habe, — es wäre das geradezu shoking."

„Also wenn ich Ihnen nicht leihe, tödten Sie sich selbst und wenn ich Ihnen leihe, tödten Sie meinen vermeintlichen Liebhaber? Eine schöne Alternative."

„Sie haben dabei die beste Gelegenheit zu zeigen, welcher von uns Beiden Ihnen lieber ist."

„Nun wenn Sie so rechnen, dann -- leihe ich Ihnen die 2000 Dukaten."

Lord Cavernon fuhr freudig überrascht vom Stuhle empor, ergriff ihre Hand und drückte sie dankbar wie die eines Freundes."

„Miß Harriet," sagte er bewegt, „Sie sind eine Fee, Sie retten mir das Leben und beruhigen mein Herz zu gleicher Zeit."

„Nun es gehört ein Bischen viel dazu," antwortete die Kokette, „bis man Euch kaltblütige Engländer ein wenig eifersüchtig macht."

„O Du irrst, Diva, wenn Du wüßtest —"

Bei diesen Worten wollte er sie umschlingen, aber sie wies ihn zurück und sprach:

„Ruhig, mein Herr! ruhig doch! Die Liebe kommt später, — zuerst wollen wir unser Geschäft in Ordnung bringen. Also es bleibt dabei, ich leihe Ihnen das Geld."

„Tausend Dank!"

„Wer aber bürgt mir dafür, daß Sie es wieder zurückzahlen."

„Das Wort eines Gentleman, eines englischen Cavaliers," sprach er mit einem Nachdruck und einer Würde, die ihm sehr gut stand, „es ist ja doch nur eine Zeitfrage, Miß Harriet; die fatale Lage, in der ich mich momentan befinde, wird vorübergehen, — ich will meinem Vater ausführlich schreiben, er ist sehr reich, — er wird mich nicht stecken lassen und selbst, wenn er es thäte, ist Grimbyhall nächst Inverneß mein Eigenthum, das ich von meiner Mutter ererbte und schuldenfrei in Händen habe. Mein Nachbar Fergus Mac' Intyre, der seine Fabrik vergrößern wird, gibt

Digitized by Google

mir sofort 15.000 bis 20.000 Pfund dafür, — Sie sehen also, Miß, daß Sie für Ihr Geld nichts zu fürchten haben, da ich Ihnen binnen einigen Wochen dasselbe bei Heller und Pfennig mit Zinsen und Zinseszinsen zurück erstatten werde."

„Zinsen! Zinseszinsen!" rief sie mit gut gespielter Entrüstung: „Bin ich eine Jüdin? Mache ich Wuchergeschäfte? Sie werden mir keine Zinsen zahlen, da ich selbe nicht nehmen würde."

„Sie sind ein Engel! aber dafür sollen Sie den schönsten Schmuck —"

„Ich nehme Schmuck nur als Huldigungsbeweise für meine Schönheit und Liebenswürdigkeit als Souvenirs schöner Stunden, aber nicht als Zinsen für geliehenes Geld."

„Wie soll ich mich Ihnen dankbar zeigen?"

„Sie können es."

„Sprechen Sie, Miß, wie? auf welche Weise?"

„Indem Sie eine Laune von mir befriedigen."

„O mit Freuden, — jede — und wäre es der bizarrste Einfall!"

„Nun, es ist allerdings bizarr. Lord Clearegh, Ihr Freund, hat mir meine Bitte nicht gewährt, meine Laune nicht befriedigt und das war der erste Grund der Entfernung zwischen mir und ihm, ein Mann, der einer Frau nicht ein kleines Opfer bringen will, verdient ihre Liebe nicht mehr."

„Sehr richtig. Sie werden sehen, daß ich eines jeden Opfers fähig bin."

„Ich bin neugierig."

„Nun Sie werden erstaunen."

„Ich werde gar nichts thun, als Ihren Wunsch erfüllen."

„Nun so hören Sie, — es war zu Ende des Maimonates im heurigen Jahr, — ich wollte in den Prater fahren und wartete auf Clearegh, der mich in seinem Kutschierphaëton abholen wollte. In voller Frühlingstoilette saß ich da und wartete, wartete, — immer vergebens."

„Ah for shame! wie ungalant!"

„Endlich, es dämmerte bereits, kam er daher. Ich war böse und schmollte heftig. Er bot Alles auf, mich gut zu machen; er entschuldigte sich damit, daß eine Depesche von Burke angekommen sei, aus London vom 17. Mai und dieser Depesche wegen habe er mit dem Botschafter drei Stunden lang conferiren und die Rückantwort abfassen müssen."

„Das kann vorkommen", bestätigte Lord Gregor Cavernon.

„Ich stelle es auch nicht in Abrede. Ich sprach zu Clearegh: Gut, dann zeigen Sie mir die Depesche. — Das kann ich nicht, antwortete er."

„Da hat er die Wahrheit gesprochen", bestätigte der Schotte abermals.

„O über Euch feine Diplomaten!" rief sie unwillig, „ich ärgerte mich halb todt. Ich behaupte, es sei gar keine solche Depesche vorhanden, er wollte mich nur dupiren, — mich anlügen. Wenn die Depesche vorhanden sei, müsse er mir dieselbe zeigen. Er schlug mir's ab, — die Burke-Depesche vom 17. Mai ward in meinem Gehirn zur fixen Idee. Und jetzt in diesem Augenblicke krabbelt es mir in allen Nerven, — ich muß, hören Sie, Lord, ich muß die Depesche vom 17 Mai sehen."

„Es geht nicht. Seien Sie doch nicht kindisch, Harriet!"

„Kindisch! ich bin aufgeregt, nervös, ich bin ein Weib, das an einer fixen Idee leidet, und diese fixe Idee heißt: Depesche vom 17. Mai."

„Bedenken Sie, Harriet, was Sie von mir verlangen? Sie wollen, daß ich das Amtsgeheimniß verletze."

„Amtsgeheimniß! Unsinn! Sie verletzen es wenn Sie den Inhalt der Depesche einem Andern mittheilen. Aber ich will diesen Inhalt ja gar nicht kennen, nicht wissen, — ich verstehe ja kein Wort englisch, — ich will nur sehen, ob diese Depesche vorhanden ist, wie sie aussieht und wenn ich die Worte 17. Mai und Burke lese, bin ich vollständig zufrieden gestellt. Wo ist da Ihr Amtsgeheimniß verletzt?"

Lord Cavernon stutzte.

„Das ist allerdings richtig", sagte er, „Sie verlangen also nur die Depesche zu sehen, nicht zu lesen —?"

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich kein Wort englisch verstehe."

Digitized by Google

„Und Sie werden dieselbe keinem Dritten geben?"

„Sie können im Zimmer bleiben, so lange ich die Depesche in Händen habe, — ich will sie ja nur halten, drehen, wenden, küssen, diese Depesche, die mir schon so viel Verdruß gemacht hat."

„Nun, das ist keine unbillige Forderung."

„Wenn Sie das einsehen, so erfüllen Sie dieselbe."

„Wann?"

„Je eher, desto lieber."

„Ich brauche das Geld so bald als möglich, denn Sie können sich denken, daß ich mit diesem Herrn Satorinski so bald als möglich fertig zu werden wünsche."

Die schöne Henriette zuckte die Achseln.

„Was geht das mich an?" fragte sie. „Das ist doch ganz und gar nur Ihre Sache. Das Geld steht Ihnen jeden Augenblick zu Diensten, ich lege es nicht einmal mehr in den Schrank zurück, sondern lasse es hier auf der Tasse liegen."

„Sie würden es mir also sogleich, auf der Stelle geben?"

„Gewiß, sobald ich die bewußte Depesche habe."

„Ich darf sie also gleich jetzt holen?"

„Ich kann mir keine raschere Befriedigung meiner kindischen Laune denken."

„Ich werde Ihnen auch einen Wechsel mitbringen über die 2000 Dukaten."

„Warum nicht gar! Solcher Förmlichkeiten bedarf es doch nicht unter guten Freunden, wie wir es sind. Sie schreiben auf ein Blatt Papier: Fräulein Henriette Toutseul, ich bestätige Ihnen hiermit den Empfang von 2000 Stück vollwichtigen k. k. Dukaten, die Sie mir unter heutigem Datum geliehen haben und verpflichte mich auf Ehrenwort, dieselben in kürzester Frist zurück zu zahlen. Darunter setzen sie Datum und Namensfertigung und die Geschichte ist in Ordnung."

„Noch einmal, Sie sind eine Fee. Mein Fiaker steht unten, ich fliege in's Gesandtschafts-Hotel, um das bewußte Dokument zu holen. God by, Miß Harriet."

Diesmal küßte er sogar ihre Hand, sie nickte lächelnd mit dem Kopfe, als er aber draußen war, da verzerrten sich ihre Züge und mit teuflischer Bitterkeit sprach sie:

„Geh nur, Sohn von meines Vaters Mörder. Du wirst sehen, daß die vermeintliche gute Fee eine böse Zauberin ist, die Dein Glück, Deine Ehre, Dein Leben zugleich mit einem Schlag vernichtet. Mein liebstes Spielzeug, meinen schönen Polen, willst Du mir zerbrechen. Die Reihe wird zuerst an Dich kommen, denn ich hab Dich jetzt in meinen Händen und folglich bist Du verloren."

Nach diesem auferbaulichen Monologe begann Fräulein Toutseul ihre Vorbereitungen, um den geplanten Coup auszuführen.

Sie tritt zum ersten Fenster, welches nach der Elendbastei hinausſieht und stellt auf dasſelbe drei Blumenstöcke neben einander.

Gegenüber steht auf der Bastei ein Bettler, der von Zeit zu Zeit bei vornehm aussehenden Leuten den Hut zieht und sie anbettelt, jedoch die Fenster gegenüber nicht aus den Augen läßt, als ob er von dort irgend ein Almosen zu erwarten hätte.

Sobald er das Blumensignal am Fenster erblickt, macht er sich auf die Beine und eilt hinab auf den Salzgries, wo er in einem Hause neben dem „weißen Wolf" rasch die Stiege des zweiten Stockes erklimmt und bei einer Thüre anläutet.

Eine alte, nicht besonders sauber, aber reich gekleidete Jüdin öffnet.

„Madame Great", flüsterte der Bote, „Fräulein Henriette hat das Zeichen gegeben, es ist Zeit."

„Ich komm' schon mein Jüngel, ich komm' schon", erwidert geschäftig die Alte, „lauf nur voraus und stell' Dich auf beim Thor, daß Dir nichts entgeht, wer aus- oder eingeht."

„Soll mir keine Maus hinein oder heraus, ohne daß ich Sie sehe", antwortete der Bote und enteilte.

Frau Great zupfte die gelben Bänder ihrer Haube zurecht, nahm dann eine bereitstehende Schachtel unter den Arm und folgte dem Boten auf die Elendbastei, wo sie in einiger Entfernung

Digitized by Google

vor ihm stehen blieb, das Hausthor der schönen Henriette beobachtend.

Wir begeben uns nun wieder in den Salon der großen Koketten, um der Ausführung des von Gentz entworfenen Planes beizuwohnen.

Nach einer halben Stunde etwa trat Lord Cavernon wieder ein.

„War ich nicht schnell?“ fragte er.

„Gewiß“, erwiderte die Ränkeschmiedin, „Sie müssen geflogen sein.“

„Ich nicht, wohl aber mein Fiaker, denn das muß man den Wiener Fiakern lassen, sie fahren wie der leibhaftige Satan. Außerdem herrscht in unsrem Archiv eine solche Ordnung, daß ich nur zwei Minuten brauchte, um die Depesche zu finden.“

„Sie bringen sie also?“

„Hier ist sie, sammt dem von Ihnen gewünschten Schuldschein.“

Lord Cavernon legte auf den Tisch einen großen Brief, auf dessen Couvert ein großes Amtssiegel prangte und daneben die von Henriette begehrte Erklärung über den Empfang von 2000 Dukaten.

„Endlich hab ich sie!“ rief Fräulein Toutseul mit der gutgeheuchelten Freude eines Kindes, dem man ein lang verweigertes Spielzeug endlich gewährt, indem sie die Depesche aus der Enveloppe herauszog, entfaltete, küßte und damit im Zimmer herumtanzte.

Lord Cavernon lachte laut auf.

Plötzlich hielt die schöne Henriette in ihren Freudenausbrüchen inne und fragte:

„Ist's aber auch die wahre? Ich verstehe ja nicht englisch.“

„Aber Miß Harriet — sehen Sie nur hier unten W. Burke, das ist William Burke, und London 17. May, das schreibt sich im Englischen wie im Deutschen.“

„Richtig, richtig! Und was sonst darinnen steht, kümmert mich ja ohnehin nicht.“

Und wieder begann sie ihren Freudentanz mit der Depesche in der Hand.

Madame Bouton trat ein und meldete:

„Fräulein, die alte Jüdin Sara Weiß ist da, mit Spitzen, sie sagt, sie habe dießmal echte points d'Alençon.“

„Echte Alençons? Herein damit.“

Im nächsten Augenblicke trat die Jüdin mit ihrer Schachtel ein.

Lord Cavernon konnte nicht ahnen, daß diese, Sara Weiß genannte Jüdin eigentlich Great hieß, zwanzig Jahre in London mit einem jüdischen Handelsmann vermält gewesen und der englischen Sprache vollkommen mächtig war. Er hatte nicht den mindesten Verdacht, daß diese Handelsjüdin die Mitverschworne eines Planes war, welchen die schöne Henriette mit Herrn von Gentz ersonnen hatte, um den Inhalt von Burke's Maidepesche kennen zu lernen.

Mistreß Great, oder wie man sie hier nannte, Frau Sara Weiß trat mit tiefen Reverenzen und Knixen ein und fragte, ob sie nicht stören würde, wenn sie dem gnädigen Fräulein zeigen würde, „eppes besünders Nares von saine Spitzen.“

„Meine liebe Weiß, Sie stören mich gar nicht“, rief Henriette, „machen Sie Ihre Schachtel nur auf, wir wollen die Herrlichkeiten in Augenschein nehmen.“

Die Jüdin stellte den Carton auf einen Sessel, nahm den Deckel ab und stellte denselben so auf, daß er den Anblick des Inhaltes der Schachtel wenigstens in der Richtung verhinderte, wo Lord Cavernon saß, der natürlich keine blasse Idee davon hatte, daß hier nach einem bestimmten Plane gegen ihn vorgegangen wurde.

Die schöne Henriette schlug die Hände zusammen und rief im Tone der Ueberraschung:

„Ach wie schön! Und so viel! Ich kann die Blicke nicht abwenden. Ich sage Ihnen, Lord Gregor, ich werde so geschwind mit meiner Auswahl nicht fertig werden, Sie werden warten müssen.“

„Ach, geniren Sie sich doch gar nicht, ich habe Zeit genug“, meinte der Lord.

Während dieser Zwischenreden hatte die schöne Henriette die verhängnißvolle Depesche nicht aus der Hand gegeben, wie Lord Cavernon es recht gut sah, der innerlich über die Zähigkeit lachte,

Digitized by Google

mit welcher seine Geliebte das verhängnißvolle Dokument festhielt.

„Ich fürchte nur, es wird Ihnen die Zeit lang, bevor ich mit der Auswahl zu Ende komme", fuhr sie fort, „was thue ich denn nur, um Ihnen ein Amusement zu verschaffen? Halt, ich hab's! Zählen Sie, lieber Gregor, die 2000 Dukaten, ob's auch richtig so viel sind und machen Sie kleine Stöße von je zwanzig Stücken, damit wir dann nachzählen können."

„Das ist keine so üble Arbeit", meinte lachend Lord Cavernon und begann das Gold durch seine Finger rollen zu lassen.

Jetzt schlug die Jüdin die Hände zusammen und rief:

„Zweitausend Dukaten! Gott Du Gerechter! so viel Gold. Werd ich doch nichts schauen auf meine Waare, als ich nur schauen werd nach dem Tisch, wo zählt das Geld der gnädige Herr."

Auch das war eine Finte. Die Jüdin that, als schiele sie nach dem Golde und Cavernon hatte keine Ahnung, daß ihre Blicke nach dem Carton-Deckel gerichtet waren, in welchen die schöne Henriette wie zufällig die Depesche hatte sinken lassen, so daß ihr Inhalt für die alte Jüdin sichtbar war, die den Inhalt derselben mit den Augen verschlang, während sie anscheinend mit der Frau vom Hause um die Spitzen feilschte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach ein Ausruf der Bewunderung von Seite der schönen Henriette die Stille oder das Klingen eines Stößchens Gold, welches Lord Cavernon auf den Tisch stellte. Miß Sara gab von Zeit zu Zeit eine jener Phrasen zum Besten, wie sie der jüdische Händler während des Kaufes und Verkaufes gerne losläßt, ohne dabei eigentlich zu denken.

In Wahrheit aber lernte die Jüdin, die ein ganz vorzügliches Gedächtniß besaß, den Inhalt der Burke-Depesche, die nicht sehr lang war, fast wörtlich auswendig; der Sinn war leicht verständlich.

Endlich war Lord Cavernon mit dem Geldzählen fertig, stieß die letzte Rolle Gold mit einiger Vehemenz auf den Tisch und rief lustig:

„2000 Dukaten! vollkommen richtig! nicht einer mehr, nicht einer weniger."

Henriette sah die Jüdin fragend an, diese nickte zum Zeichen, daß sie den Inhalt der Depesche vollkommen inne habe und nun sprach die Frau vom Hause, welche rasch und schnell das Dokument wieder aus dem Deckel des Cartons genommen hatte:

„Sie waren so in's Geldzählen vertieft, Lord Gregor, daß Sie ganz auf die Depesche vergessen, die ich noch in den Händen habe."

„Was kümmert's mich?" erwiderte er lachend, „Sie können dieselbe doch nicht lesen."

„Sehr richtig! Und da mein Gelüste gestillt ist, lege ich dieselbe wieder feierlich in Ihre Hände zurück."

Und mit einer komischen Verbeugung übergab sie ihm das verhängnißvolle Dokument.

„Der kleine Spaß kostet mich ein Bischen viel", sprach sie mit einem Seufzer.

Während Lord Cavernon die Dukaten wieder in den Beutel füllte, in dem sie begraben gewesen, sprach er mit Nachdruck:

„Sie zweifeln doch nicht an meiner Pünktlichkeit im Zurückzahlen; haben Sie nicht meinen Schuldschein in Händen. Es ist eine Ehrensache für mich."

„Darauf rechne ich", antwortete sie; dann wendete sie sich zur Jüdin und sprach:

„Liebe Weiß! übergeben Sie das, was ich ausgesucht, meiner Haushälterin, Madame Bouton, — holen Sie sich morgen Vormittags Ihr Geld."

„Sehr wohl," erwiderte die Handelsfrau, „ich küße dem gnädigen Fräulein und dem gnädigen Herrn die Hände."

Sie nahm ihre Schachtel und ging. Der Engländer, der mit der schönen Henriette soupirte, hatte in ihren Armen keine Ahnung, daß die Verrätherin ihm Ehre und Leben zu rauben trachtete. Denn Sara Weiß war nach Hause geeilt, hatte den Inhalt der Depesche aus dem Kopfe niedergeschrieben und diese Copie dem Herrn von Gentz gebracht, der damit zu Metternich flog. Hocherfreut durchlas der Staatskanzler die Abschrift des Bur-

Digitized by Google

keschen Communiqué's, das seine Ansicht bestätigte und sprach mit seinem feinen Lächeln:

„Ich danke Ihnen, Hofrath, — lassen Sie der schönen Henriette die 100 Dukaten auszahlen."

12. Kapitel.

Ein krankes Täubchen.

Das kalte Wetter, mit welchem der November in Wien eingezogen war, hatte sich gegen Ende des Monates geändert, die Kälte hatte nachgelassen, aber statt des hellen Sonnenscheines hingen dunkle Schneewolken über der Congreßstadt und ließen ihren flockigen Inhalt in dichten Massen auf die Dächer und in die Straßen niederfallen. Unsere heutige nägelsüchtige Einwohnerschaft, die nervös wird, wenn binnen einem halben Tag nicht der Schnee aus dem Straßen und von Trottoir weg gefegt ist, wird erstaunen zu hören, daß man damals wohl in der innern Stadt durch Soldaten den Schnee wegschaffen ließ; in den Vorstädten aber, und gar auf den Glacis ließ man ihn ruhig liegen und wartete, bis die Räder der Fuhrwerke und die Stiefel der Staatsbürger eine Bahn ausgefahren und ausgetreten hatte, auf der man sich, so gut es eben anging, weiter bewegte. Auf besonders verwehten, aber zur Passage nöthigen Punkten, standen freiwillige Straßenkehrer, die eine Bahn fegten und jeden Vorübergehenden mit den Worten anbettelten: „Bitt' gar schön um einen kleinen Kreuzer, weil ich ein' saubern Weg (ge) 'kehrt hab." Und es waren ihrer sehr viele solche zudringliche Bettler.

Der Weg aus der Vorstadt in die Stadt und wieder zurück gehörte also damals in dieser Jahreszeit durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten und man konnte die Verstimmung des Handschuhmachers Theodor Desgouttes, als er an einem solchen Tage aus der Stadt in seinen Laden, Josefstadt, Langegasse, heim kam, immerhin auf die miserable Schneebahn schieben, um so mehr, als der junge Mann nasse Füße bekommen und sich erkältet hatte, so daß er, dessen Gesundheit ohnehin eine sehr zarte war, leicht hustete.

Gleichwohl dachte er nicht daran, sich umzuziehen, sondern in seinen nassen Kleidern warf er sich auf seinen Lehnstuhl hinter dem Ladentische, legte die Hände übereinander und starrte grübelnd vor sich hin, wie Einer, dessen Geist anderweitig beschäftigt ist.

Louison hatte Alles wohl bemerkt, aber sie sprach kein Wort, sondern holte aus der Küche den Kaffee, den sie sorgfältig für ihn bereitet hatte, stellte ihn schweigend vor ihn auf den Ladentisch und sah ihn mit ernsten Blicken an. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß Louison nicht so frisch und fröhlich war, wie sonst; ihre Heiterkeit war einem gewissen Trübsinn gewichen, ihr rosiges Gesicht war blaß geworden, die dunklen Ringe um die Augen zeigten von Schlaflosigkeit und Kummer, die rothgeränderten Augenlieder von Thränen.

Der Duft des Kaffees weckte den Handschuhmacher aus seinen Träumen.

„Ach Du bist da, Louison?" sagte er freundlich, „Du denkst doch an Alles, bringst mir den Kaffee, gerade in dem Augenblick, wo ich ihn so nothwendig brauche."

„Hast Du ihn denn schon einmal nicht zur rechten Zeit bekommen? fragte sie im Tone sanften Vorwurfes, „ich dachte mir, er würde Dir gut thun, habe ihn auch recht heiß und süß gemacht, wie Du ihn gerne trinkst."

„Danke, danke, Louison", sprach der junge Mann, die Tasse zum Munde führend, die er aber wieder absetzen mußte, weil er heftig hustete.

„Und wie Du hustest", sagte sie mit ängstlicher Besorgniß, „hast Dich gewiß recht verkühlt?"

„Wär's denn ein Wunder bei diesem Höllenwetter?" antwortete er, „Du weißt, ich bin so empfindlich gegen nasse Füße."

„Nun ja, aber eben so gut, als ich es weiß, weißt Du es auch."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich meine, da Du Deine Wehleidigkeit kennst, hattest Du nicht nothwendig, in die Stadt zu gehen."

„Ich mußte, liebe Louison."

„Warum?"

„Ich hatte mein Wort gegeben."

„Wem?"

Digitized by Google

„Einer Dame."

„Ach ja so! Das ändert freilich die Sache, da muß man natürlich die Gesundheit riskiren."

„Wie Du nur so reden magst. Bist Du böse auf mich, Louischen?"

„Ich? Fällt mir nicht ein", antwortete sie sich abwendend, um die Thräne zu verbergen, die ihr in's Auge getreten war, „warum sollte ich böse sein? Was kümmert's mich, wenn Du zu Damen in die Stadt gehst, denen Du ein Ehrenwort gegeben hast. Um Dir zu zeigen, daß ich keinen Aerger darüber hege, will ich im Laden bleiben; ich habe auf Deiner Kammer frische Wäsche und die Hausschuhe zurechtgelegt, damit Du aus dem nassen Zeug kommst und Dich umkleiden kannst. Wenn Du kommst werde ich Dir Eibischthee mit Zuckerkandl machen, das wird Dir gut thun gegen den Husten.

„Tausend Dank, meine liebe, gute Louison."

„Schon gut, geh' nur, geh' nur."

Er ging hinaus, sie setzte sich auf einen Stuhl legte die Hände vor die Augen und murmelte:

„So kann's nicht fortgehen, es drückt mir das Herz ab. Dieses schlechte Weib hält ihn gefangen in ihren Netzen, — welchen Zweck sie dabei hat, weiß ich nicht; vielleicht will sie ihn gar heiraten, um mit dem Mantel seines ehrlichen Namens ihr Schandleben zuzudecken. Und darum muß ein Ende gemacht werden und ich will das ausführen, was ich beschlossen habe."

Theodor kam zurück; er war umgekleidet und fühlte sich viel bequemer und behaglicher in der warmen trockenen Wäsche.

„Ah! wie das wohl thut!" sagte er, Louisons kleine Hand ergreifend und sie zwischen seinen Händen streichelnd, „nochmals meinen besten Dank, Du bist im Haushalt eine wahre Fee."

„Nun, wenn ich auch gerade keine Fee bin, wie sie in „Cendrillon", „belle et bête" und „biche au bois" *) vorkommen, so verlierst Du doch an mir eine gute Haushälterin."

*) „Aschenbrödel", „Die Schöne und das Ungeheuer", „Prinzessin Hirschkuh" — auch in Deutschland wohlbekannte französische Märchen.

„Ich verliere Dich?" fragte er überrascht, bestürzt, „wie meinst Du das?"

„Nun ich rede doch deutlich, ich will Wien verlassen und in meine Heimat, in mein schönes Frankreich zurückkehren."

„Louison! was fällt Dir ein? Du sagtest mir doch hundertmal, Oesterreich sei Dir eine neue Heimat geworden und Wien sei Dir lieber als Lyon."

„Nun ja, — so sagte ich, — allerdings, — weil ich es selber glaubte, aber ich sehe nun eben ein, daß ich mich getäuscht, sehr getäuscht habe."

„Inwiefern denn?"

„Hm! Das Klima thut mir nicht gut."

„Ach warum nicht gar — Du siehst ja aus wie eine blühende Rose."

„Da mußt Du mich schon sehr lange nicht angesehen haben, oder es kann nur eine weiße Rose sein, die Du meinst."

Jetzt erst betrachtete er sie mit einiger Aufmerksamkeit und sagte fast erschrocken:

„In der That Louise, Du siehst nicht wohl aus."

„Ich sagte Dir's ja, das hiesige Klima ist's, die Kälte."

„Du täuschest mich nicht, Louise, die Kälte hat sonst Deine Wangen geröthet und erfrischt, das was Dich blaß macht, ist ein geheimer Kummer."

„Und wenn's so wäre, was geht Dich mein Kummer an?"

Ihr Ton klang so trotzig, ihre Augen blitzten so seltsam, daß er ganz überrascht erwiderte:

„Ich verstehe Dich nicht, Louison, Du thust, als ob ich kein Recht hätte, mich um Deinen Kummer zu bekümmern — und ich habe Dich doch so lieb."

„Du? — mich!" rief sie einem Tone, dessen Bitterkeit sich nicht wiedergeben läßt."

„Warum sollte ich nicht?" fragte er, „lebten wir nicht immer wie Bruder und Schwester?"

Sie schien etwas sagen zu wollen, bezwang sich aber und murmelte nur:

„Hm! Nun, ja, ja, freilich."

„Und Bruder und Schwester sollen vor einander keine Geheimnisse haben."

Digitized by Google

„Gut, dann will ich dem Herrn Bruder sagen, daß mir seine Gänge zu der schönen Dame in der Stadt sehr unlieb sind."

„Warum denn, Louison?"

„Weil sie Dich verstimmen und Du immer ganz betrübt nach Hause kommst. Was hat der Handschuhmacher im Boudoir einer solchen Modedame zu suchen? Es macht der hoffärtigen Dame wahrscheinlich ein Vergnügen, neben Cavalieren aller Art auch einen kleinen Geschäftsmann, einen Handschuhmacher, am Strange ihres Triumphwagens ziehen zu sehen."

„Du irrst, Louison, ich habe die ehrlichsten Absichten."

„Was verstehst Du darunter?"

„Nun, das ist doch deutlich gesprochen, ich werde Fräulein Toutseul heiraten."

Die arme kleine Französin wurde blaß bis an die Lippen, als sie erwiderte:

„Du — sie! — heiraten?!"

„Ja, nun warum denn nicht?"

„Ach ja! Daß Du sie heiraten willst, begreife ich, sie ist ja so schön und hat Dir's angethan vom ersten Augenblicke, wo sie diesen Laden betrat, daß Du blind wie eine Mücke in die Flamme fliegst, die Dich versengt. Daß diese Frau, die gewohnt ist, sich von aller Welt den Hof machen zu lassen, Gefallen darin findet, auch Dich in ihr Netz zu locken, begreife ich, aber heiraten, mein Freund, heiraten wird sie Dich nicht."

„Warum nicht?" fragte der Krüppel etwas gereizt.

„Weil sie Dich nur zum Narren hält!" rief die Französin außer sich.

„Mamsell Louison, ich bin kein dummer Junge, der sich zum Narren halten läßt. Fräulein Toutseul hat mir ihre Hand halb und halb zugesagt."

„Halb und halb — das heißt wohl: wenn sie nichts Besseres findet, dann wirst Du ihr gut genug sein und sie wird Deinen ehrlichen Namen als Mantel über ihre Schande breiten."

„Louison, was erlaubst Du Dir,?" rief er bebend vor Zorn.

„Ich erlaube mir, was sich die ganze Stadt erlaubt, nämlich diese Dame als das zu bezeichnen, was sie ist, nämlich eine galante Abenteurerin, zugänglich für Jeden, der das nöthige Geld oder sonst Eigenschaften hat, die das Wohlgefallen dieser schönen Henriette erregen, welche von der Stadt mit ganz andern Namen genannt wird, die ich als anständiges Mädchen nicht wiederholen kann."

„Louison, Du gehst zu weit!" rief er, dennoch arg erschüttert, denn seine eigene Eifersucht hatte ihm schon ähnliche Dinge in's Ohr geflüstert.

„Ich nicht", antwortete sie, „wohl aber Du, der seinen ehrlichen Namen und den seines ehrlichen Vaters in den Koth wirft."

„Louison!"

„Ach drohe nur, ich fürchte mich doch nicht. Ich habe mich genau erkundigt und weiß, daß das wahr ist, was ich rede. Die ganze Stadt redet von ihr und wie sie die Fremden, Engländer, Russen und Polen zum Narren hält. Du mit Deiner Schüchternheit wagst nicht zu fragen, aber ich, ich hatte den Muth, die kecke Französin wendete sich an Leute, die es wissen müssen und ich habe Dinge erfahren, daß ich schon bei dem Gedanken krank wurde, es sei mein Bruder, der diese Dame jeden Tag fast besuche. Nun Du aber diese Dame gar zu heiraten gedenkest, nun wirst Du begreifen, daß ich Dein Haus je eher je lieber verlassen muß, denn ich bin ein anständiges Mädchen und ehrlicher Leute Kind; mein Platz ist nicht neben einer solchen — Hetäre."

Man wundere sich nicht, aus dem Munde eines einfachen Mädchens einen solchen Ausdruck zu hören. Louison hatte eben eine sehr gute Erziehung genossen und griechische Ausdrücke waren seit den Revolutions-Jahren in der Mode, wie man ja selbst in der Tracht und in der Frisur fortwährend mit dem Antiken kokettirte. Die Corinna der Madame Staël war das Modebuch damaliger Zeit.

Theodor Desgouttes fühlte sich wie vernichtet. Das, was im Hintergrunde seines mißtrauischen Herzens sich immer geregt und was er sich selbst nicht zu gestehen gewagt hatte, war durch Louison's Worte in seiner ganzen Nacktheit vor ihm aufge-

Digitized by Google

treten. Wenn Henriette ihn auch wirklich liebte, — und er glaubte das vom ganzen Herzen, — so konnte er doch seinen Namen, seine Hand nicht einer Frau geben, welche ein solches Vorleben hatte, vorausgesetzt, daß, das wahr war, was die böse Welt und Louison mit ihr behauptete. Man kann sich denken, wie das Herz des armen Lahmen bei diesem Gedanken litt.

Es war eine lange, fast traurige Pause, in der sich Cousin und Cousine gegenüber standen. Theodor wußte in seiner Verlegenheit nichts Besseres zu thun, als seinen Kaffee zu trinken.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß er ihm besonders geschmeckt habe.

Endlich sagte er, die Tasse niederstellend:

„Du bist ungerecht, Louison."

„Ich?" fragte das kranke Täubchen, „warum denn, Herr Desgouttes?"

„Du brichst den Stab über eine arme Frau, deren Verhältniß Du nicht kennst und die Dir nie das Mindeste zu Leide gethan."

„So? Ich kenne ihre Verhältnisse nicht? Nun desto besser kennt sie die ganze Stadt, die von ihr erzählt, sie wechsle ihre Liebhaber, wie ihre Handschuhe."

„Louison!"

„Und mir hätte sie nie etwas zu Leide gethan? Von dem ersten Augenblicke an, wo sie unsern Laden betrat, hatte sie's darauf abgesehen, mich zu demüthigen, zu kränken, zu beleidigen und obendrein vor Dir, meinem Vetter, an dessen Achtung mir so viel gelegen!"

„Achte ich Dich etwa nicht, Louison?"

„O Du hast auch keinen Grund, mich nicht zu achten, war ich Dir doch stets eine treue Schwester, eine theilnehmende Freundin, ich sorgte nur für Dich, Dein Glück war auch das meinige, wenn Du littest, litt ich mit Dir und wenn sich Deine Freunde erlaubten, über Deinen Rücken, über Deinen lahmen Fuß den mindesten Spaß zu machen, dann hätte ich Ihnen am liebsten die Augen ausgekratzt."

„Gewiß, das thatest Du und ich danke Dir dafür, meine gute Louison."

„Ein saubrer Dank, wenn Du in Deines seligen Vaters ehrenwerthes Haus jene Frau als Gattin einführen willst. Allein wie Du mich zu achten behauptest, achte ich auch mich selbst und darum — gehe ich und mache dieser Calypso Platz. Glaube mir, es ist nicht leicht, sich von Allem zu trennen, was man lieb hat und in einem Lande, das uns doch fremd geworden, ein neues Leben anzufangen. Und dennoch werde ich es thun, ich werde arbeiten, ein Geschäft gründen, mich ehrlich fortbringen und Dich und Wien zu vergessen trachten, — ja das werde ich, — ich bin ohnehin nicht wohl, ich fühle es, es nagt etwas an meinem Leben. Vielleicht, daß mich die milde Luft der Provence wieder gesund macht! wenn nicht, nun auch gut! Je früher sie mich hineinlegen in die kühle Erde, desto besser ist's. Was liegt denn auch an einer Person, um die Niemand sich kümmert, die Niemand liebt."

Sie konnte nicht weiter reden; die Thränen erstickten ihre Stimme.

Der Handschuhmacher war überrascht, bestürzt; zum ersten Male dämmerte in ihm der Gedanke auf, welches die Ursache von der Krankheit dieses unschuldigen Täubchens sein könnte.

Allerdings war der Krüppel so wenig eitel, daß er an die Möglichkeit, ein so junges hübsches Mädchen, wie Louison könnte ihn lieben, gar nie gedacht hatte.

„Louise", sprach er mit wehmüthigem Ernst, „Du bist gegen mich noch ungerechter, als gegen jene Frau. Du sagst, es kümmre sich Niemand um Dich und das sagst Du mir, der Dich geschätzt hat, wie seinen Augapfel. Du sagst, es liebe Dich Niemand, — wer bin denn ich?"

„Du? Willst Du damit gar etwa sagen, daß Du mich liebst! Nun ja, Du liebst mich wie einen tüchtigen Altgesellen, einen braven Lehrjungen, eine geschickte Köchin, aber ist das auch das rechte?"

„Ich will Dir's beweisen, Louison. Du sollst nicht fort von Wien. Ich kaufe Dir hier ein Geschäft, einen Handschuhladen, in der Vorstadt, wegen meiner auch in der Stadt, ich versehe Dich mit Waare, verschaffe Dir die nöthige Einrichtung, nur geh' nicht fort von hier."

„Nein! nein! nein!" rief sie mit trotziger Entschlossenheit. „Ich muß fort, meines Bleibens ist hier nicht länger. Was nützt mir ein Geschäft

Digitized by Google

und wenn ich noch so viel damit verdiene. Ich wüßte Dich doch an der Seite dieser Frau, und wenn Du, wie ich nicht zweifle, unglücklich mit ihr sein würdest, dann würde mir vor Schmerz das Herz brechen. Wenn Du aber glücklich mit ihr wärest, dann wäre ich noch viel übler dran, denn dann würde mich die Eifersucht tödten."

„Die Eifersucht?" fragte er mit zitternder Lippe.

„Ja, die Eifersucht!" wiederholte sie mit dem leidenschaftlichen Ungestüm ihrer Nation, „denn das, was ich gegen diese Frau fühle, weshalb ich sie hasse, ist Eifersucht, wilde, tödtliche Eifersucht, weil sie mir Dich weggenommen hat, den ich *liebe*, den ich *anbete*. —"

„Louison ist's möglich?!"

„Es ist endlich heraus. Wärst Du nicht durch die Schönheit Deiner Henriette geblendet, so hättest Du es längst merken müssen. Aber glaube nicht, weil ich Dir dies Geständniß gemacht, daß ich mich Dir an den Hals werfe. Mein Stolz empört sich dagegen und Du wirst nun begreifen, daß ich jetzt mehr als je dieses Haus, diese Stadt, dieses Land verlassen muß. Wir wollen in Frieden scheiden; leb wohl, Theodor, Du Mann meiner Seele, auf ewig."

Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff und nicht los ließ.

„Louison", sprach er mit einer Energie, die man dem Krüppel gar nicht zugetraut hätte, „Du wirst nicht fortgehen."

„Wer wird mich daran hindern?"

„Ich!"

„Du hast kein Recht auf mich."

„O doch! Ich habe das Recht als der Mann, den Du liebst, Dein Geständniß hat mich zum Herren Deines Herzens, wenn auch nicht Deiner Hand gemacht und ich werde das Herz, das mir gehört, nicht in Gram vor Einsamkeit brechen lassen."

„Was kannst Du thun?" fragte sie achselzuckend.

Ueber den schüchternen jungen Mann war auf einmal ein ganz eigener Ausdruck von Energie gekommen, der sie höchlich überraschte.

„Zur Polizei werde ich nicht gehen, um Dich zurück zu halten", sagte er, obwohl vielleicht auch dieses möglich wäre, denn man läßt eine junge Person, notabene eine Frauenzimmer, nicht so mir nichts dir nichts hin- und herreisen. —"

„Ach! laß' Dich nicht auslachen!"

„Aber ich habe ein andres Mittel, Dich zurück zu halten."

„Welches?"

„*Meine Liebe!*" sprach er in einem so innigen Tone, daß ihr alles Blut zum Herzen drang.

„Dei—ne — Lie—be?" wiederholte sie, jede Silbe betonend, als ob sie gefürchtet hätte, schlecht gehört zu haben.

„Ja, meine Liebe!" sprach er noch einmal und mit Ueberzeugung setzte er hinzu: „Denn ich liebe Dich, Louison, mit der Kraft meiner Seele. Als ich Dich so in meinem Hause schaffen und walten sah, wie eine gütige, segenbringende Fee, unter deren Händen Alles gedieh, als Du mit jedem Tag hübscher wurdest, verklärt vom Schimmer der Häuslichkeit, da hing sich mein Herz mit aller Gewalt an Dich; manchmal kam es mir auch so vor, als ob Du diese stille Neigung erwidert hättest, allein bald nanntest Du mich wieder unter Lachen Deinen kleinen Buckligen oder Deinen Hinkefuß und das that mir so weh."—

„O mein Gott! mein Gott!" jammerte sie, „hätte ich das ahnen können, ich dachte, Du würdest das als Spaß hinnehmen, wie ich's als Spaß gedacht und gesagt hatte, — o verzeih' verzeih' mir, Theodor, ich bin ein dummes, einfältiges Mädchen, — ehe ich Dir wehe gethan hätte, hätte ich mir selbst ein Messer durch die Brust gerannt. O verzeihe! verzeihe!"

„Es ist längst verziehen", fuhr er fort, „aber begreifst Du nun, Louison, daß es mir, der ich von Natur aus schüchtern bin, ganz und gar an Muth fehlte, Dir ein Geständniß meiner Liebe abzulegen? — Mußte ich, der Krüppel, nicht fürchten, von Dir mit Hohn und Spott abgewiesen zu werden?"

„Theodor!"

Digitized by Google

„Mußte ich nicht besorgen, daß die Nachbarn sagen würden: Der Krüppel hat das arme Mädchen, das allein und freudlos in der Welt steht, gezwungen, seine Frau zu werden — er hat seine Stellung mißbraucht — die hübsche Französin hat den lahmen Höckermann heiraten müssen, weil er ihr jede Gelegenheit entzogen hat, einen andern Mann zu bekommen."

„O mein Gott, wie kannst Du nur so etwas denken!"

„Ich kenne die Leute und weiß, wie sie sind. Da kam jenes Weib, die schöne Henriette. Welchen Grund sie hatte, so freundlich, so verführerisch gegen mich aufzutreten, weiß ich nicht."

„Ach, das läßt sich wohl denken!" rief die heißblütige Französin, „sie will um jeden Preis einen Mann haben, und da sie in jenen Kreisen, wo man sie kennt, keinen bekommt, so sucht sie ihn anderweitig."

„Hm! das klingt so ziemlich wie das, was sie mir selbst sagte. Uebrigens gestehe ich, daß diese Frau eine eigene Manier hat, die Leute zu gewinnen und für sich einzunehmen."

„O daran zweifle ich nicht!"

„Ich hatte ihr gegenüber den Muth, auf meine körperlichen Gebrechen hinzudeuten, allein sie wußte mir dieselben als unbedeutend darzustellen und sie hinwegzuscherzen —"

„Während ich Gans so dumm war, mich darüber lustig zu machen."

„Sie wies auf ihren Reichthum hin —"

„Während ich ein armes Mädchen bin —"

„Und trotz alledem rief mir eine innere Stimme immer zu: Kehre um, Theodor, kehre um, hier ist kein Heil für Dich. Was Du offen ausgesprochen, das marterte geheimnißvoll meine Seele. Ich sah die vornehmen Kavaliere in ihrem Hause ein- und ausgehen, als ob sie dort die Herren wären — Henriette hatte ihnen offenbar das Recht dazu gestattet."

„Selbstverständlich gegen gute Bezahlung", schaltete Louison ein.

„Ich hatte mir vorgenommen", fuhr der Handschuhmacher fort, „Alles zu beobachten, zu prüfen. War es so, wie mein Verstand es mir sagte, dann wollte ich meinem Herzen Gewalt anthun —"

„Also war doch das Herz dabei im Spiele?"

„Mein Gott! wo ist der Mann, der sich nicht geschmeichelt fühlt, wenn ihn eine schöne junge Frau mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, besonders ein armer Krüppel, der so etwas nicht gewohnt ist und dem es doppelt wohl thut, —"

„— während andre Leute ihm weh thun", fiel sie ihm in's Wort, „die ihn doch so unendlich lieb haben. O ich bitte Dich um Gotteswillen, mein Theodor, sag dieses Wort nicht mehr, Du bringst mich zur Verzweiflung! Kannst Du mir denn nicht verzeihen?"

Und mit leidenschaftlichem Ungestüm warf sie sich an seinen Hals, überschüttete ihn mit den zärtlichsten Küssen. Das war freilich ein ganz anderes Benehmen, als das der schönen Henriette, allein Louison war auch keine Kokette, sondern ein leidenschaftliches, verliebtes Mädchen und hatte französisches Blut in ihren Adern.

Theodor Desgouttes fühlte sich von dieser leidenschaftlichen Glut fortgerissen, er zog sie an sich, gab ihr süße Worte und küßte die Thränen von ihren schönen Augen, während er ihr zuflüsterte: „Alles wird gut werden, mein krankes Täubchen, ich liebe Dich ja."

Das kranke Täubchen befand sich entschieden auf dem Wege der Besserung.

Die schöne Henriette hatte keine Ahnung davon, daß sie, während sie den großen Sieg über Lord Cavernon errungen, in dem Handschuhmacher-Gewölbe in der Josefstadt eine schwere Niederlage erlitten hatte.

13. Kapitel.

Im Salon Metternich.

Anastasius Grün, unser edler, unvergeßlicher Dichter schildert in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" eine Salonscene bei Metternich; sie beginnt mit den Worten:

Abend ist's, die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
In dem Spiegelglanz der Fenster blinkt zehntausendfach ihr Strahl.

Digitized by Google

Alles, was vornehm ist, dreht sich versammelt um den Fürsten, der, von solcher Huldigung geschmeichelt, die ganze Fülle seines Geistes und Wissens, seiner Liebenswürdigkeit und diplomatischen Feinheit entwickelt, so daß Anastasius Grün zu folgenden merkwürdigen Schlußversen gelangt:

Mann des Staates, Mann des Rathes, weil Du
just bei Laune bist,
Weil Du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh' vor Deiner Thüre draußen steht ein dürftiger
Klient,
Der durch Winke Deiner Gnade hoch beglückt zu
werden brennt.
Brauchst Dich nicht vor ihm zu fürchten, er ist artig
und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem
schlichten Kleid,
Oest'reichs Volk ist's, ehrlich offen, wohlerzogen
auch und fein,
Sieh' es flieht bescheiden: Dürft ich wohl so frei sein,
frei zu sein?

Diese Worte machten damals ungeheures Aufsehen, waren sie doch an jenen Mann gerichtet, der nach dem Wunsche des Kaisers Franz und des Erzherzogs Ludwig jede freiheitliche Regung in Oesterreich mit grausamer Consequenz vernichtete, der die Bleidächer von Venedig, die Kerker des Spielbergs und von Munkacz mit politischen Märtyrern füllte, deren Verbrechen heut zu Tage nicht mit 24 Stunden Arrest bestraft würden und die damals eine unbedachte Rede, ein freiheitsehnsüchtiges Lied, ein kecks Wort mit jahrelanger Kerkerstrafe büßten.

Zur Zeit, in der unser Roman spielt, war der noch junge Metternich noch nicht der eingefleischte Absolutist, als welchen ihn der Sturm des Jahes 1848 hinwegfegte. Man kokettirte damals noch mit den Völkern, die sich en masse erhoben hatten, um den Störer des Weltfriedens in riesigen Schlachten niederzuwerfen. Wenn man die braven Völker brauchte, wußte man ihnen immer einen Brocken hinzuwerfen als Köder. Und die armen Völker ließen sich todtschlagen und todtschießen für ihre Landesfürsten.

In der deutschen Bundesakte stand ausdrücklich: „In allen deutschen Ländern sollen landständische Verfassungen sein."

In Oesterreich machte man nicht einmal einen Versuch, dieses Versprechen einzulösen, Preußen folgte dem Beispiele Oesterreichs und bald war es ein Verbrechen, das Wort Verfassung oder Constitution auch nur auszusprechen. Die süddeutschen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes hielten ihr Wort gewissenhafter und es entwickelte sich in der bairischen, württembergischen, badischen Kammer ein verhältnißmäßig reiches Verfassungsleben, wenn dieses auch durch geheime Weisungen von Oesterreich und Preußen aus fortwährend eingedämmt wurde. Am weitesten war der Constitutionalismus in Sachsen gediehen und Leipzig wurde der Hauptmarkt von welchem Oesterreich und Preußen mit verbotenen Büchern überschwemmt wurden. Die Demagogenriecherei hob sich in ganz Deutschland, die Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand schlug dem Fasse den Boden aus und es begann zum Danke für den Volkssieg von Leipzig die Willkürherrschaft eines Polizeistaates, dem kein Mittel zu schlecht war, seine freiheitsmörderischen Maßregeln durchzusetzen. Zur Steuer der Wahrheit muß man sagen, daß die materielle Wohlfahrt des Volkes, Essen und Trinken, damals vielleicht besser gefördert wurden, als heute, aber eben nach dem Prinzipe, daß das fetteste Schaf am leichtesten zu scheeren sei.

Zur Zeit des Congresses ging man natürlich mit den freiheitsmörderischen Plänen, die erst 6—8 Jahre später durch den Congreß von Verona und die Karlsbader Beschlüsse ihre Krönung fanden, noch nicht so unverholen heraus. Man hatte den Franzosen eine viel bessere Constitution zugesagt, als es die napoleonische gewesen und wenn man den Besiegten das gewährte, konnte man den Siegern, den Deutschen, es doch noch viel weniger vorenthalten.

Die Schöngeister, Privatdiplomaten, Journalisten und Projektenmacher aller Art, die sich am Sitze des Congresses eingefunden hatten, trugen Jeder ein Projekt zur Beglückung der Menschheit in der Tasche und wenn die Menschen gleichwohl nicht zufrieden waren, so war es gewiß nicht die Schuld dieser feinen Herren.

Ganz gescheidte Leute aber, leider wie immer

Digitized by Google

eine verschwindende Minorität, ließen sich durch den diplomatischen Jesuitismus des Congresses nicht täuschen, sie erkannten, daß es den hohen Herren nur darum zu thun sei, so viel Land und Menschenseelen als nur immer möglich, an sich zu reißen, ohne sich um das Wohl oder Weh der Völker zu kümmern.

Der Wiener Congreß war ein Verrath, seine Strafe erfolgte im Jahre 1848.

Der Mann, welcher die Seele des Ganzen war, Fürst Lothar Clemens Metternich, zeigte auf seinem heitern Gesichte, wie glücklich ihn das Gelingen seiner Pläne mache. Er war die Liebenswürdigkeit selbst, hatte diesen Abend wohl mit fünfzig Personen beiderlei Geschlechtes gesprochen, und für Jeden und Jede ein freundliches aufmerksames Wort gehabt. Alles war entzückt von ihm — und als endlich der englische Bevollmächtigte Lord Castlereagh auf den Fürsten zutrat, da konnte er, ohne zum Schmeichler herabzusinken, ihm zurufen:

„Durchlaucht, Sie sind ein Zauberer, Sie verstehen es nicht nur, Ihre Säle mit Allem zu schmücken, was die Kunst und die Poesie Schönes hat, sondern Sie bannen auch die Geister des Frohsinnes und der Lust in diese glänzenden Hallen und zwingen dieselben, Ihren Gästen dienstbar zu sein."

Das war so der schwulstige Conversationston damaliger Zeit.

Der Fürst lächelte verbindlich.

„Sie sind sehr gütig, Mylord", sagte er, aber Sie wissen, daß es von jeher meine Aufgabe war, mir Englands Zufriedenheit zu erwerben und mit der Regierung Seiner Majestät des Königs von Großbritannien auf bestem Fuße zu stehen."

„Und das ist Ihnen im vollsten Maße gelungen", rief Castlereagh mit Enthusiasmus, „seit 20 Jahren sind die Regierungen beider Länder immer Hand in Hand gegangen in den schlimmsten Tagen und, wie ich hoffe, nicht zum Nachtheile der beiderseitigen Länder."

„Gewiß, und wenn die Tage der Gefahr wiederkehren, werden sie wieder zusammenstehen wie vor und eh."

Die beiden Herren waren während dieses Dialoges nebeneinander einhergegangen und traten jetzt — Metternich wußte das so zu lenken — in ein kleines mit grünen Sammt-Tapeten dekorirtes Kabinet, in dem ein paar Causeusen zum Ausruhen einluden, während eine große Stutzuhr mit der bekannten Gruppe Amor und Psyche den einzigen Aufputz des kleinen Salons bildete.

„Es ist hier kühler, Lord", sprach der Staatskanzler, „und plaudert sich besser als in den heißen Sälen".

„Es hat draußen wirklich eine erdrückende Hitze", erwiderte der Engländer, „und Sie nehmen es mir wohl nicht übel, Fürst, wenn ich mich mit einer Tasse Eis erfrische; man macht das in Wien besonders gut.

Auf einen Wink des Fürsten trat ein reich gallonirter Bedienter mit einer Präsentirtasse heran, auf welcher Alles aufgespeichert lag, was die Kunst des Zuckerbäckers, die in Wien kaum hinter der von Paris zurückbleibt, an Süssigkeiten und Näschereien zu bieten vermochte.

Lord Castlereagh trank ein großes Glas Orangeade und nahm dann eine ausgiebige Tasse Eis oder Gefrornes, wie man in Wien sagt.

Die Herren setzten sich, und während der Engländer begann, das duftige Himbeereis auszulöffeln, sprach Metternich weiter:

„Eure Lordschaft redeten von der Wiederkehr des Tages der Gefahr; dazu ist nun vor der Hand allerdings keine Aussicht."

„Wer weiß!"

„Es wäre allerdings ein Fall denkbar."

„Und welcher wäre das, wenn ich Euer Durchlaucht fragen darf?"

„Nehmen wir zum Beispiel an, daß es Seiner Majestät, dem ehemaligen Kaiser der Franzosen und gegenwärtigen Herrscher von Elba gelingen sollte, von dieser Insel weg zu kommen und noch einmal in Frankreich aufzutreten."

Lord Castlereagh stutzte.

„Das wäre allerdings ein bedenklicher Fall", sagte er, „ein casus obnoxius, wie wir auf der Universität zu Cambridge zu sagen pflegten, aber nicht gut denkbar."

Digitized by Google

„Warum, mein Lord?“

„Seine französisch-elbanische Majestät ist zu gut bewacht, unsre Schiffe blockiren nicht bloß Porto ferrajo, sondern den kleinsten Hafen auf der Insel, so daß kein Fischernachen auslaufen kann, ohne von den Seebären unsrer Wachtschiffe bemerkt und visitirt zu werden.“

„Sehr richtig, allein der Soldatenkaiser ist ein Abenteurer, der vor keinem Abenteuer zurückschrecken wird, um so mehr, da er weiß, daß er unter den alten Soldaten in Frankreich noch immer einen großen Anhang hat, — ja auch im Civil.“

„Auch in Civil“, wiederholte der Engländer gedankenvoll.

„Und glauben Sie nicht“, fuhr Metternich fort, daß bei einer eventuellen Landung des Kaisers in Frankreich ihm alle diese Leute zulaufen würden?“

„Ich zweifle gar nicht daran“, sprach Castlereagh mit Ueberzeugung.

Es entstand eine kleine Pause, dann sprach der Engländer:

„Durchlaucht, ich glaube, wir haben einen diplomatischen faux pas gemacht?“

„Wann? wo? wie?“ frogte Metternich lauernd.

„Als wir den Mann nach Elba schickten“, entgegnete Lord Castlereagh mit britischer Derbheit, „es war schlimmer, als ein Fehler, es war eine Dummheit, daß wir im mittelländischen Meer seine Residenz anwiesen, auf einem Punkte, wo er nur einige Stunden braucht, um nach Frankreich oder Italien zu gelangen, wo seine Anhänger nach Hunderttausenden zählen und wo Murat nicht säumen wird, sich für ihn zu erklären.“

„Mit den Italiänern würde Oesterreich bald fertig werden“, meinte Metternich mit der Nichtachtung, die er immer den Italiänern gegenüber an den Tag legte, „allein um Frankreich niederzuwerfen, müßten England und Preußen sich wieder verbinden.“

„Sie werden es auch, wenn's Noth thut, seien Ew. Durchlaucht dessen gewiß.“

„Da Sie, geehrter Freund, den Vorwurf des gemachten diplomatischen faux pas so zu sagen an meine Adresse richteten, so darf ich Sie wohl fragen, warum?“

„Nicht an Sie, sondern an die ganze europäische Diplomatie, welche durch die Verbannung des Corsen nach Elba der österreichischen Regierung eine besondere Concession zu machen vermeinte.“

„Der österreichischen Regierung, Lord, wie meinen Sie das?“

„Ich hätte richtiger sagen sollen, dem österreichischen Hofe“, erwiderte der Engländer, „am Ende ist Napoleon doch der Schwiegersohn Ihres Kaisers, der Gemal der Erzherzogin Marie Louise, sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, ist der Enkel des Kaisers Franz, — und man kann einen Mann, der in solcher Beziehung zum kaiserlichen Hofe von Oesterreich steht, doch nicht, wie einen gewöhnlichen Verbannten, nach Botany-Bai schicken.“

„Ihr Freimuth entzückt mich, Lord“, entgegnete Metternich, der sehr ernst geworden war, „ich erlaube mir aber, Sie zu bitten, Folgendes in Erwägung zu ziehen. Mein verehrter Herr und Monarch, Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich verstand es immer, seine eigenen Interessen und die seines Hauses der Wohlfahrt des Landes, dem Frieden Europas zum Opfer zu bringen. Glauben Sie, mein Lord, daß sein Vaterherz nicht blutete, als er seine liebste Tochter, eine Erzherzogin von Oesterreich, dem bürgerlichen Parvenu, dem Soldatenkaiser, dem Mann der rohen Gewalt hingeben mußte, daß der Wiener Witz sagt: Armer Kaiser, er verheiratete seine Tochter an einen Fleischhacker. Aber eben so würde er, wenn auch mit schwerem Herzen, einwilligen, wenn sein Schwiegersohn, nach einem abermaligen Friedensbruche, an einen Ort gewiesen würde, von wo keine Wiederkunft möglich wäre.“

„Vielleicht nach Amerika?“ meinte Lord Castlereagh.

Metternich lächelte mit jenem feinen bezaubernden Lächeln, das nur ihm eigen war.

„Die junge Republik muß ihre Kinderkrankheiten durchmachen“, sagte er, „wer weiß, ob nicht eine derselben der Ehrgeiz wäre, um mit einem solchen Feldherrn an der Spitze die Ueberreste von Britisch-Amerika dem Sternenbanner einzuverleiben.“

Digitized by Google

Lord Castlereagh lächelte nicht mehr, sondern höchst ernsthaft sagte er:

„Ew. Durchlaucht sehen sehr weit. Aber wohin denn mit ihm?"

„Hm! — nach einer jener Inseln, die außerhalb Europa's im atlantischen Ozean liegen, nach Madeira, Teneriffa — oder St. Helena."

Der Lord machte ein höchst verdutztes Gesicht.

„Im Norden, in der Bretagne wird er nie landen", fuhr Metternich im Tone eines Professors fort, der ein Collegium liest, „die dortige Bevölkerung ist dem Kaiser abhold — und daß er uns selbst im Falle einer gelungenen Flucht nicht mehr in's mittelländische Meer und nach dem Süden Frankreichs kommen sollte, dafür würde schon der Commandant von Gibraltar sorgen, wie William Burke sehr richtig bemerkte."

Das Gesicht des Engländers wurde immer verdutzter.

„Burke?" wiederholte er, „ich erinnere mich nicht, eine solche Bemerkung je von ihm gehört zu haben."

„Aber gelesen haben Sie dieselbe doch wohl", redete Metternich weiter, „verstellen sich Ew. Lordschaft doch nicht, Sie wissen doch, daß der Plan, den ich im Brouillon gegeben, nicht von mir herrührt, sondern von Burke, der ihn in seiner Depesche de dato London, 21. Mai 1814 weitläufig auseinander setzte."

Lord Castlereagh hätte, wenn es sich für einen Diplomaten geschickt haben würde, beinahe die Hände vor Erstaunen zusammengeschlagen.

„Das ist wunderbar", murmelte er vor sich hin.

„Was denn?" fragte Metternich mit dem harmlosesten Gesichte von der Welt.

„Daß Euer Durchlaucht Kenntniß von einem Dokumente haben", erwiderte der Engländer, „dessen Original sich in der Registratur des auswärtigen Amtes in London befindet."

„Die an Ew. Lordschaft gerichtete Abschrift desselben befindet sich ja doch im Archive der englischen Botschaft zu Wien. Sie dürfen sich für überzeugt halten, Lord, daß ich keinen Versuch gemacht habe, das Original dieses so wichtigen Dokumentes in den geheimen Schränken des british foreigne office einzusehen."

Castlereagh's Stimme klang heinahe gereizt, als er entgegnete:

„Wollen Ew. Durchlaucht damit andeuten, daß Sie sich die Kenntnißnahme der Depesche im hiesigen geheimen Botschafts-Archive verschafft haben?"

„Und wenn's so wäre?" antwortete Metternich phlegmatisch.

Der Ton des englischen Gesandten wurde immer gereizter und er erwiderte:

„Das wäre ein sehr ernstes Ding, Durchlaucht, denn diese Behauptung involvirt einen schweren Vorwurf gegen mich — oder gegen Sie".

„Gegen mich? Wie so denn, Euer Lordschaft?"

„Weil daraus hervorgehen würde, daß die Wiener Polizei nicht einmal die Rechte eines Gesandten und Botschafters respektirt, sondern selbst in jene Räume eines exterritorialen Gebäudes eindringt, welche bei allen Nationen als unantastbar geachtet werden."

Das war ein scharfer Hieb, Metternichs feines, freundliches Gesicht ward mit einem Male ungewöhnlich streng, stramm und ernsthaft und seine Worte schwirrten wie abgeschossene Pfeile an das Ohr des englischen Diplomaten, als er antwortete:

„Erlauben mir Ew. Lordschaft vor Allem die Bemerkung, daß die österreichische Diplomatie besonders aber meine Person, nie — gar nie — zur Erreichung ihrer Zwecke die Polizei benützt, daß aber im gegebenen Falle kein österreichischer Fuß ihr Archiv betreten, keine österreichische Hand in deren Akten herum gestöbert hat."

„Also trifft Ihr Vorwurf mich, Durchlaucht", beeilte sich der Engländer ganz bestürzt zu sagen, „Sie meinen, es sei meine Schuld, wenn —"

„Schuld? Wer spricht von Schuld?" fiel ihm der große Diplomat in's Wort. „Ist's die Schuld des Herrn vom Hause, wenn ein Silberlöffel gestohlen wird, oder trifft der Vorwurf den Diener, der in der Ueberwachung leichtsinnig war?"

„Ew. Durchlaucht meinen also — ?"

Digitized by Google

„Ich meine, daß es hier wirklich unerträglich heiß ist, wie Ew. Lordschaft schon vorhin richtig bemerkten — ich darf aber kein Eis nehmen, es verursacht mir Magenkrampf."

Damit stand Metternich vom Sessel auf, der Engländer mußte seinem Beispiele folgen.

„Ich würde mich unendlich unglücklich fühlen", sprach Castlereagh, „wenn ich Ihrer Durchlaucht Veranlassung gegeben hätte, eine ungünstige Meinung von mir zu bekommen."

„Ungünstig? Im Gegentheile, die allergünstigste. Ihre gerechte Entrüstung über den Mißbrauch der Depesche theile ich und es ist nur ein Glück, daß Niemand Andrer davon Kenntniß bekam als ich, der ich mit ihrer Regierung und den Ansichten Burke's vollkommen einverstanden bin. Es erspart uns das eine Zahl von Pourparlers über den fraglichen Gegenstand, da wir uns bereits als d'accord erklärt haben und mit der Meinung von einander scheiden, daß im gegebenen Falle England und Oesterreich wieder Hand in Hand gehen werden."

Metternich's Gesicht war wieder so lächelnd und freundlich geworden, wie zuvor, er reichte dem Engländer die Hand, dieser ergriff sie mit großer Emphase und sprach:

„Ew. Durchlaucht verstehen es, nicht nur Länder, sondern auch Herzen zu gewinnen; die fragliche Sache ist so ernst und wichtig, daß wir vielleicht gleich —"

„Lassen wir es für ein andersmal", fiel ihm der Staatskanzler in's Wort. „Zudem erkenne ich aus der allgemeinen Bewegung, die sich draußen von Gruppe zu Gruppe kund gibt, daß der Kronprinz eingetreten ist. Es ist meine Pflicht, den ältesten Sohn meines Herrn und Kaisers zu empfangen; und darum, Ew. Lordschaft, — auf Weiteres!

„Auf Weiteres!"

Der Engländer zog sich zurück, Metternich eilte in den großen Saal.

Wir schreiben nicht die Geschichte des Congresses, sondern die der schönen Henriette, mithin könnten wir hier dieses Kapitel schließen.

Gleichwohl können wir nicht umhin, ein paar Worte über den eintretenden Kronprinzen zu sagen, den wir vor zwei Jahren als den guten alten Kaiser Ferdinand begraben haben.

Erzherzog Ferdinand war damals 21 Jahre alt, klein und zart gebaut, sein rosiges Gesicht mit den blauen Augen, dem schlichten, blonden Haare gab ihm etwas Mädchenhaftes, auch seine Schüchternheit, seine Scheu vor dem Umgange mit vielen Leuten verlieh ihm etwas Jungfräuliches. Freilich hatten Kaiser Franz und sein Bruder Erzherzog Ludwig sich's zum System gemacht, den jungen Mann von allen Staatsgeschäften ferne zu halten und obwohl er auch in diesem Augenblicke die Uniform seines Dragoner-Regimentes trug, war er doch nie an der Spitze der wackern Reiter gestanden. Er hatte keine Neigung für das Kriegswesen, sondern lebte schon damals für seine Blumen und das Studium der Botanik, nebstbei that er allen armen Leuten Gutes. Man entschuldigte sein Wegbleiben von den Staats-Affairen mit seiner nicht sehr festen Gesundheit und mit einer Reizbarkeit der Nerven, die manchmal in Krämpfe ausartete.

Gleichwohl hätten es die Wiener, die immer für die Kronprinzen schwärmten, nicht ungern gesehen, wenn er sich hie und da öffentlich gezeigt und eingegriffen hätte. Als Kaiser Franz I. nach dem Pariser Friedenschlusse den großen, feierlichen Einzug in Wien hielt, da schrieb der Verfasser der „Eipeldauer Briefe" mit einer für jene Zeit seltenen Freimüthigkeit:

„Neben dem Kaiser is unser Kronprinz als Dragoner auf einem Schimmel g'ritten und da hat si All's von Herzen g'freut, daß der junge Herr do endli a amal wo mit'than hat."

14. Kapitel.

Die Lawine kommt in's Rollen.

Des andern Tages erschien Lord Castlereagh schon vor 9 Uhr im Archiv des Gesandschafts-Palais. Die andern Herren kamen gewöhnlich erst um 11, der Gesandte selbst zwischen 12—1 Uhr.

Man kann sich denken, wie verwundert der alte Unterbeamte, der zugleich Archivar und

Digitized by Google

Bibliothekar der Gesandtschaft war, den Eintretenden betrachtete. Der alte Mann hatte für sein Amt eine Vorliebe, die in Passion ausartete, — um 7 Uhr Morgens war er auf seinem Posten und verließ denselben nicht vor 8—9 Uhr Abends, sich kaum eine halbe Stunde zum Mittagessen gönnend, das er aus einem benachbarten Gasthaus holen ließ. Obwohl er über alle Abtheilungen der ihm anvertrauten Archivs- und Bibliotheks-Schätze die genauesten Kataloge angefertigt hatte, so benützte er dieselben doch nie, denn er hatte sämmtliche Nummern, von der größten Urkunde bis zum kleinsten diplomatischen Briefchen „im kleinen Finger," wie man zu sagen pflegt.

Der Pedant war, wie gesagt, höchlich überrascht, als er den Chef der Gesandtschaft zu so ungewohnter Stunde eintreten sah und begrüßte ihn mit dem ehrerbietigsten „guten Morgen".

„Guten Morgen, Reginald," erwiderte Castlereagh, „ich habe mit Ihnen zu reden."

„Stehe zu Diensten, Ew. Lordschaft", sprach der alte Mann, sich stramm und kerzengerade vor seinen Herrn hinstellend, wie ein alter Kriegsmann."

„Ich weiß, Reginald, Sie sind treu und ehrlich", begann der Lord.

„Ich bin ein Engländer", erwiderte der alte Archivar.

„Und Sie lieben Ihr Vaterland?"

„Old England for ever!" (Alt England für immer!)

„Es ist Ihnen also auch um die Ehre unsres Landes zu thun?"

„Meines Weibes, meines Hauses, meines Landes Ehre ist — meine Ehre."

„Sie würden um keinen Preis, um keine Gunst irgend einen Theil der geheimen Dokumente, die Ihnen anvertraut sind, einem Fremden überlassen."

Reginald lächelte.

„Eben so gut können Ew. Lordschaft verlangen", sagte er, „daß die fire colonne in London St. Pauls church eine Visite macht."

„Und doch ist eine Depesche, eine sehr wichtige Depesche, an deren Geheimhaltung mir sehr viel gelegen, aus diesem Archive benutzt worden."

Reginald runzelte die Stirne.

„Aber doch nicht durch mich?" sagte er trotzig.

„Wer hat das Recht, das Archiv zu benützen?"

„Die Secretäre und Attaché's."

„Und in wie fern benützen selbe die vorhandenen Urkunden?"

„Sie lassen sich dieselben durch ihre Diener in ihr Bureau tragen."

„Können diese Diener nicht unterwegs Einsicht nehmen?"

„Nein, denn sie fordern dieselben von mir, — ich couvertire und versiegle dieselben und ebenso werden sie von den Herren wieder versiegelt an mich zurückgesendet, außer die Herren bringen sie selbst, was auch manchmal vorkommt."

„Und holen sich die Herren auch manchmal ein solches Dokument?"

„O allerdings, jedoch nur in Ihr Bureau."

„Wissen Sie, Reginald, daß sich hier eine Depesche befindet, de dato London, 21 Mai 1814 an mich gesendet von Burke?"

„Ja, Ew. Lordschaft."

„Wo ist dieselbe?"

„Hier im Kasten V, Lade 3, Abtheilung b, Zahl 31.718."

„Sie sind sehr pünktlich. Wollen Sie mir dieselbe einen Augenblick heraus geben."

Reginald trat zum Kasten, öffnete, nahm mit sicherer Hand das verhängnißvolle Dokument, überreichte es dem Gesandten und sprach:

„Hier ist die Depesche, Ew. Lordschaft."

Castlereagh besah sich das Dokument nach allen Seiten, als ob er herausbringen wollte, wo es gewesen, endlich fragte er:

„Sagen Sie, Reginald, wurde diese Depesche in der letzten Zeit von einem der Herren in der Gesandtschaft benützt?"

„Ja Mylord."

„Von wem?"

„Von Lord Cavernon."

„Ah! — erzählen Sie die Details, — wann? wo? wie?"

Digitized by Google

„Der Lord kam an einem Nachmittage, ziemlich spät in einem Fiaker angefahren, als die anderen Herren bereits alle aus ihren Bureaux fort waren. „Reginald," sprach er, „wir haben hier eine Depesche von Burke, vom 21. Mai 1814." „Ja" antwortete ich. „Geben Sie mir dieselbe." — „Sehr wohl, Sir." Er empfing die Depesche aus meiner Hand und ging mit derselben fort, mir andeutend, daß er in seinem Bureau selbe zum Arbeiten benützen werde."

„So? — so?"

„Er ging aber nicht in's Bureau, denn ich sah es, hier vom Fenster aus, daß er sofort über die Haupttriege gegangen sein mußte, denn im nächsten Augenblicke schon war er unten bei dem Fiaker, der auf ihn wartete und fuhr im Galopp davon."

„Und glauben Sie, daß er die Depesche mitgenommen hat?"

„Ohne Zweifel."

„Wie lang blieb er aus?"

„Nicht ganz zwei Stunden."

„Und dann?"

„Dann kam er wieder, — der Fiaker fuhr eben so schnell heran, als er weg gefahren war. Er trat hier ein, übergab mir die Depesche und sagte: Legen Sie den Wisch wieder an seinen Platz, Reginald, dabei zeigte er auf einen anscheinend schweren Beutel, den er auf dem Arme trug und setzte lächelnd hinzu: Gratuliren Sie mir, Reginald, — wissen Sie, was ich da trage? Pures, lauteres Gold, 2000 fl., die ich in einer Wette gewonnen."

„Das ist sonderbar, höchst sonderbar!" murmelte Castlereagh.

„Aber die reine Wahrheit, wie ich Ew. Lordschaft zu versichern die Ehre habe."

„Es fällt mir nicht ein, an Ihrer Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, Reginald, Sie sind ein zu alter, treuer und bewährter Beamter des Foreigne office, als daß man in Ihre Worte auch nur das mindeste Mißtrauen setzen könnte. Noch Eins, Reginald."

„Mylord?"

„Haben Sie nichts gehört, unterhält Lord Cavernon Liebschaften, Maitressen, spielt er hoch?"

Der alte Beamte sah den Gesandten fest an dann sprach er:

„Ew. Lordschaft werden schon entschuldigen, wenn ich mit meinen grauen Haaren mich um derlei Dinge, welche doch nur jüngere Gentlemen angehen, nicht kümmere. Höre ich zufällig davon, so gehts bei dem einen Ohre hinein, bei dem andern heraus, ohne daß mir in dem alten Schädel etwas davon hängen bleibt. Quid mihi Hecuba? (Was geht mich Hecuba an?) sagten wir in Cambridge. Was nicht in den Dienst des Archives oder der Bibliothek gehört, interessirt mich nicht soviel."

Das war derb aber deutlich und gut englisch gesprochen.

Lord Castlereagh lächelte, er hatte von dem alten englischen Eichenherz nichts anderes erwartet.

„Es ist gut, Reginald," sprach er, „noch habe ich ein Ersuchen an Sie."

„Mylord?"

„Sie werden keinem Menschen ein Wort von dem anvertrauen, was hier zwischen uns vorfiel und was wir mit einander gesprochen haben."

„Selbstverständlich, Ew. Lordschaft; gehört ja zum Dienste.

„Also all right (Alles in Ordnung), guten Morgen, Reginald."

„Ihr Diener, Mylord."

Der Gesandte ging und begab sich in sein eigentliches Bureau, darüber nachdenkend, wie er sich mit Lord Cavernon verhalten sollte. War wirklich ein Vertrauensmißbrauch, ein Verrath erfolgt, dann galt es, ein Exempel zu statuiren. Jedenfalls war man aber dem Sohne des schottischen Pairs Rücksichten schuldig und konnte die Angelegenheit nur mit größter Vorsicht anpacken.

Er fragte sich selbst, ob er nicht noch Einen vom Gesandschafts-Personal in's Vertrauen ziehen sollte, um über Gregor Cavernon's Verhältnisse nähere Auskunft zu erhalten, da trat ein Diener ein und präsentirte auf silberner Tasse einen Brief.

„Es ist gut," sprach der Lord, den Brief erbrechend, während der Diener sich zurückzog.

Digitized by Google

Das Billet, auf einfachem weißen Papier, enthielt folgende Zeilen:

„Herr Gesandter!

„Ich kann nicht umhin, Sie auf eine Schandthat aufmerksam zu machen, die im englischen Gesandtschaftshotel verübt wurde. Einer von denen, denen Sie Ihr volles Vertrauen schenken, Lord Gregor Cavernon, unterhält ein Verhältniß mit einer stadtbekannten Dame, der sogenannten schönen (?) Henriette, welcher die Witzköpfe des Congresses einen weit weniger schmeichelhaften Namen ertheilten. Diese Dame ist aber auch zugleich eine der thätigsten Agentinnen Metternichs und des Herrn von Gentz. Diese beiden Herren wollten um jeden Preis Kenntniß von einem Dokumente haben über die eventuelle Haltung Englands im Falle einer Escapade des französischen Kaisers aus Elba. Mamsell Henriette veranlaßte ihren Liebhaber, ihr dieses Dokument zu bringen, ließ es copiren und schickte die Copie an Metternich. Für diese Gefälligkeit erhielt Lord Gregor Cavernon von der Agentin Metternich's 2000 Dukaten, die er benützte, um eine Spielschuld an den polnischen Edelmann Alexander von Satorinski zu zahlen. Weit ist's mit der englischen Diplomatie gekommen, wenn sich ihre Vertreter dergleichen Dinge erlauben. Die Geschichte ist vollkommen wahr, wenn ich auch gestehe, daß es die Rache ist, die mir die Feder hält.

„Eine Nebenbuhlerin Henrietten's".

Der Brief war in französischer Sprache mit einer feinen aber festen weiblichen Hand geschrieben. Der Gesandte ließ denselben sinken und drückte die Hand gegen die brennende Stirne.

„Das ist schändlich, niederträchtig!" murmelte er, „aber es stimmt vollkommen mit dem, was mir Reginald gesagt hat, was mir Metternich angedeutet hat; also nicht die österreichische Polizei hat Burke's Depesche gestohlen, sondern einer meiner besten Arbeiter, mein Vertrauter, hat sie für Geld verkauft — o es ist unglaublich!" Lord Castlereagh war so außer sich, daß es zweier garnirter Beefsteaks und einer großer Flasche Pale ale double stout bedurfte, um ihn wieder in's rechte Geleise zu bringen.

Endlich erfuhr er durch einen Diener, Lord Cavernon sei soeben gekommen und habe in seinem Bureau zu arbeiten begonnen.

Er ließ ihn zu sich bitten und im nächsten Augenblicke trat der junge Lord bei ihm ein.

„Sie wünschen, Mylord?" fragte er nach höflicher Begrüßung.

„Lord Gregor", sprach Castlereagh, den jungen Mann in alter freundlicher Weise mit seinem Taufnamen ansprechend, „ich bedarf einer Unterredung mit Ihnen, bei welcher es nur auf Sie ankommen wird, ob dieselbe lang oder kurz dauern soll, die aber jedenfalls sehr ernst ausfallen dürfte."

„Stehe zu Diensten", sprach Cavernon etwas verwundert über diesen Eingang.

„Nehmen Sie Platz, Lord."

Gregor Cavernon setzte sich seinem Chef gegenüber.

Lord Castlereagh blickte nach der Decke, als ob er dort die Worte suche, mit denen er seinen speech beginnen wollte, endlich richtete er rasch und fest seinen durchdringenden Blick auf Cavernon und begann:

„Zuvörderst geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Lord, daß Sie auf alle Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde, die volle unbedingte Wahrheit sagen wollen, wie es sich für ein Mitglied meiner Ambassade und einen Gentleman gebührt."

„Mein Ehrenwort, Sir."

„Kennen Sie einen jungen Polen, Namens Alexander Satorinski?"

„Ja, Sir."

„Was ist derselbe?"

„Gardekapitän im Dienste Seiner Majestät des Kaisers von Rußland und wie es scheint, von diesem sehr protegirt."

„Und welche Gründe hatten Sie, seine Bekanntschaft zu cultiviren?"

„Mein Gott! man kann auf dem Congreß nie genug Bekannte haben — ein echter Diplomat muß nach allen Seiten horchen, um zu erfahren was vorgeht."

„Ein richtiger Satz. Allein hängt es mit diesem Systeme zusammen, daß man von solchen Leuten auch Geld zu leihen nehmen muß?"

Digitized by Google

Lord Cavernon stutzte, doch schnell gefaßt erwiderte er:

„Man muß nicht gerade, aber man kann in die Lage kommen, es zu thun."

„Richtig. Und Sie waren in solcher Lage?"

„Ja, Sir."

„Und wie hoch beläuft sich die Summe?"

„Ueber 10,000 Dukaten."

Lord Castlereagh schlug ganz entsetzt die Hände zusammen.

„10,000 Dukaten", wiederholte er, „das ist ja ein Vermögen!"

„Aber ein sehr kleines und ich bin der Herr eines weit größeren Vermögens, bin majorenn und kann mit meinem Gelde thun, was ich will, nach dem Beispiele der englischen Kronprinzen, die nicht nur ihre Gelder durchbrachten, sondern auch Schulden machten, ohne daß es den Journalen je eingefallen wäre, sie darüber zu hofmeistern."

Es war eine Lection, die Lord Gregor hier seinem Chef ertheilte und dieser ärgerte sich nicht wenig darüber, weshalb er erwiderte:

„Es fällt mir nicht ein, Sie zu hofmeistern, Sir, aber es kann mir auch nicht gleichgiltig sein, wenn ich sehe, daß mein Gesandtschaftspersonal sich in Schulden stürzt, welche manche Unzukömlichkeiten im Gefolge haben können."

„Welche Sir?"

„Wenn der Mensch Schulden hat, so greift er zu manchem Mittel, welches er unter andern Umständen mit seiner Ehre nicht für verträglich gehalten hätte."

Lord Cavernon wurde bleich bis in die Lippen er trat auf den Gesandten zu und sagte in beinahe drohendem Tone:

„Was wollen Ew. Lordschaft damit sagen?"

„O nicht diesen Ton, Lord Gregor", sagte Castlereagh ernst, „ich könnte Ihr Vater sein."

„Eben weil ich dies respektire", erwiderte der blasse junge Mann, „muß ich mir diese Frage erlauben, die ich auch an meinen Vater stellen würde: „Welchen Zweifel haben Sie an meiner Ehre?"

„Sie haben eine Geliebte?"

„Geliebte? nun ja, wie man es eben nimmt."

„Also sagen wir eine Passion, ein faible, eine petite maîtresse?"

„Das ist richtiger, Ew. Lordschaft, — doch welcher junge Mann hat dergleichen nicht?"

„Und diese Ihre Poussade führt den Titel: die schöne Henriette."

„So ist es, sie verdient diesen nom de guerre auch."

„Und was ist diese Dame denn noch, außer daß sie die schöne Henriette ist?"

Lord Cavernon zuckte die Achseln.

„Ew. Lordschaft wollen damit vielleicht andeuten", sagte er, „daß Fräulein Toutseul, so heißt sie, die Geliebte mehrerer Männer war oder noch ist. Mein Gott! Das muß man bei Damen dieser Art voraussetzen, und darf darüber nicht aus der Fassung kommen."

„Das meine ich nicht, Lord Gregor."

„Was denn, Sir?"

„Fräulein Henriette Toutseul ist eine der thätigsten und diensteifrigsten Agentinnen Metternichs und des Hofrathes Gentz, und wird von diesen benützt, um junge verliebte Leute bei den Gesandtschaften zu dupiren."

Die Farbe, die in Cavernon's Gesicht zurückgekehrt war, wich abermals einer tödtlichen Blässe, doch antwortete er nicht, sondern starrte den Lord an.

„Auch Sie sind ein Opfer dieser Gauklerin geworden", fuhr Castlereagh mit Ernst und Nachdruck fort, „Sie haben ihr eine Depesche ausgeliefert von Burke de dato 21. Mai 1814 an mich gerichtet —"

„Ausgeliefert? ich?" rief Cavernon in Verzweiflung.

„Es ist so, eine Abschrift dieser Depesche befindet sich in Metternich's Händen und ich hätte keine Ahnung, wie er dazu gekommen, wenn mich nicht Reginald auf meine Aufforderung in Kenntniß gesetzt hätte, daß Sie die Depesche verlangt, von ihm erhalten hätten und nach einer Frist von zwei Stunden dieselbe mitgebracht hätten, im Besitze eines Säckchens mit 2000 Dukaten, die Sie angeblich in einer Wette gewonnen haben wollten.

Digitized by Google

Diese Wette ist eine Fiction — die 2000 Dukaten sind der Preis, um welchen Sie die Depesche an jene Person ausgeliefert haben, die sie sofort copiren ließ und dem Hofrath zuschickte. Sie haben das Amtsgeheimniß, die Ehre Ihres Vaterlandes um Gold verkauft und sind nicht länger würdig, Mitglied der englischen Gesandtschaft zu sein."

Lord Cavernon wankte als ob er zusammenbrechen wollte, er war aschgrau im Gesichte und Perlen der Angst hingen an seiner kreidebleichen Stirne, an die er wiederholt mit der geballten Faust schlug.

„Nun Sir, was haben Sie darauf zu entgegnen?" fragte Lord Castlereagh noch strenger.

„Ich — ich —," stammelte der Unglückliche „ich suche vergebens Worte —."

„Suchen Sie nicht. Das einzige Wort, das Sie in diesem Augenblicke vor Augen haben müssen, ist das Ehrenwort, das Sie mir gegeben haben und das Sie verpflichtet, mir die volle Wahrheit zu sagen, Sie können daraus auch entnehmen, daß ich an Ihrer Ehre und Gentlemanhood nicht zweifle. Also reden Sie, ist die Sache so, wie ich gesagt habe?"

„Nein — das heißt ja!"

„Ein seltsamer Widerspruch im Munde eines Diplomaten."

„Gestatten mir Ew. Lordschaft nur, meine Gedanken zu sammeln — ich muß gestehen, es ist etwas Wahres an der Sache, aber noch mehr davon ist falsch, unrichtig, entstellt. Sie waren mir immer ein väterlicher Freund, Lord, seien Sie's auch in diesem Fall — o fragen Sie im Detail, jede Beschuldigung für sich aufzählend, und Sie sollen die volle Wahrheit erfahren."

„Gut, auch das will ich thun."

„Dank, o tausend Dank."

„Haben Sie die Depesche Burke's vom Mai dieses Jahres der schönen Henriette Toutseul ausgeliefert?"

„Ausgeliefert? Nein! Sie äußerte den Wunsch, einmal eine solche Depesche zu sehen und capricirte sich gerade auf jene von Burke, welche ihr früherer Geliebter Lord Clearegh ihr trotz ihrer Bitten verweigert hatte."

„Und Sie?"

„Ich gab endlich nach und brachte ihr die Depesche nur zum ansehen."

„Mußten Sie nicht fürchten, daß die Dame den Inhalt lesen werde?"

„Nein, denn Fräulein Henriette versteht, wie ich gewiß weiß, kein Wort Englisch."

„So gab man die Depesche vielleicht an Jemand, der sie copirte."

„Das ist unmöglich, denn ich war selbst im Zimmer und verließ dasselbe keinen Augenblick. Eben so wenig kam die Depesche aus dem Zimmer, — mein Ehrenwort darauf."

„Vielleicht war sonst noch Jemand in dem Gemache."

Lord Cavernon sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Nein, Madame Bouton, die Haushälterin Henriettens's, ging wohl ab und zu, allein sie kümmerte sich nicht um die Depesche, ist eine Schweizer Französin und versteht eben so wenig Englisch wie ihre Gebieterin."

„Und sonst betrat Niemand das Zimmer?"

„Niemand als eine alte polnische Jüdin vom Salzgries, welche mit Spitzen handelt und der Dame vom Hause eine Collection derselben zum Kaufe vorlegte. Von dieser alten Jüdin kann man doch unmöglich voraussetzen, daß sie Englisch versteht oder gar die Depesche gelesen habe."

Lord Castlereagh schüttelte nachdenklich das feine Diplomaten-Haupt.

„Bei Metternich ist Alles möglich", sagte er, „der Staatskanzler und sein getreuer Gentz sind aller Kniffe und Pfiffe voll."

Gregor Cavernon machte ein höchst ungläubiges Gesicht, der Gesandte fuhr fort:

„Und haben Sie die Jüdin während des Spitzenkaufes nicht beobachtet, nicht gesehen, ob dieselbe vielleicht mit der schönen Henriette Zeichen des Einverständnisses wechselte, vielleicht gar einen Blick in die Depesche warf?"

„Nein, Ew. Lordschaft, — ich beachtete die schmierige Jüdin gar nicht."

„Was thaten Sie denn während der Zeit, — als um die Spitzen gefeilscht wurde?"

Digitized by Google

„Ich? — ich zählte Geld."

„Eine interessante Beschäftigung. Aber welches Geld zählten Sie denn?"

„Nun, eben jene zweitausend Dukaten."

„Ah! den Preis, den Metternich für den Depeschendiebstahl ausgesetzt hatte."

„Ah, Lord, reden Sie doch nicht so. Henriette Toutseul hatte das Geld auf dem Tische, als ich kurz zuvor zu ihr gekommen war, und als ich in einer Anwandlung von Eifersucht nach dem Spender dieses Schatzes fragte, da erklärte mir die Dame mit Stolz, daß es nicht das Geschenk eines Verehrers, sondern ihr väterliches Erbe sei, das sie soeben behoben habe."

„Aber wie kam das Geld in Ihre Hände?"

„Wir plauderten kurz zuvor von meinen Geldverlegenheiten und den drückenden Verpflichtungen, die ich dem polnischen Glückspilz gegenüber hatte. Als sie mir nun das Geld zeigte, kam ich auf den — allerdings etwas mesquinen — Einfall, — sie zu bitten, mir das Geld auf kurze Zeit zu leihen, um Herrn von Satorinski eine bedeutende Abschlagungszahlung leisten zu können."

Lord Castlereagh trat einen Schritt zurück.

„Wie?" sagte er, „Sie, ein Gentleman vom reinsten Wasser, Lord und Sohn eines Pairs, entblödeten sich nicht von einer Person dieser Sorte Geld auszuborgen?"

Cavernon's Antlitz war auf einmal wieder wie mit Blut übergossen.

„Sie haben Recht, Sir", sagte er, „es ist ein ganz unverzeihlicher faux pas, den ich da gemacht habe, allein ich habe Ew. Lordschaft die Wahrheit versprochen und was ich Ihnen sage, ist eben die reine, volle Wahrheit, wie auch der Schuldschein beweisen muß, welchen Fräulein Henriette Toutseul über die mir geliehene Summe bekommen hat, und den Ew. Lordschaft jeden Augenblick sehen können."

„Danke, bin nicht neugierig, und haben Sie das Geld noch nicht zurückgezahlt?"

„Nein, Ew. Lordschaft, ich habe mich an meinen Vater gewendet und erwarte erst in einigen Tagen Antwort."

Der Gesandte hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging mit raschen Schritten im Gemache auf und nieder, in Nachdenken versunken.

Endlich blieb er vor dem jungen Manne stehen und sagte:

„Lord Gregor?"

„Ew. Lordschaft?" fragte dieser.

„Wissen Sie, daß das eine höchst fatale Geschichte ist."

„Ich sehe es leider nur zu gut ein."

„Ich sehe mich veranlaßt und verpflichtet, über diesen Fall nach Downing-street*) zu berichten, — es bleibt mir nichts anders übrig."

„Ew. Lordschaft wollten —"

„Meine Schuldigkeit thun. Ich bin zuerst Staatsmann und Diplomat, — dann erst Menschenfreund. So leid' es mir um Sie und noch mehr um Ihren Vater thut, so verlangt es doch Ehr' und Pflicht, den Minister des Auswärtigen von dem in Kenntniß zu setzen, was hier vorgefallen ist. Bedenken Sie, wenn er es auf einem andern Weg als durch die Gesandtschaft erfahren sollte, daß er mich für den Mitschuldigen oder wenigstens für den Vertuscher dieser schmachvollen Geschichte halten müßte."

„Aber dann bin ich verloren!"

„Thut mir leid um Sie, kann Ihnen aber nicht helfen. Denken Sie doch ein Bischen nach, was geschehen ist. Eine geheime Depesche wird aus dem Amtsarchiv der brittischen Gesandtschaft entnommen und ihr Inhalt zur Wissenschaft Metternich's gebracht. Und wer ist diese Vermittlerin dieses Verrathes? Eine zweideutige Dame! Und wer ist Derjenige, welcher die Depesche genommen? Ein Mitglied der Gesandtschaft, ein Lord, ein Cavernon. — Und zum Ueberflusse bekommt derselbe von jener Dame, die doch keine Capitalistin sein kann, 2000 Dukaten bloß für das Vergnügen, daß sie sich die Depesche anschauen konnte."

*) Jene Straße London's, in welcher sich das auswärtige Amt (foreigen office), Ministerium des Aeußern befindet.

Digitized by Google

„Und Sie glauben, Lord Gregor, daß es im ganzen foreign-office einen Menschen gibt, der in den 2000 Dukaten etwas Anderes sehen würde, als den Preis, den Metternich für die entwendete Depesche bezahlte?"

Lord Cavernon verhüllte sein Gesicht mit den Händen.

„Wenn Sie's so auffassen", murmelte er, „dann gibt's keine Rettung für mich."

Der Gesandte zuckte die Achseln.

„Ich kann's nicht anders auffassen", entgegnete er, soll ich mich vor unserer Regierung als einen Dummkopf, einen Dupe hinstellen? Um Ihnen aber zu zeigen, daß ich Alles aufbiete, um Ihnen zu helfen, will ich auch jene Ausführung über den Vorfall nach London berichten, die Sie mir gemacht haben — die Geschichte von den ererbten 2000 Dukaten, die Ihnen die schöne Henriette nur deßhalb lieh, um das Vergnügen zu genießen, ein paar Minuten lang eine englische Amtsdepesche zwischen ihren weißen Fingern halten zu können. Ob man in Downing-street glaubt, daß eine Wiener Modedame einen solchen Gusto mit 2000 Dukaten zahlen kann, ist freilich eine andere Frage.

„Ich sehe es ein, es ist Alles aus und vorbei", sprach der junge Mann, unter dem Drucke dieser Argumente zusammenbrechend, „und es bleibt mir nichts übrig, als mich zu erschießen."

„Warten Sie noch, zu dem hat's noch immer Zeit", sprach Castlereagh mit gräßlicher Ruhe, „vor der Hand haben wir noch Einiges abzumachen."

„Befehlen, Ew. Lordschaft."

„Sie werden einsehen, daß Sie, wenigstens vor der Hand, auf Ihrem Posten nicht länger bleiben können."

„Ich sehe es ein."

„Sie sind also von heute an suspendirt."

„Sehr wohl, Ew. Lordschaft."

„Sie werden die Schlüssel Ihres Arbeitstisches an den Attaché Herrn Jarris übergeben."

„Nach Ihrem Befehl."

„Sie werden das Amt überhaupt nicht mehr betreten, außer wenn ich Sie rufen lasse."

„Es wird so geschehen."

„Ich werde den Gesandtschaftsarzt veranlassen, das Gerücht zu verbreiten, daß Sie in Folge von Ueberanstrengung sich eine nervöse Irritation zugezogen, die Ihnen das Arbeiten unleidlich macht und Sie zwingt, in freier Luft sich zu bewegen."

„Ew. Lordschaft sind sehr gütig."

„Sie werden Ihre Wohnung nicht verändern."

„Gewiß nicht."

„Und ohne specielle Erlaubniß Wien nicht verlassen."

„Ich gehorche."

„Nun, dann gehen Sie mit Gott, ich hoffe, es wird Alles noch gut werden."

„Ich hoffe es nicht, aber ich sage Ihnen tausend Dank für Ihre Güte, Sir."

Er wollte gehen, ohne es zu wagen, dem Gesandten die Hand zu reichen. Allein Lord Castlereagh brachte es doch nicht über's Herz, dem unglücklichen jungen Mann eine solche Beleidigung anzuthun, die dem Engländer am empfindlichsten ist. Er rief ihm nach:

„Ihre Hand, Sir."

Gregor Cavernon kehrte um, ergriff die Hand seines Chefs voll inniger Dankbarkeit, ohne auch nur ein Wort herauszubringen und wankte dann hinaus.

Als er die Treppe hinab ging, murmelte er vor sich hin:

„Er hofft, es werde Alles gut werden; ich hoffe nichts mehr. Der Schein ist zu sehr gegen mich; mein unbegreiflicher Leichtsinn hat mich in das Netz dieser Gauklerin gelockt. Denn kein Zweifel mehr, die ganze Intrigue wurde von ihr geleitet zu meinem Verderben. Aber sie soll mir's büßen, das Erste und Nothwendigste ist jetzt, daß ich die 2000 Dukaten zurückzahle, die ich ihr schulde, ich will mich an das Wechselhaus Eskeles wenden, es steht mit England in steter Verbindung."

Mit solchen Gedanken betrat er seine Wohnung in der Krugerstraße.

Er fand auf seinem Schreibtisch einen Brief mit ihm unbekannter Schrift.

Rasch erbrach er denselben und las die Unterschrift: Alexander von Satorinski.

Digitized by Google

Rasch durchlas er das Schreiben; es lautete wie folgt:

„Mein Herr!

„Obwohl ich bereits die Ehre hatte, Ihnen den Empfang von 2000 Dukaten zu bestätigen, welche Sie mir als eine weitere Abzahlung auf mein Guthaben zu übersenden so freundlich waren, so sind doch Umstände eingetreten, die mich veranlassen, auf den Gegenstand noch einmal zurückzukommen. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß Sie sich dieses Geld von Fräulein Toutseul *ausborgten*, und da Sie es wahrscheinlich sobald nicht zurückzahlen können, um so mehr, da Sie mir selbst noch einen nicht unbedeutenden Restbetrag schulden, so fürchtete ich, das Fräulein, *für das ich mich sehr interessire*, könnte in eine pekuniäre Verlegenheit kommen. Ich war also so frei, die ganze Summe in Gold dem Fräulein Toutseul als ein Cadeau zuzusenden. So haben wir einen doppelten Zweck erreicht. Sie sind Ihren Verpflichtungen gegen mich nachgekommen und schulden mir um 2000 Dukaten weniger, Fräulein Toutseul aber kann in keine Verlegenheit gerathen.

„Womit ich die Ehre habe, mich zu zeichnen,
Ew. Lordschaft ergeber
Alexander von Satorinski,
Gardekapitän."

Lord Cavernan zerriß den Brief des Polen in kleine Stücke.

Thränen der Wuth und Verzweiflung traten ihm in die Augen.

„Welch neue Demüthigung!" murmelte er; „die Hölle hat alle ihre neunzigtausend Teufel losgelassen, um mich zu verderben, mich zu vernichten. — Dieses elende Weib ist an meinem Unglücke schuld. — Welchen Grund kann sie haben, so gegen mich aufzutreten, sie, der ich ihr so viel Aufmerksamkeiten erwiesen, so viel Geld gegeben habe. O gewiß ist nur die Nebenbuhlerschaft dieses Polen dran Schuld, der mir vom ersten Tage an verdächtig war. — Um mich zu beseitigen, wurde der ganze Höllenplan entworfen, der Pole hat ihr dabei geholfen, aber sie sollen mir's büßen, Beide, besonders aber dieser Herr Gardekapitän, er soll erfahren, daß wir von den Horse-guards*) zu schießen verstehen. Vor der Hand aber ruhiges Blut. Wenn die schöne Henriette wirklich eine Agentin Metternich's ist, dann hat sie an mir gehandelt, wie die Teufelin Helena an Fauſt handelte. Ich muß genau wissen, wie ich dran bin; es geht auf 11 Uhr, sie wird mich wohl empfangen."

Er ordnete seine Papiere, dann schrieb er einen längeren Brief an seinen Vater, in dem er demselben auseinandersetzte, daß Verhältnisse, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde, ihn gezwungen hätten, Schulden zu machen, deren Bezahlung Ehrensache für die Familie Cavernon sei; er bitte also seinen Vater, ihm, so viel in seinen Kräften stehe, vorzuschießen, eventuell einen Theil des dem Sohne gehörigen Besitzthums zu verkaufen, um seinen Wiener Gläubigern gerecht zu werden.

Dann sperrte er seinen Schreibtisch, entsendete den Schlüssel durch einen Diener dem alten Archivar Reginald und den Brief zur Post, kleidete sich von Kopf bis zu den Füßen frisch um, ließ sich einen Fiaker holen und verließ düsterer Gedanken voll das Botschaftspalais.

15. Kapitel.

Auf der Elend-Bastei.

Wir finden die schöne Henriette in ihrem Schlafzimmer, das sie auch als Ankleidezimmer benutzte, sie machte Toilette zu einer Fahrt in den Prater, wo sie „beim Papperl" (Papagei), dem renommirtesten Lokal damaliger Zeit speisen wollte. Madame Bouton leistete ihr beim Anziehen die Dienste eines Stubenmädchens und Herr Alexander Satorinski saß auf einem Fauteuil und sah zu, ein Beweis, daß zwischen dem schönen Paare bereits eine Vertraulichkeit herrschte, die nichts zu wünschen übrig ließ.

„Ihr Polen seid noble Leute, das muß man Euch lassen", sprach die Circe mit ihrem verführerischen Lächeln; „während jener storchbeinige Engländer sich nicht entblödete, mir mein Geld

*) Berittene Leibgarde des Königs oder der Königin, eine Elitetruppe.

Digitized by Google

abzupumpen, hast Du die Summe, die er Dir zusendete, sofort mir als Präsent geschickt."

„Hm! wer weiß, wozu es gut ist:" antwortete Herr Alexander von Satorinski, „wer weiß, ob er Dir Dein Geld zurückzahlen wird."

„O gewiß, dazu ist er viel zu viel Gentleman. Das nenn' ich ein Geschäft mit hundert Percent machen, notabene in zwei Tagen — 4000 Dukaten das ist viel Geld."

„Seit wann bist Du so geldgierig?"

„Je nun, ich war immer sparsam, jetzt gar, wo ich heiraten will."

„Du willst heiraten?" fragte der Pole etwas verdutzt.

„Ja, wenn auch nicht gleich, mein Püppchen", erwiderte sie lachend, „zuerst wollen wir uns noch recht lieben, viel lieben, bis Du mich satt bekommst".

„Nie, Henriette!"

„Façon de parler, Redensart; ich kenne das — der Congreß wird zu Ende gehen, Du wirst in Dein Bärenland zurückkehren und die arme Henriette, von ihrem Theseus verlassen, wird da sitzen wie die gute Ariadne auf Naxos, ohne jedoch sitzen bleiben zu wollen und wenn sich auch kein griechischer Heros findet, um mich arme Ariadne zu befreien, so findet sich vielleicht irgend ein französischer Handschuhmacher —"

„Herr Theodor Desgouttes in der Josefstadt —?"

„Derselbe — er ist bis über beide Ohren in mich verliebt."

„Du machst mich eifersüchtig."

„Sei nicht kindisch, kann Apoll auf einen Satyr eifersüchtig sein? So lange Du bei mir, muß er warten, der kleine Höckermann."

„Und ein solcher Mensch könnte Dich glücklich machen — Dich —?"

„Wer weiß, man rühmt den Buckligen nach, daß sie sehr zärtlicher und verliebter Natur sind, mehr als die schönen Männer."

„Ah geh doch!"

„Und vielleicht macht es mir Spaß, als ehr- und tugendsame Hausfrau am Sonntage in die Piaristenkirche zu gehen, mit dem Betbuche in der Hand, um die Predigt und das Hochamt zu hören."

In diesem Augenblicke ward heftig an der Klingel gezogen.

Madame Bouton eilte hinaus.

„Wer kann das sein?" fragte der Pole."

„Ich fürchte, Lord Cavernon", antwortete Henriette.

„Sie fürchten? Bin ich nicht da, Sie zu beschützen?"

„Es wird vielleicht gut sein. Bleiben Sie hier im Schlafgemache. Ich werde ihn im Salon empfangen und so bald als möglich loszubringen suchen"

„Schön."

Henriette war bereits ganz angekleidet, sie zog nur noch ihre Handschuhe an, die man damals lang trug, wie die Damen in der „fille de Madame Angot."

So trat sie in den Salon als Madame Bouton herein kam und meldete:

„Lord Cavernon!"

„Willkommen", antwortete die Dame vom Hause und im nächsten Augenblicke trat der Engländer in den Salon, bleich aber anscheinend ruhig.

Mit einer kalten Verneigung, die sie mit einem leichten Kopfnicken erwiderte, sprach er:

„Mein Fräulein, ich habe mit Ihnen zu reden."

„Schön", antwortete sie ruhig, „aber dann bitte ich, sich kurz zu fassen, denn, wie Sie sehen, bin ich toilettirt und wünsche, eine Spazierfahrt zu machen."

„Ich werde nicht lang brauchen, um Ihnen zu sagen, daß Sie — *eine Gaunlerin* sind."

„Ah! Sie sind gekommen, um einer Dame Grobheiten zu sagen. Echt englisch! Ich habe sogar gehört, daß die Männer in England die Frauen prügeln."

Er zitterte vor Ingrimm und Scham, als er versetzte:

„O fürchten Sie nichts. Ich weiß schon, was man einer Dame, wie *Sie* schuldig ist."

„Vor Allem sind Sie mir 2000 Dukaten schuldig."

„Die ich binnen wenigen Tagen bezahlen werde. Diese paar Dukaten kosten mich sehr viel."

Digitized by Google

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich keine Interessen nehme."

„O hätten Sie für diese 2000 Dukaten 5000 verlangt, ich hätte sie mit Freuden gezahlt."

„Zuerst nennen Sie mich eine Gaunlerin, jetzt machen Sie mich zur Wucherin."

„O Sie sind schlimmer als das."

„Ah!"

„Sie sind eine Spionin, eine geheime Agentin Metternich's und Gentz's."

„Warum soll ich meinem Vaterlande nicht dienen?"

„Sie gestehen also, daß Sie mir jene Depesche abgelockt, um ihren Inhalt kennen zu lernen und denselben dem Staatskanzler mitzutheilen."

„So ist es."

„Sie verstehen also englisch?"

„Kein Wort."

„Aber wie war es denn anderweitig möglich?"

„Sehr einfach, — die Depesche wurde offen auf den Carton gelegt, so daß die Jüdin, welche mir ihre Spitzen anbot, dieselbe bequem lesen konnte, Madame Weiß, die Jahre lang in England verheiratet war und vollkommen gut Englisch versteht, hatte Zeit genug, während Sie das Geld zählten, die Depesche zu lesen, ihren Inhalt zu merken, denselben daheim einem wartenden Schreiber zu diktiren und die Abschrift dem Herrn von Gentz zu schicken."

Der Engländer stampfte mit dem Fuße.

„Es ist niederträchtig!" rief er, „Sie haben mich also vollständig zum Narren gehalten?"

„Vollständig!" wiederholte sie mit der größten Seelenruhe.

„Wissen Sie aber, mein Fräulein, daß das der erbärmlichste, elendste, feigste Schurkenstreich ist, der je verübt wurde."

„Warum denn? Ich habe vielleicht meinem Vaterlande einen Dienst geleistet und bin stolz darauf, einen der gepriesenen, englischen Diplomaten übertölpelt zu haben, der um so weniger von Feigheit und erbärmlichen Schurkenstreichen *eines Weibes* reden sollte, da er, *der Mann*, der Cavalier, das Amtsgeheimniß seines Gesandten, die Ehre seines Vaterlandes um 2000 Dukaten verkauft."

„Elende Creatur!" rief Lord Cavernon und stürzte mit geballter Faust auf sie los.

Allein im selben Augenblicke sprang Satorinski, der nur mühsam an sich gehalten hatte, hervor, fing den Arm Lord Gregor's mit einer Kraft, die man den Polen nicht zugetraut hätte, hielt dieselbe wie in einem Schraubstocke fest und sagte, während Madame Bouton vor Schrecken laut aufkreischte, mit zornerstickter Stimme:

„Herr, — Ihr Benehmen ist nicht das eines Gentleman, sondern eines Sackträgers."

„Ich habe nichts anderes von diesem Herrn erwartet", schaltete Henriette ein.

„Herr! — stammelte der Engländer, dessen Zähne vor Wuth aneinander schlugen, „Sie werden mir Genugthuung geben."

„Davon später, jetzt verlassen Sie dieses Haus."

Dabei ließ er den Arm des außer sich Gerathenen los.

„Wenn's mir beliebt," antwortete Cavernon trotzig, „was geht das *Sie* an."

„Ich wünsche es", sprach die schöne Henriette, „es ist hier *mein* Haus, ich gebrauche mein Hausrecht, Ihr Engländer habt ja ein Sprüchwort: Mein Haus ist meine Burg.*) So respektiren Sie wenigstens die Satzungen Ihres Vaterlandes."

„Und wenn ich nicht gehe?" fragte Lord Cavernon.

„Dann werde ich Sie die Treppe hinab werfen", versetzte der Pole ruhig.

„Das ist zuviel!" brüllte der Sohn Albions, der das Bedürfniß fühlte, durch irgend eine brutale Gewaltthat dem in ihm lodernden Ingrimm Luft zu machen und warf sich auf den Polen.

Allein Alexander Satorinski gehörte zu jener Gattung polnischer junger Edelleute, denen kein Zweig der Gymnastik unbekannt ist und während Lord Gregor Cavernon nichts war als ein plumper, schulgerechter Boxer, galt der Garde-Kapitän als der beste Reiter, Fechter, Turner und Raufer in ganz Warschau.

*) My house is my castle.

Digitized by Google

Der Engländer rückte mit geballten Fäusten in Boxerstellung auf den Polen los, dieser parirte den ersten Stoß, warf sich dann mit dem Kopf gegen die Brust Gregors, rannte ihn sozusagen wie ein Stier an, packte seine Hände krampfhaft und drehte die Arme einwärts.

„Das ist nicht Boxerregel!“ schrie der Lord.

„Für betrunkene Hausknechte gibt's keine andre Regel“, erwiderte der erbitterte Pole, „als daß man sie zur Thüre hinauswirft. Die Thüre auf!“

„Die Thüre auf!“ befahl die Frau vom Hause ebenfalls.

Madame Bouton ließ sich das nicht zweimal sagen, im Nu waren die Thüren vom Salon in's anstoßende Zimmer, in's Vorzimmer und auf die Flur des ersten Stockwerkes offen. Alexander Satorinski zerrte oder trug vielmehr den sich sträubenden zappelnden Engländer durch diese Pièçen hindurch bis zur Treppe, die von der Gangflur des 1. Stockes hinab in die Flur des Parterres führte, und dort warf er ihn, im strengsten Sinne des Wortes die Treppe hinab.

Der Engländer sprudelte und schäumte vor Wuth, der Pole lachte.

„Das sollst Du mir büßen, polnischer Hungerleider“, rief er mit geballter Faust hinauf.

Es gehörte nämlich damals zum europäischen Vorurtheile, besonders bei Engländern und Deutschen, die unglücklichen Polen als Hungerleider, Schwindler, Lumpen, Spieler und Schuldenmacher, hinzustellen. Wir wissen ja, wie zwanzig Jahre später Heinrich Heine noch von Krapolinski und Waschlapski und dem großen Efelinski dachte.

„Es ist nur merkwürdig“, antwortete Satorinski von der Höhe der Treppe mit schneidender Ironie, „daß Ew. Lordschaft die Gnade hatten, dem polnischen Hungerleider so viel Geld schuldig zu bleiben.“

„Es wird gezahlt werden, verlassen Sie sich darauf, mein Herr — vor Allem aber werden Sie mir die Schmach zahlen, die Sie mir heute anthaten.“

„Im Gegentheile, ich verhütete es, daß Sie nicht eine schmachvolle That begingen und eine Frau schlugen. — Fi donc!“

„Ich werde Ihnen meinen Sekundanten schicken.“

„Wenn er ein anständiger Mensch ist, soll er mir willkommen sein. Adieu!“

„Hol' Sie der Teufel!“ brüllte der Lord und rannte zum Thore hinaus. Lachend kehrte der Pole zu seiner schönen Freundin zurück, welche lauschend im Vorzimmer gestanden und die Hinabbeförderung mit angesehen hatte.

Sie fiel ihm um den Hals, gab ihm einen Kuß und rief:

Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.

Man citirte damals Schiller noch weit öfter als heut zu Tage.“

„Der Elende hob wirklich die Hand gegen Dich“, sprach Satorinski.

„O er würde mich auch geschlagen haben“, erwiderte sie mit Ueberzeugung, „diese Engländer und Amerikaner sind so roh, ich weiß das aus Erfahrung, d. h. von einer Freundin, die ein Verhältniß mit einem Herrn aus New-York hatte, der sie jedesmal prügelte, wenn er betrunken war, aber er war jeden Tag betrunken.“

Die schöne Henriette hatte nicht ganz Unrecht, Trunkenheit und brutales Benehmen der Eheherren gegen ihre Gattinnen waren damals in England so sehr in der Mode, daß die Journale derlei Scenen aus den höchsten Kreisen, ja selbst aus der königlichen Familie zu erzählen wußten.

„Nun ich hoffe, die Luft zu derlei Roheiten wird ihm für immer vergehen“, sprach der Pole.

„Die Affaire ist aber noch nicht aus.“

„Gewiß nicht.“

„Was wird aber nun geschehen?“

„Selbstverständlich wird er mich fordern.“

„Und Sie?“

„Nun, da ich der Geforderte bin, habe ich die Waffenwahl und den ersten Schuß. Ich wähle Pistolen und gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich ihn niederschieße.“

„Das genügt mir nicht.“

„Der Pole stutzte.“

Digitized by Google

„Haben Sie einen solchen Haß gegen diesen Mann?“ fragte er.

„Ja“, antwortete sie, „er hat die Hand gegen mich gehoben, das verzeihe ich ihm nicht.“

„Aber kann man denn einem Menschen noch mehr thun, als daß man ihn tödtet?“

„Man kann ihn entehren und als Ehrlosen zertreten!“

„Wie macht man das!“

„Hören Sie meinen Plan.“

Und nun entwickelte die schöne Henriette dem aufhorchenden Polen eine satanische Idee, wie sie eben nur im Gehirn und im Herzen dieses Weibes entstehen konnte. Aufmerksam hörte der Pole zu und er mußte sich gestehen, daß ihm etwas Aehnliches von raffinirter Grausamkeit noch nicht vorgekommen war. Uebrigens ging er mit der Rücksicht eines Verliebten auf den Plan der Circe ein, den wir hier nicht anführen, um nicht bei der Erzählung von dessen Ausführung in eine Wiederholung verfallen zu müssen.

Dann vollendete die Dame vom Hause ihre Toilette, das schöne Paar setzte sich in den von Madame Bouton herbeigeholten Fiaker; passirte ein paarmal die Nobelallee und ließ sich dann beim „Papperl“ das ausgezeichnete Diner ganz vorzüglich schmecken.“

16. Kapitel.

Das End' vom Liede.

Die Brigittenau ist heut zu Tage eine so große Vorstadt, daß sie recht gut als eine kleine Stadt für sich gelten könnte, ein integrirender Bestandtheil des II. Bezirkes von Wien, und wird in Verbindung mit der künftigen Donaustadt eines der großartigsten Quartiere von Wien bilden.

Mit jener Unverfrorenheit, welche unser Gemeinderath, oder vielmehr dessen maßgebende Organe, bei jeder Gelegenheit an den Tag legen, hat man die neuen, kerzengeraden, prachtvollen Straßen der Brigittenau ganz wunderbar getauft. Da finden wir eine Wallenstein-, eine Pappenheim- und Sachsenstraße, obwohl jeder halbwegs unterrichtete Gymnasiast recht gut weiß, daß die Sachsen, so wie die Heerführer Pappenheim und Wallenstein blutwenig mit Wien zu thun hatten. Ja noch mehr — mit staunendem Kopfschütteln liest der Fremde an den Ecken „Schwedenstraße“ und „Torstensonstraße“, obwohl dieser Torstenson bei Jankau den Oesterreichern eine der größten Niederlagen beibrachte, die sie je erlitten, obwohl diese Schweden plündernd diesund jenseits des Manhartsberges bis vor Wien gelangten und Monate lang von der Wolfsschanze aus die alte Kaiserstadt bedrohten, bis sie durch die Tapferkeit der Soldaten, Bürger und Studenten in der Wolfsschanze angegriffen, gefangen und nach Wien gebracht wurden, und so unsre Vaterstadt befreit ward, eine That, die Jahre lang durch das Volksfest in der Brigittenau gefeiert ward.

Der Gemeinderath, richtiger dessen Straßenbenennungs-Commission, hat also in tiefer Weisheit durch diese Straßentaufe die Feinde Oesterreichs, sowie ihre Führer verewigt. — Die Namen der Retter Wiens scheinen diesen magistratischen Knownothing's unbekannt, sonst müßten wir die Namen des heldenmüthigen Obersten Reich, der wackern Bürger Bramber, Bernard, Dietmeyer auch an den Straßenecken finden, allein der Gemeinderath denkt — nicht und ein historischer ABC-Schütz lenkt, Gott besser's!

Wie dem auch sei, zur Zeit, in der sich unsere Geschichte abspielt, war von jenen Straßen und ihren hübschen Häusern keine Spur, nur Wiese, Wald und Au bedeckte die Gründe, hie und da unterbrachen Küchengärten und die Häuschen der Gärtnerleute die grüne Eintönigkeit, eine schlecht gepflegte Straße führte bis zum Jägerhause, das noch heute zu sehen, und selbst bedeutende Historiker, z. B. Hormayer fabeln, es sei zur Erinnerung an die wunderbare Rettung des Erzherzogs Leopold während des Schwedenkrieges errichtet und der h. Brigitta geweiht worden, während Feil in seiner Monografie: „Die Schweden in Oesterreich“ diese Fabel dorthin gewiesen hat, wohin sie gehört, in den Bereich der Unmöglichkeit.

Auf der Straße nach dem Jägerhause fuhren zu Anfang des Monates Dezember einige Fiaker im schärfen Trabe, was nur dadurch möglich wurde, daß der elende Weg fest gefroren war.

Digitized by Google

Der erste Wagen enthielt eine Gesellschaft von vier englischen Herren, unter welchen sich auch Lord Cavernon befand.

Im zweiten saß der Gardekapitän Alexander von Satorinski mit einem stattlichen Manne in Civil, den man aber sofort als Offizier erkannte.

Im dritten Wagen saßen zwei Herren mit einem Kistchen; ohne Zweifel waren es Aerzte.

In einiger Entfernung folgte noch ein vierter Fiaker; obwohl die grünen Vorhänge herabgelassen waren, so dürfen wir mit dem Rechte des Romanschriftstellers doch unsren Lesern bereits enthüllen, daß eine Dame in demselben saß und daß diese Niemand Anderer war, als die Heldin unserer Erzählung, die schöne Henriette.

Zur Zeit, als diese vier Fiaker bereits dem Jägerhause sich näherten, passirte noch ein fünfter Wagen die Tabor- und Augartenstraße und ein in demselben sitzender alter, sehr eleganter Herr trieb den Wagenlenker zur Eile an, damit man rechtzeitig in die Brigittenau komme, der Kutscher möge, setzte er hinzu, nur immer die Straße gegen das Jägerhaus einhalten.

Etwa fünf Minuten, bevor man das Jägerhaus erreichte, machten die ersten drei Fiaker Halt, der vierte hielt sich immer in gemessener Entfernung.

Die Herren Engländer stiegen aus, die beiden russischen Offiziere gleichfalls, und Einer von der englischen Partei sagte:

„Ich bitte mir zu folgen, ich habe gestern das Terrain genau recognoscirt, zwei Minuten von hier ist ein Platz, der für unser Unternehmen vollkommen paßt."

Schweigend folgten die Andern.

Es handelte sich hier offenbar um ein Duell.

Nachdem die Herren zwischen den Birken und Buchen der Au verschwunden waren, entstieg auch die schöne Henriette ihrem Wagen und folgte vorsichtig und unbemerkt der ernsten Gesellschaft. Sie konnte das um so leichter thun, als die dürren, rothen Blätter des Gestrüppes sie verdeckten; zum Ueberflusse trug sie das Gesicht dicht verschleiert, am Arme aber einen jener langen Beutel (Ridiculos), wie es die Mode der damaligen Zeit auch von der elegantesten Dame verlangte.

Die Herrengruppe machte auf einem freien Platze Halt, der auf drei Seiten von dem Waldgebiet der Brigittenau, auf der Nordseite aber von der Donau begränzt wurde, gegen welche damals noch kein Schutzdamm in dieser Gegend bestand.

Der Begleiter Satorinski's, Major Turgejoff, trat vor und richtete an die Engländer folgende Ansprache:

„Meine Herren, ich glaube, daß im gegenwärtigen Falle jeder Versuch, eine Versöhnung zwischen den beiden Gegnern zu stiften, überflüssig wäre."

Die Engländer schwiegen. Lord Cavernon war sich in die Brust und sagte: „Selbstverständlich. Keine Worte! — Zur Sache."

Es entstand eine kleine Pause, während zwei Diener, die im Wald gewartet hatten, Cassetten mit Pistolen öffneten.

In der Zwischenzeit hatte sich die schöne Henriette so nahe geschlichen, daß sie jedes Wort hören konnte.

Der eine Diener trat zu Satorinski und präsentirte das Pistolenkästchen.

„Danke", sprach der schöne Pole kaltblütig, „ich schlage mich nicht."

Allgemeines Erstaunen, fast Bestürzung, Lord Cavernon fuhr auf:

„Was soll das, Sir? Sind Sie ein Feigling?"

„Bitte, mich ausreden zu lassen", fuhr Satorinski in jenem wunderbaren, pathetischen Komödientone fort, welchen außer den Franzosen nur die Polen mit gleichem Glücke zu treffen wissen, „wenn ich sage, ich schlage mich nicht, so meine ich nur, daß ich nicht mit diesem Herrn Cavernon meinen Degen kreuzen oder eine Kugel wechseln will."

„Sir, welche Frechheit!" Brüllte Cavernon, die Pistolen aus dem Kästchen nehmend.

„Bitte mich ausreden zu lassen," wiederholte Alexander von Satorinski, „die Herren, mir gegenüber, gehören sämmtlich dem Civilstande an und ahnen nicht, wie strenge die russischen Militär-Gesetze und Reglements in Beziehung auf das Duell gegen Offiziere vorgehen, die sich mit einem Andern schlagen, der nach unsern Begriffen dieser

Digitized by Google

Ehre nicht würdig ist. Ich habe über unsern Fall mit meinem verehrten Freunde hier, Major Turgejoff, Rücksprache genommen, und er hat mir auf das Bestimmteste erklärt, daß das Duell zwischen mir und Herrn Cavernon *unmöglich* sei, jedoch sei ich verpflichtet, den Herren meine Gründe auseinanderzusetzen und dann mit Einem von Ihnen, wenn's verlangt wird, mich zu schlagen. Selbstverständlich, Gentlemen, wird es mir eine Ehre sein, einen Waffengang mit Ihnen zu machen. Ist's so, Herr Major?"

„Es ist so", antwortete der alte Soldat mit eisiger Kälte.

„Herr, auch Sie erfrechen sich! rief der Lord und wollte auf ihn eindringen.

Einer der Engländer hielt ihn zurück.

„Und Ihre Gründe, mein Herr? sprach der Aelteste der drei Söhne Albions.

„Ich will Ihnen dieselbe in Kürze auseinandersetzen, antwortete Satorinski, „Sie wissen vielleicht nicht, daß Lord Cavernon seit acht Tagen von seinem Posten bei der englischen Gesandschaft suspendirt ist."

„Das ist Thatsache," sprach Mr. Jarris, der sich ebenfalls unter den Secundanten befand.

„Und kennen Sie den Grund, meine Herren?" fragte der Pole.

Die Engländer schwiegen, Cavernon wollte erwidern, Satorinski fiel ihm in's Wort:

„Lassen Sie mich reden. Wenn ich Unwahres sage, können Sie mich immer noch widerlegen. Der Grund der Suspension ist der, daß Herr Cavernon aus dem geheimen Archive der Gesandtschaft eine geheime Depesche entwendete —"

„Entwendete?" brüllte Cavernon, schäumend vor Wuth, die Pistolen schüttelnd.

„*Entwendete*", wiederholte der Pole mit Nachdruck, „um sie für 2000 Dukaten einer Agentin Metternichs, auszuliefern."

Der Schrei, den Cavernon in seiner Wuth ausstieß, hatte nichts Menschliches.

Die Engländer traten scheu, bestürzt zurück.

„Noch nicht genug", fuhr der Gardekapitän in seiner vernichtenden Anklage fort, „er benützte dieses Geld, um damit einen Theil einer Spielschuld abzutragen, die er bei mir gemacht hatte." —

„O pfui!" rief einer von den Engländern entrüstet.

„O das ist noch nicht das schlimmste", rief, Satorinski, die Stimme erhebend, „da ich zufällig erfuhr, von wem und für was Herr Cavernon dieses Geld empfangen habe, mochte ich solches Schandgeld um keinen Preis behalten, sondern machte es der Agentin Metternich's zum Geschenke. Dieser Umstand führte mich zu der betreffenden Dame, als eben auch Lord Cavernon hinkam, der zum Danke für die 2000 Dukaten die Dame — *ohrfeigen wollte*, wenn ich nicht zum Glück dazwischen getreten wäre und seine Lordschaft die Treppe hinabgeworfen hätte. Nun muß ich Ihnen aber sagen, daß in Polen und Rußland die Frauen so hoch gehalten werden, daß Derjenige, der eine Frau schlägt oder auch nur schlagen will, für immer des Rechtes verlustig wird, seinen Degen mit einem Ehrenmann zu kreuzen."

„Mit Fug und Recht!" rief Lord Cleareg h der sich ebenfalls unter den Dreien befand und die Stunde der Rache auch für sich gekommen sah, „pfui über ihn!"

„Pfui über ihn!" wiederholten die beiden Engländer.

In diesem Augenblick krachte ein Schuß und eine Kugel pfiff hart an Satorinski's Ohr vorbei, dem daneben stehenden Major den Hut vom Kopfe reißend.

Es war Lord Cavernon, der unfähig, die gegen ihn gerichtete Anklage zu widerlegen, in Wuth und Verzweiflung, sich durch einen Mord an seinem Gegner rächen wollte. Allein er zitterte vor Aufregung dergestalt, daß er, obwohl er kaum aus einer Entfernung von zehn Schritten schoß, sein Opfer fehlte.

Der Kapitän benahm sich mit einer Ruhe, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, wie sie in solchen Fällen eben nur den Polen eigen zu sein pflegt.

„Sie sehen, meine Herren", sprach er, „wie der edle Lord seinen Thaten die Krone aufsetzt; bis jetzt habe ich ihn wenigstens für keinen Feigling gehalten, der zum Meuchelmorde greift, — Sie sehen, er scheut auch diesen nicht."

Digitized by Google

„Hund!“ schrie Cavernon und hob die zweite Pistole.

Allein Jarris sprang herzu, packte den Arm des verlorenen Mannes, hielt ihn wie in einem Schraubstocke fest und donnerte ihm zu:

„Ich glaube, Sir, Sie hätten dem englischen Namen und unserer Gesandtschaft bereits Schande genug gemacht. Der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, ist der, sich aus unsern Kreisen zu entfernen und sich in denselben nie mehr sehen zu lassen.“

„Ganz richtig!“ riefen die beiden andern Engländer.

Lord Gregor Cavernon, dessen Antlitz erdfahl war, auf dessen Stirne dicke Tropfen gleich den en des Todesschweißes standen, murmelte einige Worte, die man nicht verstand, dann wankte er gegen die Au zu. Allein man hatte vergessen, ihm die zweite noch geladene Pistole wegzunehmen; an der Lisière des Waldes angelangt, wendete sich der Unglückliche um, stieß einen Fluch gegen die Anwesenden aus und richtete dann die Pistole gegen sich, der Schuß krachte und mitten durch's Herz getroffen, sank Lord Cavernon zu Boden.

Ein leiser Schrei des Schreckens ging durch die Gruppe.

Die beiden Aerzte eilten mit ihrem Kästchen zu dem Selbstmörder, um eventuell Hilfe zu bringen; nach wenigen Augenblicken kehrten sie zurück, um zu constatiren, daß jede Hilfe zu spät komme und Cavernon's Tod bereits eingetreten sei.

In der kleinen Zwischenpause hatten die drei Freunde des Unglücklichen in ihrer Sprache lebhaft mit einander debattirt, dann trat Jarris vor, wendete sich an die beiden Gegner und sprach:

„Gentlemen, erlauben Sie mir ein paar Worte im Namen meiner Freunde.“

„Bitte!“ rief Satorinski und der Major nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Der unglückliche Mann, der soeben mit einem Pistolenschusse geendet hat“, fuhr der Sprecher der englischen Gruppe fort, „hat wirklich so viel des Schlimmen, Gemeinen und Niedrigen gethan, daß wir es dem Herrn von Satorinski nicht übel nehmen dürfen, wenn er einen solchen Mann für keinen Gentleman hielt und ihm die Ehre, sich mit ihm zu schlagen, verweigerte. Allein auch wir fühlen keinen Beruf, für den Todten einzustehen, und so sehr wir unter andern Umständen einen Waffengang mit dem Herrn Gardekapitän uns zur Ehre rechnen würden, müssen wir ihn doch im gegenwärtigen Augenblicke ablehnen, da es so herauskäme, als ob wir das, was jener Selbstmörder gethan, gutheißen wollten. Herr von Satorinski wird dieses Motiv zu achten wissen und sich mit der Erklärung begnügen, die wir hiermit abgeben, daß derselbe sich in dieser Angelegenheit vollkommen korrekt und nach den Gesetzen der Ehre benommen hat. Genügt Ihnen das, Sir?“

„Vollkommen, meine Herren“, antwortete der Pole, „ich danke Ihnen.“

„Man kann sich nicht anständiger benehmen“, setzte der Russe hinzu.

Und die fünf Herren schüttelten sich die Hände, wie die besten Freunde, dann traten sie den Rückzug zu ihren Wägen an.

„Was thun wir mit dem Todten?“ fragte der eine der beiden Aerzte.

„Wir werden von der Brigittenau einen Burschen in's Jägerhaus schicken“, meinte der Andre, „und sagen lassen, daß im Dohlenmais die Leiche eines Selbstmörders liegt.“

Die Herren fuhren gegen Wien zu, an dem Fiaker vorüber, der mit den grünen herabgelassenen Vorhängen die Passagierin erwartete, die ihn verlassen hatte.

Sie war also noch nicht zurückgekehrt.

Zwei Minuten später begegnete ihnen ein im scharfen Trab von Wien heranfahrender Fiaker.

Ein alter eleganter Gentleman saß in demselben, erhob sich und rief in englischer Sprache herüber:

„Meine Herren, wo ist mein Sohn, Lord Gregor?“

„Im Dohlenmais, rechts von der Straße, wo ein Fiaker mit grünen Vorhängen steht.

Der alte Mann antwortete nichts, sondern sank in den Fonds des Wagens zurück.

„Es ist der Vater Lord Gregor's,“ murmelten sich die Engländer zu.

Digitized by Google

Der Wagen des alten Lords flog bis zu der Stelle, wo der Fiaker mit den grünen Vorhängen noch immer auf seine Gebieterin wartete.

„Franzl", rief der Kutscher des Lords dem andern zu, „mir scheint, da hat's was gegeben?"

„Ja wohl", erwidert der Fiaker der schönen Henriette mit dem gewissen Humor des echten Wiener Rossebändigers, „sechs noble Herren sind hineingegangen in's Waldl — dann hat's zweimal getracht, hierauf sind nur fünf von den sechsen wieder herausgekommen, wahrscheinlich wird Einer drin liegen geblieben sein."

Des alten Lords Wagen hatte stille gehalten und der Pair von Schottland hatte aussteigend diese Worte vernommen; wie wir wissen, war er lang genug in Wien gewesen, um Deutsch selbst im Wiener Dialekte zu verstehen.

„Bleiben Sie hier stehen", sprach er zu seinem Kutscher, „ich will nur dort ein wenig in's Gebüsch sehen."

„Sehr wohl, Ew. Gnaden", versetzte der Fiaker.

Zitternd wankte der alte Lord gegen die Au hin.

„Das scheint der Herr Onkel oder Papa zu sein?" fragte der Franzl.

„Ich glaube der Vater", erwiderte der Kutscher des alten Cavernon.

„Na, der wird auch eine Freud haben", meinte der Franzl philosophisch, „wenn er hinein kommt und findet seinen Sohn erschossen. Es geht den noblen Leuten um kein Haar besser als Unsereins. Kinder soll man haben, bleiben soll man's lassen."

17. und letztes Kapitel.

Nemesis.

Der alte Lord Cavernon ging mühselig über den gefrorenen Boden, gleichwohl beflügelte die Angst seine Schritte und nach wenigen Augenblicken hatte er fast instinktmäßig die Stelle gefunden, wo die Leiche seines unglücklichen Sohnes lag.

Er stürzte vorwärts und, neben dem Todten zusammenbrechend, rief er jammernd:

„Gregor! mein Sohn! mein Sohn!"

Und er beugte sich über das Haupt des Todten, küßte das bleiche Antlitz des Unglücklichen und badete es mit seinen Thränen.

In dem Augenblicke, als der alte Herr die unheimliche Stätte betreten hatte, war eine Dame, die eben zwischen den Birken und Buchen hervorkommen wollte, wieder in's Gesträpp zurückgewichen, so daß Lord Cavernon, der ohnehin nur Augen für die Leiche hatte, sie nicht bemerken konnte.

Jetzt trat sie wieder aus der Au und schlich langsam näher. Sie war ganz schwarz gekleidet und hatte statt des Hutes das Haupt mit einem dichten Schleier verhüllt.

Unheimlich genug sah sie aus, die schöne Henriette.

Der alte Mann kniete noch immer über die Leiche seines Sohnes gebeugt und jammerte in englischer Sprache über den Untergang seines Erben und seines Hauses.

Plötzlich blickt er empor, erblickt die schwarze Gestalt und fragt:

„Wer bist Du?"

„Ich bin die Nemesis", antwortet die schöne Sünderin.

„Ich glaube an keine heidnische Gottheit", antwortete Lord Cavernon mit dem Bewußtsein eines echten schottischen Puritaners, „ich glaube nur an einen gütigen Vater im Himmel und weiß nicht, warum er mich so hart bestraft hat."

„Weil er auch der Gott der Gerechtigkeit und der Rache ist", rief sie wie eine Furie, den Schleier zurückschlagend, „und mich hat er zum Werkzeug seiner Rache auserkoren."

Der alte Mann schlug die Hände zusammen und murmelte:

„Was bedeutet das?"

„Das bedeutet", antwortete sie, „daß ich die Tochter jenes Mannes bin, dessen Erdenglück Du zerstört, dessen Weib Du verführt und geraubt hast, des Mannes, den Du durch feigen, elenden Verrath an den Galgen gebracht hast. Denn wisse, mein Vater war der Platzmajor Hebenstreit von Wien und bei diesem seinem Haupte habe ich Rache geschworen."

Digitized by Google

Und aus dem Ridicule zog sie den Todtenschädel, den der Abgesandte der Freimaurer ihr gebracht hatte und hielt ihn dem Knieenden hin.

Keines Wortes mächtig, in namenlosem Entsetzen starrte er sie an.

„Ich habe es bei diesem heiligen Haupt geschworen", fuhr sie fort, „den schmachvollen Tod meines Vaters zu rächen. Ich konnte es nur, indem ich Dich in Deinem Sohne traf, den ich mit meinen Netzen umgarnte, ihn zum ehrlosen Diebe machte, daß kein ehrlicher Mann sich mit ihm schlagen durfte und er sich selbst niederschießen mußte."

„Also Selbstmörder!" rief der alte Mann, sich langsam aufrichtend.

„Ja, durch mich", versetzte sie, „es blieb ihm nicht andres übrig, denn ich hatte seine Ehre vor aller Welt so zu Grunde gerichtet, daß kein Gentleman ihm die Ehre anthat, ihn nieder zu schießen, oder nieder zu stechen. Mein Zweck ist erreicht — ich bin gerächt.

„Elendes Weib!" rief der Engländer, der sich ganz erhoben hatte, vor Zorn übermannt und wollte mit geballten Fäusten auf sie zustürzen.

Allein sie wich mit einer geschickten Bewegung zurück und der alte Lord, dessen Kräfte begreiflicher Weise total erschöpft waren, glitt auf dem hartgefrorenen Boden aus und fiel der Länge nach auf die Erde neben der Leiche seines Sohnes nieder.

Sie stieß eine gellende Lache aus, dann rief sie:

„Wohl bekomm's, Lord Cavernon! Adieu für immer."

Hastigen Fußes enteilte sie durch die Au zu ihrem Wagen, neben dem sie einen zweiten Fiaker antraf; natürlich ahnte sie, wem er gehöre.

„Führst Du einen alten Herrn, einen Engländer?" fragte sie.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein", antwortete der Kutscher.

„Nun so schau, wie Du ihn aus der Au herausbekommst", fuhr sie fort, es scheint, daß er ohnmächtig geworden."

„Sehr wohl, gnä' Fräul'n!"

Dann schlüpfte die schöne Henriette in ihren eigenen Fiaker, dem Kutscher zurufend:

„Nach Hause!"

Im Wagen ergab sie sich erst dem Vollgenusse der befriedigten Rache. Die Nemesis, die einzige Gottheit, an die sie glaubte, hatte ihr nicht nur den jungen Cavernon vollständig in die Hand geliefert, so daß er als ein Verräther seines Vaterlandes, als ein bestechlicher Dieb, mit einem Worte als ein Entehrter Hand an sich selbst legen mußte, sondern die Rachegöttin hatte es auch so gefügt, daß der alte Vater, dessen höchster Stolz und größte Freude der einzige Sohn war, dazu kommen mußte, um zu sehen, daß von diesem Sohne nichts übrig geblieben, als eine Atzung für Raben.

„Triumph! Triumph!" murmelte sie und bedeckte den Todtenschädel mit Küssen. „Theurer, todter Vater, Du bist gerächt. Triumph!"

Wenn wir unter den vielen schlimmen Seiten der schönen Henriette eine gute hervor heben dürfen, so ist es die ihrer leidenschaftlichen, krankhaften Liebe zu ihrem armen verrathenen Vater, welcher Liebe auch die wilde Hassesgluth, der brennende Durst nach Rache entsprang, der so Gräßliches angebahnt hatte.

Ihr Triumph spiegelte sich auf ihrem Gesichte, denn als sie zu Hause angelangt war, fragte Madame Bouton mit der offenartigen Neugierde einer echten Franco-Schweizerin:

„Es scheint gut ausgefallen, Madame, nicht wahr? sehr gut?"

„Daß man es nicht besser wünschen kann," antwortete sie, „Lord Cavernon liegt draußen in der Brigittenau, mit einer Kugel mitten in der Brust. Er ist todt."

„Tröst ihn Gott!" setzte Madame Bouton mit jenem aufrichtigen Mitleide hinzu, welches ältere Frauen immer empfinden, besonders wenn es sich um hübsche junge Männer handelt, „er war zwar nie mein Freund, obendrein auch ein Ketzer und Blaustrümpfler, was mich aber doch nicht hindern soll, für ihn eine Messe zu hören und ein paar anbächtige Vaterunser zu beten."

„Hier handelt es sich nicht ums Beten," fiel Henriette der Schwätzerin etwas scharf ins Wort,

Digitized by Google

„sondern ums Essen. Herr von Satorinski hat versprochen, nach dem glücklichen Verlauf der Affaire hierher zu kommen und mit mir zu Mittag zu speisen. Es geht auf halb zwei."

„Ich bin aber auch fertig," antwortete Madame Bouton mit dem Bewußtsein der echten Köchin.

Diejenigen unserer Leser, die sich etwas über die so frühe Stunde des Diners wundern, mögen sich sagen lassen, daß man damals wirklich zu Mittag speiste, wenn die Sonne im Mittag stand und das „Zwölfeläuten" war für Bürger, Kaufleute, Beamte u. s. w. Das Signal, sich zu Tische zu setzen. Um ein Uhr speisten nur die Honoratioren vom Adel und wer sich um 2 zur Tafel setzte, mußte wenigstens ein Fürst, Graf, Botschafter, Minister, oder dergleichen sein.

Daß die schöne Henriette für sich und ihren Galan die zweite Stunde nach Mittag für das Diner bestimmt hatte, ließ sich nur dadurch erklären, daß gewisse Kreise schon damals eine wahre Wuth hatten, die Gewohnheiten und Gebräuche der vornehmen Welt nachzuahmen.

„Ist der Champagner im Eis?" fragte die Gebieterin des Hauses.

„Seit einer halben Stunde," erwiderte Madame Bouton.

„Und die Austern?"

„Ich habe sie selbst vom „Kameel" geholt, Herr Bartel versichert, daß er seit Jahren keine schöneren und besseren gehabt habe."

„Charmant. Man läutet, öffne, es wird Herr von Satorinski sein."

Die Menagère ging, kam aber bald mit einem Briefe zurück und sagte:

„Es ist nicht Herr von Satorinski, sondern ein Brief von ihm, den ein Diener in seinem Auftrage hier abgegeben hat."

„Geben Sie her!"

Sie riß ihr den Brief aus der Hand, öffnete denselben und las:

„Werthes Fräulein!"

„Das klingt verteufelt kalt," meinte sie, vor sich himmurmelnd, „vielleicht wird er im weiteren Verlauf des Schreibens wärmer" und sie las weiter.

„Den traurigen Ausgang der Affaire in der Brigittenau kennen Sie, denn ich sah Ihren Fiaker am Eingange des Wäldchens warten und erkannte daraus, daß Sie in der Nähe seien. Ihre Berechnung war eine richtige. Ihr Plan ist vollkommen gelungen, der entehrte Mann hatte keinen andern Ausweg, als durch Selbstmord zu enden."

„Unmittelbar nachdem ich aus der Brigittenau zurück gekehrt war, begab ich mich auf den Rath meines Freundes und Sekundanten Ma'or F. in's Hotel unseres Gesandten und meldete dem Grafen Nesselrode den ganzen Vorfall. Der Graf war sast bestürzt, er fürchtete, man werde für dieses Duell ein politisches Motiv suchen und er werde nichts beschließen, bevor er die Sache dem Kaiser gemeldet habe. Gleichzeitig kündigte er mir Haus-Arrest im Botschafts-Hôtel an und entsendete einen Attaché zu Seiner Majestät, der Bote kam nach einer halben Stunde mit einem eigenhändig geschriebenen Billet des Czars zurück, welches ungefähr so lautete:

„Der Garde-Capitän Alexander Satorinski hat sofort mit den fälligen Depeschen als Courrier nach Petersburg abzureisen. Es ist ihm nicht gestattet, von Jemandem Abschied zu nehmen, da er in Beziehungen zu einer Dame stehen soll, welche als gefährliche Agentin Metternich's gilt. Bis 1 Uhr wird Herr von Satorinski Wien verlassen haben."

„Sie werden es also begreifen, werthes Fräulein, daß ich auf das Vergnügen verzichten muß, Sie ferner zu sehen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich bereits auf dem Wege nach Rußland. Graf Nesselrode war so gütig, mir zu erlauben, diese Zeilen an Sie zu richten, die ich jedoch vor deren Absendung, ihm zum Durchlesen vorlegen mußte."

„Leben Sie wohl und seien Sie glücklich."

„A. v. S."

Mit einer ungestümen Handbewegung schleuderte sie den Brief auf den Tisch.

„Schändlich! niederträchtig!" murrte sie, es gibt doch nichts dümmeres, als diese Diplomaten. Weil ich in einer einzigen Affaire, um der Erhaltung meiner selbst willen, dem Fürsten Metternich dienstbar sein mußte, wo gar kein Widerspruch möglich gewesen wäre, muß ich eine Agentin Metternich's sein!"

Digitized by Google

„Uebrigens“, fuhr sie fort, „wäre diese Stellung gar nicht so schlecht und wer weiß, was geschieht, wenn er mich brauchen kann. Also werde ich heute allein bleiben, dieser Czar, der sich den Gütigen schimpfen läßt, nimmt mir meinen Liebhaber weg — si donc: Doch bin ich etwa die Person, die auf Einen ansteht? Habe ich nicht meinen kleinen Buckligen draußen in der Josefstadt, den nehme ich mir und wenn die arrogante Französin vor Neid und Eifersucht zerplatzt. Zuerst aber wollen wir essen.“

„Es ist servirt“, meldete Madame Bouton.

Die schöne Henriette setzte sich behaglich zum Essen.

Man mußte ihr das lassen, daß nach Allem, was heute vorgefallen, ihr Appetit noch immer ein sehr gesunder war.

Nach der Tafel ließ sie sich einen Fiaker holen, setzte sich ein und rief:

„Josefstadt, Langegasse, Handschuhladen von Theodor Desgouttes.“

Der Fiaker fuhr gut, dennoch viel zu langsam für die Wünsche der Kokette.

Wie kam es, daß sie übrigens nicht ohne Herzklopfen den kleinen Laden in der Langengasse betrat?

Das Wetter war inzwischen schlecht geworden, es begann zu schneien und dazwischen zu regnen. Die schöne Henriette war vorsichtig gewesen und hatte einen jener schottischen Regenmäntel mitgenommen, wie man sie damals allgemein trug.

Sie fühlte, daß sie den kleinen Handschuhmacher in der letzten Zeit etwas arg vernachlässigt hatte und daß sie alle ihre Künste aufbieten mußte, um das reizbare, empfindliche Männlein wieder in's alte Geleise zurückzubringen.

Doch sie war sich ja ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit bewußt.

Als sie in den Laden trat, war Theodor Desgouttes mit der Sichtung von verschiedenen farbigen Ledersorten beschäftigt.

Er erröthete bis über die Stirne, aber es war kein Erröthen der Freude, eher des Unmuthes.

„Bon jour, mein reizender Freund!“ rief sie, ihm ihre Hand entgegenstreckend, die er berührte, ohne ihren Druck zu erwidern, „bei gutem Wetter kann Jeder kommen, wahre Freunde scheuen sich auch vor schlechtem nicht.“

„Sehr schmeichelhaft“, sagte er in einem Tone, der bewies, daß er sich gar nicht geschmeichelt fühlte.

„Ach, nehmen Sie mir doch den Mantel ab“, fuhr sie fort, „die paar Schritte vom Wagen bis hierher haben mich ganz naß gemacht — seien Sie doch galant.“

„Ich bin es ja“, erwiderte er, von rückwärts den Mantel anfassend.

„Nein, Sie sind es nicht, Sie Garstiger“, zürnte sie zum Spaße, ihm mit der zarten Hand einen leichten Backenstreich versetzend, „sonst hätten Sie mich nicht so lange ohne Besuch gelassen.“

„Man trifft bei Ihnen immer so viele vornehme Herren, die Unsereins nur über die Achsel anschauen und den petit bourgeois wie einen Zudringlichen behandeln.“

„Bilden Sie sich so was nicht ein. Es waren nur zwei Herren, die mir ein Bischen den Hof machten, der Eine, ein Lord Cavernon — ich versichere Sie, der wird Sie hier nicht mehr geniren, der Andre, ein Pole, Herr von Satorinski, der zu seinem Regimente nach Hause muß.“

Der Handschuhmacher antwortete nicht, sondern hängte den nassen Mantel über einen Stuhl und rückte diesen gegen den Ofen, in dem ein lustiges Feuer brannte.

„Ich bin also jetzt allein“, redete sie weiter mit einem vielsagenden Seufzer, „ganz allein, immer allein — verstehen Sie, was das bedeutet? Man langweilt sich so, wenn man allein ist — und da könnte ich mir keinen besseren, liebenswürdigeren, sympathischeren Gesellschafter wünschen, als eben Sie, mein süßer Freund.“

Aber der Handschuhmacher blieb standhaft bei allen Lockungen der Syrene.

„Geht nicht, Fräulein Toufeul, geht nicht“, antwortete er, nicht eben höflich.

„Und warum nicht?“

„Meine Anwesenheit im Geschäfte ist nothwendig."

„Nun, mich freut es, daß Ihr Geschäft so gut geht, aber ein paar Stunden täglich werden Ihnen doch bleiben."

„Die muß ich meiner Braut widmen, das fordert die Galanterie."

Der schönen Henriette gab es einen Stich in's Herz, sie wurde weiß wie die Wand und brachte kaum die Worte heraus:

„Ihre Braut? Sie haben eine Braut?"

„Ja wohl", erwiderte er fast trotzig, „warum denn nicht? Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieselbe vorstelle."

Und als ob sie Alles im Nebenzimmer gehört hätte, trat in diesem Augenblicke Louison in die Thüre, in reizender Haustracht, ein escomptirtes Hausfrauen-Häubchen auf dem Kopfe, strahlend vor Freude, Glück, Triumph, schöner als je.

„Fräulein Toutseul, hier meine Cousine Louison — über acht Tage meine Frau."

Die schöne Henriette hatte alles Mögliche gethan, ihre Bewegung zu verbergen, als bestes Mittel benützte sie ihren Mantel, den sie vom Sessel wegnahm, mit raschem Schwunge über die Schultern warf und während sie die Spange am Halse schloß, sprach sie ziemlich gefaßt:

„Ich gratulire, war mir recht angenehm."

Und stolz rauschte sie zur Thür hinaus — Theodor und Louison aber fielen sich um den Hals, während die kleine Französin voll Freude rief:

„Der Dämon unsres Hauses ist fort!"

„Gott sei Dank! — Für immer!" setzte Theodor hinzu.

Der Fiaker aber, der gegen die Stadt zufuhr, ahnte nicht, daß in seinem Wagen eine schmerzgebrochene Frau saß, welche ihre Thränen nicht zu stillen vermochte, während sie leise murmelte: „Ich habe die Nemesis heraufbeschworen, sie hat mich selbst ereilt." — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Diejenigen Leserinnen, welche Mitleid mit der schönen Sünderin empfinden, werden beruhigt werden, wenn sie hören, daß sich die schöne Henriette schon drei Wochen später mit einem braunen feurigen Portugiesen tröstete. Sie starb im Jahre 1842 auf einer kleinen Besitzung in Steiermark.

Wir hätten aus der Zwischenzeit noch manche interessante Geschichte erzählen können, aber wir haben nur die aus der Congreßzeit versprochen und mit dieser sind wir am

Ende.

Digitized by Google

Gratis-Bibliothek.

(Beilage zur Volksschrift „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen".)

VIII.

Kaiser Josef's letzte Liebe.

eine Volkssage

nacherzählt von

Anton Langer.

Wien, 1877.
J. Dirnböck's Verlag (Georg Draudt).

Digitized by Google

Interessante Romane,

welche zu angesetzt **billigem Preis** zu beziehen sind

durch

J. Dirnböck's Buchhandlung,

(G. Draudt)

Wien, I., Herrengasse Nr. 3.

Lorm Hieronymus, Novellen, 2 Bd. fl 2.50
Lubojatzky Franz, Ein Jahr aus dem Leben August des Starken, Historischer Roman, 2 Bde. . . . . „ 2.—
Mellin G. H., Das Volksleben und die Natur des skandinavischen Nordens, 2 Bände . . . . . „ 1.40
Mery, Die Florida oder eine Ansiedelung im Innern Afrikas . . . . . „ 1.20
Meyer Mart., Sagenklänglein aus Tirol „ 1.50
Montépin X. de., Die Perle des Palais Royal, 2 Bände . . . . . „ 1.30
Pichler Louise, Aus böser Zeit, Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege, 3 Bände . . . . . „ 5.40
Pouson der Terrail, Das Gespenst der Baronin. Phantastischer Roman . . „ 1.30
Reid Capitain M., Die Quadronin od. Liebensabenteuer in Louisiana, 3 Bde. „ 2.20
Rotterdam v. N., Des Fischers Tochter, Geschichte aus den Dünen, Gekrönte Preisnovelle, ... „ —.80
Roquette Jul., Der Frauen-Arzt, Roman in 3 Bänden . . . . . „ 2.40
Runeberg J. L., Kleine Erzählung . „ —.60
Saud Georg, Antonia, Roman, 2 Bd. „ 1.60
Schefer Leopold, Göttliche Komödie in Rom, 1 Band . . . . . „ 1.80
Scheibe Th., Die schwarzen Brüder, Historischer Roman, 2 Bd. „ 3.—
— — Die Grenadiere der Kaiserin, Historischer Roman 2 Bd. „ 2.40
— — Der Kaplan von Mariastiegen, Historischer Roman, 3 Bd. „ 3.80
— — Polen und Maria Theresia, Historischer Roman 3 Bd. „ 2.80
— — Satan in Wien, Rom. in 3 B. „ 2.10
Scherr Dr., Eine Priester-Historie aus der Gegenwart, 1 Band . . . . . „ —.75
Schlägel v. Max, Der rothe Fasching, Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit, 2 Bände. . . . . „ 2.70
Schrader Aug., Die Braut von Louisiana oder die weiße Sklavin Roman in 1 Band . . . . . „ —.60
Schwarz H. S., Stefan Türr, Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Mit Photogr. 2 Bände . . . . . „ 2.40
Scribe Eugen, Der Pathe des Amandis oder Liebe einer Fee, Roman aus der Ritterzeit . . . . . „ 1.—
Seidlitz Jul., Die letzten Adepten, Roman in 4 Bänden . . . . . „ 2.40
Smith Anth., Martha. Eine engl. Dorfgeschichte . . . . . „ 1.—
Stelzig S. A., Stadt- und Dorfgeschichten, 1 Band . . . . . „ 1.—
Stephens Mrs., A. S., Glanz und Elend, oder Gegensätze in der Gesellschaft, 3 Bände . . . . . „ 2.—
Strußenfelt v. M. Pehr Brahe der Jüngere. Historischer Roman. 5 Bde. „ 5.30
Therese (Verfasserin der Briefe aus dem Süden), Novellen, 2 Bände . . . . „ 4.80
Wartenburg Karl, Robespierre, Geschichtlicher Roman in 2 Bänden . „ 2.70
Wetterbergh, Dr. B. A., (Onkel Adam) Daheim. Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben, 2 Bände . . „ 1.—
Wikede, v. Ant., Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen bearbeitet, 3 Bände „ 3.60
Wray Leop., Der Vater vieler Töchter, Roman in 4 Bänden . . . . . „ 2.80
Der Zeitungsjunge. Nach dem Amerikanischen von Hein. Ritt. v. Levitschnigg 3 Bände . . . . . „ 1.50

Digitized by Google

Kaiser Josef's letzte Liebe.

Volkssage.

Nacherzählt von **Anton Larger.**

1. Capitel.

Alle Neun!

Die Stadt Wien hat den Kreis der sie ringsum einschließenden Wein- und Obstgärten immer weiter hinausgerückt, nach einem ganz natürlichen Gesetze.

Im Mittelalter standen diese Gärten in den Lucken, wie man die kleinen dorfartigen Nester nannte, die sich unmittelbar vor den Thoren der Stadt und Festung hinzogen, und hier trank der Bürger mit Weib, Kind und Kegel sein Glas guten, unverfälschten Weines.

Bei der ersten Türkenbelagerung (1529) gingen die Lucken in Flammen auf und die neuen Befestigungen duldeten ihren Aufbau nicht mehr — der Raum mußte frei bleiben.

Die Gärten schoben sich in die kleinen Vorstädte und wurden die Heimstätte fröhlicher Gelage, bis am Beginn der zweiten Türkenbelagerung (1683) auch die Vorstädte niedergebrannt wurden, welche sich zwar alsbald wieder erhoben, allein der leere Raum zwischen Stadt und Vorstädten, der sogenannte Festungsrayon, wurde bis auf 1000 Schritte erweitert und so entstand jene staubige, von schmutzigen Wassergräben durchzogene Glacis-wüste, welche erst Kaiser Josef II. durch die Anlage von Wegen, Nuß-, Kastanien- und Akazien-Alleen, sowie durch prächtige Wiesenpartien in einen freundlichen Garten verwandelte, den die Meisten von uns noch gekannt haben, und der erst der Stadterweiterung zum Opfer fiel.

Die Gärten wurden wieder hinausgerückt bis vor die Linien, nach Fünf- und Sechshaus, Lerchenfeld, Währing und Döbling.

Allein hie und da hatte sich doch noch ein Theil derselben erhalten, z. B. auf dem sogenannten Spittelberge, auf welchem, wie später im Lerchenfelde, jedes Haus ein Wirthshaus war, beinahe jedes mit einer Kegelbahn oder „Kegelbudl", wie man in Wien sagt, auf welchen Spielplätzen man den ganzen Tag, mit Ausnahme der Sonntags-Vormittage und Nachmittags bis nach dem Segen, die Kugeln rollen, die Kegel klappern und die Kegelbuben schreien hörte:

„Bitt' gar schön um ein' klein' Kreuzer, weil i die Kegeln so schön aufg'setzt hab'!"

Die Gesellschaft, die sich hier zusammenfand, war nicht immer die sauberste, alle Lumpen von Wien gaben sich hier Rendezvous und die Kellnerinnen, welche die Gäste bedienten, standen unter dem Niveau jener Grabennymphen, über welche Flugschriften und Karrikaturbilder damaliger Zeit nicht genug Schmähliches zu finden wußten.

Allerdings gab es auch Ausnahmen und das Gasthaus „zum goldnen Luck's" (Luchs) versammelte jeden Abend die ehrsamen Bürger aus der Nachbarschaft, die sich's nach des Tages Last und Müh weidlich schmecken ließen und ihre Kegelpartie, Labinet- oder Kriegspartie, abspielten.

Und doch war die Wirthin „vom goldenen Luck's", die Witwe Frau Eleonore Feigl, als eine Frau bekannt, die für das im Wirthshaus Gebotene die höchsten Preise auf dem Spittelberg verlangte; so kostete ein Rostbraten mit Erdäpfeln 8 kr., ein paar Würstel mit Kräu (Meerrettich) 2 kr. und eine Maß guten Weines 8 bis 12 kr. Scheingeld, wie man damals sagte.

Kein Wunder, wenn die Leute „auf dem Grund" behaupteten, „zum Luckser" könnten nur Hausherren gehen. Wenn eine Hausfrau der jetzigen Zeit das für eine Fabel halten sollte, so erlauben wir uns zu erwähnen, daß man in den ersten und feinsten Gasthäusern der innern Stadt eine vollständige Tafel als Mittagstisch bekam und zwar:

um 24 kr. sieben Speisen,
um 17 kr. sechs Speisen,
um 12 kr. fünf und
um 7—8 kr. vier Speisen,

unter welchen laut magistratischer Verordnung nicht blos Suppe, Rindfleisch mit Zuthat, Gemüse mit Auflage und Braten, sondern auch je nach der Jahreszeit Spargel, Ragout,

Digitized by Google

Krebsen und Pasteten sein mußten.*) Man kann sich nun einen Begriff machen, wie billig es in den Kneipen der Vorstädte war. Mit Wehmuth gedenkt man jener Tage, wo Maria Theresia schrieb: „Ich bewillige dem Lieutenant monatlich 17 fl., damit er standesgemäß als Cavalier leben kann."

Wir halten diese Daten als Einleitung zu einer Volkssage nicht für unpassend, klingt das Ganze doch fast wie ein Mährchen. Und nun beginnen wir.

Der heutige Tag, der 12. Oktober 1789, war ein ganz besonders festlicher in ganz Wien, folglich auch „beim Luchsen" auf dem Spittelberge. Denn Vormittags war der Courier eingeritten, der die Nachricht von der Einnahme Belgrad's durch den siegreichen Feldmarschall Loudon überbrachte, für übermorgen war feierlicher Gottesdienst bei St. Stefan angesagt, alle Bürger, Handwerker und Gesellen hatten schon nach Tisch Feierabend gemacht und füllten die Wirthshäuser und Gärten, was der milde, lane Oktober erlaubte, allgemein hörte man den Ruf „Victoria Loudon", was die Wiener später in „Victori Laudon" umsetzten und aus allen Wirthshäusern erscholl's im Chor:

Unser General, der Laudon,
Laudon ruckt an, ruckt an!

Denn die Wiener ließen sich's nicht nehmen, den Loudon in einen Laudon umzuwandeln und so ist's geblieben bis zum heutigen Tage.

Die Gäste vom „goldenen Luchsen" waren besonders animirt, ein einziger Mann saß finster vor sich hinbrütend an einem Tische allein; wenn unsre schönen Leserinnen in diesem düstern Einsamen etwa einen unglücklichen Liebenden, oder einen schwarzen Intriguanten erwarten, so halten wir es für unsre Pflicht, diesen Irrthum sofort zu zerstreuen. Der finster Brütende war ein Mann hoch in den Fünfzigern, mit bedenklicher Kupferröthe im Gesichte und auf der Nase, hieß Tomaso Pusterlengo und war seines Zeichens wälischer Wurst- und Salami-Erzeuger in Gumpendorf.

*) Kaltenbäck's: Vaterländische Denkwürdigkeiten, Austria 1843.

Den Grund, warum Herr Pusterlengo heute, an einem solchen Freudentage, ein so bitterböses Gesicht schnitt, werden wir alsbald erfahren.

Der Salamimacher hatte sich zuerst ein Großseitel Weidlinger bestellt, und als die Kellnerin ihm denselben auf den Tisch stellte, warf er ihr fürchterliche Blicke zu.

Die Kellnerin aber, die schöne Ploni genannt, war gar nicht dazu angethan, solche Blicke zu verdienen, denn sie war ein gar „saubres Stuck Weibsbild", wie man damals sagte, eine schöne Linzerin mit allen Vorzügen einer solchen, schön weiß und roth im Gesichte, freundlichen blauen Augen und einem nicht eben kleinen, aber immer lächelnden Munde, der ihr Gesicht besonders freundlich machte — und obwohl sie eine prächtige Büste besaß, war sie doch um die Mitte schlank zum Abbrechen. Sie trug die Landestracht, einen geblümten Unterrock, schwarzen Spenser und die reiche Haube (Goldhaube) unternehmend gegen die Stirne gesetzt. Sie flog mit den Gläsern und Krügeln hin und her und ging ihr Alles rechtschaffen aus der Hand.

Also war Ploni (Apollonia) die schöne Kellnerin vom „goldenen Luchsen."

Das Großseitel war unter der Kupfernase des Signore Tomaso Pusterlengo alsbald verschwunden, er klopfte mit dem Glase energisch auf den Tisch und herrschte der Kellnerin zu:

„Noch ein Großseitel!"

„Gleich Herr Nachbar", erwiderte die Kellnerin: das war so die Titulatur, die man damals jedem Gast im Wirthshaus gab, wie man jeden Bauer „Herr Vetter" nannte.

Die Kellnerin flog, kam in wenigen Augenblicken zurück, stellte das Krügel auf den Tisch und sagte:

„So, Herr Nachbar."

„Ich bin nicht Dein Nachbar, brummte der Wälsche wie ein Bär.

„Wär mir auch gar nicht drum zu thun, einen solchen z'widern Nachbarn zu haben", antwortete Ploni g'schnappig.

„Du bist sehr frech, Du keckes Mensch", sagte er.

Digitized by Google

„Ich geb' dem Herrn kein Mensch ab", erwiderte sie, „da ich bei dem Herrn nicht mehr im Dienste bin, hab mir auch dort nichts vorzuwerfen gehabt."

„So, das ist also nichts, wenn mein Sohn seine Augen auf Sie wirft?"

„Hab ihm's nicht geschafft (geheißen), hätt er anderswo hingeschaut. Uebrigens warum hätt' er mich nicht anschauen sollen? Schaut doch die Kat' den Bischof an, und der ist ein geweihter Mann."

„Mein Sohn ist aber keine Katz'."

„Freilich nicht, sonst hätt ihn der Herr Pusterlengo schon lange unter das Salamifleisch gehackt."

Das war ein Hieb, der traf, der Wälsche schien etwas sagen zu wollen, schluckte es aber hinab und trank das Glas Wein aus, so daß er das leere Glas wieder auf den Tisch stoßen und befehlen konnte:

„Noch ein Großseitel!"

„Gleich werden wir da sein!" antwortete Ploni, die Kellnerin, nahm das Glas und enteilte.

„Das Sakerments-Mensch hat ein Maul wie ein Schwert", murmelte der Salamimacher vor sich hin, „aber mir soll sie doch nicht aufkommen. Mein Pietro ist wie ein Narr in sie verliebt. Dieser Skandal muß ein Ende nehmen. Ich hab mich nicht darum geplagt, daß sich dann ein solches Bettelmensch in mein Haus hineinsetzt. Und drum will ich ihr heut einen Tanz machen, daß die ganze Geschicht aufhören muß, so wahr ich ein Wälisch-Tiroler von Salurn bin."

Ploni stellte das Glaskrügel, wieder gefüllt, auf den Tisch.

„Da, Herr Pusterlengo", sagte sie, nicht unfreundlich.

„Ich muß mit Dir reden, Ploni", begann der Alte.

„Hab' keine Zeit", erwiderte sie, abfertigend, „muß die Gäste bedienen."

„Ich bin auch ein Gast".

„Nun, drum hab' ich dem Herrn auch seinen Wein gebracht, wenn Er auch was zu Essen will, braucht Er's nur zu sagen, wir haben noch „gerösstete Nierdln", dann — "

„Laß' Sie's nur gehen, wenn ich Sie sehe, habe ich schon gefressen."

„Na da wünsch ich wohl gespeist zu haben und gehe meinen Weg."

„Da geblieben!"

„Oho! wer gibt dem Herrn ein Recht, also mit mir zu kommandiren."

„Das wird Sie gleich sehen. Ich hab Ihr ein für alle Mal verboten, mit meinem Pietro zu spaanzeln."

„Hab's auch nicht gethan."

„Sie hat ihn am Sonntag in der Mariahilferkirche und auf dem Platz gesehen."

„Will mir's der Herr vielleicht verwehren, die heilige Meß zu hören und wenn ich herous komm' und der Peterl steht da und sagt: Grüß Gott, Jungfer, wie geht's? soll ich da wirklich nicht antworten: Dank der Nachfrag 's geht passabel miserabel."

„Sie hat aber nicht's zu antworten, der Pietro ist auch hier gewesen, beim Luchsen."

„Woher der Herr das Alles weiß."

„Von ihm selbst, Pietro ist ein aufrichtiger Bursch und hat mir Alles erzählt."

„Nun, dann wird er dem Herrn auch gesagt haben, daß ich ihn nicht etwa hergelockt habe; ganz zufällig kam er herein, der Peterl, mit dem Zöger auf der Achsel, setzte sich im Garten nieder, und ich brachte ihm ein Glas Wein —".

„Das hätt Sie bleiben lassen sollen!"

„Soll ich etwa die Gäste hinauswerfen? Der arme Peterl sah ohnehin so blaß, herabgekommen und miselsüchtig aus."

„Einerlei, Sie wird nicht mehr mit ihm reden, sonst laß ich Sie auf die Polizei führen und ihr einen Schilling herunter hauen. Der Sohn des reichen Salamucciajo Tomaso Pusterlengo kann eine Gesellschaft wie die einer Kellnerin aus einem Spittelberger Beisel nicht brauchen, verstanden?"

Und dabei schlug der Signore Hitzkopf mit der Faust auf den Tisch, daß das Glas tanzte, was es um so leichter konnte, als es bereits wieder leer war.

Die Linzerin war kreidebleich geworden! sie griff nach dem Glase, als ob sie es dem bär-

Digitized by Google

beißigen Alten an den Kopf schlagen wollte, doch besann sie sich eines Bessern und versetzte:

„Ich will dem Herrn Pusterlengo etwas sagen. Der goldene Luchs ist kein Beisel, sondern ein respektables Wirthshaus, das von denen Burgersleuten vom ganzen Grund besucht wird, die selbst ihre ehrsamen Hausfrauen und Jungfern Töchter mitbringen, was selbige gewiß nicht thäten, wenn's beim Luchsen so zugänge, wie in mancher anderen Wirthschaft auf dem Spittelberge. Als Kellnerin hier zu sein, is keine Schande, 's ist ein Platz, den jeder ehrliche Dienstbot annehmen kann. Was aber den Schilling anbelangt, den Er mir will abstreichen lassen, so muß man unter unserm Herrn und Kaiser Josef zuerst etwas angestellt haben — und mein Gewissen ist rein — ich habe nichts angestellt und glaube, daß ein recenter Schilling eher für solche Leute gehört, die unter ihre echte Veroneser Salami unechtes Hunde-, Katzen- und Kuhfleisch hacken. Noch ein Großseitel gefällig, Herr Nachbar?"

„Ja," antwortete Pusterlengo nach seinem Stock greifend.

Die Ploni ging. Im selben Augenblicke tönte es von der Kegelbahn her:

„Alle Neune!"

Allgemeiner Jubel durchtönte den Garten, Böller wurden abgebrannt, Geige und Guitarre „strudelten" einen Tusch, die Gläser klangen zusammen und allenthalben ertönte der Ruf nach frischem Wein.

„Zehn Maß Maurer!" übertönte alle andern eine Stentor-Stimme.

Es war die des Glasermeisters Leopold Zwick, desselben, der den Meisterschuß gethan.

Daß die Kellnerin in diesem Augenblicke alle Hände voll zu thun hatte, um sammt der Frau Wirthin Feigl die Ansprüche zu befriedigen, wird man begreifen.

Selbstverständlich mußte unter sothanen Umständen auch Herr Tomaso Pusterlengo ungeziemend lange warten, bis ihm Ploni wieder das gefüllte Glas vorsetzte.

„Hab' schon geglaubt, Du kommst nicht mehr, Du Trampl!" grollte der Wälsche.

„Bitt mir das Schimpfen aus," versetzte e trotzig, „habe nur zwei Hände und die brauch' und rühr' ich nach Leibeskräften. War halt grad ein großer Verlang von allen Seiten und ich kann dem Herrn keine Extrawurst braten."

„Ei schau! was die Kreatur für ein Maul hat, schau', daß ich Dir den kecken Brodladen nicht mit einem tüchtigen Haubenfleck zunagle."

Wie man sieht, war der Wälsch-Tiroler lange genug in der Residenz an der Donau gewesen, um sich die Wiener Mundart eigen zu machen.

„Ich hab's dem Herrn schon gesagt: Ich laß' mich nicht verschimpfiren, ich hab den Herrn ordentlich bedient, wie sich's gehört, und werd' mich von Ihnen nicht herabsetzen und schlecht machen lassen, bloß deßhalb, weil ich als sauberes Dirndl seinem todtschlachtigen Peterl besser gefalle, als die rothhaarige Selcher-Franzl vom Ratzenstadtl, die der Herr Vater mit seinem Buben verkuppeln will, weil der Selcher Beischüßl im Lader-Dörfl ein Haus hat, mit drei Fenstern Gasseafront und drei Millionen Ratzen (Ratten), die wahrscheinlich dann auch unter die Salami gehackt werden."

„Himmelsakerment! was unterstehst Du Dich, Du Rackersmensch!" rief der wüthende Wälschtiroler, nach seinem spanischem Rohre greifend, das damals die Bürger fast alle trugen.

„Der Herr kann mich gern haben," antwortete die Linzerin, ihm den Rücken kehrend.

Das war zu viel. Seiner nicht mehr mächtig, schwang Pusterlengo das sausende Rohr und versetzte der Kellnerin einen so wüthenden Hieb, daß Ploni vor Schmerz laut aufschrie.

Aber der wuchtige Hieb, wie der Schmerzensschrei war im ganzen Garten gehört worden.

Im nächsten Augenblicke war die ganze Kegel-Gesellschaft, die mit aufgestrickten Hemd-Aermel dem Spiele oblag, um die beiden Hauptpersonen der Scene versammelt.

„Was gibt's da? was ist denn geschehen?" fragten Alle durcheinander.

„Er hat mich geschlagen, über den Rücken!" wehklagte Ploni, weinend vor Schmerz und Scham.

Digitized by Google

„Wer erfrecht sich, meine Dienstboten zu mißhandeln?“ schrie die Wirthin Witwe Feigl, ihre prügeldicken Arme in die Seite stemmend, „wer ist denn dieser Lümmel?“

„Nicht Lümmel, Bürger und Hausherr, Tomaso Pusterlengo“ sprach dieser mit Bewußtsein.

„Das gibt dem Herrn noch immer kein Recht, die Leute zu schlagen“, rief Panzert, der Bäcker.

„Am wenigsten so ein saub'res Madel“, meinte der Fleischhauer Seefried, der auf die schöne Linzerin längst ein behagliches Auge geworfen und jetzt als ihr Beschützer auftrat.

„Schaute Dir an, den Wurstmache“, höhnte Schuster Hruby, „glaubt er, weil is er an Wälische, kann er schlagen uns Leut Deutsche.“

„Bitte signori, ist er gar kein Italiano“, nahm sich der Südfrüchtenhändler Gioberti um seine Landsleute an, „ein Italiener slagen keine Frauenzimmer — er aber sein ein Südtiroler, ein Deutse, der sich lassen nennen Pusterlengo, er 'eißen aber eigentlich Pusterling.“

„Mit einem Worte“, schrie der Fleischhacker, „er ist ein kecker, hergelaufener Lump und verdient nichts, als daß wir ihn hinauswerfen, den Katzelmacher!“

„Ja, ja, hinaus mit ihm!“ erklang es im Chore.

„Katzelmacher?“ schrie der Salamimacher wüthend vor Zorn und Wein, „Ihr seid selbst Katzenköpfe, Ihr Wiener Hanswursteln, und könnt —“

Wir ergänzen den Satz nicht, obwohl wir uns auf Goethe's Autorität berufen könnten, der seinem Götz von Berlichingen dasselbe zum Fenster hinausrufen läßt.

Aber die Bürger vom Spittelberg nahmen es nicht so ruhig hin, wie die Rathsherren von Augsburg, unter wildem Geschrei und Drohungen drangen sie auf ihn ein und im nächsten Augenblicke war Pusterlengo von zwanzig kräftigen Armen gepackt.

Der Mann war riesenstark, zornig und etwas angetrunken, drei Factoren, die ihn befähigten, Widerstand zu leisten — allein viele Hunde sind des Hasen Tod, sagt ein altes Sprüchwort, und die Zahl seiner Gegner war eine so große, daß er endlich unterliegen mußte.

Für den einen Hieb, den er der armen Ploni gegeben, bekam er jetzt einige Dutzend Püffe, Ohrfeigen und Hiebe, man würgte ihn mit der eigenen Halsbinde, hob ihn in die Höhe, wobei er Hut und Stock verlor, der Kegelbub rief: „Alle Neun!“: Die ganze ehrenwerthe Gesellschaft brüllte es nach: „Alle Neune!“ und unter diesem Jubelrufe wurde der ehrsame Wurstfabrikant und Hausherr auf die Straße geworfen und ihm sein Hut und sein Stock nachgeschendert.

Sollten sich unsre Leser über den Akt der Roheit des Wälschtirolers gegen die Kellnerin, sowie über die brutale Revanche wundern, welche die Gäste vom goldenen Luchsen an dem groben Mann nahmen, so können wir nur erwidern, daß derlei Scenen durchaus nichts Seltenes und die Wiener Wirthshäuser tagtäglich der Schauplatz von Raufereien waren, bei welchen sich nicht blos Arbeiter und Knechte, sondern auch Herren und Meister betheiligten. Eine unglaubliche Roheit herrschte in den untern Volksklassen und selbst die bessere Bürgerschaft war nicht viel anders. Selten verging ein Tag, an dem nicht Weiber in den Häusern „streitend und raufend“ wurden, und Delsenbach gibt als Staffage seiner köstlichen Wiener Bilder immer ein paar Höckerinnen, die sich an den Haaren herumzerren, während der obligate Schusterjunge daneben steht und in die Hände klatscht.

Das Gespräch der Bürgersleute war nach jedem zweiten, dritten Satz mit unsläthigen Worten gemengt, die selbst aus weiblichem Munde ganz harmlos herausprudelten, als ob es eben gar nicht anders sein könnte. Wir wollen diese Bemerkungen hier nur eingeschaltet haben, um unsern Lesern das Verständniß der vorausgegangenen Scene zu erleichtern.

2. Capitel.

Zwei Doktoren.

Als der geprügelte Wurstmacher zum Thore des goldenen Luchsen hinausflog, fiel er der Länge nach auf die Erde und stieß, während er vom

Digitized by Google

Boden sich erhob und seinen nachgeflogenen Hut und Stock suchte, unzählige italienische Flüche und Verwünschungen aus.

Es war aber bereits stockfinster in der Gasse, denn die Vorstädte erfreuten sich damals noch keiner officiellen Beleuchtung und nur ober dem Thore des goldenen Luchsen brannte eine dicke Unschlittkerze vor einem Stück Spiegelglas, welches die Flamme reflectirte — ein Beleuchtungseffekt, welcher die allgemeine Bewunderung der Schuljugend an dem Spittelberge erregte.

Im Schimmer dieser magischen Helle geschah es, daß einer von zwei Herren, welche durch die enge Gasse herabkamen, an den eben seinen Hut aufhebenden Salamimacher anstieß.

„Corpo di Giove!“ fluchte Pusterlengo, „kann der Herr nicht Acht geben.“

„Ich habe den Herrn nicht gesehen“, antwortete der Andere gutmüthig, „hab's auch nicht gewußt, daß auf dem Spittelberg die Menschen auf allen Vieren herumzotteln, wie sonst die Pudeln oder die Kälber.“

„Der Herr kann selber ein Pudel oder ein Kalb sein“, rief der noch immer erbitterte Gumpendorfer, „ich nicht.“

„Still Mann“, sagte der andre der beiden Herren, „sei Er nicht so grob, sondern geh' Er ruhig seines Weges und lasse er uns ungeschoren — verstanden?“

„Ich kümmere mich den Teufel darum, was den Herren recht ist und was nicht“, rief Pusterlengo, den Hut trotzig auf den Kopf stülpend.

Aber im selben Augenblicke hatte sich der zweite Sprecher so gestellt, daß das Licht ober dem Luchsenschilde auf sein Gesicht fiel, der Wälschtiroler erkannte das Gesicht sofort, knickte zusammen wie ein Taschenmesser, riß den Hut vom Kopfe, machte eine Reverenz um die andere und murmelte:

„Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, ich hatte nicht die Ehre —“

Der zweite Sprecher legte den Finger auf den Mund und Pusterlengo flüsterte nur noch:

„Scusi, Signore, Scusi!“*)

Dann zog er sich unter zahllosen Bücklingen zurück und verschwand im Dunkel der Gasse.

„Es scheint“, sagte der zweite Sprecher, der etwa um zehn Jahre jünger war, „daß man diesen höflichen Flegel hier in optima forma hinausgeworfen hat.“

„So scheint es, erwiderte der Aeltere, „und er scheint sehr böse darüber zu sein.“

„Man wird ihm nicht Unrecht gethan haben, Sie haben gehört, Professor, wie brutal er auftrat, ehe er mich erkannte.“

„Ein rechter Geldsack und Bürgergrobian.“

„Und drum schadet es ihm nicht, daß man ihm zeigte, wo der Zimmermann das Loch gemacht; übrigens wäre ich neugierig, zu erfahren, was es gegeben hat. Wie heißt die Spelunke? Ach, da steht's ja: „zum Luchsen“. Darf ich mir die Ehre erbitten, Herr Professor Dr. Quarin, mit mir ein Glas Wein zu trinken?“

Der berühmte Professor verneigte sich höflich und erwiderte:

„Es ist mir die höchste Ehre, Ew. Ma—“

Wieder legte der Kaiser, denn er war es, den Finger auf den Mund, und sich rasch verbessernd, sprach Quarin:

„Ich werde die Ehre haben, Herr Graf von Falkenstein, Ihnen zu folgen.“

Josef II. pflegte gern und häufig derlei nächtliche Ausflüge zu machen, unbekannt, wie der Kalif Harun al Raschid, um den Puls der öffentlichen Meinung zu fühlen und aus den untersten Schichten Manches zu erfahren, was ihm in den oberen nie zu Ohren gekommen wäre. Uebrigens machte er diese Ausflüge nie allein, sondern in Begleitung eines oder des andern jener ehrenwerthen Männer, die seinem Throne und seinem Herzen gleich nahe standen, als Van Swieten, Sonnenfels, Jaquin, Quarin u. s. w. Daß die Abenteuer, die er auf diesen nächtlichen Wanderungen erlebte, häufig übertrieben und entstellt, oder mit den Geschichten von andern Höfen verwechselt

*) Entschuldigen Sie, mein Herr, entschuldigen Sie.

Digitized by Google

wurden, ist bei der Masse des Stoffes wohl erklärlich und entschuldbar.

Auch hier lockte wieder ein solches Abenteuer.

Der Kaiser trat in den Hof, Quarin folgte.

Damals wachte noch kein Stadt-Physikat über die hygienischen Zustände der guten Stadt Wien, das alte Laisser-aller, der Schlendrian, oder wie die Wiener sagen, die Schlamperei, war an der Tagesordnung und ein Bürger der Jetztzeit würde sich weislich die Nase verhalten haben, bei den mephitischen Düften, die sich im kleinen Hofe des Luchsen-Wirthshauses zusammenfanden. Die verschiedenen Fett- und Bratengerüche aus der Küche vereinigten sich mit denen des Kanal-Ausgusses und des offenen Pissoirs in der Ecke zu einem Ensemble, welches dem Monarchen den Ausruf entlockte:

„Pfui Teufel! da riecht's gut."

Hatten doch seine großen Neuerungen zur Sanirung Wien's, die Errichtung des Spitales, des Findelhauses, die Herstellung des mit prachtvollen Bäumen bepflanzten Glacis den Widerspruch bornirter Gegner erfahren.

Im nächsten Augenblicke aber war man im Garten unter den großen Nußbäumen und die beiden Herren, welche einfach bürgerlich gekleidet waren und deren Erscheinen nicht das mindeste Aufsehen erregte, nahmen an einem kleinen Tischchen in einer welken Bohnenlaube Platz.

Auf der Kegelbahn wurde bereits wieder eifrig geschoben, wenn auch über die Scene mit dem Wälisch-Tiroler heftig debattirt wurde.

Ploni kam und setzte einen blechernen Leuchter, mit einer Unschlittkerze auf den Tisch, die mit einer Glaskugel umgeben war und ein Licht gab, welches unsern an Gas gewöhnten Augen geradezu komisch erschienen wäre.

Die Kellnerin hatte verweinte Augen und ihre Stimme klang ebenfalls weinerlich, als sie die beiden Herren mit der herkömmlichen Redensart ansprach:

„Guten Abend! Schaffen?"

„Eine halbe von Eurem Besten," befahl der Kaiser, „welcher ist das?"

„Möcht' den Herren den Maurer von 1777 anrathen," erwiderte Ploni, „der soll ein All und ein Schmalzl haben, daß unsre Weinbeißer mit der Zunge schnalzen, wenn sie nur dazu riechen."

„Also her mit dem Maurer," sagte der Kaiser.

„Kostet aber 16 kr. die Maß," warnte die Kellnerin, „also die Halbe 8 kr."

„So theuer?" meinte lächelnd Josef II., „na wir werden's wohl noch zusammenbringen, nicht wahr, Herr Professor."

„Ich denk wohl auch," antwortete Quarin lachend.

Auf Ploni hatte der Titel Professor eine große Wirkung gemacht.

„Cito bin ich wieder da," sagte Ploni und enteilte.

„Was mag dem Madel fehlen?" fragte Josef.

„Den Weibsbildern fehlt immer etwas," erwiderte der berühmte Arzt, „irgend eine Liebes-Geschichte, ich wette darauf.

„Ein recht saubres Weibsbild," sprach der Monarch, der in seinen letzten Jahren ein besonderes Faible für dieses Genre hatte.

Quarin lächelte.

„Der Herr Graf fangen rasch Feuer," sagte er.

„Hm! — warum nicht?" erwiderte er mit seinem gewohnten trockenen Humor, „ich gestehe, daß mir eine kräftige, blühende Waldrose lieber ist, als die matten, blassen Blumen, die man in unseren aristokratischen Treibhäusern zieht."

„Wenn das die himmlische Therese gehört hätte," wagte Quarin zu drohen.

Der Kaiser antwortete nicht, denn die Kellnerin kam mit dem geholten Weine und setzte die Flasche mit zwei Gläsern auf den Tisch.

Wer die „himmlische Therese" war, werden wir später erfahren.

Josef ergriff die Flasche und schenkte ein, dabei sprach er zu Ploni:

„Als wir eintraten, hatte man eben Einen hinausgeworfen, und Sie hat verweinte Augen, ist's vielleicht Ihr Liebhaber gewesen?"

Mit großer Entrüstung entgegnete die Ober-Oesterreicherin:

„Könnt' mich haben, so ein alter Bock! Allerdings ist er meinetwegen hinausgeworfen worden,

weil er mir mit seinem spanischen Rohr Eine über den Rücken gegeben hat, daß ich geglaubt hab', er hat mir die Red' verschlagen."

„Der Flegel!" rief der Kaiser, „einem so saubren Weibsbild."

„Aber er muß doch eine Veranlassung gehabt haben?" meinte Quarin.

„Nun ja, wie man's nimmt," erwiderte Ploni ehrlich, „sein Bub, der Peterl, ist in mich verliebt und steigt mir nach auf Schritt und Tritt."

„Hab's ja gewußt," brummte Quarin.

„Der Vater ist ein reicher Würstler in Gumpendorf, will den Buben reich verheiraten, ich war dort im Dienst und da hat sich der Peterl in mich verschossen. Hab meinen Dienst verloren, aber der Peterl hat mich hier aufgesucht, — der Alte hat's erfahren und ist hieher gekommen. Ein Wort hat das andre gegeben und endlich hat er auf mich zugeschlagen — Jesus Maria! — ich glaub' das Blut tropft mir durch den Spenser."

Dieses Wort rief in Quarin den Mediziner wach.

„Der Kerl muß ja zugeschlagen haben, wie ein wildes Thier," meinte er, ohne zu bedenken, daß die Thiere gewöhnlich nicht schlagen.

„Ich muß ganz offen sein," sprach die Arme, „ich bin nicht wehleidig, aber es thut fürchterlich weh."

„Wenn Sie sich will untersuchen lassen," sprach der berühmte Arzt gutmüthig, „so braucht Sie's nur zu sagen. Bin ein alter Mann, könnte Ihr Herr Vater sein und hat Sie sich vor mir nicht zu geniren. Sie muß wissen, daß ich Doktor bin und mich auf dergleichen verstehe. Will Ihr dann auch was verschreiben, Wundwasser oder Balsam, soll Ihr keinen Kreuzer kosten."

„Wenn der Herr Professor die Gnad' hätte," antwortete die Ploni demüthig, „so möcht ich wohl recht schön gebeten haben."

„Aber hier im Garten geht's doch nicht, wir brauchen ein Kammerl für uns."

„Ich will mit der Feiglin reden, das ist die Wirthin, meine Frau."

„Thu' Sie das."

Ploni ging rasch weg, der Kaiser lächelte und sagte:

„Wie Ihr Gelehrten es doch gut habt und zu manchem interressanten Anblick kommt, der für Unsereins eine terra incognita ist."

Quarin lächelte, der alte Herr war ein Schalk und wußte, daß Josef II. einen Spaß in dieser Richtung niemals übel nahm.

Die Kellnerin kam zurück. Die Mädchen waren damals nicht so affektirt und zimperlich, wie heut zu Tage und es klang ganz unschuldig und natürlich, als Sie sagte:

„Wenn's gefällig wäre, Herr Professor. Die Feiglin hat uns die Speis (Speis-Kammer) neben der Küche angewiesen, da kommt auch kein fremder Mensch hinein, weil man durch die Küche gehen muß, wo meine Frau handtirt, die es nicht dulden wird, daß ein Fremder hinein kommt."

„Nun, meinen Assistenten hier, den Herrn Dr. Josefi wird sie wohl passiren lassen," sprach Quarin mit einem launigen Blick auf den Kaiser, „denn ich brauche zur Untersuchung der Wunde beide Hände und der Herr Doktor muß mir das Licht halten. Ist's Ihr recht?"

„Natürlich, wenn der Herr auch ein Doktor ist," meinte Ploni.

Kaiser Josef biß sich in die Lippen, um das Lachen zu verbergen, aber er fand den Spaß gut und ging darauf ein, indem er sagte:

„Wenn mein hochverehrter Herr seinen Schüler für würdig hält, ihm in sothanem Fall zu leuchten, so mach' ich mir ein Vergnügen daraus."

Man begab sich in die Küche, wo die Wirthin den beiden Doktoren höflichst zunickte, und von da in die Speis-Kammer, einen kleinen viereckigen Raum mit einem erblindeten Fenster und erfüllt mit mannigfachen Speisegerüchen. Die Wirthin händigte dem vermeintlichen Doktor Josefi ein Kerzenlicht ein und der neu promovirte Arzt wartete nicht ohne Neugierde der Dinge, die da kommen sollten.

Ploni zog ihren Spenser aus, löste dann die Bänder ihres Unterrocks, daß sie das Hemd heraus nehmen konnte und zog es rückwärts empor, mit soviel Decenz und Schicklichkeitsgefühl, daß wohl ihr Rücken entblößt wurde, aber vom vordern Theil, ihrer Büste nicht das kleinste Fleckchen sichtbar wurde.

Digitized by Google

Dr. Josefi, der das Licht hielt, mußte sich zurückhalten, um nicht ein „Ah!“ der Bewunderung auszustoßen.

Die Oberösterreicherin war herrlich gebaut. Ihr Rücken schloß mit einer Taille ab, auf die eine Herzogin hätte stolz sein können. Das Fleisch war blendend weiß und wie von Marmor, das Ebenmaß aller Punkte ließ die Schönheit der ganzen Büste ahnen.

„Venus Kallipygos!“ murmelte der Kaiser.

„Armes Kind!“ rief Quarin, der nur als Arzt und Menschenfreund sich fühlte.

Denn quer über den glänzend weißen Rücken lief ein dunkelrother, blutunterlaufener Striemen, in dessen Kern das Blut in dichten Tropfen zu Tage trat, die Weiße der Haut nur noch mehr, hervorhebend.

„Dieser wälsche Lümmel muß mehr Henkersknecht, als Salamimann sein“, stieß er heraus.

„'s ist niederträchtig“, sagte der Monarch voll Mitleid und Erbarmen.

Dr. Quarin aber rief in die Küche hinaus:

„Frau Wirthin, Wasser, Essig, Schwamm!“

Die Freiglin brachte sofort das Verlangte und entsetzte sich nicht wenig beim Anblicke des zerschlagenen Rückens ihrer Kellnerin. Dr. Quarin mengte Essig und Wasser, wusch die Wunde mit Sorgfalt, wobei Ploni wohl ein wenig ächzte, allein sie ward bald ruhiger, als der Herr Professor das aus dem Etui gezogene Heftpflaster in breiten Streifen auf die blutenden Stellen legte.

„Gelt's Gott*) tausendmal, Herr Professor!“ rief die Oberösterreicherin.

„Gern geschehen! gern geschehen!“ murmelte Quarin, „jetzt zieh' Sie sich nur wieder an, draußen will ich Ihr eine Salbe verschreiben, zum Einreiben, daß die Wunde schneller heilt. Herzlichen Dank für Ihre Bemühung, Herr Collega, — es ist zwar ein Dienst, der eines so großen Arztes nicht würdig ist, sed objectum, amoenum erat.**)

Lächelnd folgte der Kaiser dem großen Meister der Heilkunde in die Bohnenlaube.

*) Oesterreichisch für Vergelt's Gott.

**) Der Gegenstand war angenehm.

Dort trank er rasch ein Glas des edlen Maurers und sagte dann:

„Na, Doktor, habe ich nicht Recht, wenn ich die Waldrose den Treibhauspflanzen der Stadt vorziehe. In meinem Leben habe ich nicht einen solchen prachtvollen Torso gesehen.“

„Ich muß gestehen, Herr Collega“, erwiderte der alte Schalk mit einem faunischen Lächeln, „trotz meinen vielen Bekanntschaften mit lebenden und todten Körpern ist mir so etwas Prachtvolles auch noch nicht vorgekommen und ich könnt es dem Herrn Collegen gar nicht übel nehmen, wenn derselbe — auf eine weitere Behandlung des Falles cinginge.“

Die blauen Augen des Kaisers, das Beste, was ihm von seiner einstigen Schönheit geblieben war, funkelten in eigenthümlichem Glanze, als er entgegnete:

„Wer weiß, Herr Collega, was geschieht, Dr. Loudon hat mich durch die Einnahme von Belgrad um 20 Jahre verjüngt, wer weiß, ob ich nicht auch noch unter die Eroberer gehe.“

„Bei einem Feldherrn wie Sie, wäre der Sieg nicht zu bezweifeln.“

„Oho! Der Herr Professor geht unter die Complimentenmacher!“ rief der gut gelaunte Monarch. „Die Nachwelt wird von mir keine Siege aufzuweisen haben, wie sie mein Vetter Friedrich von Preußen zu Dutzenden errang. Vielleicht, wenn meine gottselige Frau Mutter mich damals in den Krieg hätte ziehen lassen, als noch Jugendlust und Thatendrang in meinen Adern glühte, wenn ich als treibender Factor einem Loudon, Daun, Lascy zur Seite gestanden hätte, statt daß diese Herren einander anfeindeten und obendrein durch das Bleigewicht des Hofkriegsrathes gehemmt wurden, vielleicht würde dann die Weltgeschichte auch von mir Siege aufzuzählen haben, wie vom alten Fritz, der war alleiniger Herr über Land und Leute und konnte handeln wie's ihm gefiel.“

„Die Weltgeschichte wird Ihre Siege auf dem Gebiete des Fortschrittes, der Freiheit, der Volksbeglückung, der Humanität und der Reform mit glänzenden Lettern verzeichnen.“

Digitized by Google

Es klang so wenig Schmeichelei, aber so viel Begeisterung aus den geflügelten Worten des edlen Arztes, daß ihn Josef nicht wie früher zurückwies, sondern lächelnd entgegnete:

„Nun, ich denke, ganz übersehen wird mich die Weltgeschichte wohl nicht."

Ploni trat zum Tische, mit einem Stückchen Papier und einem Stümpfchen Bleistift in der Hand.

„Bitt' tausendmal um Entschuldigung", sagte sie, „daß ich so lang ausgeblieben bin, aber mit dem Schreibzeng steht's halt schlecht bei uns — Tinte und Feder haben wir gar nicht im Haus, das Fleckl Papier da hab' ich aus dem Kuchelbüchel gerissen, auch das Stückl Bleistift gehört dahin, und muß ich's schleunigst wieder zurücktragen, sonst kann die Frau Feiglin das nächste Rostbratl nicht einschreiben."

„Werd mich schon beeilen", meinte Dr. Quarin lachend, nahm Papier und Stift und begann sein „Repe." zu kratzen.

Der Kaiser sah sich jetzt erst die Kellnerin näher an und sagte dann kopfschüttelnd:

„Schau, schau, hätt's gar nicht geglaubt, daß in Oberösterreich so saubere Madeln wachsen."

„Na, soll denn bei uns nichts Ordentliches fortkommen, als Moståpfeln und Moßbirnen", antwortete Ploni mit der landesüblichen Maulfertigkeit, „da sollt der Herr Doktor erst meine jüngere Schwester, die Agerl, sehen, die ist noch viel „läuberer" als ich."

Es lag eben so viel Bescheidenheit, als Bewußtsein in diesem Zugeständniß.

Herzlich lachte der Kaiser als er versetzte:

„Ich wär schon mit Dir zufrieden, Du herziges Dirndl!"

„Ui je! Ein Doktor könnt mich haben!" rief die Kellnerin. „Ein Doktor, der den ganzen Tag von einem Weibsbild zum andern geht und nachschauen muß, was einer Jeden fehlt! Da brächt mich die Eifersucht um."

Immer herzlicher lachte Josef und sagte gutmüthig:

„Wie kann man denn eifersüchtig sein?"

„Wer nicht eifersüchtig ist, ist auch nicht verliebt", belehrte ihn Ploni und fuhr dann fort: „heißt's doch schon in dem alten G'stanzl:

Die Dirn is mein Schatz
Und ein Anderer hat's,
Drum is a für sie in
Mein' Herzen ka Platz."

Sie hatte das Vierzeilige leise, aber mit allerliebster Stimme gesungen.

„Brava! bravissima!" rief Josef, „Du könntest Hofkammersängerin werden."

Und die Ploni, die wohl diese Titulatur nie gehört hatte, erwiderte:

„O in meiner Hofkammer sing' ich schon in aller Gottesfrüh, wie ein Schwarzplattel oder Drösckert (Drossel.)"

Jetzt lachten beide Herren, Dr. Quarin übergab ihr das fertig geschriebene Recept und sagte:

„So, da hat Sie was. Damit laß' Sie sich den wunden Rücken einreiben, von der Frau Feiglin, oder von einer Nebenkellnerin."

„Oder vom Peterl, wenn er auf Visit kommt," setzte der Monarch hinzu.

Da wurde aber die Ploni fast böse, stemmte die Arme in die Seite und sagte:

„Ja, was glaubt denn der Herr? Ich bin nicht die Person, die sich vor einem Mannsbild herstellt, wie die Eva im Paradies oder die armen Seelen im Fegfeuer. Ein Bußl in Ehren ist Alles, was ich dem Peterl bis jetzt erlaubt hab, — denn sonst heißt's Hand von der Butten."

Von allen Seiten wurde mit den Gläsern geklopft und nach der Kellnerin gerufen.

„Mit Verlaubniß!" rief Ploni und lief davon, die Gäste zu bedienen; sie vergaß das Rezept.

„Das Mädel gefällt mir immer mehr, s'ist was Kräftiges, Gesundes, Urwüchsiges in dem Weibsbild; scheint auch nicht zu der leichten Waare zu gehören, die man für gewöhnlich hier findet."

„Wenn sie nicht Komödie spielt, wozu sie zu ehrlich aussieht," meinte Dr. Quarin, „so ist das eine Kellnerin, wie man auf dem Spittelberg deren nur wenige findet."

Digitized by Google

Ploni kam athemlos zurück.

„Heiliger Florian!“ rief ſie, „ſeien Sie nur nicht böſe, Herr Profeſſor, daß ich das Rezept habe liegen laſſen, — aber die Gäſte haben halt gar nicht ein Bißl Geduld.“

„Habt Ihr eine gute Apotheke in der Nähe?“ fragte Dr. Quarin.

„O ja, beim Elefanten in der Stiftgaſſe,“ erwiderte die Kellnerin.

„Da laſſe Sie ſich die Wundſalbe machen,“ ſetzte der Kaiſer hinzu, „und da hat Sie einen Dukaten, was heraus kommt, gehört Ihr als Trinkgeld für die Bedienung und als Schmerzens-Geld für den Hieb, den Ihr der wäliſche Grobian gegeben.“

Ploni ſchlug die Hände zuſammen.

„Aber das iſt ja Alles viel zu viel, Herr Doktor!“ meinte Sie.

„Ich weiß noch was beſſeres,“ fuhr der vermeintliche Dr. Joſefi fort, „wer weiß, was der Laborant beim Elefanten für ein Quackſalber iſt. Ich gehe Morgen in der Früh bei der Hof-Apotheke vorbei, geb' Sie mir das Rezept, — ich werd' Ihr's dort machen laſſen, wenigſtens bekommt Sie was Ordentliches und ich ſchick Ihr's durch einen Diener heraus.“

„Ich küß die Hand und ſag' vergelt's Gott,“ ſtammelte Ploni, „da iſt der Dukaten zum Zahlen.“

„Nein, nein, den behalte Sie nur,“ verſetzte lächelnd der Kaiſer, „was ich einmal gegeben habe, nehme ich nicht mehr zurück.“

„Ploni, Du Höllmenſch!“ rief die Wirthin, Frau Freiglin, aus der Küche, „wo ſteckſt Du denn? Meinen Bleiſtift brauch ich.“

„Die Herren verzeihen ſchon,“ meinte die Ploni und rannte weg.

In dieſem Augenblicke wurden die zarten, zirpenden Töne der Zither und der Guitarre durch kräftigere weithin ſchallende Klänge übertönt, welche in rauſchenden Akkorden das Präludium eines Liedes ſpielten.

Es war nämlich ein Harfeniſt gekommen, von der Art, wie ſie damals waren, das heißt ein Nachfolger des berühmten Auguſtin, alſo ein Lump in Folio, — ein abgelebter Vierziger mit rother Naſe und verglaſten Augen, der ſein Inſtrument, die Harfe, auf ſeiner Achſel von Gaſthaus zu Gaſthaus ſchleppte und dem Volk mit heiſerer Stimme ſeine Lieder vorſang, die er auf der „Schönbrunner Gattern“ (Wiener Volksausdruck für die Harfe), ziemlich virtuos begleitete.

Uebrigens war der Rinnſtein-Poldl ein fideles Haus, voll Schnacken und Schnurren, überall gerne geſehen und erfreute ſich einer beſonders durſtigen Leber, daß er viele Maße des billigen Weines brauchte, um ſie den ganzen Tag hindurch gehörig anzufeuchten, wodurch er bis Mitternacht in einen Zuſtand gerieth, der ihn meiſtens ſtatt in's Bett in den Rinnſtein führte, woher auch ſein Name.

Der Rinnſtein-Poldl hatte ſich alſo im Garten „beim Luchſen“ auf einen Stuhl geſetzt, ſein Inſtrument zwiſchen die magere Beine genommen und begann zu präludiren. Zither und Guitarre verſtummten, ſie wußten, daß ſie gegen den kräftigen Harfen-Ton des Volksſängers nicht aufkommen würden.

Der Poldl ſang aber ein damals ſehr beliebtes Lied mit dem Refrain: „Nachher ſein's gar wor'n.“ Wir geben unſren Leſern ein kleines Pröbchen dieſer damaligen Volkspoeſie:

Wie i ein Lehrbub war
Is mir begegnet,
Trinkgeld hat's wenig geb'n
Schläg' aber g'regnet,
Meiſter und G'ſell ſein mir
Immer in d'Haar g'fahr'n,
Wie i bin frei dann wor'n,
Nachher ſein's gar wor'n!

s' Freig'wand hat d' Mutter g'ſchafft,
D' Stiefeln die Göden
Hab a ein' Gulden kriegt
Da von ein Jeden.
Hab dreißig Zwanz'ger g'habt,
Bin völlig ein Narr wor'n,
Wie i hab Maderln kriegt
Nachher ſan's gar wor'n.

So cirkulirte damals ſchon in Wien das Volkslied mit dem wiederkehrenden Endreim, welches ſpäter den franzöſiſchen Namen Couplet annahm.

Digitized by Google

Der Rinnstein-Poldl hatte mit seinem Strofenliede keinen großen Erfolg, es war schon zu bekannt und in Aller Munde. Als Praktikus ließ er einige sogenannte „Deutsche“ folgen, das heißt jene echt österreichischen Tanzmelodien, welche damals Huber und Gaßmann componirten, und die auch von Mozart und Haydn nicht verschmäht wurden, bis endlich selbst Beethoven ein paar componirte und Schubert eine ganze Serie producirte, die zu dem Schönsten gehören, was die österreichische Musik hervorgebracht.

Die Deutschen oder „Tanz'“ (mit hellem a) verfehlten ihre Wirkung nicht und einzelne von den Herren Bürgern begannen mit zu singen, zu strampfen und zu „paschen.“

Jetzt seines Erfolges gewiß, schloß der Rinnstein-Poldl mit einem kräftigen Akkord ab, nahm dann einen Teller vom Tische und ging abfammeln oder „abfaumen“, wie der Wiener urwüchsig sagt.

Die Herren Bürger waren in Folge der Eroberung von Belgrad besonders gut aufgelegt und hatten deshalb — um uns abermals eines echten Wiener Ausdruckes zu bedienen, — die Spendirhosen an.

Die wenigsten gaben nur einen Kreuzer, die meisten ließen zwei Kreuzer auf den Teller der Kunst nieder klirren, ja Seefried, der Fleischhauer, warf sogar ein Silbergröschel hin.

Sehr zufrieden mit diesem für die damaligen Verhältnisse glänzenden Honorare wendete sich der Rinnstein-Poldl der Bohnenlaube zu, in der er noch zwei Herren sitzen sah.

Das Licht in der Gartenlampe war heruntergebrannt, es war ziemlich düster in der Laube, auch achtete der Volkssänger nicht viel auf die Gesichter, als er den Teller hin hielt mit den Worten:

„Bitt gar schön, für's Musikmachen.“

Quarin war der Erste, dem der Teler präsentirt wurde, er warf einen Silbergroschen darauf.

Der Kaiser, der erst als Zweiter daran kam, spendete einen Zwanziger.

Um einen Zwanziger konnte man damals einen ganzen Tag sehr gut leben, — kein Wunder, daß der freudig erschrockene Harfenist rasch empor sah, um den hochherzigen Gönner und Spender eines solchen Ehrensoldes in's Auge zu fassen. Er erkannte ihn sofort, war aber zu klug, um es merken zu lassen, sondern sich bis zur Erde neigend stammelte er:

„Ich küß' unterthänigst den Rock.“

Und mit dem schönsten Katzenbuckel schlich er rückwärts schreitend aus der Bohnenlaube.

Draußen aber hob der Rinnstein-Poldl stolz den Kopf, ließ das Geld vom Teller in die hohle linke Hand und von da in den Rockſack gleiten, eilte dann zur Schänke, wo die schöne Ploni Gläser reinigte und sagte:

„Ploni, schenk Sie mir ein Maßl ein, vom besten Maurer vor Anno 77.“

„Dividomine! Er gibt's nobel!“ meinte die Kellnerin, „hat er vielleicht einen Juden erschlagen?“

„Wär' kein Schad drum, s' ist aber was Andres, Ploni.“

„Na was denn?“

„Dort in der Fisolenlauben sitzen zwei Herren weiß Sie, wer die sind?“

„Der Aeltere ist ein Professor, der jüngere ein Doktor.“

„Ja, das wär freilich ein Doktor, der Einen kuriren könnt, wenn's Einem noch so schlecht ging. Ist es doch unser allergnädigster Herr und Kaiser Josef II. römisch-deutsche Majestät.“

„Jesus Maria!“ rief die Ober-Oesterreichin, die Hände zusammenschlagend.

„Was hat Sie denn?“ fragte der Rinnstein-Poldl.

„Ich hab mit ihm geredet, als wär er Unsersgleichen,“ erzählte bebend die Kellnerin, „und wenn ich bedenke, daß ich mich hab anschauen lassen, — vor Schand könnt' ich in die Erde sinken.“

„Die Herren scheinen gehen zu wollen, ich muß Ihnen noch Eins aufspielen.“

Während er sich in Positur setzte und mit seinen langen Fingern in die Saiten griff, traten die beiden Herren aus der Laube, nachdem der Kaiser den Betrag der Zeche in Gestalt eines Zwanzigers auf dem Tische niedergelegt hatte.

Digitized by Google

Sie kamen am Schauktisch vorüber, wo Ploni vor Angst nichts Gescheidteres zu thun wußte, als mit allem Eifer Gläser zu waschen.

Lächelnd sprach der Kaiser zu ihr:

„Ich werde nicht vergessen. Morgen mit dem frühesten soll Sie Ihre Salbe aus der Hofapotheke haben."

„Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden", antwortete die Oberösterreicherin, welcher vor Angst das Wort Majestät nicht einfiel.

Gnädig nickend schritt der Kaiser vorüber, Quarin lächelte der Kellnerin freundlich zu, als als ob er ihr zu verstehen geben wollte, sie möge sich vor dem gütigen Monarchen nur ja nicht fürchten.

Der Rinnstein-Poldl aber schlug die Harfe, wie ein alter germanischer Barde und sang dazu in der Melodie des Eugen-Liedes:

Gen'ral Laudon, sieggewohnet,
Hat die Türken nicht geschonet
Und ließ knallen Schuß auf Schuß,
Bis er hat die Schlacht gewonnen
Und die Festung eingenommen,
Wie der Prinz Eugenius!

Zündend wirkte die alte Melodie und der neue Text des herrlichen Volksliedes auf die Zech- und Kegelbrüder des „Luchsen". Wie Ein Mann erhoben sie sich, hielten die Gläser in die Höhe, schwenken Hüte und Mützen und sangen im begeisterten Chorus:

Bis er hat die Schlacht gewonnen
Und die Festung eingenommen,
Wie der Prinz Eugenius!

Darauf endloser Jubel, Zusammenstoßen der Gläser, Umarmungen, Tusch von Harfe, Zither und Guitarre.

Der Kaiser war mit seinem Begleiter an der Gartenthüre angelangt, unwillkürlich blieb er stehen, wendete sich um und sah mit Wohlgefallen auf die Scene. Aus seinen Augen blitzte die Rührung, brachte man doch der österreichischen Idee, der er sein ganzes Leben lang selbst huldigte, hier eine eben so schöne, als ungekünstelte Huldigung dar, die gewiß nichts Gemachtes, Provocirtes hatte.

Er kehrte sich gegen den berühmten Gelehrten und sprach mit bebender Stimme:

„Sehen Sie, Professor, was für ein wackeres Volk! Gott verzeihe Denen, die dieses Volk schlecht behandeln, oder", setzte er mit kräftigem Ausdrucke hinzu, „oder der Teufel hole sie!"

3. Capitel.

Des Kaisers Frauen.

Nirgend herrscht eine so kolossale Unwissenheit in geschichtlichen Dingen wie bei uns, unsre Kinder lernen eher Geometrie und Krystallographie, bald wird man auch noch die Astronomie dazu nehmen, nur in der Geschichte ihres Vaterlandes sind sie von erschreckender Unwissenheit.

Daher der entsetzliche Blödsinn, der von Geschichtthuern im Wirthshaus den aufhorchenden Zuhörern gegenüber aufgetischt wird. Da erzählt noch immer ein Strohkopf mit rother Nase, daß es in Wien einen Fleischhauer gibt, der seinen Knecht erschlagen und zum Tode verurtheilt wurde, aber, weil er 100.000 fl. zahlte (an wen?), begnadigt wurde (von wem?), jedoch bis an's Ende seines Lebens einen Strick um den Hals tragen muß, während alle Monate einmal der Scharfrichter nachsehen kommt, ob sich der Strick an Ort und Stelle befindet.

Ueber solche kolossale Dummheit kann man füglich nur lachen, aber geradezu ärgern muß man sich über die Lügen, welche über die große Kaiserin Maria Theresia in Umlauf sind, es krabbelt Einem in der Hand, wenn ein Dummkopf, der kaum seinen Namen korrekt schreiben kann, mit der Sicherheit eines Geschichtsprofessors zum Besten gibt, die Kaiserin habe sich die Grenadiere von der Burgwache, die ihr Wohlgefallen erregten, hinaufbescheiden lassen, um mit ihnen zu frühstücken. Die Geschichten, die man sich von der russischen Katharina erzählte, an deren Hof die Günstlingswirthschaft wie nirgends florirte, wurden hirnlos und ohne alle Berechtigung auf die große Kaiserin übertragen, welche die edelste, reinste und treueste Frau war, die je auf einem Throne saß, die dem geliebten Gatten achtzehn Kinder gebar und dennoch auf den heißblütigen Lothringer so eifersüchtig war, daß sie — die ärgste Bêtise ihrer Regierung! — die Keuschheits-Com-

Digitized by Google

mission einführte, um dadurch vielleicht etwas von seinen Seitensprüngen zu erfahren.

Sein Tod versetzte sie in Verzweiflung, sie legte die Witwentrauer bis an's Ende ihres Lebens nicht mehr ab, besuchte wöchentlich zweimal bis dreimal die Gruft bei den Kapuzinern und als sie so schwerfällig geworden war, daß sie die Stiege nicht mehr steigen konnte, ließ sie eine Auffahrt bauen, über welche man sie in einem kleinen Wagen mittelst Seilen aus der Gruft bis zur Pforte in der Klostergasse emporzog. Wenige Tage vor ihrem Tode riß das Seil beim Aufziehen und sie rollte in die Gruft zurück.

„Er will mich bei sich haben", sprach sie unter Thränen, „ich komm' schon, Franzl, ich komm' schon."

Und an einer solchen Frau wagt Lüge, Borniertheit, Dummheit und Unwissenheit die feile Zunge zu wetzen.

Es ist die Pflicht eines Volksschriftstellers, das zu thun, was Regierung und Schule thun sollten, nämlich aufklärend und belehrend einzuwirken, damit unsre Kinder den gut unterrichteten preußischen Kindern nicht so gegenüberstehen, wie unsre Schulmeister den preußischen Schulmeistern im Nebel von Chlum.

Kein Weihnachtsmarkt vergeht in Berlin, zu welchem nicht ein paar Dutzend Bilderbücher erscheinen, für jegliches Jugendalter, vom Kinde, das kaum erst lesen gelernt, bis zum studirenden Jünglinge, und der Inhalt dieser Bücher sind immer die Großthaten der preußischen Armee und ihrer heldenmüthigen Führer.

Und bei uns? Von all dem haben wir nichts, gar nichts!

Welche Mährchen sind vom Kaiser Josef im Umlauf! Der Umstand, daß er kinderlos starb, und schon frühzeitig davon überzeugt, seinen Neffen Franz, den Sohn des Großherzogs Leopold von Toskana zum Erben einsetzte, der im Jahre 1792 die römisch-deutsche Kaiserwürde übernahm, gab zu der Meinung Veranlassung, er sei gar nie verheiratet gewesen, habe nie Kinder gehabt. Ja, der Verfasser dieser Zeilen hörte einmal in einem Gasthause einen sogenannten gebildeten Herrn das Dogma aufstellen, Josef II. habe gar nicht heiraten dürfen, weil er — risum teneatis! — Freimaurer gewesen.

Und doch ist die Geschichte von des Kaisers Vermälung hoch interessant, wir folgen hierbei einem ausgezeichneten Gewährsmann*), der mit uns die Ansicht theilt, daß der Kaiser auch in dieser Beziehung kein Glück hatte, und daß Frau Fortuna ihn für so viele bittere Stunden im Staatsleben nur wenige Momente häuslichen Glückes gewährte.

Seine erste Gemalin war die Infantin Isabella von Parma, die väterlicher und mütterlicher Seits von den Bourbonen abstammte. Maria Theresia selbst hatte die Prinzessin für ihren Sohn ausgesucht und als die Hochzeit am 6. Oktober 1760 in Wien gefeiert wurde, zählte die Braut achtzehn, der Bräutigam neunzehn Jahre.

Josef war in seine junge Frau zärtlich verliebt, das heiße Blut seines Vaters, des Lothringers Franz, glühte in seinen Adern und schwärmerisch hing er an der jungen Frau, die ohne gerade schön zu sein, doch hoch interessant war und durch ihre dunkle Hautfarbe, ihren kleinen Mund und den prachtvollen Zähnen, besonders aber durch ihre südlich feurigen, schwarzen, sanften und melancholischen Augen die Sinnlichkeit ihres jungen Gatten besonders reizte.

Und doch litt die junge Frau an einem Trübsinne, den alle Feste und Unterhaltungen, welche Josef ihr bereitete, nicht zu bannen vermochten. Man schrieb diese Melancholie theils dem finstern Geiste zu, welcher seit den Tagen der unglücklichen Johanna, der Gattin Philipp's des Schönen von der habsburgisch-spanischen Linie und deren Nachfolgern, den spanischen Bourbons, nicht wich, theils behauptete man munkelnd, die Prinzessin habe am Hofe zu Parma einen Offizier geliebt und ihm ewige Treue geschworen, so daß sie ihre Vermählung mit dem Erzherzoge nicht nur als das Ende ihrer Liebe, sondern auch als einen Eidbruch betrachtete, was der bigotten Italienerin schwer aufs Herz fiel. Endlich sagte man auch, sie

*) Julius Ebersberg, Haus-, Hof- und Staats-Geschichten.

Digitized by Google

habe am Sarge ihrer Mutter, welche ein Jahr zuvor ſtarb, zu Gott gefleht, er möge ſie bald mit der Vorausgegangenen vereinigen. Da hätte ſie plötzlich das Wort „drei“ ausſprechen gehört und die Schwärmerin erwartete nun binnen drei Tagen, dann binnen drei Wochen, drei Monaten den Tod, der aber nicht erfolgte.

Gewiß iſt's, daß ſie ſchon dem Brautwerber, Fürſten Wenzel Liechtenſtein, der im Namen der Kaiſerin um ihre Hand für den Erzherzog Joſef anhielt, die Ueberzeugung ausſprach, ſie werde nicht lange leben. Dieſe Ahnung wich nicht von ihr, für alle Feſte und Freuden, die ihr das liebenswürdige Kaiſerpaar und ihr galanter Gatte bereitete, der ſie öffentlich mit demonſtrativer Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit behandelte, trug ſie ein ſtilles kaltes Herz in der Bruſt. Mit ihren Damen und der Erzherzogin Chriſtine, die ſie ſehr liebte, ſprach ſie von nichts als vom Tode. Das Thema, um das ſich die Converſation drehte, waren Gräber, Grüfte, Todtengewölbe und Leichenfeierlichkeiten.

Im Jahre 1761 gebar ſie eine Prinzeſſin, die nach der Großmutter Thereſia genannt wurde, die ſie leidenſchaftlich liebte, während Joſef ſein erſtes Töchterchen geradezu vergötterte. Aber auch die Liebe zu dieſem Kinde ließ den finſtern Geiſt des Trübſinnes nicht von ihr weichen, mit vollkommener Gleichgiltigkeit nahm ſie die Nachricht von der Krönung ihres Gatten zum römiſch-deutſchen Kaiſer auf, kümmerte ſich nicht um die Feſte, welche bei dieſem Anlaſſe veranſtaltet wurden und ſagte nur: „Was geht das mich an?“ Ich werde dieſe Krone nie tragen.“

Im Sommer des Jahres 1763 fühlte ſie ſich zum zweiten Male Mutter und je näher die Zeit kam, die ſonſt in fürſtlichen wie bürgerlichen Kreiſen die höchſte Freude hervorruft, deſto melancholiſcher wurde ſie, ja ſie bot ſogar der Erzherzogin Chriſtine — eine Wette an, daß die Zeit ihres Todes gekommen ſei. Die Erzherzogin ſollte den Betrag der verlornen Wette in Kränzen und Blumen auf ihren Sarg niederlegen. Am 19. November ſtürzte ſie ohnmächtig zuſammen, ein heftiges Fieber brach gleichzeitig mit den Blattern aus. Im Delirium hielt ſie leidenſchaftliche und rührende Reden an Perſonen, die ſie an ihrem Bette zu ſehen glaubte, und Joſef II., der ſich Tag und Nacht von ihrem Bette nicht entfernte, mußte oft genug den Namen eines fremden Mannes ausſprechen hören, ſo daß die Vermuthung, Iſabella habe eine unglückliche Liebe im Herzen getragen, beſtätigt und die retroſpektive Eiferſucht in ihm geweckt wurde, während die arme Frau alle Qualen von zwei bösartigen Krankheiten durchmachte.

In dieſem Zuſtande gebar die junge Frau am 21. November um 1 Uhr Morgens ein Kind, das in der Taufe den Namen Chriſtine bekam, aber nach vierundzwanzig Stunden wie ein kleines, mattes Lichtlein auslöſchte.

Fünf Tage ſpäter, am 27. November 1763 erlag auch die Mutter dem verheerenden Blattern-Gifte, die drei Jahre ſeit jenem verhängnißvollen Beſuche in der Gruft zu Parma waren um.

Joſef II., den man mit Gewalt von der Leiche wegreißen mußte, war in ſo troſtloſer Verzweiflung, daß ſeine Schweſter Chriſtine zu einem eigenthümlichen Mittel griff, um ihn ruhiger zu machen; ſie ſagte ihm nämlich trocken in's Geſicht:

„Dieſe Frau, die Sie ſo ſchmerzlich betrauern und die Sie mit ſoviel Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelt haben, gab ſich nur den Anſchein von Zärtlichkeit für Sie und hat Sie nie geliebt.“

Der Mann mit dem gefühlvollen Herzen ſollte nicht nur in der Zukunft kein Glück haben, man raubte ihm ſogar die Erinnerung an die vermeintlich glücklich verlebte Vergangenheit. Von dieſer Zeit an bemächtigte ſich des Kaiſers ein gewiſſer Abſcheu vor der Ehe und den Frauen, eine geradezu ſeltſame Erſcheinung bei einem ſo leidenſchaftlichen, ſinnlichen Manne.

Allein Maria Thereſia, die wie alle Frauen eine gewiſſe Sucht hatte, Ehen zu ſtiften, hörte nicht auf, für den jungen Witwer eine Braut zu ſuchen, — war er doch erſt 23 Jahre alt.

Vier Prinzeſſinnen waren zur Auswahl vorhanden, die reizende Eliſabeth von Braunſchweig,

Digitized by Google

durch deren Geist und Schönheit Maria Theresia verdunkelt zu werden fürchtete, — (älter werdende Frauen wollen die jüngeren nichts gelten lassen); die zweite war die Prinzessin Benedicta von Portugal, aber Kaiser Franz I. erzählte seiner Gemalin, man zweifle an ihrer Fruchtbarkeit und nun widersetzte sich Maria Theresia auf's Energischste dieser Verbindung.

Noch blieb eine Prinzessin von Sachsen und eine von Baiern übrig, allein an Beide hatte die Natur ihre Reize eben nicht verschwenderisch ausgetheilt. Die Kaiserin befragte einmal ihren Oberst-Stallmeister Carl von Dietrichstein, der als großer Kenner weiblicher Schönheit, sowie als Mann von Humor bekannt war, er möge ihr sagen, welcher von beiden Damen er den Vorzug geben würde.

„Ich gestehe Eurer Majestät," antwortete Dietrichstein, „wenn ich der freie Herr meiner Handlung wäre, würde ich weder die Eine noch die Andere wählen, setzte man mir aber das Messer an die Kehle und zwänge mich, Eine zu nehmen, so würde ich die Baierin wählen, denn sie hat doch wenigstens — *einen Busen*."

Die Kaiserin lachte laut auf und fand den Grund plausibel. Man beschloß, Josef sollte sich die Damen selbst anschauen und darnach seine Wahl treffen.

Die sächsische Prinzessin Kunigunde, eine Schwester des Herzogs Albrechts von Sachsen-Teschen, der später der Gemal der Erzherzogin Christine wurde, kam zuerst an die Reihe.

Die verabredete Zusammkunft fand im Sommer 1764 auf einer Jagdpartie in der Nähe von Teplitz statt. Allein die herrliche Landschaft, das frische Grün und alle Hilfsmittel der Toilette vermochten den ungünstigen Eindruck nicht zu bannen, welchen die sächsische Prinzessin hervorbrachte. Kunigunde, eine Tochter des polnischen Königs August III. und Kurfürsten von Sachsen, saß zu Pferde, wie ein Todtengerippe und ihre einzige Zier war ein sichtbarer Bart. Josef gerieth ganz außer Fassung, wechselte nur wenige Worte mit ihr und ritt dann davon, um die klägliche Erscheinung sobald als möglich zu vergessen.

Es blieb also dem armen Josef nichts übrig, als aus Gründen der Staats-Raison, wie man damals sagte, die baierische Josefa, eine Schwester des Kurfürsten Maximilian Josef, zu heiraten und er griff mit geschlossenen Augen zu. Am 20. Jänner 1765 war die Trauung, mit großen Festivitäten in Wien. Die neue römische Königin war nicht absolut häßlich, auch gutmüthig und nach ihrer Art liebenswürdig, aber „so beschränkten Geistes, wie es bei der damaligen baierischen Pfaffen-Erziehung eben nicht anders sein konnte. Außerdem machte sie ein körperliches Gebrechen, welches Maximilian Josef nicht kannte, oder absichtlich verschwiegen hatte, unfähig, die Hoffnungen der kaiserlichen Familie zu erfüllen.

Josef faßte alsbald einen heftigen Widerwillen gegen diese Frau, die ihn dabei leidenschaftlich liebte, aber wenn er in's Zimmer trat, erbleichte und zitterte sie und brachte kein vernünftiges Wort heraus. Er mied sie demonstrativ, so daß Maria Theresia, welche strenge auf die Pflicht des Gatten gegen die Gattin hielt, oft böse ward. Unter anderm ließ Josef auf dem Balkon, der vom gemeinsamen Salon hinausging, einen Verschlag anbringen, um nicht mit ihr zusammen zu kommen, und wenn er ihr nicht mehr ausweichen konnte, stieg er lieber vor aller Welt Augen zum Fenster hinaus. Zum Unglück bekam die arme Josefa noch den Skorbut, der ihr Gesicht und ihren Körper in einer Weise entstellte, daß sie dem Gatten geradezu unleidlich erschien.

„Meine Frau wird mir unausstehlich," sprach er zu einer Hof-Dame, die sein Vertrauen besaß. „Ich kann dieses Gefühl nicht überwinden. Wenn an ihrem Körper nur eine einzige Stelle wäre, so groß wie die Spitze eines Fingers, die nicht mit Finnen bedeckt wäre, so würde ich den Versuch machen, meine Mutter zufrieden zu stellen.

Kaiser Franz I. war der Einzige, der Mitleid mit seiner unglücklichen Schwiegertochter hatte und sie mit Nachsicht und Güte behandelte. Als im Schloß zu Innsbruck am 18. August 1765 ein Schlagfluß seinem Leben plötzlich ein Ende machte, da rief sie voll Verzweiflung: „Ich Unglückliche, ich habe meine einzige Stütze verloren!"

Digitized by Google

Wie in einer Einöde irrte die Gattin Josef's in den weiten Räumen der Hofburg herum, Alles wich ihr aus, Maria Theresia selbst behandelte sie mit Kälte, gleichwohl erschien sie am Krankenbette der häßlichen Schwiegertochter, als diese am 21. Mai 1767 ebenfalls von den Blattern befallen wurde.

Aber aus diesem Krankenzimmer nahm die große Kaiserin die Ansteckung mit und am nächsten Tage brachen die Blattern bei ihr mit solcher Heftigkeit aus, daß sie nur der außerordentlichen Geschicklichkeit und Sorgfalt van Swieten's ihre Rettung verdankte.

Zum Ueberflusse erkrankte auch die Erzherzogin Christine an dieser furchtbaren Krankheit, gegen welche man damals kein Mittel wußte.

Drei Mitglieder des Hofes an den Blattern darniederliegend! Der Hof und ganz Wien gerieth in Bestürzung. Die Theater und Schaubuden aller Art wurden geschlossen, in allen Kirchen Tag und Nacht das heilige Sakrament ausgestellt, die Menge strömte aus Stadt und Vorstadt zu St. Stefan, wo der Erzbischof Migazzi in Person den Gottesdienst abhielt.

Bei der unglücklichen Gattin Josef's nahm die Krankheit einen so fürchterlichen Verlauf, daß noch bei ihren Lebzeiten einzelne Theile ihres Körpers und gewisse Stellen im Gesichte schwarz wurden und sich zersetzten. Mit Engelsgeduld ertrug sie die fürchterlichsten Qualen, bis sie das Bewußtsein verlor und starb (1767, den 28. Mai). Die Verwesung machte so rasche Fortschritte, daß man sie mit in Leinwand eingenähtem Gesichte auf dem Paradebette ausstellte. Dieser Umstand gab zu dem albernen Gerüchte Veranlassung, die junge Kaiserin sei gar nicht todt, sondern man habe anstatt ihrer einen Stein begraben und die Unglückliche in eine belgische Festung oder in ein böhmisches Kloster gebracht, um sie zeitlebens einzuschließen. Dies sei auch der Grund, warum Kaiser Josef, so sehr es gewünscht wurde, zu keiner dritten Ehe schritt. Es ist eben nichts so dumm, daß es in Wien nicht geglaubt wird.

Es ist kein Zweifel, daß Josef trotz des Unglückes, das er mit seinen beiden Frauen gehabt, noch ein drittes Ehebündniß schließen wollte und wohl deshalb nur unternahm er die Reisen nach Italien 1769 und 1774, und nach Frankreich 1777, allein der freisinnige, aufgeklärte Monarch konnte unter den vornirt erzogenen, frömmelnden, katholischen Prinzessinnen Frankreichs und Italiens keine Frau finden, die nach seinem Geschmacke gewesen wäre. So gab er die Werbung endlich gänzlich auf und da auch seine einzige Tochter Theresia am 21. Jänner 1770 gestorben war, so berief er seinen Neffen Franz, den Sohn des Großherzogs Leopold von Toscana, aus Florenz nach Wien und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger.

Billiger Weise wird man fragen, ob Josef II. im schönsten Mannesalter von etlichen dreißig Jahren, mit dem lothringischen Blute seines Vaters in den Adern, der Liebe ganz entsagt habe?

Es ist dies nicht wahrscheinlich. Eine der letzten Damen, die er auszeichnete, war die Tochter des bereits erwähnten Oberst-Stallmeisters Grafen Karl Dietrichstein, die man „die himmlische Therese" nannte. Er vermälte sie 1787, ehe er in den Türkenkrieg zog, seinem vertrauten Freunde Philipp Kinsky, dem jüngern Bruder jenes Franz Kinsky, der die Neustädter Akademie dirigirte.

Hinterher stieg die Sache dem Grafen, der ein finsterer, stolzer Mann war, erst zu Kopfe; er hielt sich für dupirt, zweifelte, daß das Verhältniß zwischen dem Kaiser und Theresen ein platonisches geblieben, erklärte, daß er sich nicht „zum Elefanten" hergebe, wie die Wiener sagen, und reiste sofort nach der Trauung von Wien ab, nach Venedig und Rom, ohne seine Frau zu berühren oder jemals wieder zu sehen. Die himmlische Therese blieb die Freundin des Kaisers, nach dessen Tode ihre Ehe mit dem Grafen Kinsky durch den Einfluß der Römlinge für null und nichtig erklärt wurde, so daß die „himmlische Therese", die inzwischen 39 Jahre alt geworden, im Jahre 1807 den Grafen Max Meerveldt heiraten konnte, als dessen Witwe sie 1821 starb.

Was nun seine übrigen Beziehungen zum weiblichen Geschlechte anbelangt, so geben des großen Kaisers eifrigste Lobredner zu, daß in den späteren Tagen seine Wahl gewöhnlich auf Nymphen fiel, die mit einem Souverain'or abgelohnt

Digitized by Google

und äußerst selten ein zweites Mal gerufen wurden. So erklärt sich auch die Antwort, welche eine Hofdame, die dem englischen Reisenden Wraxall auf die Frage, ob sie glaube, daß der Kaiser natürliche Kinder habe, trocken erwiderte:

„Ich kann es nicht genau sagen, aber das kann ich versichern, daß sie dem Staate nicht zur Last fallen werden. Fünfzig Dukaten jährlich werden ihre ganze Appanage sein."

Sehr interessant sind die Aufzeichnungen des Hofrathes Brettschneider, der über die Geschmacks-Verirrungen des großen Kaisers Folgendes schreibt:

„Welchen üblen Einfluß diese Art sich zu vergnügen auf die Gesundheit des Monarchen gehabt hat, das ist in Wien Jedermann bekannt; ob es aber wahr ist, was man ebenfalls sagt, daß ihn nämlich der Leibchirurg Brambilla, um sich nothwendig zu machen und immer freien Zutritt zu haben, niemals recht geheilt habe — das kann ich nicht behaupten. Der Herr war übrigens nichts weniger als ein Mysogin (Weiberfeind). Er liebte den Umgang mit Frauenzimmern, wenn er aber merkte, daß das Herz Antheil zu nehmen begann, dann zog er sich weislich zurück, weil er die Macht der weiblichen Reize und die Sucht des Weibes, sich in Geschäfte zu mengen, fürchtete. Unter seiner Mutter hatte er freilich genug Beispiele erlebt, die seine Behutsamkeit rechtfertigen konnte, aber da er physisch ohne Weiber nicht sein konnte, so hätte er doch wohl besser gethan, wenn er mit Beibehaltung seiner Grundsätze in eine anhaltende Verbindung getreten wäre und den Gegenstand seiner Zuneigung in gehöriger Entfernung gehalten hätte. Vielleicht wäre es dahin gekommen, wenn nur eine seiner vielen Bekanntschaften die Probe ausgehalten hätte. Ich selbst habe deren zwei gekannt, die ganz fest glaubten, sich für ihre Freunde verwenden zu können, oder nach Geheimnissen fragen zu dürfen, und sie wurden auf der Stelle abgedankt."

So schreibt der Mann, der Jahre lang in der Nähe des Kaisers lebte und dessen geheime Privatkasse führte. Wir mußten dies unsern Lesern auseinandersetzen, damit die Volkssage, die man heute noch auf dem Spittelberg erzählt, ihnen nicht zu unwahrscheinlich erscheint.

4. Kapitel.

Das Salettl an der Wien.

Es gibt einen merkwürdigen Plan der Stadt Wien und ihrer Vorstädte aus dem Jahre 1770. Derselbe wurde aufgenommen auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes des Mitregenten und römischen Königs Josef von dem Hofmathematiker Johann Nagel, unter Unterstützung der Regierungs-Ingenieure Josef Greuß und Franz Neußer.

Der Nagel'sche Plan, heutzutage schon selten und sehr gesucht, entwickelt einen besonderen Detailfleiß in den Vorstädten. Daraus geht hervor, daß die Ufer der Wien zwischen den Vorstädten Laimgruben, Mariahilf, Magdalenengrund und Gumpendorf einerseits, dann zwischen Wieden, Margarethen, Hundsthurm andrerseits, nur eine fortdauernde Flucht von Obst-, Blumen-, Wein- und Gemüsegärten waren, in welchen die Bewohner der genannten Vorstädte kleine, größtentheils sehr primitive Landhäuser (Salettln) besaßen, in denen sie ihre freien Nachmittagsstunden, besonders an Sonntagen, zubrachten und sich die ausgiebige Laufe von kaltem Fleisch und gutem Wein trefflich munden ließen, unbeirrt durch die aus der Wien aufsteigenden Düfte, wodurch man zu dem Glauben verleitet werden könnte, die Wiener hätten damals viel weniger empfindliche Nasen gehabt, als heutzutage. Denn jetzt, wo sich doch an beiden Ufern des klassischen Flusses Vienna Abzugskanäle hinziehen, welche den Inhalt der Latrinen auf eigener Bahn in die Donau führen, ist die Klage über die mephitischen Ausdünstungen der Wien weit ärger als dazumal.

Freilich sind heute die Gärten bis auf einen geringen Rest verschwunden, und die kleinen Dörfer, die man damals hochtrabend Vorstädte nannte, während sie jetzt unter dem Titel Bezirke große Städte mit vielen tausend Einwohnern bilden, haben die schönen Obst-, Blumen- und Gemüsegärten immer mehr und mehr verdrängt. Die Weingärten aber

Digitized by Google

sind aus dem Weichbilde der Stadt Wien völlig verschwunden und nur die Hausschilde „zur goldenen Weintraube", „zur blauen Weintraube", „zur Weinpresse", „zum Weingarten" u. s. w. erinnern noch an die alte, vergangene Zeit, wo so viel des guten Weines um die Stadt Wien herum wuchs, daß durstige Philologen den Namen Vindobona sogar von Vinum bonum (guter Wein) herleiteten.

Ein solches Landhäuschen besaß auch Herr Tomaso Pusterlengo, unser Bekannter vom „goldenen Luchsen", wo er unisono hinausgeworfen worden war, er, der ausgezeichnete Wurst- und Salami-Erzeuger von Gumpendorf.

Das Salettl, wie man es bescheiden nannte, befand sich am Ufer der Wien, während das Haus des Herrn Pusterlengo sich in der Vorstadt selbst nahe bei der Kirche befand. Doch auch hier zeigte sich der Schönheitstrieb des Wälischen, denn im Hofe hatte er einen viereckigen Platz abgezäunt, in dessen Mitte sich eine Weinlaube (pergola) nach italiänischer Sitte befand, um welche herum eine Unzahl von Blumen, Gelbveigel, Reseden, Geranium, Nelken, ihre Düfte versendeten, die Gerüche paralysirend, die manchmal recht aufdringlich aus den Fenstern der Wurstküche herüberqualmten.

In der Laube nun saß acht Tage nach den erzählten Ereignissen der Wurstmacher Tomaso Pusterlengo — auf dem Tische stand eine Flasche Rothwein, lag auf einem Tellerchen eine hübsche Portion Salami, nebenan der Brodlaib und das Messer.

Vor ihm stand Pietro, der Sohn, in weißer Jacke, eine Mütze auf dem Kopfe, die blaue Schürze um den Leib eingestrickt und auf der Achsel den „Zöger", aus welchem die Spitzen und Enden der Würste und des Käses recht unternehmend in die Welt hinausschauten. Denn der Hausherrnssohn scheute sich gar nicht, mit dem Zöger auf der Achsel die Wirthshäuser in Stadt und Vorstadt zu besuchen und den Gästen sein „Salamucci! Gäso!" zuzurufen.

Die Bürgersleute waren damals nicht so nobel und großthuend wie jetzt, dafür hatten sie ihr Geld im Kasten und ihre Häuser schuldenfrei.

Pietro stand also vor seinem Vater zum Abmarsch gerüstet.

Der junge Mann schien sehr schlecht aufgelegt, der Papa that aber, als ob er es nicht merkte.

„Also nur tüchtig geschrien", instruirte der Vater, „auch die dumme Redensart: „Salamini da bin i!" verfehlt ihre Wirkung bei diesen Wienern nicht, wenn Du nur recht schreist."

„Schon recht", knurrte Pietro und wollte gehen.

„Wart noch ein Bißl. Vor Allem mußt Du gebrochen deutsch reden und viel italiänische Brocken einwerfen, das imponirt diesen Wienern, denen ein ausländischer Esel mehr gilt als ein einheimischer Professor, und wenn Du von „eine albe funto Gäso" oder „quatro Lotti Salamuccio" redest, wirst Du in einer Viertelstunde mehr verkaufen, als sonst in einer Stunde."

„Schon gut," — meinte der Sohn, „Ich werd' die Leut schon über's Ohr hauen."

„Und wenn Du auf den Spittelberg kommst, dann geh' mir nicht zum Luchsen."

„Eh' nicht."

„Das sagst Du nur so, — wenn Du aber in die Gegend kommst, dreht's Dich doch hinein zu dem Weibsbild. Und das verbiete ich Dir."

„Was mich nicht scheeren würde, doch hinein zu gehen," antwortete trotzig der Sohn, „aber ich mag selbander nicht, dieweil ich mich schäme."

„Zeit wär's, daß Du Dich einer solchen Liebschaft schämen thätest."

„Ah des Weibsbildes und der Liebschaft schäm' ich mich nicht, wohl aber des Herrn Vaters, welcher der armen Ploni mit dem Stocke Eine herabgehauen hat, wie ein echter, grober Tiroler Flegel, so daß die andern Gäste zusammen gegangen sind und den Herrn Vater auf den Bauch hinausgeworfen haben."

„Du Sakermentsbub!" schrie der erzürnte Salamimacher, „was erfrechst Du Dich zu sagen!"

„Was halt der ganze Grund sagt," meinte Pietro die Achseln zuckend.

Digitized by Google

„Der Grund weiß einen blauen Teufel!“ zürnte der Herr Pusterlengo.

„Oh freilich!“ replicirte der Sohn, der recht gut sah, daß er gegen seinen Vater im Vortheile war, „die Leut' auf dem Grund sind gewiß taub, daß sie nicht hören, was ihnen erzählt wird, und haben Klubben*) vor dem Maul daß sie's nicht weiter erzählen können.“

„Na und was sagen sie denn, die Leut?“ fragte der Hitzkopf knirschend.

„Sie sagen, der Herr Vater habe so zugeschlagen, daß die arme Kellnerin eine schwere Wunde über den Rücken habe! — o Du arme Ploni!“

Und er begann jämmerlich zu heulen.

„O Du großer Esel!“ schaltete Vater Pusterlengo ein.

„Der Herr Vater wird's ja sehen,“ erwiderte der über diesen Schimpf erbitterte Sohn, mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme, „die Leut sagen auch, es sei zur selben Zeit ein Herr vom Hof und ein berühmter Arzt beim Luchsen gewesen, derselbige Arzt habe die Ploni untersucht und gesagt, es sei eine schwere körperliche Verletzung und er werde die Anzeige machen, verstanden?“

„Er soll mich —!“

Wir erlauben uns nicht zu ergänzen, was Signore Tomaso Pusterlengo dem gelehrten Professor Quarin zumuthete, obwohl ihm nicht ganz gut zu Muthe war.

„Und dann hat man auch erfahren,“ fuhr Pietro im Bewußtsein seines Sieges fort, „daß die ganze Sache nur hergegangen, weil die Ploni dem Herrn Vater vorgeworfen, daß derselbe Hunde- und Katzenfleisch unter die Salami hacke. Der Hofherr soll gedroht haben, dies ebenfalls anzuzeigen, hat auch der Ploni einen Dukaten geschenkt.“ —

„Sie wird schon wissen, wofür sie den Dukaten bekommen hat!“ höhnte der Alte.

Diese abermalige Beschimpfung der Geliebten erbitterte den jungen Mann auf's höchste.

„Und sie hat ja Recht gehabt, die Ploni,“ schrie er, „und wenn heut die Untersuchung von der Polizei oder vom Markt-Commissariat eingeleitet wird, so bin ich der Erste, der den Herren auseinander setzt, wie's in unsrer Küche ausschaut und wie bei uns gewurstet wird.“

„O du nichtsnutziger, elender Bub,“ rief der Vater, „so beobachtest Du das vierte Gebot? Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du —“.

„Benehm sich der Herr Vater so, daß man ihn ehren kann und es wird von meiner Seite an der schuldigen Ehrfurcht nicht ermangeln.“

Das war dem heißblütigen Tiroler zu viel, er packte die Weinflasche auf dem Tische und schien sie dem vorlauten Sohne an den Kopf werfen zu wollen.

Aber plötzlich hielt er inne.

Erstens besann er sich, daß die Bouteille noch bis über die Hälfte mit echtem gutem vino nero Tirolese (schwarzen Tiroler-Wein) gefüllt war, und daß dieser edle Trank, den er sich mit nicht unbedeutenden Kosten aus seiner Heimat kommen ließ, im Magen des Vaters viel mehr am Platze sei, als am Kopfe des Sohnes.

Zweitens trat im selben Augenblicke ein Fremder zum Thore herein.

Dieser nahm seinen Weg gerade auf die Laube zu und der Salamimacher erkannte einen alten Freund und Landsmann, Giuseppe Ranzi aus Mezzo-Lombardo, der bei dem Hofrath Brettschneider halb als Bedienter, halb als Kammerdiener fungirte.

Vor diesem konnte man doch nicht den Familien-Conflict zeigen, deshalb veränderte er den Ton und sagte freundlich:

„Also geh, mein lieber Pietro und mach Deinen Rundgang. O schiavo, Freund Peppo, was verschafft mir das Vergnügen?“

„Habe mit Dir zu reden, Tomaso.“

„Stehe gleich zu Diensten; muß meinem Sohn nur noch einen Auftrag geben. Wenn Du von hier weggehst, nimm Deinen Weg durch's Ratzenstadtl und sag dem Selcher Beischüssel, er soll mir morgen einen Zentner Speck und anderthalb Zentner Schweinfleisch schicken, — die ungarische Salami geht aus und wir müssen nacharbeiten.“

*) So nennt der Wiener die Kloben, durch welche nasse, zum Trocknen aufgehängte Wäsche an den Stricken festgehalten wird.

Digitized by Google

„Ich werd schon beim Thor einen Knecht finden, dem ich's sag'" — knurrte Pietro.

„Warum willst Du denn nicht selber in den Laden eintreten."

„Weil ich die rothe Franzl zu finden fürchte und da dreht's mir den Magen um."

„Warum nicht gar! Roth ist schön, nicht wahr, Freund Peppo?"

„Oibò!" (pfui) rief der Kammerdiener des Hofrathes Brettschneider.

„Da hört's der Herr Vater selber!" triumphirte der Sohn, seinen Zöger zurechtschupfend, „es heißt einmal: Hütet Euch vor den Gezeichneten. Küß' die Hand, Herr Vater, gehorsamster Diener, Signore Ranzi."

Und damit marschirte Pietro trotzig zur Laube und zum Thore hinaus."

„Was hat Dein Sohn?" fragte Freund Giuseppe, „Ihr habt gezankt."

„Ach, s'ist ein Kreuz mit den Kindern", klagte der Salamimacher, sich der italiänischen Sprache bedienend, in der ihn Ranzi angesprochen hatte, „nie wollen sie das, was die Aeltern wollen. Ich habe ihm eine Braut ausgesucht, eine reiche Selchers- und Hausherrnstochter aus dem Laderdörfl, ein bildhübsches, etwas stark blondes Mädel, ein einziges Kind, das einmal einen Trog voll Thaler bekommt. Glaubst Du, er will sie? Nein — es steckt ihm da ein ordinäres Weibsbild, ein Dienstbot, im Kopf und da muß man ewig streiten."

„Ich danke meinem Gott, daß ich nicht verheiratet bin und keine Kinder habe."

„Das ist wirklich das größte Glück. Doch was führt Dich hierher?"

„Ich komme, um mit Dir ein Geschäft zu machen."

„Ein Geschäft?" wiederholte Pusterlengo, die Ohren spitzend, wie ein Schlachtroß, welches das Schmettern der Trompete hört.

„Ja, und noch dazu ein recht gutes", versicherte Freund Ranzi mit der Miene einer Höckerin, die ihren Kohl für den besten auf dem ganzen Markte erklärt.

„Schön! schön!" rief der Wurstmacher, denn als echter Wälscher war er vorsichtig und wußte, daß man bei einem Geschäfte nicht gleich täppisch zugreifen darf.

„Und ich will Dich dabei gern protegiren, Maso*), fuhr der Diener des Hofrathes fort, nur mußt Du mir dann auch, wenn das Geschäft zu Stande gekommen, Deine Erkenntlichkeit zeigen, denn Du weißt, eine Hand wäscht die andere und beide das Gesicht."

„Selbstverständlich werde ich mich nicht spotten lassen", versicherte der Salamimacher, „vorausgesetzt, wie Du selbst gesagt hast, daß das Geschäft zu Stande kommt."

„Es wird zu Stande kommen, da ich mich darum angenommen habe."

„Um so besser, Peppo, also laß hören, was ist los, wo steckt das Geschäft?"

„Hör' mich an, Maso, — mein Herr, der Hofrath Brettschneider, hat sehr vornehme Connaissancen mit den nobelsten Herren und Damen bei Hofe, ist auch des Kaisers rechte Hand."

„Ich weiß es. Allen Respekt vor dem gnädigen Herrn. Weiter!"

„Der Hofrath ist auch von Seiner Majestät beauftragt, auf die Liebesaffairen zwischen den Cavalieren und bürgerlichen Jungfern ein wachsames Auge zu haben, damit des Skandales nicht zu viel wird, was übrigens nicht hindert, daß die Cronaca scandalosa, wie wir sagen, oder die Chronique scandaleuse, wie's die Franzosen nennen, immer ärger wird, so daß man wohl schon ein dickes Buch herausgeben könnte."

„Oimè! leider nur zu wahr", rief der unglückliche Vater, der in diesem Augenblicke an den unglücklichen Sohn dachte, welcher die Tochter eines bürgerlichen Selchers verschmähte, um eine Kellnerin zu lieben.

„Uebrigens", fuhr Ranzi mit schlauem Blinzeln seiner kohlschwarzen Augen fort, „ist der Allerhöchste Herr einem kleinen, gnädigen Spaße nicht abgeneigt und mancher Dukaten und Souverain'd'or wandelt aus der Kasse meines Herrn, des Hofrathes,

*) Die Abkürzung von Tomaso, auch der berühmte Masaniello (aus der Oper: „Die Stumme von Portici" bekannt), hieß eigentlich Tomaso Aniello.

Digitized by Google

den Weg alles Fleisches, — guter Spaß das? nicht wahr, Maso?"

„Sehr gut! vortrefflich!" rief der Wurstmacher und die beiden Wälschen rieben sich die Hände und blinzelten einander zu, wie zwei echte Buffoni oder Komiker.

Signor Pusterlengo trank sein Glas leer, schänkte frisch ein und sagte dann:

„Ich sehe aber noch immer nicht ein, wie da für mich ein Geschäft herausschauen sollte? Soll ich etwa gar den Ruffiano (Kuppler) machen? Nein! nein!"

„O Du Narr, Du! Wer wird denn so was von Dir begehren?"

„Thät's auch nicht, nicht um schweres Geld", versicherte Pusterlengo treuherzig.

„Also höre mich. Du besitzest in Deinem Garten ein Salettl."

Dem Nicht-Wiener diene zur geneigten Wissenschaft, daß der Wiener unter einem solchen einen kleinen Gartenpavillon versteht.

„Leider habe ich's", versetzte der Eigenthümer mürrisch, „'s ist ein todtes Besitzthum, ich komme nicht hinüber, habe keine Zeit dazu und meine kleine Pergola hier ist mir viel lieber."

„'s ist ja aber in dem Garten auch ein kleines Haus mit 4 Zimmern?"

„Und einem Vorzimmer, Alles sehr sauber möblirt, von einem Dr. Hagenauer, der hier botanisirte und im Garten Kräuter zog. Eben darum spekulirte ich darauf, als der Doktor starb, und meinte ein gutes Geschäft zu machen, hab' mich aber schön verrechnet. Den armen Leuten aus der Vorstadt ist Haus, Garten und Salettl zu nobel, auch der Zins von 80 fl. viel zu hoch (anno 1789), und die reichen Leute aus der Stadt ziehen nicht heraus in die entlegene Vorstadt. So habe ich die ganze Wirthschaft auf dem Halse und verdiene nichts daran."

„Herr Pusterlengo machte zu diesen Mittheilungen eine sehr trübselige Miene, die sich aber sofort erheiterte, als Ranzi fortfuhr:

„Was würdest Du nun sagen, wenn ich Dir für Haus, Garten und Salettl 100 fl. Jahresmiethe anbieten würde?"

Der Wurstmacher fuhr von seinem Sitze in die Höhe und fand für den Augenblick keine andere Antwort als: „Un momento, Peppo, nur ein Bischen warte."

„Donn nahm er die beiden ersten Finger in den hohlen Mund stieß einen durchdringenden Pfiff aus; sofort kam ein schmieriger Junge zum Vorschein, der in gebrochenem Deutsch seinen Herrn und Meister fragte, was er befehle.

„Noch eine Flasche Wein", kommandirte Pusterlengo, „Brod, Käse, Wurst", und während der Junge verschwand, seines Meisters Befehle zu vollziehen, sagte dieser zu dem Freunde:

„Du trinkst doch ein Glas, Peppo, 's ist echter Landsmann aus dem Trentino."

„O mit Vergnügen, alter Freund", erwiderte Ranzi mit der Zunge schnalzend, „so was verschmäht man nie. Aber Du bist mir noch immer Antwort schuldig."

„Welche?" fragte der Salamimacher, vollständige Gleichgiltigkeit affektirend.

„Was Du dazu sagen würdest, wenn ich Dir die kleine Besitzung am Wienufer um 100 fl. abmiethen würde?"

„Sagen wir 150 fl., Peppo", meinte Pusterlengo, der als echter Italiäner sofort mit dem Preise aufschlug, als er sah, daß seine Waare Abnehmer fand, — „sagen wir 150, ich kann's wirklich nicht billiger thun."

Ranzi schitt ein seltsames Gesicht.

„Du hast doch selbst gesagt, Maso", wendete er ein, „daß Du Leuten die Wohnung sammt Allem, was dazu gehört, um 80 fl. geben wolltest und daß ihnen der Zins zu hoch war, wie kommst Du jetzt auf einmal dazu, fast das Doppelte zu begehren?"

„Den armen Leuten wollte ich's so billig geben, lieber Peppo, und denen sind freilich 80 fl zu viel bei so theurer Zeit, aber Derjenige, für den Du das ganze Haus miethen willst, ist gewiß ein vornehmer Herr —".

„Ein sehr vornehmer obendrein, Freund Maso!"

„Nun siehst Du, Freund Peppo, und einen solchen wird's wahrhaftig nicht geniren, hundert-

Digitized by Google

fünfzig Gulden zu zahlen, die ich ja nicht einmal ganz erhalte."

„Nicht ganz, wie so? Wie meinst Du das, alter Freund Maso?"

„Weil ich sofort meinem alten Freunde Peppo fünfundzwanzig Gulden als Präsent für seine Bemühung in die Hand drücken würde, venti cinque!"

Der Salamimacher hatte seinen Landsmann nach seinen eigenen Anschauungen und folglich sehr richtig beurtheilt; Ranzi's Ton klang ganz anders, als er entgegnete:

„Grazie tante, lieber Freund! Es ist mir wahrhaftig nicht um die fünfundzwanzig Gulden zu thun, sondern nur, weil Dein Landhaus in dem gewissen Salettl eine Eigenschaft besitzt, welche von dem vornehmen Herrn ausdrücklich gewünscht wird."

„Und diese ist?"

„Der vornehme Herr, Dein künftiger Miethsmann, liebt es, Abends in einer grünen Laube zu sitzen und an der Seite seiner Dulcinea den Sonnenuntergang zu betrachten. Dabei wünscht er aber, durchaus nicht gesehen zu werden. Nun ist aber jenes Salettl, wie ich weiß, ringsum mit dichten Weinreben umgeben —".

„Wie eine Mauer", schaltete der Hausherr ein.

„Auch führen, soviel ich mich erinnere, Laubengänge vom Hause zum Salettl."

„Wilder Wein, Bohnen, Wicken, Windling, Alles durcheinander.

„Nun, da kann der Herr vom Hause durch die Gänge mit seiner Charmanten bis in's Salettl wandern, ohne daß ihn Jemand sieht."

„Und das Salettl steht auf einem kleinen Hügel, von wo man die prächtigste Aussicht auf die Gärten, die Wien und den Magdalenensteg hat."

Der Mann der Jetztzeit wird über diese schöne Aussicht lächeln, damals war es aber keine Uebertreibung. Die Ufer des Wienflusses auf der Wieden, die ihren Namen von den Weiden (altdeutsch Widen) bekam, war mit Auen dieser stattlichen Bäume und mit Weinbergen bekränzt, die ein reizendes Landschaftsbild boten, besonders wenn man es an der Seite eines hübschen Mädchens und eines guten Soupers genoß.

„Nun, der Herr wird zufrieden sein", meinte Ranzi, „und ich glaube, wir können den Vertrag als abgeschlossen betrachten."

„Können auch gleich den Leukauf trinken", setzte Pusterlengo hinzu.

Denn im selben Augenblicke setzte der schmierige Lehrjunge die zweite Flasche des schwarzen Tiroler Weines auf den Tisch und legte Brod, Wurst und Käse daneben, Alles auf Papier servirt, ein Brauch, der sich bis zum heutigen Tage im Prater erhalten hat.

Ranzi schenkte großmüthig dem Buben einen Silberzehner und sagte:

„Das ist für Dich, Giovanotto, — bringe aber gleich eine dritte Flasche dieses edlen Trankes; wie ich mich und Deinen Herrn kenne, werden wir mit zweien nicht auslangen."

Signore Pusterlengo schnitt zwar ein Gesicht, denn als echter Italiäner war er ein Sparmeister von Haus aus, allein er konnte dem Freunde, der ihm so ein gutes Geschäft zuwege gebracht hat, doch nicht seinen Wunsch unerfüllt lassen, deshalb nickte er dem Buben, der ihn mit überraschten, neugierig fragenden Blicken ansah, mit süß sauerem Gesichte zu und sagte:

„Si, si, bringe noch eine dritte, Gianni!"

Gianni enteilte auf flüchtigen Sohlen, der Salamimacher füllte die Gläser und stieß mit seinem Freunde an, welcher ausrief:

„Evviva, Freund Maso! Dein neuer Miethsmann soll leben!"

„Viva! er lebe!" rief Pusterlengo, „wer ist er denn eigentlich!"

Da legte der Diener des Hofrathes Brettschneider den Finger an den Mund und machte:

„Pst!"

„Pst!" wiederholte Tomaso mit derselben Bewegung.

„Das Beste ist," sagte Ranzi, „Du fragst nicht nach seinem Namen und thust überhaupt, als ob er für Dich gar nicht auf der Welt wäre."

„Capito! — Aber die Polizei? Man muß ihn doch eintragen lassen?"

Digitized by Google

„Sei überzeugt, daß die Polizei Dem nichts thut, auch wenn er nicht eingetragen ist."

„ So! so? — der muß ganz was Besonderes sein, — wenn's ihm aber nicht recht ist, werd ich nicht weiter fragen! Was kümmerts mich, wenn ich nur mein Geld bekomme. Aber die Dame? Ist die auch was Vornehmes?"

„Dame? vornehm? Nein, aber bildsauber soll sie sein, wenn sie auch nur eine Kellnerin ist."

„Eine Kellnerin?"

„Ja, der hohe Herr hat schon solche Gustos."

„Der hohe Herr! hm! hm!"

„Sie ist ein Bischen krank, wird aber von Professor Quarin und von Herrn Dr. Brambilla behandelt."

„Quarin? Brambilla? Das sind ja die Hofärzte."

„Allerdings!"

„Hm! hm!" machte der Salami-Erzeuger abermals, „das muß schon eine besondere Kellnerin sein, wenn sogar die Hofärzte an ihr herumkuriren. Was fehlt ihr denn eigentlich, der Mamsell Kellnerin?"

Pusterlengo schnitt dazu ein cynisches Gesicht, daß Nanzi lachend rief:

„Nicht was Du glaubst, Du schlechter Kerl, sonst hätte sich der hohe Herr wohl den Gusto vergehen lassen; sie leidet an einer Verwundung?"

„An einer Verwundung? Eine Kellnerin?"

„Ja, aber nicht mit einem Schwerte oder einem Säbel, sondern mit einem Stocke. Ein Flegel von Gast, mit dem sie Streit bekam, hat ihr mit seinem spanischen Rohre über den Rücken eine solche herunter gemessen, daß der blutige Striemen bis in's Fleisch andrang. Das muß schon ein Capital-Flegel, ein rechter deutscher Bär gewesen sein."

„Hm!" hm! machte Pusterlengo zum dritten Male, „was es doch mit den Sakraments-Weibsbildern immer für Geschichten gibt."

„Der hohe Herr aber empfand Mitleid mit dem armen Mensch," erzählte Nanzi weiter, „und aus Mitleid wurde eine Passione, wie wir sagen. Das arme Weibsbild kann sagen, daß ihr der Hieb des Lümmels zu einem reichen und vornehmen Liebhaber verholfen hat. Wenn er's wüßte, würde er sich weidlich ärgern."

Das that er nun gerade nicht, sondern er benützte den Moment, da Gianni eben die dritte Flasche brachte, um diese zu entkorken und dabei über die eigenthümliche Situation nachzudenken.

Es war also die Ploni, welche der Zufall in sein eigenes Haus führte.

Wenn Ploni, die doch so lange in diesem Hause gedient hatte, ihrem Verehrer verrieth, daß der Hausbesitzer derselbe sei, der sie so jämmerlich geschlagen hatte, so konnte es mit diesem Herrn coriose Verdrießlichkeiten geben. Was lag übrigens dem groben Tiroler daran, wenn er nur sein Geld im Sacke hatte. Er wollte sich des Miethsmannes schon erwehren.

Anderseits ging vielleicht, wenn Pietro die Geliebte so nahe hatte, die ganze „Hetze" wieder von vorne an und die Selcher-Franzl ward unmöglich.

Allein der kluge Tiroleſe berechnete wieder, daß Pietro seine Ploni für gut und brav und für das Muster aller Vollkommenheit hielt. Erfährt er nun, daß sie die Maitresse eines vornehmen Herrn geworden — man brauchte damals einen viel derberen Ausdruck — so war kein Zweifel, daß er die Gefallene, Falsche, Ungetreue aus seinem Herzen reißen werde und dann hatte Jungfer Franziska Beischüssel die gegründete Aussicht, recht bald Frau Pusterlengo junior zu werden.

Diese Chancen machten Herrn Pusterlengo senior so lustig, daß er richtig mit seinem treuen Freund und Landsmann Nanzi die dritte Flasche austach, worauf dieser in ziemlich angeheitertem Zustande das gastliche Haus in Gumpendorf verließ und den Heimweg in die Stadt antrat.

Als Peterl Abends gegen acht Uhr heim kam, fand er seinen Papa in der fröhlichsten Stimmung, während der arme Junge sehr mißmuthig in die Welt blickte.

„Buona sera, Pietro!" rief er dem Ueberraschten zu, der eine Fortsetzung des nachmittägigen Donnerwetters erwartet hatte, „gute Geschäfte gemacht?"

„Nicht der Rede werth!“ erwiderte der Sohn, „es muß den Leuten gerade so gehen wie mir, dem auch aller Appetit vergangen ist.“

„So, und warum denn? wenn man fragen darf?“

„Weil ich beim Luchsen war, um die Ploni zu sehen“, sprach Pietro trotzig.

„Hätt' mir's denken können, Petruccio, und da habt Ihr gewiß recht tüchtig über den alten Vater geschimpft, der Euer Techtlmechtl nicht dulden will.“

„Wahrscheinlich hätten wir's gethan, aber es ging nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil die Ploni nicht mehr beim Luchsen ist.“

Und der arme Peterl begann abermals bitterlich zu weinen.

„Henlst Du schon wieder, Du altes Fatschenkind“, zürnte der Vater, „wo ist sie denn hingekommen? Haben die Tauben sie davongetragen, oder hat sie der Hundschläger erwischt?“

„Lästert nur das arme, reine, unschuldige Geschöpf, das ihr mißhandelt habt. Noble Leute haben sich um sie angenommen und sie in eigene Pflege untergebracht.“

„Na, mir kann's recht sein, wenigstens kommt sie mit Dir nicht in Berührung.“

„Da irrt sich der Herr Vater, ich such' sie auf und wenn sie am Ende der Welt ist.“

„Meinetwegen, aber jetzt laß mich mit dem Sakerments-Menſch einmal in Ruh' — wir haben Anderes zu thun, — wieviel Geld hast Du heimgebracht, Du Zahnefleck?“*)

„Da ist Alles — 47 Kreuzer im Ganzen“, rief Pietro und warf eine Handvoll Kupferkreuzer auf den Tisch, „den Speck und das Schweinfleisch habe ich beim Beischüssel bestellt.“

„Siebenundvierzig Kreuzer! Ist das eine elende Losung. Da habe ich, während Du fort warst, ein besseres Geschäft gemacht.“

„So?“ sagte Pietro höchst gleichgiltig, „vielleicht wieder ein paar alte Kühe vom Kuhpracker gekauft? Die Salami ist ja geduldig.“

„Höher Peter! Unser „drübriges“ Haus sammt Garten und Salettl habe ich vermiethet um 150 fl. per Jahr, verstanden? Um baare hundertfünfzig Gulden.“

Pietro schlug die Hände zusammen und fragte erstaunt:

„Wer ist denn der Narr, der so viel Geld wegzuwerfen hat?“

„Kein Narr“, versetzte Pusterlengo, jedes Wort wie einen Pfeil zuspitzend, „sondern ein reicher Mann, ein vornehmer Herr, der sich dort seine H... — will ich sagen: seine Geliebte aushalten will.“

Immer mehr erstaunte der ehrliche Pietro.

„Und das nennt der Herr Vater ein Geschäft?“

„Wie soll ich's denn nennen?

„Kennt der Herr Vater nicht das sechste Gebot? fürchtet sich der Herr Vater nicht der Sünde?“

„Inwiefern übertrete ich denn das sechste Gebot, „wenn ich als Hausherr mein Haus vermiethe? Bin ich für die Sünde eines Andern verantwortlich?“

„Der Herr Vater redet wie ein Jesuit“, replicirte der Sohn, den sein Herzeleid fast geſcheidt gemacht hatte, „wenn der Herr Vater sein Haus hergibt, leistet er doch dem Sünder, der sich dor mit seinem Kebsweib einnistet, Vorschub, und Vorschubleistung zur Sünde ist selbst auch eine Sünde.“

„Daß Du kein Kapuziner geworden bist“, höhnte der alte Pusterlengo.

„Ich wollt, ich wär Einer, da nähme ich den Strick von meiner Kutte und hängte mich dran auf.“

„Daß Du dem Teufel bei lebendigem Leibe in den Rachen fährest, Du schlechter Bub! Wär der Müh' werth wegen einer — Solchenen.“

Man glaubt nicht, welchen Grad von Verachtung der Wiener in das Wort „eine Solchene“ zu legen weiß.

Und der Südtiroler kannte, wie wiederholt erwähnt, die Wiener Mundart genau.

Aber Peterl war durch den Verlust Ploni's fürchterlich gereizt und erwiderte:

*) Heulpeter.

Digitized by Google

„Na, Diejenige, an welche der Herr Vater sein Haus vermiethet und so quasi den Gelegenheitsmacher abgibt, ist ja auch eine Solchene und jedenfalls eine viel ärgere Solchene, als die arme Ploni, das unschuldige Lamperl (Lämmchen)."

Der erste Theil von Peter's Rede hätte den heißblütigen Tiroler vielleicht verleitet, dem maulscharfen Sohne eine der leeren Flaschen an den Kopf zu werfen, allein der Nachsatz von dem armen unschuldigen Lamperl, der Ploni, reizte ihn um so mehr zum Lachen, als gerade für dieses Lämmlein der Ort gemiethet worden war, wo es dem Wolf zum Opfer fallen sollte.

Ganz verdutzt betrachtete Pietro seinen Vater, der da lachen konnte, wenn man ihn einen Unterstandsgeber nannte, und es rieß ihm die Worte heraus:

„Der Herr Vater hat gar keine Ehr' und kein Gewissen mehr."

Signor Pusterlengo lachte so sehr, daß ihm der Bauch wackelte, dann sagte er zu dem immer mehr verblüfften Sohne:

„Du bist ein Esel, Pietro, geh' in die Werkstatt Wurst hacken, damit die Speckwürste fertig werden."

Kopfschüttelnd befolgte der traurige Sohn den Befehl seines lustigen Vaters und begab sich in die Werkstätte, wo Gianni und noch ein paar braune Burschen das Fleisch haschirten, mit welchem dann viereckig gehackte Stücke Speckes vermengt und so jene delicaten Speckwürste erzeugt wurden, welche damals eine Specialität von Wien bildeten, so daß selbst Nikolai, der an Wien und den Wienern kein gutes Haar läßt, selbe ehrenvoll erwähnt.

Während aber Alles in Wien vorwärts gegangen, ist die Wurstfabrikation in einem entschiedenen Rückschritte begriffen. Sachverständige behaupten, es stamme dies aus der Zeit, wo die Pferdefleischbänke entstanden.

Damals ahnte man nicht, daß die Theuerung des Rindfleisches die armen Wiener so weit bringen könnte, Pferdefleisch zu essen, wenigstens in der Form von Würsten. Als die vom Ungarnkönig Mathias belagerten und von ihrem Fürsten Friedrich IV. im Stich gelassenen Wiener sich nichtsdestoweniger so ausdauernd und hartnäckig vertheidigten, daß nach und nach Alles verzehrt war, da griff man endlich zu dem verzweifelten Mittel, Pferdefleisch auszuhacken, und das erschien als eine solche Merkwürdigkeit, daß der alte Chronist Pater Fuhrmann in seinem Werke „Alt- und Neuwien" sogar eine Abbildung einer solchen Pferdefleischbank bringt mit der Unterschrift: „Hungersnoth zu Wien."

Dagegen entwickelt sich die Wurstfabrikation in Norddeutschland in der fortschrittlichsten Weise und mit Wehmuth müssen wir gestehen: Nicht nur die preußischen Schulmeister haben die österreichischen, sondern auch die Berliner Würste die Wiener Würste besiegt.

Von all dem hatte der gute Pietro, als er die beiden Hackmesser ergriff, freilich keine Idee, aber er zerarbeitete das vor ihm auf dem Blocke liegende Fleisch mit einem Ingrimm, als ob er alle seine Schmerzen in die Speckwürste hineinhacken wollte.

Vater Pusterlengo aber, der Geriebene, lachte sich in die Faust.

5. Kapitel.

Höherer Damentratsch.

Aus der niedern nach Wein riechenden Atmosphäre der Spelunke „zum Luchsen" auf dem Spittelberge, aus der auch nicht angenehm duftenden Werkstätte des wälschen Wurstmachers führen wir unsere Leser in einen der feinsten Salons der damaligen Residenz, in jenen der „himmlischen Therese", das heißt der Fürstin Kinsky, die als Strohwitwe in Wien lebte, da ihr Gatte — wie bereits erzählt — sie am Tage der Trauung verlassen hatte und nach Italien gegangen war, um nie wiederzukehren, da er sich von seinem Freund, dem Kaiser, dupirt glaubte, und nicht, wie er echt wienerisch sich ausdrückte, den Elefanten machen wollte.

Der Kaiser besuchte die himmlische Therese wie vor und eh, allein es blieb absolut unaufgeklärt, ob dieses Verhältniß je ein intimeres geworden. Gewiß ist, daß Josef eine ganz absonderliche Verehrung für sie an den Tag legte.

Digitized by Google

Sie blieb der Stern und Mittelpunkt jenes Damenkreises, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die letzten Lebenstage des großen Kaisers, der so arm an Familienfreuden war, zu verschönern. Es waren die Fürstinnen Franz Liechtenstein und Karl Liechtenstein, beide Witwen, die Fürstin Clary und die Gräfin Ernst Kaunitz. Man nannte sie in Wien zum Spaße die „fünf Kaiserinnen", obwohl sie nicht den mindesten Einfluß hatten.

Josef verbrachte jede Woche ein paar Tage in diesem liebenswürdigen Kreise, man sprach ernsthaft über Wissenschaft und Kunst, lustig über Tagesvorfälle, las wohl auch ein interessantes Buch vor, oder machte Musik. Nur die Politik mußten die Damen vermeiden, denn der Kaiser gab dann entweder gar keine Antwort, oder eine solche, die den Damen nicht angenehm war, und Josef verstand scharf zu antworten.

So sagte einst eine von den Fürstinnen Liechtenstein, um den hohen Herrn zu einer Aeußerung zu verleiten:

„Was den Türkenkrieg betrifft, so glaube ich nicht, daß viel dabei zu gewinnen ist."

„Wenigstens die Pest", antwortete der Kaiser und damit war die Frage erledigt.

Es scheint, daß unsre jetzigen Diplomaten die Ansicht Josefs II. theilen.

Welche Verehrung der große Kaiser vor diesem Damenkreise hegte, beweist der Umstand, daß er auf seinem Todtenbette einen Abschiedsbrief an sie schrieb, und zwar unter der Adresse der Fürstin Franz Liechtenstein, geborene Gräfin Sternberg.

Das Schreiben lautete wörtlich:

„Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Feinheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche*) Opfer, das ich darbringe, wenn ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Anbetracht meiner nicht genug mit Dank anerkennen; im Vertrauen auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand.

Joseph."

Die fünf Kaiserinnen übersendeten Tags darauf (19. Februar 1790) folgende Antwort, die wahrscheinlich aus der Feder der „himmlischen Therese" stammte:

„In meinem und in meiner vier Gespielinnen Namen wage ich es, Euer Majestät ihre Gesinnungen, verbunden mit den meinigen auszudrücken, Bewunderung, lebhafteste Erkenntlichkeit, heftigster Schmerz sind die einzigen Gefühle, für welche wir in diesem Augenblicke empfänglich sind. Diese Gesellschaft, deren Seele Euer Majestät war, wird sich nie mehr (sollte ja der göttliche Rathschluß uns des Glückes, Höchstdieselben darin zu sehen, berauben) in einer andern Absicht versammeln, als um Euer Majestät zu beweinen, Ihren Verlust zu betrauern, des verflossenen Glückes zu gedenken und zu Gott für Euer Majestät jeden Tag unsres Lebens zu beten. Dieses ist es, wozu sich jede von uns bis zum letzten Athemzuge auf das Feierlichste verpflichtet."

Der Brief soll dem Sterbenden einen Augenblick des Trostes gewähren.

Wir hielten diese kleine Excursion für nothwendig, um durch die in den ersten Kapiteln erzählten Thatsachen die Leser nicht etwa zu dem Glauben zu verleiten, Kaiser Josef II. sei eine grob sinnliche Natur gewesen, unempfindlich gegen edlere Weiblichkeit.

Seine Liebe zu der ersten Gattin, jener Isabella von Parma, die sein Herz nicht zu würdigen, seine Liebe nicht zu erwidern verstand, so wie der Umgang mit diesen edlen Frauen beweisen am Besten, daß der Kaiser der beste Gatte und Familienvater hätte werden mögen, wenn er nicht — wie in so vielem Andern, — entschiedenes Mißgeschick gehabt hätte.

*) Scheint ein Lapsus calami und soll wohl heißen „empfindliche Opfer".

Digitized by Google

Noch eine interessante Einzelnheit darf nicht übersehen werden. In diesem Damen-Cercle wurde nicht bloß französisch, sondern auch deutsch gesprochen, und zwar ein besseres Deutsch, als damals am Wiener Hofe üblich war. Josef, der das Hofburgtheater zur Nationalbühne umgestaltet hatte, fühlte das Bedürfniß, besseres Deutsch zu hören, als den damaligen Wiener Dialekt, der füglich waldbäurisch genannt werden konnte. Es ist bekannt, das Maria Theresia ihrer Kammerfrau Greiner zurief: „Gib mas' blawi Buich her," *) und ihr Vater Karl VI. redete in so derbem Dialekte, so unverständlich, daß ihm sein Liebling, Graf Trautson, eines Tages entgegnete: „Dös versteh i nöt, Ew. Majestät, dös is nöt gredt, dös is bellt."

Kuchelbecker, der in seiner Beschreibung von Wien (1730) nicht genug des Lobes über die Pracht und Herrlichkeit des Wiener Hofes zu spenden weiß, muß dann gleichwol mit dem beschämenden Geständnisse heraus rücken, daß man an diesem glänzenden, reichen und prochtliebenden, Hofe ein höchst abscheuliches Deutsch spreche, so daß man z. B. „Gruas," „Fuas," „guat" statt Gruß, Fuß, gut sage, wie auch, daß Alles höchst maulfaul und schläfrig rede. Man schäme sich selbst darüber und wenn Gäste aus Nord-Deutschland kommen, so rede man mit ihnen Französisch -- weil dieselben das Wiener Hof-Deutsch gar nicht verstehen würden.

Wenn solches im Kreise des Hofes geschah, dann mag man sich vorstellen, welcher Jargon in den Vorstädten und in den Ortschaften um Wien gesprochen wurde.

Nach dieser Abschweifung kehren wir in den Salon in der Herrengasse zurück, wo wir die „himmlische Therese," die Strohwitwe des Grafen und Kämmerers Philipp Kinsky allein treffen.

Die schöne Frau, die ihren Beinamen wohl verdiente, lag in großer Toilette in der Ecke eines Sofas; sie erwartete ihre Freundinnen und später den Besuch des Kaisers. Inzwischen las sie einen Brief, den sie von ihrem Gatten aus Rom erhalten.

*) Blaue Buch.

Graf Philipp Kinsky schrieb in französischer Sprache:

„Madame!

„Der Herr Graf Onate von der spanischen Gesandtschaft war bei mir, um mir im Auftrage des österreichischen Ambassadeurs die Mittheilung zu machen, es wäre Allerhöchster Wunsch, daß ich mich mit Ihnen aussöhne und auch Sie wären nicht abgeneigt dazu.

„Ich will es Ihnen gerne glauben; eine Frau, die sich in einer so falschen Position befindet, wie Sie gegenwärtig, kann keinen sehnsüchtigeren Wunsch hegen, als wieder in eine positive, haltbare Stellung zu gelangen, die sie der Achtung der Welt nicht gänzlich beraubt.

Ich aber würde meine gute Stellung mit einer schlechten Position vertauschen. Bis jetzt sagt die Welt von mir: Graf Kinsky ist ein Ehrenmann, er hat seine Frau verlassen, weil er sie seiner unwürdig fand, dabei verzichtete er auf alle Ehren und Auszeichnungen, die ihm seine Stellung bei Hofe garantirten.

„Kehre ich aber zu Ihnen zurück, so würde man sagen: Entweder ist die Frau unschuldig, dann hat sie ihr Gemal seit ihrem Trauungstage unnöthig gemartert, er ist ein Tyrann, — oder die Frau war schuldig, ist es vielleicht noch und der Mann gibt sein Wappen und seinen Grafen-Mantel her, um die Schande seines Weibes damit zuzudecken, weil der Liebhaber zufällig ein so hoher Herr ist, daß man ihm nicht ankann.

„Französische Cavaliere mögen sich eine Ehre daraus machen, ihre Frauen und Töchter den sogenannten Landesvätern zur Befriedigung ihrer Launen zuzuführen.

„Ich aber bin ein deutscher Edelmann und ich würde dem Räuber meiner Ehre den Degen durch den Leib gerannt haben, wenn er nicht zufälliger Weise der wäre, welcher er ist, — ich bin ein loyaler Oesterreicher und werde, wie meine Vorfahren, nie vergessen, welchen Dank wir dem Hause Habsburg-Lothringen schuldig sind.

Digitized by Google

„Eine Versöhnung zwischen uns ist also ein Ding der Unmöglichkeit, geben Sie sich keine weitere Mühe; ich habe Ihnen in diesem Briefe den Standpunkt klar gemacht, auf dem ich stehe, stehen bleiben werde. Ihr Diener

Graf Philipp Kinsky."

Unwillig barg sie den Brief in der Lade eines alterthümlichen, eingelegten Schrankes, dessen Besitz einen Sammler von heutzutage selig machen würde, dabei zerdrückte sie eine Thräne im schönen Auge, während sie murmelte:

„Wie ungerecht! Er kanzelt mich ab wie eine Grabennymphe, es ist allerdings wahr, ich habe ihn nie geliebt, sondern nur den Kaiser, mit aller Glut eines jungen Herzens, aber das, was er glaubt, ist nie und nimmer geschehen."

Da man annehmen kann, daß die Damen wenigstens sich selbst nicht anlügen, so dürfte aus der letzten Aeußerung der schönen Gräfin Kinsky wohl hervorgehen, daß das Verhältniß zwischen der himmlischen Therese und dem großen Kaiser ein platonisches geblieben sei.

Die beiden Fürstinnen Liechtenstein schwebten herein.

Auch sie waren en pleine parade, wie immer, wenn sich Josef II. hatte ansagen lassen.

Doch würden diese Prachtanzüge, wenn sie heute auf dem Theater erschienen, schallendes Gelächter erregen. Das stark gepuderte Haar war nach Art der heutigen Chignons, nur viel höher, aufgethürmt und trug einen kleinen Blumenkorb mit Blüthen und Früchten, an welchen brillantene Schmetterlinge an silbernen Zitternadeln um die Kinder Flora's zu gaukeln schienen. In der Ecke des Korbes aber war ein kleines aus Goldfäden gewobenes Nestchen, auf dessen Rande ein Kolibri aus Smaragden und Rubinen saß, der zwei kleine Eierlein im Neste zu bewachen schien. Diese Eierlein waren aber Brillanten von der Größe einer Erbse.

Derlei Dinge trugen die Damen damals auf dem Kopfe, natürlich entfielen bei der Mehrzahl die Brillanten und es mußten Glasperlen oder böhmische Steine aushelfen.

Die Damen flogen auf einander zu, umarmten und küßten sich.

Es wurden anfangs nur jene Gemeinplätze gewechselt, deren auch heute noch die gebildetste Gesellschaft nicht entbehren kann, bevor die Conversation in den eigentlichen Fluß kommt.

Bald darauf erschienen auch die Damen Fürstin Clary und Gräfin Kaunitz.

Wiederholung der obigen Begrüßungsformel, bald aber bekam das Gespräch eine interessante, pikantere Wendung.

„Meine Damen, interessante Neuigkeiten!" rief die himmlische Therese.

„Ah!" machten die Damen wie aus einem Munde.

„Uns betreffend?" fragte die blaße Fürstin Clary, die jedesmal, so oft sie sprach, erröthete, was ihr einen besonderen Reiz gab.

„Ja", erwiderte die Kinsky, „insofern Alles, was ihn betrifft, auch uns betrifft."

„Also es betrifft ihn?" erklang es im Chor.

„Flecken am Stern", antwortete Therese.

Wenn die Damen in des Kaisers Abwesenheit von ihm sprachen, so nannten sie ihn nach Freimaurerweise „Stern". „Flecken am Stern" bedeutete also, daß sich der große Kaiser wieder einmal eine jener kleinen Verirrungen erlaubt hatte, welche die fünf Kaiserinnen so lebhaft interessirten.

Man kann sich also denken, welche Neugierde die Worte der Gräfin Kinsky hervorriefen.

„Wahrscheinlich wieder die gewöhnlichen Geschichten!" rief die Kaunitz.

„Er kann's nun einmal nicht lassen", meinte die Fürstin Franz Liechtenstein.

„Und so lasse man ihm immmerhin seine Freude", setzte die andere Liechtenstein hinzu.

„Am Besten ist's, Alles zu ignoriren, wie wir's immer gethan", schloß die Fürstin Clary.

Die himmlische Therese aber schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Ignoriren werden wir's freilich müssen, denn wenn wir's auch nicht thäten, so würde er sich doch nichts draussmachen, sondern sich vielleicht

Digitized by Google

über unsere Anmaßung ärgern und ganz aus unserem Kreise wegbleiben.

„Alles Andre — nur nicht das!“ riefen die Damen einstimmig.

„Eben deshalb müssen wir bei Allem, was vorgeht, à jour, auf dem Laufenden sein“, fuhr die schöne Kinsky fort, „damit wir jeden Tag wissen, wie wir mit dem Herrn und Gebieter daran sind und ob uns aus der neuen Favorite nicht eine — sechste Kaiserin erwächst.“

„Oho!“ riefen die Damen und brachen in ein schallendes Gelächter aus, wenn dasselbe auch ein wenig hohl und unsicher klang.

„Lachen Sie nur, meine Damen, lachen Sie nur“, fuhr die Kinsky fort und einen unheimlichen Ton anschlagend, wie die Mägde, wenn sie den Kindern Gespenstergeschichten erzählen, setzte sie hinzu:

„Es handelt sich diesmal nicht um eine Laune, eine gelegentliche Zusammenkunft oder liaison passagère de dix minutes, wie Kaunitz es nannte, — es ist une passion, une folie.“

„Ah! ah!“ machten die Damen.

„Was werden Sie dazu sagen, meine Verehrtesten, wenn Sie erfahren, daß er für die Auserwählte ein kleines Haus mit Garten in einer Vorstadt gemiethet hat, ganz nach Art jener Pariser Roué's, welche für ihre Maitressen sich petites maisons im Bois de Boulogne bauen lassen.“

Die unglaubliche Verwunderung stieg mit jedem Augenblicke.

„Das ist ja ganz etwas Neues!“ rief die jüngere Liechtenstein.

„Solche Depensen erlaubt er sich“, setzte die ältere höhnisch zu.

„Ich glaub's nicht!“ rief die Clary.

„Erzählen Sie doch, Gräfin, befriedigen Sie unsere Neugierde.“

„Sie spannen uns ja auf die Folter.“

„Wenn Sie mir erlauben, das Wort zu ergreifen und es auch zu behalten, so sollen Sie Alles erfahren, so gut ich's selber weiß.“

„Aber die Quellen, aus welchen ihre Nachrichten stammen?“

„Sind die verläßlichsten auf der Welt, der alte Eborius, der Famulus des Dr. Quarin, welcher, nicht der Doktor, sondern der Famulus, in meinem Hause als Zahnputzer und Hühneraugen-Operateur Zutritt hat und mir für Geld und gute Worte alle Geheimnisse seines Herrn preisgibt. Der Andre ist aber der Kammerdiener Ranzi vom Hofrath Brettschneider und weiß genau, welche Summen der Allerhöchste Herr von seinem Leibkassier für gewisse Zwecke behebt. Auch er steht gegen baares Geld immer zu meiner Verfügung.“

„Par nobile fratrum!“ (ein edles Brüderpaar) schaltete die gelehrte Clary ein.

Die himmlische Therese zuckte die Achseln.

„Was will man machen?“ sagte sie. „Man kann die Kloaken nicht durch Zuckerbäcker räumen lassen, gewisse unsaubre Dinge muß man von Leuten besorgen lassen, die auch nicht sauber sind. Man achtet den Spion nicht, aber man benützt ihn und zahlt ihn.“

„Ohne philosophische Floskeln!“ riefen die beiden Fürstinnen Liechtenstein.

„Zur Sache!“ rieth die Kaunitz.

„Lassen Sie mich nur dabei, ohne mich zu unterbrechen“, bat die schöne Kinsky und erzählte weiter: „es war also der Famulus, oder, wie ihn meine Leute im Hause nennen, der „Doktor“ Eborius, der mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit und gegen Einhändigung eines Dukaten Folgendes erzählte. Sein Herr, der Professor Quarin begleitete den Kaiser, auf einen jener Streifzüge, die er im Dunkel des Abends und der Nacht in den entlegenen Vorstädten unternimmt, um selbst unbekannt, die untern Volksklassen kennen zu lernen, wie der Khalife Harun al Raschid in Bagdad es gethan, der sich dabei von seinem Minister Giafar, dem Barmekiden, und von Mesrour, dem Oberhaupt der Verschnittenen, begleiten ließ.“

„Professor Quarin dürfte weniger Giafar, als Mesrour gewesen sein“, schaltete die Fürstin Franz Liechtenstein etwas cynisch ein.

Schallendes Gelächter der Damen.

Wie man sieht, war man damals nicht gar so zimpferlich und Voltaire's Pucelle, sowie die Gedichte von Piron befanden sich in den Händen der vornehmsten Damen.

Digitized by Google

Auch die himmlische Thereſe lachte, während ſie fortfuhr:

„Unſer Khalif und ſein Begleiter gelangten auf dieſe Weiſe in eine jene übel berufenen Spelunken des Spittelberges, wo der Abſchaum der Wiener Bevölkerung mit Freſſen, Saufen und ſonſt Allerlei ſich gütlich thut."

„O Fi donc!" riefen die andern Damen wie aus einem Munde.

Wie man ſieht, hatte die Kinsky keine Ahnung von der Wohlanſtändigkeit des goldenen Luchſes.

„In ein ſolches Beiſel, wie es der Wiener nennt", fuhr ſie fort, „traten die beiden Herren in ihrem Incognito ein und fanden daſelbſt eine bildſaubere Kellnerin aus Oberöſterreich, Appollonia geheißen."

„Sogar das weiß unſre Freundin", meinte lachend die Kaunitz.

„Ach der Doktor Eborius iſt eine gar gute Quelle und um einen Dukaten kann man von ihm die unglaublichſten Dinge erfahren."

„Fortfahren! fortfahren!" riefen die Damen.

„Alſo laſſen Sie ſich ſagen," fuhr die himmliſche Thereſe fort, „beſagte Kellnerin war aber gar übel gelaunt und hatte verweinte Augen. Und als die Herren fragten, was ihr über die Leber gelaufen, erzählte ſie sans gêne, daß ein grober Gaſt ſie mit ſeinem ſpaniſchen Rohre dermaßen über den Rücken gehauen, daß ſie wohl eine ſchwere Strieme oder Wunde haben müſſe, denn ſie fühle es, wie das Blut ihr durch den Spenſer ſickere."

„Scheint eine rare Geſellſchaft beiſammen zu ſein, beim Luchſen," meinte die Clary.

„Ach dieſes Wiener Geſindel iſt ja fürchterlich in ſeiner Roheit," beſtätigte die Fürſtin Liechtenſtein, „haben wir's nicht oft genug erlebt, daß wir, wenn wir in unſrem Gallawagen durch die Vorſtädte fahren, von dieſer Racaille inſultirt werden? Kehren ſich nicht Männer, Weiber und Kinder um und deuten mit der Hand nach jenem Theile ihrer Perſon, den ich nicht näher bezeichnen kann." *)

*) Hiſtoriſch. Auch die Lady Montagne erwähnt in ihren Briefen dieſen Umſtand.

„Sie hindern unſre Freundin ſchon wieder am Erzählen," ſprach die Kaunitz.

„Pardon, chère Thereſe, ich werde Sie nicht mehr unterbrechen."

„Profeſſor Quarin", fuhr die Kinsky fort, „erklärte ſich bereit, die Wunde zu unterſuchen und man verfügte ſich in ein kleines Gemach neben der Wirthsküche, wo die Kellnerin ſich entblößte, wie ein Soldat, der Gaſſenlaufen muß und Dr. Quarin die Wunde unterſuchte und Wundwaſſer und Balſam verſchrieb. Da es aber ſpät Abends und in dem Loche finſter war, ſo lieh die Luchſenwirthin Kerze und Küchenleuchter her, und der Khalif, der als Aſſiſtent und begleitender Arzt des großen Gelehrten der Unterſuchung beiwohnte, leuchtete dazu. Denken Sie ſich, meine Damen: das Licht im Oſten — wie ihn die Freimaurer mit Stolz nennen — hielt das Kerzenlicht im ſchmutzigen Leuchter der Wirthin, bis Alles vorbei war."

„Unerhört!"

„Unglaublich!"

„So was kann doch nur ihm einfallen."

„Das kommt von der übertriebenen Vorliebe für's Volk, oder richtiger für das Geſindel, welches dieſer Liebe gar nicht werth iſt."

So riefen die Damen im Chorus durcheinander.

„Dieſe Unterſuchung hatte aber noch ein andres Reſultat. Seine Majeſtät der Khalif hatte nämlich an den Formen und der weißen Haut der Oberöſterreichin ganz beſonderes Wohlgefallen gefunden, in welchem ihn noch der gelehrte Medicus beſtärkte, welcher ſagte, er habe nie etwas Prachtvolleres geſehen."

„Der alte Bock!"

„Der alte Sünder!"

„Hat's nothwendig mit ſeinen ſechzig Jahren."

„Alter ſchützt vor Thorheit nicht."

Die Damen waren froh, einen Gegenſtand gefunden zu haben, an dem ſie ihren Zorn auslaſſen konnten. Denn wenn es auch Keiner von ihnen einfiel, ſich als die Geliebte des Herrſchers zu betrachten und ihm intimere Rechte als die der edelſten Freundſchaft einzuräumen, ſo fühlte ſich

Digitized by Google

doch die weibliche Eitelkeit verletzt, daß man ihrem Umgange den einer ordinären Kellnerin vorzog, und gar, was Schönheit der Formen anbelangt, will keine Frau zugeben, daß ein andere schöner gebaut sei, als sie. Man kann einer Dame in den sogenannten besten Jahren keinen größeren Verdruß bereiten, als wenn man eine andere jünger und schöner findet.

Die fünf Kaiserinnen waren also in gewaltiger Verstimmung und Aufregung.

Die schöne Therese aber setzte den Stab ihrer Erzählung weiter:

Des andern Tages mußte Eborius auf Quarin's Befehl selbst die verschriebene Arznei in der Hof-Apotheke bereiten lassen und hinaustragen auf den Spittelberg, um die Kellnerin auf das Glück vorzubereiten, das ihrer harre. Die Kellnerin hatte schon anderweitig erfahren, wer der Herr gewesen, der sich so energisch um sie angenommen. Sie zitterte am ganzen Leibe, als ihr Eborius mittheilte, sie möge sich am so und sovielten Nachmittage um 5 Uhr auf dem grünen Brückel einfinden, um dem hohen Herrn persönlich zu danken."

Das grüne Brückel führte aus den verschiedenen Ravelins und Mauern, die damals vor der Burg standen, über einen kleinen Graben vor dem Leopoldinischen Trakte auf den Burgplatz und hatte seinen Namen von der Farbe, mit welcher die ganze hölzerne Brücke angestrichen war; sie befand sich gegenüber jenem Punkte, wo jetzt die dreifache Thorfahrt in die Burg mündet.

„Nun und fand sie sich ein?" fragte die Kaunitz.

„Ja," erwiderte die himmlische Therese, „und ein Hofdiener im Civil holte sie dort ab und führte sie in die inneren Appartements der Burg."

Die Kinsky machte eine Pause.

„Und das ist Alles?" fragte die Fürstin Carl Liechtenstein.

„Nichts weiter?!" setzte ihre Schwägerin dazu.

„Und damit wollen Sie uns Angst machen?" sprach lächelnd die Clary.

„Das ist doch uns nichts Neues", meinte die Kaunitz.

„Eine Visite auf eine Stunde!"

„Eine Laune des gnädigen Herrn!"

„Eine Entlohnung von einem Souverain d'or, oder wenn's hoch kommt, von fünf Dukaten."

„Und dann ging die Kellnerin wieder dorthin, wo sie hergekommen war."

Mit solchen Argumenten suchten die eifersüchtigen Damen die Unruhe ihrer Herzen zu beschwichtigen; allein die himmlische Therese lächelte nicht, sondern schüttelte den Kopf und sprach dann mit markirender Schärfe:

„Ich habe Sie ausreden lassen, meine Damen, und hoffe, Sie werden jetzt gleiche Rücksicht auch gegen mich üben."

„Sprechen Sie, Gräfin," riefen die Damen, überrascht von diesem Tone.

„Mit dem, was ich eben erzählte," fuhr die himmlische Therese fort, „war Alles erschöpft, was ich vom Doktor Eborius erfahren konnte. Ich mußte mir also den Signore Ranzi holen, einen Bastard von Bedienten und Kammerdiener des Hofraths Brettschneider. Der Wälsche wird auch als Geldausträger bei jenen Summen benützt, welche unser hoher Herr für gewisse geheime Zwecke braucht."

„S'ist nicht so viel!" witzelte die Kaunitz.

„Diesmal doch ein wenig mehr, als gewöhnlich," entgegnete die Erzählende, „Signori Ranzi wollte nicht recht heraus mit der Sprache und ich mußte einige Kremnitzer springen lassen, bis er beichtete. Da stellte sich's nun heraus, daß die Oberösterreicherin schon für ihren ersten Besuch in der Stadt zwanzig Dukaten erhalten hatte."

„Unglaublich!"

„Unerhört!"

„Da lebt er wirklich nicht mehr lang, wie's die Leute behaupten."

„Die Oberösterreicherin muß eine Hexe sein!"

Wie man sieht, können sich auch die Zungenspitzen vornehmer Damen in Galle tauchen, wenn es gilt, über Einen, mit dem Sie unzufrieden, ihre boshaften Glossen zu machen, selbst wenn der Mann so hoch steht, wie der, über welchen die fünf Kaiserinnen debattirten.

Digitized by Google

„Es kommt noch ärger, meine Damen", sprach die himmlische Thereſe.

„Noch ärger?" riefen die Damen, „er ſollte ſich über 20 Dukaten verſteigen?"

„Hören Sie und ſtaunen Sie", ſchloß die Gräfin Kinsky, „der getreue Ranzi erhielt von ſeinem Herrn und Gebieter, dem Hofrath Brettſchneider, den Auftrag, irgenwo in der Vorſtadt, ziemlich weit von der Stadt, ein kleines Haus mit einem Garten zu miethen, mit Lauben u. ſ. w. wie ein verliebtes Turteltaubenpaar ſein Neſt braucht."

„Nun, und?"

„Nun und dieſes Haus hat der kluge Italiener bereits gemiethet, auf ein ganzes Jahr — verſtehen Sie, meine Damen — ein ganzes Jahr! Es iſt alſo keine liaison passagère de dix minutes, — das Landhaus ſteht in Gumpendorf, hart an den Ufern der Wien, gehört einem ſichern Tomaſo Puſterlengo, einem Salamimacher, Landsmann und Freunde Ranzi's, der eben die ganze Miethgeſchichte beſorgte, — und ſeit 3 Tagen wohnt Mamſell Appollonia Pöltenbacher aus Grieskirchen in Oberöſterreich in dieſer petite maison, wo ſie ihr Galan bereits einmal in der Abenddämmerung beſuchte und ein paar Stunden bei ihr verblieb."

Diesmal antworteten die Damen nichts; als ob ſie ein ſchwerer Streich getroffen hätte, ließen ſie den Kopf hängen, ohne auch nur ein Wort herauszubringen.

„Nun, meine Damen, was ſagen Sie jetzt", fragte die himmliſche Thereſe, „habe ich nicht ſchlau agirt, um das Alles zu erfahren?"

„Vor Allem ſprechen wir unſerer verehrten Freundin den wärmſten Dank aus", ſagte die energiſche Fürſtin Karl Liechtenſtein und die andern Damen ſtimmten ihr bei.

„Uebrigens glaube ich noch nicht, daß die Sache ſo ſchlimm ſei", meinte die Clary.

„Wie lange wird's dauern", tröſtete die Fürſtin Franz Liechtenſtein, „ſo jagt er ſie doch wieder davon."

„Wie er's noch einer Jeden gemacht hat", ſetzte die Kaunitz hinzu.

„Drei, vier Wochen, länger nicht."

„Sagen wir acht Wochen, drei Monate, dann mag ſie in Gottesnamen das Salamihaus an den Ufern der lieblich riechenden Wien ein ganzes Jahr lang bewohnen, wenn der goldene Vogel, den ſie rupfen wollte, ausgeflogen iſt."

„Meine Damen, vergeſſen Sie nicht, Ludwig IV. war älter, als er ſich durch die Reize der Maintenon feſſeln ließ."

„Die Maintenon war eine geſchеidte Frau".

„Und dieſe Ploni iſt wahrſcheinlich nur ein rechter Bauerntrampel."

Wir haben ſchon erwähnt, daß man ſelbſt in den höchſten Kreiſen damals in Wien Ausdrücke wählte, die heute kein halbwegs Gebildeter braucht.

„Wie denn aber", fragte die ſchöne Thereſe, „wenn unſer Gebieter im Gegenſatze zu Ludwig IV. den geſchеidten Frauen aus dem Wege gehen und mit ſeinem erbitterten, aber dennoch warm fühlenden Herzen ſich an eine Bauerndirne anſchließt, welche ihn mit der ganzen Liebe eines offenen, ehrlichen, körperlich und geiſtig geſunden Landmädchens umfängt."

„Dann ſind wir verloren."

„Es wäre entſetzlich!"

„Schauerlich!"

„Wir müſſen uns wehren, etwas unternehmen."

„Ich habe es bereits gethan. Dieſe Ploni Pöltenbacher ſoll nämlich bis zur Stunde, wo ſie in die Fänge des Adlers gerieth, ein wackeres unverdorbenes Weibsbild geweſen ſein."

„Oho!"

„Eine Bauerndirne aus Oberöſterreich?"

„Eine Kellnerin auf dem Spittelberge?"

„Sei's, wie es ſei — man ſagt es. Auch iſt ſie ehrlicher, chriſtlicher Leute Kind, die oben in Grieskirchen bei Wels ein kleines Bauerngütel haben. Ich weiß das Alles durch die Gräfin Starhemberg, die gegenwärtig in Wels ſitzt und bei der ich anfragte. Die Leute ſollen ſchrecklich fromm ſein, wie's dort Sitte; habe alſo an den Bauer Adam Pöltenbacher einen Brief ohne Unterſchrift gerichtet, in dem ich ihm anzeige, daß ſein Kind, die Ploni, hier in Wien auf den Pfad des Laſters gekommen und die H... eines noblen Herrn

Digitized by Google

geworden sei, der sie verführt und in sein Landhaus gebracht habe. Wenn er als Vater nicht wolle, daß sein Kind leiblich und geistig zu Grunde gehe und zuletzt in's Spinnhaus komme, um schließlich im ewigen Feuer zu braten, so möge er so bald als möglich nach Wien kommen, um die verlorene Tochter aus den Klauen des Satans zu befreien."

„Sehr gut! sehr gut!" riefen die andern Damen, nur die Clary wendete ein:

„Wenn aber der Mann auch wirklich kommt, sein Kind zu holen, wird er den Muth haben, auch dann noch auf seinem Willen zu bestehen, wenn er erfährt, daß Derjenige, dem er entgegen treten will, der Kaiser ist?

„Das müssen wir abwarten", meinte die himmlische Therese, „jedenfalls wird es unserem Herrn und Gebieter unangenehm sein, eine Scene mit einem solchen Bauerntölpel durchmachen zu müssen. Wie wir wissen, haßt er alle Scenen."

„Wie denn aber", fragte die Kaunitz, „wenn der Bauer, niedergebeugt vom Nimbus der Majestät, sich ehrfurchtsvoll vor dem Verführer seiner Tochter neigt und, die erlauchte Hand küssend, versichert, wenn er noch ein Dutzend Töchter hätte, würde er sie ihm alle zuführen."

Die Damen lachten herzlich.

„Das wäre zu viel! zu viel!" rief die himmlische Therese; „übrigens wollen wir auch diesen Fall in's Auge fassen und wenn ich mich nicht täusche, weiß ich auch hier ein Mittel."

„Das wäre? Reden Sie, Gräfin."

„Der Oberösterreicher Pöltenbacher ist mir, wie ich bereits erwähnt habe, durch die Gräfin Starhemberg als ein äußerst bigotter, fast fanatischer Mann geschildert worden. Darauf baue ich meinen Plan; es kommt in unser Haus noch immer der Pater Innocentius Kurzstock, der seit Aufhebung des Jesuitenordens als Weltgeistlicher in Wien lebt, aber noch die ganze Praxis hat, durch welche die Väter Jesu berühmt geworden sind."

„Ja wohl! ja wohl!" riefen die Damen.

„Ich wollte, wir hätten Sie noch!" klagte die Clary.

„Pater Kurzstock, der mir viele Verpflichtungen und sonst Einiges schuldig ist", fuhr die Frau vom Hause lächelnd fort, „wird sich auch in dieser Angelegenheit als ein getreues Werkzeug und willführiger Agent beweisen, wir werden den Pöltenbacher, wenn er von Grieskirchen ankommt, im Auge behalten und erfahren, wo er sein Absteigequartier nimmt. Dort werden wir ihm den Ex-Jesuiten auf den Hals hetzen und der soll ihm die Hölle heiß machen. Und wenn der Bauer vor der Majestät zu Kreuze kriecht, dann soll Pater Kurzstock ihm nachweisen, daß gerade darin die Todsünde liege; denn wenn der Geliebte und Verführer der Ploni ein noch so hochgestellter Cavalier wäre, so sei doch immer möglich, daß er die Ploni heirate und zu einem ehrlichen Weibe mache, wodurch der Sünde ein ewiger Riegel vorgeschoben sei. Nur bei dem Kaiser sei das absolut unmöglich, der könne sie nie heiraten und da sie also mit Bewußtsein dessen Concubine oder Kebsweib abgebe, so sei sie zum ewigen Feuer verurtheilt und der Teufel werde seine glühenden Krallen auch nach ihren Eltern ausstrecken, welche diesen Unfug, diese Sünde und Schande duldeten; ich sage Ihnen, meine Damen, wir reussiren auf diese Weise."

„Gewiß! bravo! bravissimo!" riefen die Damen wie aus einem Munde.

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren aufgerissen, eine Schaar von Bedienten im Vorzimmer bückte sich bis zur Erde und der Kammerdiener meldete:

„Seine Majestät, der Kaiser."

Die Damen erhoben sich und erwarteten stehend den Herrn und Gebieter.

Kaiser Josef trat ein.

Auf die Gefahr hin, die fünf Kaiserinnen ein paar Minuten lang stehen lassen zu müssen, können wir doch nicht umhin, hier eine kleine Schilderung des großen Kaisers zu geben.

Kaiser Josef war in seiner Jugend einer der schönsten Prinzen, welche das Haus Habsburg-Lothringen hervorgebracht hat; seine schlanke, elegante Gestalt, sein edler Kopf mit der feingeschnittenen Nase, sein lieblicher Mund, bei dem die berühmte habsburgische Unterlippe eher verschönernd, als verunstaltend wirkte, endlich seine

Digitized by Google

prachtvollen blauen Augen, von einem so eigenthümlich schimmernden Glanze, daß die Wiener dafür einen eigenen Namen erfanden: „Kaiseraugen-Blau", endlich sein Teint, weiß und rosig angehaucht, wie eine Pfirsichblüthe, bildeten ein Ensemble, das den jungen Erzherzog als das Ideal der Frauenherzen erscheinen ließ und dennoch mußte dieser reizend schöne Prinz in seiner zweimaligen Ehe solches Unglück erleben.

Aber Josef II. alterte schnell. Die Aufregung, in der er sich immer befand, das Mißgeschick, das er mit seinen schönsten Plänen hatte, besonders der Umstand, daß es ihm nicht gelungen war, Baiern gegen Belgien einzutauschen, hatten verstimmend und verbitternd auf ihn gewirkt, die Strapazen des Türkenkrieges, welcher unter seiner Leitung so unglücklich geführt worden war, daß man Loudon zu Hilfe rufen mußte, unter dem die Sache sofort eine andre Wendung nahm, hatten dem heißblütigen Monarchen den Gnadenstoß gegeben und kränker als er es selbst glaubte, kam er aus dem Türkenkriege zurück. Seine einst so elegante Gestalt war knorrig und breitschultrig geworden, er ging etwas nach vorne geneigt und und sein Teint war rauh, braun und färbte sich nur im Zorne roth. Nur in den Augen thronte noch die alte Schönheit und wenn durch seinen Kopf eine jener humanen Ideen ging, an welcher er sein ganzes Leben lang fest gehalten hatte, dann blitzte dort wieder jene himmlische Flamme, welche den Freimauer-Namen „Licht im Osten" rechtfertigte. So war der Mann, der jetzt den fünf Damen im Salon Kinsky entgegen trat.

Die Damen verneigten sich, mit jener Eleganz und Zierlichkeit, welche damals der haute volée durch eigene Tanzmeister beigebracht wurde.

Kaiser Josef reichte jeder seiner fünf Freundinnen die Hand.

„Guten Abend!" sprach er freundlich lächelnd, „von was war denn die Rede? Ich hörte im Vorzimmer ein lebhaftes Bravo, in das ich unbedingt einstimme, wenn ich auch nicht weiß, um was es sich handelt."

Mit einer Handbewegung deutete er dabei seinen Freundinnen an, Platz zu nehmen, er selbst setzte sich zwischen die Fürstin Karl Liechtenstein und die himmlische Therese.

In jedem andern Kreise hätte die rasche Frage des Kaisers einige Verlegenheit hervorgerufen, allein Frauen dieser Art sind schnell gefaßt und die Gräfin Kinsky erwiderte:

„Wir sprachen eben davon, daß wir zur Saison im Winter auf einem Haus- und Dilettanten-Theater ein paar der Mozart'schen Opern aufführen wollen."

„Natürlich nur entre nous!"

„Und zwar schlug ich Idomeneo vor."

„Und ich la clemenza di Tito?

„Ich bin für Cosi fan tutte!"

„Nun das Repertoir ist brillant," meinte der Kaiser lächelnd.

„Die Fürstin Liechtenstein", fuhr die himmlische Therese fort, „hat uns die große Bühne in ihrem Palais zur Verfügung gestellt, worüber wir in ein einstimmiges Bravo ausbrachen."

„Ich stimme mit ein," meinte der Kaiser, der keine Ahnung davon hatte, wie seine fünf Freundinnen ihn belogen und was sie hinter seinem Rücken pianten.

„Uebrigens kann ich Ihnen, meine Damen, von unsrem Freunde Mozart etwas Neues sagen."

„Nun, Majestät, — wir sind ganz Ohr!" riefen die fünf Kaiserinnen.

„Der Abbé Da Ponte schreibt für ihn ein Textbuch zu einer Oper Don Giovanni, welches das Leben, die Lebensabenteuer und die Höllenfahrt jenes Don Juan d'Austria zum Gegenstand hat, der nach der Geschichte ein höchst ehrenwerther Mann und tapferer hispanischer Degen gewesen, während die Sage ihn zu einem Mädchenjäger und Teufelsbraten macht."

„Es ist das Loos der großen Männer, verkannt zu werden," meinte Fürstin Clary.

Der Kaiser that, als ob er diesen Avis au lecteur nicht bemerkt hätte, und fuhr fort:

„Es ist erstaunlich, welchen Fleiß Mozart entwickelt, — es fließt ihm nur so aus den Händen. Auch erzählte er mir, Schikaneder liege ihm fortwährend in den Ohren, eine Volks-Oper zu componiren, für welche er, Schikaneder, den Text verfassen

Digitized by Google

wolle. Volks-Oper! das wäre schon etwas für den Mann, der über den ganzen Melodienschatz des Volkes verfügt, — wie werden ihm die herrlichsten Melodien zuströmen, aber ich fürchte den Text Schikaneder's, ich kenne die Titel dieses Herrn, z. B. Ramsamperlina die Königin von Tingetanien oder die Mordbrüder in der Felsengrotte von Trawiternocipoltoquora."

Die Damen lachten herzlich über die Laune des Kaisers, der noch zwei Stunden blieb. Das Gespräch bewegte sich immer im gleichen Kreise, über Kunst, Literatur und geselliges Leben in Wien. Nach dieser Zeit empfahl sich der Kaiser und die Damen gaben ihm ehrfurchtsvoll das Geleite bis an die Treppe, worauf sie in den Salon zurückkehrten, um ihren Tratsch fortzusetzen.

6. Kapitel.

Die Verschwörung im Ratzenstadtl.

„Pietro," sprach der Salamimann Tomaso Pusterlengo zu seinem Sohne, „zieh Dein saubres Gewand an, Du mußt mir einen Gang machen."

„Wohin denn?" fragte Peterl trotzig, denn seit dem Verschwinden der Ploni war er auf seinen Erzeuger nicht gut zu sprechen.

„Nicht weit, gleich hinüber an die Wien, in's Salettlhaus."

„Wüßt nicht, was ich dort zu thun hätte."

„Sei mir nicht so protzmaulig, Du verfluchter Bub, sonst hau' ich Dir mit dem Wurst-Hackl den Schädel entzwei."

„Thu's der Herr Vater, so ist's wenigstens einmal aus mit mir."

„Red nicht so dumm. Die Nanni war da, Die Köchin von der Dame, die dort wohnt." —

„Dame?" ironisirte Pietro, „will sagen Schlampen!"

„Einerlei, — mit einem Wort ihr Cavaliere servente wird heute Abends kommen, er bringt sonst immer das Souper aus der Stadt im Wagen in einem Korbe mit. Heute aber will ihn die Dame überraschen mit einer ganzen Collezione von Bratwürsten, Leberwürsten und Blunzen, die ich eigens auf's Feinste herrichten werde, um dem vornehmen Herrn zu zeigen, daß wir Wurst- un Salamimacher unser Geschäft verstehen."

„Na, das ist weiter was!"

„Mach mich nicht zornig, Du wirst also um 4 bis 5, wenn ich hier fertig bin, hinüber gehen und „der Fräuler" die Würst übergeben. Wenigstens siehst Du sie bei der Gelegenheit."

„Bin nicht neugierig."

„Geh weiter, mulo, ein saubres Frauenzimmer schaut man immer an."

„Nein; wenn man eine Andre im Kopfe hat, thut man's nicht."

„Ich will mit Dir nicht streiten, verlaß mich aber darauf, daß Du längstens um 5 Uhr die Würste hinüber tragst."

„Wenn's sein muß — werd' ich mir den Arm nicht auskegeln."

Damit war der Disputat zwischen Vater und Sohn zu Ende, Signore Pusterlengo arbeitete bis Nachmittag fleißig, um durch feinste Hackung des Fleisches die Leberwürste, durch allerliebste Speckwürfel die Blunzen interessant zu machen, der Füllung der Bratwürste aber wurde allerlei Gewürze und eine Handvoll klein geschnittener Limonienschalen beigemengt, welche den Bratwürsten Anno dazumal jenes Aroma verliehen, an welches sich die ältern Wiener mit Vergnügen erinnern, während es für uns Epigonen verschwunden erscheint.

Und als Herr Tomaso um 4 Uhr fertig war, da steckte er die zwei ersten Finger der rechten Hand in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, um seinem im Hofe erbeitenden Sohn anzuzeigen, daß es Zeit sei.

Peterl traf also Anstalten, den Gang zu machen.

Trotz seiner Liebesschmerzen und Kränkungen war er eitel genug, — und welcher junge Mensch ist das nicht, sind's doch sogar ältere! — sich auf's Beste herauszuputzen. Er zog einen frischgewaschnen schneeweißen Spenser an, aus welchem die rothe schwarzgetupfte Weste demonstrativ hervorguckte, — die roth und weißgestreifte Hose war von einer reinen weißen Schürze umschlungen, die er aufgestrickt hatte.

Digitized by Google

Um den Hals schlang sich lose malerisch ein gelbes Tuch mit weißen Tupfen und die runde grüne Sammt-Mütze, das sogenannte Wirthskappel hatte er recht unternehmend schief gesetzt, — er sah prächtig aus, der Pietro-Peterl.

Dann nahm er das hölzerne „Molterl" (Mulde), in welchem Papa Pusterlengo seine Würste malerisch gruppirt hatte, und machte sich auf den Weg.

Nach fünf Minuten erreichte er das Haus am Wien-Ufer und klopfte an.

Eine robuste Magd öffnete, lächelte dem schmucken Burschen freundlich zu und sagte:

„Ah, — Er ist's, — Ihn schickt wohl unser Nachbar, der Wurstmacher?"

„Na, das sieht Sie wohl, daß ich keine Pluzerkerne (Kürbißkerne) bringe," sagte der junge Pusterlengo bärbeißig, weil er für dieses Haus diesen Ton als den geeignetsten erachtete:

„Na, na, sei Er nur nicht so hoppatatschig," erwiderte die Magd, „Er thut ja gerade, als ob er Seine Würste als Gnaden auszutheilen käm', — wir aber brauchen keine Gnaden, wir zahlen Alles baar, verstanden, Er grober Wurstkessel."

Die Mägde von damals nahmen sich eben auch kein Blatt vor den Mund.

„Was gibt's denn da? warum wird denn gestritten? fragte eine weibliche Stimme, bei deren Klange der arme Peterl so heftig erschrack, daß er das Molterl mit den Würsten fallen ließ, so daß Brat- und Leberwürste und Blunzen in malerischer Unordnung auf dem Ziegelpflaster in der Küche herumkollerten, wo diese Scene stattfand.

Dann wendete er sich um, todtenbleich und die zitternden Hände zusammenschlagend, stammelte er:

„Du bist's — Ploni — Du?

Auch die ehemalige Kellnerin war todtenblaß geworden und zitterte so, daß sie sich an die Wand lehnen mußte, doch faßte sie sich rasch und sagte milde:

„Freilich bin ich's, Peterl, — und warum sollt' ich's denn nicht sein?"

„Weil — weil — o mein Gott! Bist Du Diejenige, für die man dieses Haus meines Vaters auf ein Jahr gemiethet hat?"

„Ja wohl, übrigens wußte ich nicht, daß das Haus Deinem Vater gehört."

„O Du! — Du!" —

Er ballte die Fäuste, als ob er auf sie losstürzen wollte.

„Mach Er mir hier kein Spektakel," sprach sie gebieterisch, „wenn Er mit mir was zu reden hat, so komm Er herein zu mir."

Sie schritt voraus aus der Küche; er folgte ihr.

Sie trat in ein Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten und nach der Wien hinausgingen. Die Stube war sauber und wohnlich eingerichtet und wir widerstehen nur schwer der Versuchung, die alten schwarzen Nußbaum-Möbel mit vergoldeter Verzierung, die mit Zitz überzogenen Sessel und Canapés, das spiegelblanke Blechgeschirr auf den Ständern zu schildern, das einen Sammler von heute mit Entzücken erfüllen würde.

Selbst ein Teppich war gespannt und völlig mit Scheu trat Peterl's Fuß darauf.

„Also das ist Deine jetzige Behausung?" fragte er bitter.

„Mein Speisezimmer," antwortete sie, „ich hab' aber auch zwei Sitzzimmer, ein Ankleidezimmer und ein Schlafgemach, eines schöner, wie das andre.

„Also ganz wie eine vornehme Dame"? sprach er erbittert.

„Ganz so" antwortete sie, sich gleichgiltig stellend.

„Du bist aber keine vornehme Dame, sondern die Kellnerin vom Luchsen," stieß er heraus, „und das Alles, was da liegt und steht, kannst Du nicht von Deinem Lohn haben, Du bist ein schlechtes Mensch, eine H . . . geworden."

Abermals wurde sie bleich bis in die Lippen, aber ruhig erwiderte sie:

„Das ist ein hartes Wort, und Du weißt in Deiner Dummheit nicht, was Du redest."

„O ich weiß es recht gut", protzmaulte er, „und nehm' kein Wort zurück."

„Weil Du es eben nicht verstehst, Du einfältiger Peterl, — eine H . . . ist ein schlechtes, verworfenes Mensch, das sich für Geld einem Jeden hingibt, wie die Weibsbilder, die auf dem Graben

Digitized by Google

her umsklarquiren, ich habe aber einen Geliebten, einen einzigen Geliebten, verstanden."

„Alles Eins, — so bist Du doch sein Kebsweib."

„Nun dann wäre ich's ja auch bei Dir gewesen, wenn ich Dir nachgegeben, und mich mit Dir weiters eingelassen hätte, wie Du wolltest."

„Das ist was anders, ich würde Dich geheiratet haben."

„Ja, und Dein Vater hätte uns mit dem spanischen Rohr copulirt, wie er's schon einmal gethan hat, der wälische Flegel, daß ich die blutigen Striemen noch auf dem Rücken habe."

„Das muß ein braves Mädel aushalten für ihren Schatz."

„Bin ich das je gewesen, Du Einfaltspinsel? Ohne den Segen der Eltern soll man nicht heiraten, und Dein Vater hätte uns höchstens mit Ohrfeigen gesegnet. Und da ich einsah, daß es zwischen uns Zwei doch einmal nichts sei, und aus uns nie ein Paar werden kann, hab ich mich halt um was Andres umgeschaut, willst Du mir's wehren, hast Du ein Recht auf mich, Du dummer Bub?"

Der arme Pietro Pusterlengo war ganz niedergedonnert.

„Du hast mich also nie auch nur ein Bißl gern gehabt?" fragte er kleinlaut.

„O ja, sogar viel, sehr viel," erwiderte sie mit nassen Augen, „aber was nützt denn das Alles? Jedes Ding auf der Welt muß einen Anfang und ein End' haben, und schau, Peterl, ich glaub' wohl, wir Zwei sind miteinander am End' angekommen."

„Ja wohl, ja wohl!" jammerte er, „denn jetzt ist Alles zu Ende und aus. Wenn ich Dich nicht haben kann, was thue ich dann noch auf der Welt; ich mag nicht mehr leben und spring in den Stadtgraben hinab oder stürz mich in die Donau."

„Red' nicht so gottesklästerlich, Du schlechter Bub, — hast Du nicht einen Vater?

„O ja, — und der ist eben an all meinem Unglück Schuld, hätt' er eingewilligt, daß ich Dich heiraten darf, so wärst Du jetzt ein braves Weib und nicht eine —"

Er hielt inne und wagte nicht, das schlimme Wort auszusprechen.

„Sag's nur, sag's nur," rief sie, „ich bin's ja schon gewohnt von Dir, und doch verdiene ich den Namen nicht, weil ich mich nicht für Geld verkauft habe, sondern weil —"

Sie hielt inne, denn sie wußte nicht recht, wie sie's sagen sollte.

„Weil? — weil?" drängte er, „so red' doch, warum hast Du's gethan?"

„Weil ich den Mann wirklich gern habe," stieß sie heraus.

Hätte Peter noch ein Molterl voll Leberwürste und Blunzen gehabt, er würde sie ebenfalls fallen lassen haben.

„Du hast ihn gern?" stöhnte er, „er ist also nicht Dein Kebsmann, sondern Dein Schatz?"

„Ja Peterl," sprach sie mit Innigkeit, „ich will Dir Alles sagen, hör' mich an. Dein Herr Vater, der grobe Lümmel, hatte mir eine solche Strizen (Hieb) über den Rücken gegeben, daß ich von der einen Seite zur andern einen blutigen Streif hatte und mir das Blut durch den Spenser sickerte."

„Die Ratzen sollen ihm dafür alle seine Würste fressen," schaltete der Sohn ein.

„Ich weinte bitterlich," fuhr Apollonia Pöltenbacher fort, „da kammen zwei noble Herren zum Luchsen, die ich als Kellnerin bedienen mußte, sie sahen meinen Jammer, fragten mich um die Ursache, und ich erzählte ihnen aufrichtig Alles, was geschehen war. Es waren zwei Doktoren und der Eine bestand darauf, ich müsse mich untersuchen lassen, das war der Aeltere, und der Jüngere hielt dabei das Licht — und — und"—

„Nun — und?" fragte Pietro, der vor Eifersucht bebte.

„Nun und dabei hat er halt so Manches gesehen," erzählte Ploni weiter, „was man sonst vor Männern nicht sehen läßt"—

„O!"

„Und das schien ihm so zu gefallen, daß er sich stanter peder*) in mich verliebte; jetzt weißt Du Alles, ich habe Dir nichts verschwiegen.

*) So sagen die unteren Volksklassen in Wien statt stante pede.

Digitized by Google

Der junge Pusterlengo litt Höllenqualen der Eifersucht.

„Oho! es fehlt noch viel," entgegnete er, „wie würde er weiter mit Dir bekannt? wie" —

„Ich muß Dir ja auch nicht Alles auf die Nase binden," fiel sie ihm in seine albernen Fragen, „übrigens hab' ich nicht Ursache, was zu verschweigen; er machte seinen Anwurf, er sagte, daß er mir gut sei, daß er mich gern haben und mich versorgen werde. Ich mußte aus dem Dienst beim Luchsen austreten, er wollte nicht, daß ich fürder arbeiten soll —"

„Freilich! freilich! Müssiggang ist aller Laster Anfang," sittenspröchelte Pietro.

„Nun, s'thut Einem auch wohl," antwortete sie trocken, „wenn man sich Monate lang geplagt hat und man kann sich dann auf's Polsterl setzen, ausrasten und die Hände in den Schoß legen, wie ich es jetzt thue, in meinem eigenen Quartier".

„Aber was soll denn endlich draus werden, Ploni?"

„Das weiß ich nicht, ich überlaß' es halt unserem Herrgott."

„Unser Herrgott mag von einer solchen Liebschaft nichts wissen."

„Ach Peterl, Du würdest anders reden, wenn Du wußtest, wer — und wie der Mann ist, den ich liebe".

„Du liebst ihn also?"

„Vom ganzen Herzen, sonst hätt ich mich ihm nicht hingegeben."

„Hingegeben!" stöhnte Pietro und verhüllte sein Gesicht mit den Händen, denn der letzte Funke von Hoffnung, der noch in seinem Herzen glimmte, war mit diesen Worte erloschen.

„Wenn's so ist," sagte er dumpf, „dann habe ich freilich hier nichts mehr zu suchen."

„Es kommt mir auch so vor," sagte sie nicht ohne einige Bewegung.

Und da steckte die Magd den Kopf zur Thür herein und fragte:

„Mamsell Ploni, soll ich Feuer machen? Der Herr wartet nicht gern."

„Ja, ja," antwortete die Frau vom Hause, „mach nur einstweilen Feuer. Ich komme dann schon selber hinüber in die Küche, denn das Braten der Würste laß ich mir nicht nehmen."

„Wie's beliebt," meinte die Magd etwas pikirt und zog sich zurück.

Abermals waren die Verliebten von ehedem allein miteinander.

„Peterl," sprach Apollonia milde, „s'ist Zeit, wir müssen von einander Abschied nehmen, und zwar für immer und ewig. Behüt' Dich Gott."

Und sie streckte ihm die Hand entgegen, die klein, weiß und weich war.

Er aber stieß diese schöne Hand mit Entrüstung von sich und rief:

„Ich nehme die Hand nicht an, die einer Solchen gehört. Möge es Dich nie reuen, Du falsche, mißrathene, ehrvergessene Person, daß Du ein Herz verstoßen und gebrochen hast, welches so treu an Dir hing. Vielleicht gedenk'st Du einmal dieser Stunde. Adjes!"

Und damit rumorte er zur Thür hinaus, rannte in die Küche hinaus, wo er sein Molterl holte, der Köchin noch ein paar Grobheiten sagte und verschwand.

Die arme Ploni aber, die so schmerzlich Gescholtene, setzte sich zum Fenster, durch welches die letzten Strahlen der Abendsonne hereinfielen auf ihr blaßes Gesicht und weinte bitterlich.

Der Peterl aber maschirte trotzig heim, warf das Molterl in die Wurstküche, daß es, wenn von minder hartem Holze, jedenfalls in Trümmer gegangen wäre, hängte die Schürze an einen Nagel und schritt dann trotzig in den Hof hinaus.

Vater Pusterlengo saß an seinem gewohnten Platze, den gewohnten vino nero trinkend.

Man wird finden, daß Signore Tomaso dieser Beschäftigung sehr häufig oblag; je nun, die damaligen Geschäftsleute rauchten nicht, — das Rauchen war damals noch auf die vornehmen Leute beschränkt, — was hätten die Bürger denn thun sollen als trinken?

Und so tranken sie denn viel und gut, — denn der Wein war gut und echt, und so billig dabei, daß der echte Weinbeißer von heute nur bedauern kann, nicht vor hundert Jahren geboren worden zu sein.

Digitized by Google

„Nun wie ist's, Pietro?“ fragte der Alte lauernd, „haben unsere Würste Anwerth gefunden?“

„Kann's nicht wissen, — hab' auch nicht darnach gefragt,“ antwortete der Sohn trotzig.

„Schau! schau! wie kurz angebunden, hat Dir gewiß die noble Madame dort so gefallen, daß Du auf unsere Würste ganz vergessen hast.“

„Könnt mich haben!“

„Hast Du sie gesehen?“

„Hm ja.“

„Ist sie jung? sauber? Ist's der Mühe werth, daß der Alte so viel Geld für sie ausgibt?“

„Herr Vater, ich will Ihm was sagen,“ entgegnete der Sohn, „Er ist ein alter Schlaucherl und Pfiffigone, braucht mich aber deswegen für keinen Dummkopf zu halten.“

„Warum denn, Petruccio? ich verstehe Dich nicht, was meinst Du denn?“

„Der Herr Vater weiß recht gut, an wen Er sein Häusel vermiethet hat, und daß das Weibsbild, so dort ihr Sündenlager aufgeschlagen hat, Niemand Anderer ist, als unsere einstige Köchin, die nachherige Kellnerin vom Luchsen und — mein ehedemiger Schatz.“

Dabei mußte Peterl fürchterlich würgen, um nicht abermals in Weinen auszubrechen.

Signore Pusterlengo senior aber erhob sich von seiner Bank, streckte die Hand vor und sprach mit jenem Pathos, durch welches später Modena, Rossi und Salvini berühmt geworden:

„Und wenn's so wäre, Du gottloser Bub, mußt Du mir dann nicht ewig dafür danken, daß ich Dir die blöden Augen geöffnet, und Dich überzeugt habe, welcher Art das Weibsbild ist, für das Du wie ein Feuer entbronnen warst. Siehst Du jetzt ein, daß Dein Vater Recht hatte, — aber das Ei will immer gescheidter sein, als die Henne, und das sind dann die Folgen. Es braucht nur der nächstbeste alte Geck zu kommen, mit einer Hand voll Geld und die sittsame Jungfer ist ihm zu Willen und wird eine H . . . — o pfui Teufel!“

„Der Herr Vater ist doch an allem Schuld, denn hätte Er seine Einwilligung gegeben, so wär's mit ihr nicht so weit gekommen.

„Wär' mir eine saubere Schwiegertochter gewesen, die hätte Dir nach einem halben Jahr Hörner aufgesetzt, wie die vom schönsten Gamsbock.“

„Wer weiß! wer weiß!“

„Ich weiß es, und gerade in dieser Affaire hat's Dein Vater wieder bewiesen, was er für ein gescheidter Mann ist.“

Ohne dieses Selbstlob mit einem Wort zu bestätigen, zog Pietro seinen weißen Spenser aus, und legte dafür einen braunen Rock an. Das grüne Kappel schleuderte er weg, und stülpte jenen Dreispitz auf, den damals alle Männer trugen.

„Was thust Du denn?“ frug der Salamimacher etwas verdutzt.

„Das sieht der Herr Vater ja,“ antwortete der Sohn trotzig, „fort gehe ich.“

„Wohin denn, wenn man seiner Gnaden, Herrn Pietro Pusterlengo, fragen darf.“

„In's Wirthshaus geh' ich, — ich will mir einen Rausch saufen, bis ich nichts mehr von mir weiß.“

Es war dies ein Mittel, welches damals in solchen Fällen gewöhnlich angewendet wurde, wenigstens weit angenehmer und weniger gefährlich, als die Mittel unserer heutigen, unglücklich Liebenden, welche den abgeschabten Phosphor der Zündhölzchen in den Kaffee schütten, zur Laugen-Essenz greifen, sich an einen sichern Ast im Prater oder auf dem Galizinberg hängen, von den verschiedenen Kettenbrücken in die Donau springen, oder mit Rasirmesser, Revolver und Cyankali das ihnen unerträgliche Dasein vernichten.

Wir würden den jungen Leuten die alte Methode als die praktischere empfehlen.

„Das wirst Du bleiben lassen,“ rief der alte Pusterlengo, „sei so gut und komm' mir mit einem Rausch zu Haus, — ich hau' Dich “ —

„Das wird wieder der Herr Vater bleiben lassen, denn ich bin so rabbiat —

„Was, Du drohst mir, Du frecher, nichtsnutziger Kerl?“

„D'rum laß' mich der Herr Vater fort, sonst geschieht ein Unglück, — es muß überhaupt ein Unglück geschehen, ich weiß nur nicht was?“

Digitized by Google

„Nun, so schau, daß Du irgendwo hinunterfällst und Dir das Genick abstoßest, dieses Unglück wär doch ein Glück für mich, wenigstens hätt' ich Dich los."

Man darf aber nicht glauben, daß es der alte Tomaso so schlimm meinte, als er redete.

„Der Herr Vater hat Recht", sprach Pietro, „ich küß' die Hand, ich gehe."

Und er trollte sich zur Thüre hinaus, der alte Pusterlengo schenkte sich das Glas auf's Neue voll und murmelte italienisch:

„Mag er gehen! Und wenn er sich einen Rausch saust, so ist das das Allergescheidteste, was er thun kann; hab's damals auch gethan, wie mir in Roveredo die kleine Marietta — — na, die Zeiten sind vorbei, denken wir nicht mehr daran."

Und der alte Salamimacher trank sein Glas leer.

Inzwischen stieg Pietro finster und gedankenvoll von den Höhen Gumpendorfs hinab in die Niederungen des „Ratzenstadtls", oder wie der officielle Ausdruck lautet, „Magdalenagrund". Der Name „Ratzen"-Stadtl erklärt sich wohl von selbst, wenn man bedenkt, daß die langgeschwänzten Ungethiere dort am Wienufer ihren Lieblingsaufenthalt hatten. Auch „Laderdörfel" wurde die kleine Colonie häufig genannt, weil die Damen, welche mit Seifenladen die Wäsche reinigten, das Wienwasser dann zum „Schwaben" (Schweifen) benützten.

Wir haben schon erwähnt, wie es damals in jener Gegend aussah; der ganze Magdalenagrund zählte nach Weißenbäck's Topografie vom Jahre 1770 nicht mehr als 22 Häuser und da man damals sehr wenig baute, so standen zur Zeit unserer Erzählung kaum um 5 oder 6 Häuser — Hütten wäre richtiger — mehr daselbst.

Doch erfreute sich der kleine Bezirk einer gewissen Wohlhabenheit und war wegen der Lebensluft, aber auch wegen der Roheit und Rauflust seiner Bewohner berüchtigt.

Eingepfarrt war St. Magdalena, das keine eigene Kirche besaß, zu den Barnabiten in Mariahilf und Sonntags stiegen die Leute vom Ufer der Wien mit ihren Betbüchern und Rosenkränzen den steilen Berg hinan zur Pfarrkirche der Mutter Gottes Mariahilf, — denn eine wahre Gebirgspartie war's, vom Ufer der Wien bis zum Gotteshause auf der Höhe und die schmalen Pfade hoben sich so steil bergan, daß man manchmal durch eingefügte Holztreppen des Weges Steilheit mindern mußte; denn um keinen Preis hätten die frommen Magdalena-Gründler Predigt und Messe, Hochamt und Segen versäumt, was trotz der Josefinischen Reformen damals zur Tagesaufgabe eines echten Wiener Vorstädters gehörte.

In den etlichen zwanzig Häusern hantirten vorzugsweise solche Gewerbsleute, die sich mit dem Verkaufe von Lebensmitteln befaßten, da war ein „Kramer", wie man damals die kleinen Kaufleute nannte, ein Selcher, das Ablegegeschäft eines Fleischhauers von Gumpendorf, zwei Greißler, drei Wirthe und ein Brandweiner.

Merkwürdiger Weise befanden sich auch ein Barbier und ein Friseur in der kleinen Gemeinde, was man sich erklären wird, wenn man bedenkt, daß damals Niemand einen Bart trug, folglich sich Jeder täglich rasiren lassen mußte, während die Mode verlangte, daß sich Jeder Tag für Tag frisiren und einpudern, die Toupets (ailes de pigeon) eindrehen und den Zopf regelrecht einwickeln lassen mußte.

Die Friseure spielten damals eine gar wichtige Rolle.

Der einzige Brandweiner des Grundes — die Gifthütten, welche jetzt wie Pilze aufschießen, kannte man damals noch nicht und die Polizei duldete ihr Ueberhandnehmen nicht — hieß Chrisostomus Zwickl und sein Schild hieß: „zur Flucht in Aegypten", die wörtliche Uebersetzung des lateinischen Fuga in Aegyptum.

Herr Zwickl besaß ein ganz kleines, finsteres Lokal, angefüllt mit dem Duft der Spirituosen, welche hier „stamperlweis" ausgeschänkt wurden, denn das kleine Glas, in dem man Schnaps kredenzt, nannte der Wiener damals und nennt es noch heute ein „Stamperl."

Auch die Gesellschaft bei Herrn Zwickl war klein, aber gewählt.

Digitized by Google

Da ſaß an einem kleinen, vor Alter glänzenden ſchwarzholzigen Tiſche Herr Jagendorfer, genannt der Jagendorfer Poldl, ein ehemaliger Deutſchmeiſter und „g'hauter Kerl", wie der Wiener ſagt, der während ſeiner vierzehnjährigen militäriſchen Laufbahn viele hunderte von Stockſtreichen und viele tauſende von Spießruthenhieben bekommen hatte. Vor ihm ſtand ein Stamperl „Kimm und Aneis".

Der zweite war ein rieſiger Wäſcher, Herr Antoni geheißen, ein gefürchteter Raufer, von dem es hieß, daß, wo er hinſchlage, kein Gras mehr wachſe. Seine rothglühende Naſe beurkundete ſeine Lieblingsneigung und die Arme mit den aufgeſtreiften Hemdärmeln lagen wie zwei Keulen vor ihm auf dem Tiſche. Er hatte bereits ein halbes Dutzend „Salzſteckerln", ein damals ſehr beliebtes, jetzt verſchwundenes Gebäck, das Stück zu 1 Kreuzer Wiener Währung verzehrt und zu jedem Fleckerl ein Stamperl „Priminzen" getrunken, wie man damals den aus der Pfeffermünze (mentha piperita) fabricirten Brandwein nannte.

Das war die ganze Geſellſchaft bei der „Flucht in „Aegypten", der Herr Zwickl ſtand hinter ſeinem Schanktiſch, um ſeine geehrten Gäſte nach Wunſch zu bedienen.

Zu dieſer Elite des Ratzenſtadtls geſellte ſich als Dritter im Bunde Herr Pietro Puſterlengo, der Sohn des Wurſt- und Salami-Fabrikanten von Gumpendorf.

Das Erſcheinen einer ſo illuſtren Perſönlichkeit erregte nicht geringes Aufſehen.

„Schumſter Diener, Herr Nachbar", rief Zwickl, die Kappe rückend.

„Schumſter Diener, Herr Nachbar", wiederholten die beiden würdigen Gäſte.

„Schumſter Diener, meine Herren", ſprach Pietro den Hut lüftend.

Jenen unſerer Leſer, die keine Wiener ſind, ſchulden wir eine Erklärung des ſeltſamen Wortes „ſchumſter". Der höfliche Gruß lautete urſprünglich „gehorſamſter Diener". Der Wiener ſprach es faſt ſchwäbiſch oder tiroliſch „g'horſchamſter Diener", in ſeiner Maulfaulheit ließ er endlich das „g'hor" weg und es blieb nur der „ſchamſter Diener" zurück, aus dem die Wiener Verſtümmlungswuth, die ſich zum Glücke nur an Worten, nicht an Menſchen übt, endlich den „ſchumſter Diener" fabricirte.

Herr Puſterlengo junior blieb an dem Tiſche ſtehen, an welchem der Herr Antoni und der Jagendorfer Poldl ſaßen, die ſich durch dieſen Zuwachs nicht wenig geſchmeichelt fühlten.

„Wo muß man denn das hinſchreiben?" meinte der Wäſcher.

„Da ſollt man ja gleich den Ofen einſchlagen", ſetzte Herr Zwickl hinzu.

„Das iſt ja eine völlige Ehre", ſchmeichelte der alte Deutſchmeiſter, „wenn ein Gumpendorfer in's Laderdörfel herüberkommt — und muß ſeinen beſonderen Grund haben."

„Den hat's allerdings", meinte Pietro und der Jagendorfer Poldl blinzelte ſeinem Freunde, dem Wäſcher Antoni, verſtändnißinnig zu, als ob er ſagen wollte:

„Aufgepaßt! Der braucht uns."

Peterl aber war heute in einer ſocial-demokratiſchen Stimmung; allerdings fehlte damals noch dieſes Wort, ſowie der Begriff, aber im Herzen trug er die Sache und alſo ſprach er:

„Warum ſoll Einer aus Gumpendorf nicht herüber kommen auf den Magdalenagrund? Ein Menſch iſt wie ein andrer Menſch und die Menſchen von Gumpendorf ſind auch nicht mehr, als die vom Ratzenſtadtl.

„Sehr wahr; ſehr richtig!" beſtätigten die beiden Schnapstrinker ganz erſtaunt.

„Iſt's erlaubt, ſich hierher zu ſetzen?" fragte der Sohn des Salamimachers.

„Auf alle Weis", antworteten die beiden Herren Nachbarn, damit eine Redensart anwendend, die in Wien allgemein üblich, gleichwohl aber in ihrer Albernheit unerklärbar iſt.

Pietro hing ſeinen Hut auf einen Nagel, ſetzte ſich dann zu dem kleinen Tiſche und ſprach:

„Sintemalen ich aber heute zum erſten Male hier bin, ſo müſſen die Herren ſchon erlauben, daß ich meinen Einſtand zahle."

„Wir werden doch nichts einzuwenden haben", meinte der Deutſchmeiſter.

Digitized by Google

„Wird uns eine beſondere Ehre ſein", ſetzte der Wäſcher Antoni hinzu.

„Herr Zwickl", befahl der junge Puſterlengo, „ein Seitl „Nuß" und drei Gläſer."

„Nuß", das iſt Nußbrandwein, nannte man jenes Getränke, das man durch unreife grüne Nüſſe erzeugte, die in Spiritus gelegt und mit allerlei Ingredienzien gemengt, Monate lang in der Sonne ſtehen mußten, bis ſie den rechten „Geruch" erreichten.

Der Nuß war ſehr beliebt, aber nicht billig, denn ein Seitl koſtete 12 kr.

Die beiden Herren machten alſo ſehr freundliche Geſichter als ſie die Beſtellung hörten, Herr Zwickl beeilte ſich, aus einer großen Extraflaſche das verlangte Quantum des edlen Getränkes in eine Seitelflaſche zu füllen, ſtellte dieſe auf den Tiſch, dazu drei „Stingelglaſeln", wie man gut wieneriſch ſagt, die er zuvor mit ſeiner blauen Schürze ſorgfältig reinigte, daß auch nicht ein Stäubchen drinnen blieb, dann ſchänkte er ſelbſt die Gläſer voll und ſprach:

„Den bitte ich mit Andacht zu trinken, 's iſt mein allerbeſter."

Und die Herren Nachbarn griffen nach den Gläſern und goſſen den Inhalt hinter die Binde, Peterl nicht ohne Huſtenreiz, denn der „Nuß" war ſehr ſtark, die andern beiden aber mit dem Wohlbehagen, welches der echte Schnapsbruder immer empfindet, wenn er ſeinem Lieblingsgelüſte nachkommt.

„Allen Reſpekt, Herr Zwickl", ſprach Jagendorfer, „der macht Ihnen Ehre."

„Das iſt etwas ganz Appartes," ſetzte der Wäſcher Antoni hinzu.

Peterl hätte vielleicht auch einen Lobſpruch auf den „Nuß" losgelaſſen, wenn ihn der Huſtenreiz nicht zu ſehr im Halſe gekitzelt hätte.

Endlich aber begann er ein „Salzfleckerl" zu kauen; während die Andern friſch einſchänkten und ſchweigend tranken, hatte er das Redehinderniß endlich ſoweit überwunden, daß er ſagen konnte:

„Meine Herren! ich habe Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen!

„Nur zu!" meinte der Deutſchmeiſter.

„Wir ſtehen dem Herrn zu Dienſten," ſetzte der Wäſcher hinzu.

„Ich hab einen Schatz," begann der unglückliche Liebende.

„Und hoffentlich einen ſaubern," mengte ſich der Brandweiner in's Geſpräch, „denn warum ſoll ein ſo ſaubrer Mann, wie der Herr Peterl, nicht auch eine ſaubre Dirn haben."

Aber ohne durch dieſes Brandweineriſche Kompliment im mindeſten gerührt zu ſein, fuhr Pietro fort:

„Eigentlich hätt' ich ſagen ſollen: Ich hab' einen Schatz *gehabt*."

„Ah ſo! hat Er ſie verloren! iſt ſie Ihm geſtorben."

„Oder untreu worden?"

Peterl nickte mit dem Kopfe und ſagte gar beweglich:

„Das letztere iſt's, meine Herren Nachbarn. Untreu iſt ſie mir worden, einen Andern hat ſie ſich genommen, — und ich hab' das Menſch doch ſo gern gehabt."

Wir hatten bereits Gelegenheit zu erklären, daß der Ausdruck „Menſch" damals nicht im verächtlichen Sinne angewendet wurde, wie heut zu Tage, ſondern daß man Frauenzimmer, der untern Klaſſen, beſonders Mägde und Dienſtboten aller Art für gewöhnlich ſo nannte; im Hof-Schematismus von 1758 kommen „Kuchel-Menſcher," „Extra-Menſcher," und „Strapazier-Menſcher" vor. Bei Hofe!!

„Mach Er ſich nichts draus, Herr Puſterlengo, — Er weiß ja wie's im Liedl heißt", ſprach tröſtend der Deutſchmeiſter:

Ob'n bei dem Tannenbaum
Zwigerzt ein Grill,
Was liegt am Menſch mir dran,
Das mich nicht will.

„Und ſo ein ſaubrer Kerl obendrein, wie Er," ſetzte der Wäſcher Antoni hinzu „er hat's doch nicht nothwendig, um ſo eine ſchlechte Perſon zu raunzen, — wo Er hinſchaut, braucht er nur „Haferl" zu ſagen:

Fünf Buſchen ſteh'n am Gartenrand
Ein jeder voller Bladl (Blätter)

Digitized by Google

Fünf Finger ſein an meiner Hand
An jedem hängt ein Mädel!

Aber wehmüthig ſchüttelte der arme Peterl den Kopf, als er erwiderte:

„Die Herren haben leicht reden, — s'geht Einem halt doch zu Herzen, — und wenn's Einem hier ſo recht weh thut, was gibt's da für ein Mittel? für eine Medizin?"

„Ein Seitl Nuß, mit des Herrn Pufterlengo Erlaubniß," ſprach der Jagendorfer Poldl, indem er die leere Flaſche dem Brandweiner zur friſchen Füllung reichte.

„Ja, das iſt das Wahre!" rief Peterl, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Gläſer tanzten, „der Schnaps iſt die beſte Arznei, gegen das Herzweh! Herr Nachbar, noch ein Seitl „Nuß" und dann noch ein's, — s'geht Alles auf meine Rechnung, — trinkt, meine Herren."

Die würdigen Schnapsbrüder ließen ſich nicht nöthigen, Herr Zwickl ſchenkte eifrig ein und alle drei, ſelbſt Peterl, deſſen Halskitzeln ſich verloren hatte, ſprachen dem „Nuß" eifrig zu.

Bei dem Verliebten zeigten ſich die Wirkungen des ungewohnten Getränkes nur zu ſchnell.

Seine Augen wurden immer trüber, ſein Geſicht immer röther, und obwohl er die Stimme über Gebühr erhob, klang dieſelbe doch rauh und heiſer als er ſchrie:

„Wenn mir ein junger Kerl die Ploni weggefiſcht hätte, na ſo könnt ich mir denken, er hat ihr halt beſſer gefallen; ich kann auch ein altes Liedl, welches ſagt:

I woaß nöt, wias kimmt,
Daß d'Feuer ſo brinnt,
Und daß a Bua dem andern
Sein Dirndln weg nimmt!

„Aber s'iſt ein alter, nobler Herr, der das arme Menſch mit ſeinem Gelde verblendet hat, daß ſie ſich ihm verkauft und ergeben hat und ein ſchlechtes Weibsbild geworden iſt. Der Alte iſt Schuld an ihrem Unglück und dem meinigen, — an ihm muß ich mich rächnen."

Damals ſagte man allgemein rächnen ſtatt rächen; man hört es auch heute noch.

Die beiden Schnapsbrüder ſpitzten lauernd die Ohren.

„Was willſt denn anfangen, Kamerad, mit einem ſolchen alten Pflaſtertreter?" fragte der Deutſchmeiſter das vertrauliche Du an die Stelle des „Er" ſetzend.

„Sag' halt," meinte der Wäſcher, „wie Du Dich rächnen willſt."

„Gehaut muß er werden, der Alte," ſchrie Pietro, „daß ihm die Schwarten kracht."

„Hauen? einen alten Mann," wendete der Jagendorfer Poldl ein.

„Er iſt nicht ſo alt," dementirte Pufterlengo, „ſonſt könnte er mir nicht bei einem ſo jungen ſaubern Mädel in's Gäu gehen.

„Und nobel iſt er auch," wendete der Wäſcher Antoni ein, „wer weiß, wer er iſt, — mit ſo vornehmen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen."

„Fürchtet Ihr Euch vielleicht?" ſchrie der Erbitterte, „mir ſcheint Ihr ſeid auch zu nichts gut, als zum Saufen."

„Oho!" rief der Wäſcher Antoni, „ſo darfſt Du uns nicht kommen."

„Wenn man ſo was unternimmt," meinte der praktiſche Deutſchmeiſter, „ſo will man doch auch wiſſen, was man davon hat."

„So iſt's!" ſetzte der Wäſcher mit einem vielſagenden Geſichte hinzu.

Da griff Pietro in die Taſche ſeiner langen rothen Weſte, zog aus derſelben zwei Zwanziger und jedem der würdigen Schnapsbrüder einen ſolchen Silberling zuwerfend, fragte er:

„Iſt das genug?"

„Ah freilich! freilich!" riefen die würdigen Herren, jeder faßte ſeinen Zwanziger und ließ ihn in irgend einer Taſche verſchwinden, als ob er fürchte, ihn zurückgeben zu müſſen.

„Na alſo!" ſagte Peterl im Kommandotone „ſo ſind wir einig?"

„Vollkommen!" beſtätigten die beiden Herren Nachbarn.

In den Effektſtücken, welche in damaliger Zeit ſpielen, werden die gedungenen Banditen gewöhnlich mit hundert Zechinen und noch mehr bezahlt.

Digitized by Google

Wie man ſieht, war dieſes Genre in Wien billiger als in Venedig oder Rom, erſtens weil es ſich um keine Ermordung, ſondern nur um eine Durchprügelung handelte, und zweitens, weil ein Zwanziger in damaliger Zeit zu Wien wirklich ſo viel war, daß eine ganze Familie einen ganzen Tag anſtändig davon leben konnte.

Man wird nun die Haſt begreifen, mit welcher die Prügelbanditen ihre Zwanziger einſackten.

„Und wann ſoll die Geſchichte los gehen?“ fragte der Deutſchmeiſter.

„Heute noch,“ erwiderte Pietro, von Rachedurſt erfüllt.

„Aber wo finden wir den noblen Herrn?“ ſprach der Wäſcher Antoni.

„Ihr kennt das kleine hübſche Haus,“ fuhr Pietro fort, „das mein Vater unten an der Wien hat, dort wohnt die Dirn, dort beſucht ſie der Alte.“

„Saubre Parteien hat der Herr Vater,“ ſchaltete Zwickl ein, der ein ſehr moraliſcher und ſittlicher Brandweiner war, „wer hätte das von Herrn Puſterlengo geglaubt?“

„Nicht wahr? das habe ich auch geſagt!“ rief Pietro triumphirend. „O Herr Zwickl, thue Er mir doch den Gefallen und erzähl Er's allen Bekannten, daß mein Vater ſein chriſtliches ehrbares Haus zum Bordell und Schlupfwinkel für ſothanes Liebesgeſindel gemacht hat.“

„Will mir's überlegen,“ meinte der vorſichtige Brandweiner.

„Der Alte kommt heute hin,“ fuhr der junge Puſterlengo fort, „ich weiß es genau, denn ich habe zu dem Sündenmahle die Leberwürſte und Blunzen hingetragen. Wenn er dort iſt, drängen wir in's Haus ein und hauen ihn vor den Augen ſeiner Maitreſſe.“

„In's Haus eindringen?“ replicirte der praktiſche Deutſchmeiſter, „das werden wir bleiben laſſen, — könnte uns gar übel ausgelegt werden. Wir lauern heraußen, bis er weg geht, — rennen im Dunkeln an ihn an, er wird grob werden, ſolche Herren ſind gar keck mit Unſereins, — wir werden noch kecker, noch gröber, ein Wort gibt das andre, der Streit iſt fertig, der in eine Rauferei ausgeht und man kann uns ſchließlich nichts beweiſen, als daß wir bei einem Raufhandel einen Unbekannten geprügelt haben.“

„Der Jagendorfer ſpricht wie ein Buch!“ rief der Wäſcher zuſtimmend.

„Wenn wir ihn vor ſeiner Geliebten hauen,“ fuhr der Deutſchmeiſter fort, „ſo hat er obendrein einen Zeugen, denn Dich kennt ſie und Du wirſt gar bald vor Gericht bekennen müſſen, wer Deine Mitſchuldigen beim Ueberfall des Hauſes waren.“

„Nimmermehr! eher laſſe ich mich in Fetzen hauen!“ rief Peterl pathetiſch.

„Was verſtehſt denn Du, Du Geldſchnabel“, meinte der Deutſchmeiſter mit der ruhigen Ueberlegenheit eines alten Praktikus und Fachmannes. „Es läßt ſich leicht ſagen: Ich laſſe mich in Fetzen hauen, — wenn man nämlich im Wirthshaus beim Glas ſitzt, aber leg Dich nur auf die Sakraments-Bank, wo der Haslinger als Treff About iſt, oder geh' durch die Gaſſe, in der's nicht ein einziges Wirthshaus gibt,*) dann wirſt Du gleich anders pfeifen und einſehen, daß es nicht gar ſo angenehm iſt, wenn das Fleiſch von dem Menſchen in Fetzen herunterhängt.“

Der alte Deutſchmeiſter, der aus eigener Erfahrung ſprach, gab in ſeinen ſchlichten Worten ein treffendes Urtheil über die barbariſche Strafe, die faſt alle Nationen bis in die neueſte Zeit beibehalten haben, zur Schande des Jahrhunderts, das ſich das aufgeklärte nennt.

„Recht hat der Poldl“, beſtätigte auch der Wäſcher Antoni, „wegen des Raufens können ſie Einen höchſtens auf ein paar Stunden einſperren, aber Einbruch in ein fremdes Haus, das iſt etwas ganz Andres, da kann ein halbes oder ganzes Jahr Zuchthaus blühen, und dort iſt mir die Koſt zu ſchlecht.“

„Und Wein oder Schnaps bekommt man gar nicht“, ſetzte der Jagendorfer hinzu, „das iſt alſo nichts für uns und wir bleiben bei dem Plane, wie ich ihn gemacht habe.“

*) Alter Deutſchmeiſterwitz, auf die Gaſſe beim Spitzrutenlaufen ſich beziehend.

Digitized by Google

„Ite, missa est“ *), sprach pathetisch der Wäscher, der als Schuljunge in der Mariahilferkirche ministrirt und sich die meisten Meßformeln gemerkt hatte, die er im Gespräche auf das Unpassendste aber mit dem Bewußtsein anwendete, lateinisch, also sehr gelehrt gesprochen zu haben.

„Nun, so macht's in drei Teufels Namen, wie Ihr wollt!“ schrie Pietro, in dem die Geister des Schnapses mehr und mehr zu wirken begannen, „nur haut ihn, daß er liegen bleibt.“

„Wann brechen wir auf?“ fragte der Wäscher Antoni mit einem Blick auf Pietro.

„Ich denke gleich“, meinte der Deutschmeister, „denn wenn wir hier noch eine Weile bleiben, so bekommt uns der da einen Rausch, daß er nicht stehen kann.“

„Sehr richtig,“ bestätigte der erfahrene Wäscher aus dem Ratzenstadtl.

„Wer hat einen Rausch? hab ich einen Rausch?“ fragte Peterl zornig, der wie alle Betrunkenen nicht zugeben wollte, daß ihm der Alkohol zu Kopfe gestiegen, „Herr Zwickl, noch ein Seitl Nuß.“

Es ist ebenfalls eine charakteristische Eigenschaft der Betrunkenen, daß sie nie genug haben, sondern immer neue Quantitäten des verhängnißvollen Getränkes bestellen wollen.

„Ja, ja, Peterl,“ sprach der Deutschmeister begütigend, „wir trinken noch ein Seitl. Thu' uns der Herr Zwickl den Gefallen und schenke er uns ein Seitl Nuß in ein Flaschel; wir wollen ihn mitnehmen, denn draußen ist's kühl, s'herbstelt schon und wenn Einen die kühle Nachtluft anbläst, so thut's gar wohl, dann und wann ein Schlüpferl (einen Schluck) zu nehmen, Was sagen die Herren zu meinem Vorschlage?“

„Angenommen!“ rief der Wäscher, zum Schänktisch tretend.

„Mir ist Alles recht,“ lallte Pietro, „wenn der Alte nur gehaut wird.“

Herr Zwickl willfahrte mit großer Bereitwilligkeit, dem Wunsche Jagendorfers und Pietro Pusterlengo zahlte noch um ein Seitl mehr, was ihm ganz einerlei war.

*) „Gehet! die Messe ist aus!“ Die letzten Worte, die der katholische Priester bei der Messe an das Volk richtet.

Hierauf verließen die drei Schnapsbrüder das reizende Lokal „zur Flucht in Aegypten,“ und begaben sich hinaus in's Freie. Die Nachtluft wirkte betäubend auf den rabiaten Salamimachers-Sohn, der Kopf ging ihm um und um, wie man volksthümlich sagt, und dennoch fühlte er sich erleichtert, daß er der Spiritus-Athmosphäre entgangen war, die im Brandweinladen seine Nerven angegriffen hatte. Von Zeit zu Zeit lallte er unverständliche Worte.

Die beiden Genossen zogen ihn, mehr als er ging, bis auf einen kleinen Hügel, von wo man das Sündenhaus am Wien-Ufer beobachten konnte und jeden Menschen sehen mußte, der aus oder ein ging. Auf diesem Hügel stand ein Bild des h. Johann von Nepomuk und um denselben herum vier stattliche Kastanienbäume, der Lieblingsbaum damaliger Zeit. Schon fielen ihre herbstlich gelben Blätter, so oft der Abendwind durch dieselben strich, und bedeckten den grünen Rasen, auf welchem sich die drei Verbündeten aus dem Schnapsladen gelagert hatten.

Pietro war bald eingeschlafen, nachdem er seine neuen Freunde beschworen hatte, ihn ja zu wecken, wenn's Zeit sei und der Alte gehaut werde.

Die beiden Andern saßen regungslos, den Kopf an einen Kastanienbaum gelehnt, das Haus am Wien-Ufer nicht aus dem Auge lassend.

Der Wäscher Antoni pfiff zwischen den Zähnen, nicht lauter als ein Mäuslein pfeift, mit wunderbarer Virtuosität jene reizenden „Deutschen“ — (oder deutsche Tänze), aus welchen unsere jetzigen Walzer hervorgegangen und welche damals von Gaßmann, Huber, ja selbst Mozart in einer Melodienpracht componirt wurden, die eben so merkwürdig ist, wie die Einfachheit dieser lieblichen herzberückenden Tänze, denen später auch Schubert einige Serien folgen ließ, deren Bekanntwerden wir vorzugsweise dem Meister Herbeck verdanken.

Der alte Deutschmeister hätte wohl am liebsten dazu „g e p a s c h t,“ das heißt mit klatschenden Händen im Takt den Rhythmus geschlagen, allein erstens durfte man kein Aufsehen machen und zweitens wäre diese Begleitung für des Wä-

Digitized by Google

schers Mausepfiff doch etwas zu lärmend gewesen, — der Jagendorfer begnügte sich also, mit Finger und Daumen den Takt zu schnalzen, eine landesübliche Art von Vergnügen, in der es die Deutschmeister zu einer großen Virtuosität gebracht haben.

Und so verstrich diese Stunde.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es ist nothwendig, daß wir noch einmal in den Schnapsladen des Herrn Zwickl „zur Flucht nach Aegypten" zurückkehren.

Herr Zwickl war nämlich ein eben so moralischer als vorsichtiger Brandweiner und nach Entfernung der drei Gäste waren ihm allerlei Bedenklichkeiten aufgestiegen.

Konnte die Rauferei, der Ueberfall, welchen die drei wüsten Gesellen geplant hatten, nicht zu einem blutigen Excesz, zu einer schweren Verwundung, ja selbst zu Mord und Todtschlag führen? Leuten von dem Kaliber, wie sie in Zwickl's Lokal „Nuß" vertilgten, ist Alles zuzutrauen.

Und wenn dann die Sache zur „Polizei" kam, — ein gräßliches Wort für jeden echten Wiener, — wenn man erfuhr, daß in seinem Laden der Ueberfall ausgemacht und vorbereitet wurde, welche Verdrießlichkeiten und Umlaufereien würde er dann haben!

Es ist merkwürdig, welche Scheu der Wiener vor den Laufereien hat. Derselbe Wiener, der auf einer Landpartie von 5 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends durch die Wälder, durch die Auen, über Berg und Flur wandert, in einem Schritte, der an den Laufschritt des Militärs erinnert, scheut sich, den zehn Minuten langen Weg bis zur Behörde zu machen.

Und gar die Polizei! — Obwohl dieselbe heut zu Tage so human, liebenswürdig, höflich und dienstbereit auftritt, daß die Fremden sich nicht genug wundern können, so wird sie doch von den Einheimischen mit einer gewissen Scheu aufgefaßt, die aus den Tagen Metternichs und Sedlnitzky's stammt und noch nicht ausgerottet werden konnte.

Und nun erst in damaliger Zeit! Man wird die Angst des Herrn Zwickl begreifen.

Welches Mittel gab es aber, den Laufereien zur Polizei zu entgehen?

Nur Eines: Wenn man sofort zur Polizei lief und Alles anzeigte.

Gedacht, gethan! Herr Zwickl pfiff in den Keller hinab und diesem entstieg ein struppiger Hausknecht, der dort mit verschiedenen Manipulationen beschäftigt, jetzt seinem Herrn mit schläfrig verstoffenen Blicken anglotzte und fragte:

„Schaffen?"

Dieses Wörtlein macht den uns Besuchenden viel Kopfzerbrechen: „Schaffen's Blumen?" rufen die Kinder am Semmering den Reisenden zu und der Norddeutsche wird sofort witzig und meint: Hat die Lust hier eine solche Kraft, daß der Mensch zum Schöpfer wird und Blumen „schaffen" kann.

Und doch ist das Ding so leicht erklärbar. „Was werden Sie anschaffen? (befehlen?)" fragt der Wirth den Gast und die Vorsilbe „an" weglassend spricht er dann: „Was schaffen Sie?" oder noch kürzer: „Schaffen?"

Herr Zwickl antwortete seinem Hausknecht:

„Lenhartl (Leonhard) — Du wirst im Laden bleiben und die Gäst bedienen, die allenfalls kommen, — sauf mir aber nicht zu viel, sonst kannst mit dem Geld nicht umgehen und gibst mehr heraus, als Du einnimmst."

„Werd's schon dermachen," sagte der ehrliche Steyrer.

Herr Zwickl zog aber seinen Braten-Rock an, nahm Hut und Stock und rief seinem getreuen Leonhard zu:

„Behüt Dich Gott! Ich werde so lange nicht ausbleiben."

„Buß die Hand, Herr Zwickl," antwortete der Hausknecht und pflanzte sich hinter den Schänktisch, nach Entfernung des Herrn mit einem „Stamperl Un'bleichten" sich für sein neues Amt vorzubereiten.

Der vorsichtige Brandweiner aber eilte spornstreichs — wenn man diesen Ausdruck von einem Fußgeher gebrauchen darf, — zur Polizei, die sich damals in Mariahilf im Hause „zum blauen

Digitized by Google

Stern“ befand und vom Wiener Magistrat im übertragenen Wirkungskreis ausgeübt wurde.

Man muß sich aber kein weitläufiges Bureau mit vielen Amtszimmern, Beamten und Polizeidienern vorstellen, wie heut zu Tage. Die ganze Behörde von Mariahilf verfügte über ein Amtszimmer, in welchem ein Magistrats-Adjunkt und ein Praktikant fungirten und an welches ein Kabinet stieß, in dem die Herren sich waschen, speisen und auch schlafen konnten. Vor der Thüre über den Gang weg beherbergte ein kleines finstres, schmutziges Zimmer zwei Amtsdiener, und zu ebener Erde, — denn die angeführten Lokalitäten befanden sich im ersten Stocke, — nahm eine ziemlich große Wachtstube ein Dutzend Polizeisoldaten oder „Polizeiwacht,“ wie man damals sagte, sammt ihrem „Wachtmeister“ auf, der vor seinen Untergebenen das voraus hatte, daß er täglich um 7 kr. mehr Löhnung hatte, und auf einer eigenen Pritsche schlief, während die Soldaten, die täglich gewechselt wurden, zum Schlafen eine große Ensemble-Pritsche benützten. Der hintere Trakt dieser Stube war von dem Vordertrakte durch ein hölzernes Gitter (Gattern) getrennt und wurde als Kotter (Arrest) benützt; die eventuellen Arrestanten lagen auf Holzbänken, so Männlein als Weiblein, denn da die ganze Wacht und der Wachtmeister obendrein jeden Augenblick durch das Holzgitter auf die Häftlinge schauen konnten, so war jeder Unfug unmöglich, nöthigenfalls stiftete der Scheckel (eine Lederpeitsche) Ordnung.

In solchem primitiven Zustand befand sich die Polizei von Mariahilf in dem Augenblicke, als Herr Zwickl seinen Kopf zur Thüre der Wachstube hineinsteckte und fragte:

„Ist der Herr Wachtmeister nicht zugegen?“

„Ja wohl,“ antwortete eine tiefe Baßstimme, „da bin ich. Was gibts? was will der Herr?“

„Könnte ich nicht die Ehre haben,“ sprach der vorsichtige Brandweiner de- und wehmüthig, „ein paar unterthänige Worte mit dem gestrengen Herrn Wachtmeister unter vier Augen zu sprechen?“

„Die Ehre kann Er schon haben“, antwortete der Wachtmeister, „bleib' Er nur draußen im Vorhause, ich komme gleich hinaus, denn der alte Wachtmeister Grillensieder ist nicht stolz und hoffärtig, sondern leutselig und herablassend gegen jeden Menschen.“

Nach dieser Lobrede auf sich selbst, hängte der Mann, welcher wirklich den schönen Namen Grillensieder führte, seinen Säbel um und trat hinaus in's Vorhaus, welches durch eine Stall-Laterne glänzend erleuchtet war, während die ganze Wachtstube sammt Keller sich nur des kläglichen Lichtes erfreute, das von einer trüben, rauchenden Unschlitt- oder sogenannten Schusterkerze ausging.

Um sich recht imposant zu gestalten, setzte der Wachtmeister Grillensieder auch den Hut auf und nahm den Rohrstock in die Rechte. So erschien er in aller Herrlichkeit der damaligen Wache, d. h. in einem hechtgrauen Rocke, der wie ein moderner Duäcker auseinander fiel, die gelbe Weste und die gelben Hosen zeigend, blaue Aufschläge und schwarze Kamaschen erhöhten das Imponirende dieser Uniform und malerisch dazu paßte der über quer aufgesetzte Zwiespitz, aus dessen Falten ein rother „Stößl“ von Wolle empor ragte.

Dazu denke man sich die majestätische Gestalt des sechs Fuß hohen Wachtmeisters mit der sanft gerötheten Nase und man wird's begreifen, daß der vorsichtige Brandweiner vor dieser herrlichen Erscheinung zusammenknickte.

„Na also, was will der Herr?“ fragte der Wachtmeister.

„Ich komme, um unterthänigst eine Anzeige zu machen,“ erwiderte Zwickl.

„Dann muß ich vor Allem wissen, wer der Herr selbander ist?“

„Ich bin der Zwickl, der Chrisostomus Zwickl, der Brandweiner aus dem Ratzenstadtl.

„Aha! weiß schon! Gutes Geschäft, altes Geschäft.“

„Gehorsamst aufzuwarten, ja. Und wenn mir der Herr Wachtmeister einmal die Ehre geben wollte, auf ein Stamperl extra Guten. —“

„Ich schlag Ihms nicht ab, Herr Zwickl, denn ich bin ein Freund von Kümmel, Vanille, Rosoglio.“

„Sollen auf's Beste bedient werden, Herr Wachtmeister.“

Digitized by Google

„Schön, schön, — aber was ist's mit der Anzeige?"

„Der Herr Wachtmeister werden vielleicht wissen, daß der Herr Thomas Pusterlengo, Wurst- und Salami-Fabrikant in Gumpendorf, am Ufer der Wien ein kleines Haus sammt Garten besitzt?"

„Warum soll ich's nicht wissen, wir von der Polizei wissen Alles."

Schon damals wiegte sich die Polizei in diesem schönen Wahn.

„Dieses Haus ist in neuester Zeit vermiethet worden."

„Weiß es, weiß es," erwiderte der Polizeigewaltige.

„An eine Weibsperson, die dort mit ihrem Dienstboten lebt."

„Weiß es, weiß es!"

„Obwohl sie vor einem Vierteljahr selbst noch Dienstbote gewesen und zwar bei dem selbigen Wurstmacher Pusterlengo, der jetzt ihr sein Haus vermiethete."

„Weiß es, weiß es!"

„Und weiß der Wachtmeister auch, wovon selbiges Mensch lebt."

Der Wachtmeister lächelte, als ob er sagen wollte: Auch das weiß ich, wie ich Alles weiß, allein es gibt gewisse Dinge, über die man nicht gern spricht."

Herr Zwickl aber fuhr eifrig fort:

„Sie ist der Schatz, die Maitresse eines alten Herrn, der sie alle Wochen ein paar Mal in dem Schandhause besucht."

Und wieder lächelte Herr Grillensieder mit einem überlegenen Blicke.

„Mein lieber Herr Zwickl," sagte er, „Er hat sich mit dieser Seiner Anzeige ganz unnöthig strapazirt, denn wir gehen darauf nicht ein. Da hätten wir von der Polizei in Wien viel zu thun. Weiß der Herr, was unser großer Kaiser Josef gesagt hat, als ein unternehmender Kerl um die Erlaubniß ansuchte, hier Bordelle errichten zu dürfen? — Er sagte: Unnöthig, man müßte gleich ein Dach über ganz Wien spannen."

Es ist historisch unnachweisbar, daß der große Kaiser diesen Ausspruch gethan, aber das Volk hält daran fest mit einer Zähigkeit, welche den Glauben an alles Dumme charakterisirt.

„Der Herr Wachtmeister ist im Irrthum," sprach der Brandweiner demüthig, „ich bin nicht gekommen, um das Mensch und ihren Liebsten wegen ihres unsittlichen Wandels anzuzeigen. Was geht's mich an! Im Gegentheil, ich bin da, um den alten Steigaufo'Leut vor einem Malheur zu bewahren, so ihm leicht passiren könnte."

„Ah! was denn?"

„Man will den alten Herren halb todt prügeln."

„Wer erfrecht sich?"

„Da ist vor Allem der Sohn des Salamimachers, der junge Pusterlengo, der schon damals, wie das Mensch noch im Dienste war, sich gewaltig in selbiges verschmerirte und jetzt vor Eifersucht wild ist, wie ein Truthahn; in meinem Laden haben sie's ausgemacht, — der Peterl hat zweien Kerln zu saufen gezahlt, und dann noch extra jedem einen Zwanziger gegeben, daß sie den noblen Herrn, der ja weiß Gott was sein kann, recht fest trischaken."

„Wer sind die beiden Andern?"

Der Eine ist ein ehemaliger Deutschmeister, ein alter Lump, der überall dabei ist, wo es Skandal und etwas zu verdienen gibt, genannt der Jagendorfer Poldl."

„Kenne ihn, haben oft genug mit ihm zu thun gehabt."

„Der Andre ist ein Wäscher aus dem Katzenstadtl, Anton Erthofer, genannt der Wäscher Antoni, der größte Raufer und Spektakelmacher auf dem ganzen Grund."

„Kenne ihn gleichfalls. Hat sich ebenfalls diese Woche zu verantworten bei uns, weil er einen Milchmann, mit dem er im Wirthshaus Streit bekommen, halb todt geprügelt hat."

„Sehen der Herr Wachtmeister also?"

„Da ist ja ein recht saubres Kleeblatl bei einander. Und haben sie genau verabredet, die drei Mordlumpen, was sie anfangen wollen?"

„Jo, sie wollen vor dem Salami-Häuserl warten, bis der alte Herr fortgeht, dann wollen sie ihm singend entgegen gehen; einer von ihnen

Digitized by Google

wird wie zufällig recht fest an ihn anrennen und wenn der Herr, wie zu vermuthen, sich darüber aufhält, wollen sie Streit anfangen und so einen Vorwand finden, ihn zu prügeln."

„O Ihr Mordspitzbuben!"

„Es soll aber recht ein nobler Herr sein, vielleicht gar einer vom Hofe, denn sonst hätte sich die Ploni, die bis dahin ein recht braves Mensch war, nicht mit ihm eingelassen."

„Das ist Alles eins", meinte der Wachtmeister mit einer gewissen militärischen Ehrenhaftigkeit, die ihm sehr gut stand, „er ist Einer und sie sind ihrer Drei, — er ist alt und sie sind junge, kräftige Kerle, überhaupt hat Niemand ein Recht, den Andern zu überfallen und zu prügeln, Victorl Laudon! — wozu wär' denn die Polizei da?"

„Also ist der Herr Wachtmeister nicht ungehalten, daß ich die Anzeige gemacht habe?"

„Im Gegentheile, Herr Zwickl, ich bin Ihm recht dankbar und werde sogleich meine Anstalten treffen, zuvörderst werde ich die „Schmier" in zwei Rotten theilen."

Die nächtige Patrouille, welche die Aufgabe hatte, Wirths- und Brandweinhäuser von Vagabunden und Lumpen aller Art so gut zu säubern, wie ein recht Hungriger die Sauce aus einem Küchengeschirre „ausschmiert", wurde damals allgemein „die Schmier", ihr Führer scherzweise „der Schmier-Cadet" genannt.

„Auf jeder Seite drei Mann", fuhr der alte Soldat in seinen strategischen Anordnungen fort, „drei kommen vom Wienufer durch's Ratzenstadtl herauf, die andern drei, denen ich mich als Anführer beigesellen werde, von Gumpendorf herab. Sobald wir singen hören, wissen wir, wo das Centrum, der Mittelpunkt der ganzen Verschwörung, liegt, dort treffen wir zusammen und die Lumpen werden sammt und sämmtlich arretirt."

Man wird finden, daß dieser Feldzugsplan eine frappante Aehnlichkeit mit dem des großen Generals Bumbum im Blaubart hat, allein da vor 90 Jahren diese charmante Operette noch gar nicht existirte, so müssen wir dem Herrn Wachtmeister Grillensieder jedenfalls das Recht der Priorität vindiciren.

Brandweiner Zwickl sah mit Bewunderung auf den großen Strategen.

„Ja, ja, Herr Wachtmeister", sagte er, „auf diese Art wird's schon gehen."

„Na, dann gehe Er nach Hause, Herr Zwickl", sprach der Polizeigewaltige, Grillensieder, „und warte er ruhig den Gang der Ereignisse ab, wenn die Expedition glücklich abgelaufen, sprech ich vielleicht bei ihm auf ein Glas Bittern oder Ungebleichten ein."

„Wird mir die höchste Ehre sein, Herr Wachtmeister", antwortete der vorsichtige Brandweiner, glücklich darüber, daß er seine Denunciation so glücklich an Mann gebracht hatte.

Und dann trollte er sich von den Höhen Mariahilfs wieder hinab in die Niederungen des Magdalenengrundes, das Weitere abzuwarten, während Wachtmeister Grillensieder seine Mannschaft ordnete, um den nächtlichen Feldzug anzutreten.

7. Kapitel.

Der Ueberfall.

Das Wetter hatte sich ziemlich günstig gestaltet. Der aufgehende Mond hatte die herbstlichen Nebelwolken auseinander getrieben, so daß die leuchtende Scheibe klar und freundlich aus den zerrissenen Schleiern des Gewölkes blickte; auch die Kühle war nicht so scharf wie früher.

Pietro Pusterlengo schlief noch immer den Schlaf des Gerechten, der einen Brandweinrausch hat; seine beiden Kumpane plauderten leise miteinander von Dem und Dem.

Auf dem Thurme der Mariahilfer Kirche schlug es ein Viertel auf zehn.

Da öffnete sich das „Thürl" des Salami-Hauses und die beiden Beobachtungsposten unter den Kastanienbäumen, die den h. Johannes von Nepomuk umgaben, sahen es deutlich, wie ein Mann herausgelassen wurde, der von einer Frauensperson Abschied nahm, während eine andere Frauensperson mit einer Lampe in der Hand leuchtete; da die letztere aber rückwärts stand, so konnte

Digitized by Google

man von den Abschied nehmenden Personen nur die schwarzen Umrisse erkennen.

Nichtsdestoweniger hegten der alte Deutschmeister und der Wäscher Antoni keinen Zweifel, daß es der war, den man erwartete.

Der Jagendorfer schlug dem Schlafenden derb auf den Rücken und rief:

„Aufstehen, Peterl! 's ist Zeit."

„Was gibt's denn?" knurrte der schwer zu Weckende.

„Dein Nebenbuhler kommt", zischte ihm der Wäscher Antoni in die Ohren, „der Herr, der Dir Dein Madel weggenommen hat."

Wie von einer Natter gebissen, fuhr der Verliebte empor.

Allein das lange Liegen auf dem feuchten Grase hatte seine Glieder einrosten lassen und er fühlte beim Aufspringen eine gewisse peinliche Steifheit, die gar nichts Behagliches hatte; zudem war sein Kopf wüst von dem genossenen Branntwein, sein Gehirn brannte, kurz Herr Pietro Pusterlengo war in einer so fatalen, miselsüchtigen Stimmung, daß er am liebsten mit dem Teufel gerauft hätte.

„Was habt Ihr denn? was wollt Ihr denn? wie viel ist's denn?" fragte er — gedankenlos seine Helfershelfer austierend.

Die Beiden lachten.

„Du hast ihn schon erfragt," (den Rausch nämlich), meinte der Jagendorfer.

„Weißt Du denn nicht, warum wir da sind?" fragte der Wäscher.

„Ja wohl, ja wohl, um den Lumpen zu hauen, der mir meine Ploni abgefischt hat."

„Na schau, dort kommt er eben."

„Ist er's auch wirklich?"

„Ja wohl, wir haben's gesehen, wie sie ihm ein „Bußl" gegeben und ihm heimgeleuchtet hat."

„Wir wollen ihm noch besser heimleuchten, Kreuzmillion-Donnerwetter," rief wüthend der Eifersüchtige, „Kameraden, vorwärts!"

„Langsam," mahnte der alte Deutschmeister, „wir hängen uns alle Drei zusammen, so sperren wir ihm den Weg ab."

Der Mann, dem alle diese Vorbereitungen galten und der keine Ahnung von dem hatte, was ihm bevorstand, ging inzwischen ruhig den Pfad herauf, welcher von dem Häuschen am Wien-Ufer nach dem Ratzenstadtl führte.

Man wird fragen, ob ein Herr in diesen Jahren, um 1/4 10 Uhr Abends in der stillen, menschenleeren Gegend nicht einige Besorgnisse für seine persönliche Sicherheit hegte.

Darauf müssen wir Folgendes erwidern.

Obwohl damals schon um 8 Uhr das Bierglöckl, auch Lumpenglöckl, geläutet, und um 1/2 9 Uhr die Haus- und Stadt-Thore gesperrt wurden, so daß alle anständigen Leute sich längstens um 9 Uhr im Innern ihrer Häuser befanden, — mithin Gaunern aller Art Gelegenheit zu Attentaten gegeben war, — so herrschte doch damals eine weit größere Sicherheit in Wien, als heutzutage, wo so viele fremde Elemente die gemüthliche Stadt an der schönen blauen Donau zum Tummelplatz ihrer Schlechtigkeit machten. Die Provinz und das Ausland wirft den Abschaum ihrer Bevölkerung nach dem reichen Wien und wir haben Noth, uns dieser Gauner-Invasion zu erwehren.

Damals gehörte Wien noch den Wienern und die wenigen Einwandrer, welche kamen, waren sogenannte „Reichsglieder," ehrliche Schwaben, Baiern und aus den österreichischen Vorländern; diese brachten ihre paar Gulden Geld mit und waren bald in den verschiedenartigen Geschäften wackre Bürger der Stadt geworden, die sie gastlich aufgenommen hatte.

Zudem herrschte in Folge der Sparsamkeit ein allgemeiner Wohlstand, es gab Arbeit in Hülle und Fülle, auch wurde dieselbe gut bezahlt, — die Steuern waren lächerlich gering und die Lebensmitteln so billig, daß selbst der Bettler recht gut lebte, — es gab keine Verzweifelten, welchen die Noth die Mordwaffe in die Hand drückte, ein Raubmord gehörte zu der größten Seltenheit drum machte auch die That Zahlheims, der seine Freundin erschlug, ein solches Aufsehen, daß der Kaiser die von ihm abgeschaffte Todesstrafe für diesen einzelnen Fall wieder zur Geltung brachte und den Raubmörder rädern ließ.

Digitized by Google

Die Leute waren roh, rauf- und saufluſtig, an Kirchtagen und Sonntagen mußte gerauft werden, aber es lag eine gewiſſe Gutmüthigkeit in dem Ganzen, — der Dieb galt als das verächtlichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden und von einem Raubanfall auf offener Straße hörte man, obwohl die Gaſſen in den Vorſtädten damals noch nicht beleuchtet waren, nicht das Mindeſte.

Deshalb konnte der Mann, der das kleine Häuschen am Wien-Ufer verlaſſen hatte, auch mit voller Beruhigung dahin gehen, er wußte, daß ihn Niemand beleidigen werde.

Während er nun mit langſamen Schritten gegen das Ratzenſtadtl zu ſchritt, an deſſen äußerſtem, der Laimgrube, zugekehrten Ende ein Fiaker ſeiner wartete, kamen aus dem Laderdörfl drei Männer ihm entgegen, die in einander eingehängt waren; auch ſchienen ſie etwas angeheitert, wie man heut zu Tage ſagen würde, oder „Sumſer," wie man damals ſagte.

Sie ſangen, nicht ſehr ſchön, aber ſehr falſch, das uralte geiſtreiche Lied:

Der Aehnl-Aehnl und die Ahnl-Ahnl
Than Stanl-Stanl klaub'n,
Da gibt der Aehnl-Aehnl der Ahnl-Ahnl
Mit'n Stanl ane auf d'Haub'n.

Der einſame Wandrer lachte vor ſich hin, indem er murmelte:

„Schau! ſchau! wie's den Leuten gut geht!"

Inzwiſchen war man aber einander ganz nahe gekommen, die drei Sangesbrüder ſperrten den Weg, auf dem kaum drei Perſonen in der Breite gehen konnten, gänzlich ab, blieben ſtehen und ſangen unverdroſſen das ſchöne Lied vom Aehnl-Aehnl und von der Ahnl-Ahnl.

Links und rechts neben dem Gehwege zog ſich ein Straßengraben hin, nach dem Syſteme damaliger Zeit mit Koth und ſtehendem Regenwaſſer.

Nun war es aber für einen Herrn, der Schuhe mit Schnallen und ſeidene Strümpfe trug, außerdem ſehr vor dem Rheumatismus bangte, nicht einladend, da hinab zu ſteigen.

Er blieb alſo ſtehen, ſetzte den Hut tiefer in die Stirne, pflanzte ſein ſpaniſches Rohr gravitätiſch gegen den Boden und ſagte im Tone eines Mannes, der gewohnt iſt, zu befehlen:

„Na, wollt Ihr wohl ausweichen, Ihr Drei da?"

„Weich der Herr ſelber aus," erwiderte der Jagendorfer trocken.

„Wie kann ich denn, Er Einfaltspinſel," rief der reizbare Mann, „ſieht Er denn nicht, daß der Straßengraben hier läuft; ich werde doch Euretwegen nicht hineinſteigen."

„So ſpring der Herr drüber," meinte der Wäſcher Antoni.

„Für einen ſolchen alten Bock wäre das das Allergeſcheidteſte," rief der racheglühende Pietro Puſterlengo.

Der Mann ſah den Burſchen mit dem unglaublichſten Ausdrucke der Verwunderung über eine ſolche Keckheit an.

„Ich werde gehen, wo es mir beliebt," erwiderte er, „und Dich nicht fragen, Du dummer Bub."

„Dummer Bub?!" wiederholte Peterl wüthend, „was? Schimpfen auch noch?"

„Jetzt hab' ich's ſatt," rief der Mann, der nicht gewohnt war, mit ſich ſpielen zu laſſen, „auseinander alle Drei, oder mein ſpaniſches Rohr wird auf Eurem Rücken einen Contre-Marſch trommeln, daß Euch Hören und Sehen vergehen ſoll."

„Oho! da müßten wir auch dabei ſein," ſagte der Jagendorfer, „was meint denn der Herr, mit wem Er's zu thun hat?"

„Mit drei Erzlumpen, Nachtſchwärmern und verſoffenen Hallodris," ſchrie der erzürnte Fremde, „die hier gar nichts zu thun haben."

„O ſo viel als Er auch, Er Großmaul," antwortete der Wäſcher-Antoni, die Aermel aufſtrickend, „wenn wir herum gehen und ſingen, geht's keinen Chriſtenmenſchen was an, wohl aber, wenn ſo ein alter Sündenhengſt in der Nacht zu einem liederlichen Weibsbild geht und der ganzen Nachbarſchaft ein Aergerniß gibt. Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventatem meam.*)"

*) Ich werde zu dem Altare Gottes treten, zu Gott, der meine Jugend fröhlich macht." — die erſten Worte der Meſſe.

Digitized by Google

Wie wir wissen, liebte es der Wäscher, seine Worte mit Ministrikbrocken aus der Messe zu würzen, deren Sinn er nicht verstand und die darum wie die Faust auf's Auge paßten.

Der Fremde stutzte, wie wußten diese Leute, woher er kam?

Er sollte bald noch mehr überrascht werden.

Der rachegl ühende Pietro rief ihm nämlich zu:

„Hast es nothwendig, Du alter Krippenreiter, den Menschern nachzugehen und arme Dienstboten zu verführen, Du Pfründner aus dem Antoni-Klösterl. Thätest wohl besser, Dein gagelhamenes*) Armen-Sündergestell in ein warmes Bett zu legen und Dein altgebackenes Herz statt mit Berliebnuß mit Kamillenthee zu waschen und Dir ein Hafen-Deckerl aufzuwärmen."

„Bravo! bravo!" riefen die beiden Andern, ganz erstaunt über Peterls urwüchsige wilde Beredsamkeit.

„Ich werd' Euch ein Bravo geben, Ihr Himmelsakermenter", zürnte der Fremde, „zuerst aber muß ich diesem Buben —"

Und er schwang das Rohr.

„Nicht aufreiben", schrie der Deutschmeister, „sonst bekommt der Herr die schönsten Schläg'!"

Nichtsdestoweniger sauste das Rohr des Beleidigten auf Peterl's Schulter nieder, daß dieser einen Schrei des Schmerzes ausstieß.

Aber im selben Augenblicke hatte Jagendorfer das Rohr gepackt und schleuderte es weit von sich, der Wäscher Antoni faßte den Herrn an der Brust, während der erbitterte Pietro ihm in's Genick griff.

All das war das Werk eines Augenblickes.

Der Angegriffene war ganz außer sich, nicht etwa vor Furcht, denn diese kannte er nicht, sondern vor Aerger, daß man es in Wien wagte, Jemanden auf so freche Weise zu einem Streite zu provociren, um ihn dann zu prügeln.

Er wehrte mit den Händen die auf ihn Eindringenden ab und war entschlossen, ehe er's zum Außersten kommen ließ, den frechen Angreifern ein Wort zuzurufen, welches sie sofort niederdonnern mußte.

Aber es sollte nicht so weit kommen, denn in dem Augenblicke, wo der Wäscher Antoni und der Jagendorfer die Hände ausstreckten, um ihr Opfer zu packen und festzuhalten, auf daß dann Pietro seinen Groll mit der Faust an seinem Nebenbuhler auslassen konnte, ertönte plötzlich ein heftiges Pfeifen und ehe sich's die Drei versahen, sausten die Haselstöcke der Polizei auf ihre struppigen Köpfe nieder und eine sonore Stimme rief:

„Ich will Euch lehren, Ihr Himmel-Mord-Elements-Hallunken, wie Räuber ehrliche Leute zu überfallen, — merkt Ihr was? Der Wachtmeister Grillensieder ist da!"

Dieser Name erregte einen gewaltigen Schrecken bei Denen, welche schon mit der Polizei Bekanntschaft gemacht hatten, — sie gaben sofort Fersengeld, verfolgt von den Polizeimännern, allein der Angegriffene rief diesen nach:

„Laßt sie laufen, die Hasenfüße! Aber den Buben da haltet mir fest. Er war der Frechste und Keckeste von Allen, er soll mir seinen Vierziger fressen."

Darunter verstand man in der Kraftsprache damaliger Zeit, daß Einer seine 40 Stockprügel zusammenbeißen sollte, was für einen Anfänger immer genug war.

„Mir Alles eins!" schrie der Betrunkene, in dessen Adern jetzt das wälsche Blut seines Vaters Tomaso zu sieden begann, „es thut mir nur Leid, daß ich diesem alten Sünder, der mir mein Mädel abfischte, nicht das Hirn eingeschlagen habe."

„Da hört Er's selber, Wachtmeister", sagte der Fremde, „er macht gar kein Hehl daraus, daß er einen Todtschlag begangen haben würde."

„Willst Du Dein Maul halten, frecher Lump!" rief Herr Grillensieder und gab dem jungen Menschen eine schallende Ohrfeige, welche Pietro, wenn sie von wem immer sonst gekommen wäre, sofort erwidert haben würde; allein der Polizei gegenüber fiel es damals keinem Menschen ein, sich zu revanchiren und man nahm die Ohrfeige als selbstverständliches Accompagnement einer ordentlichen Arretirung in den Kauf.

„So, Herr Wachtmeister, das wird dem frechen Kerl wohl bekommen", sprach der Fremde, „und

*) Wankend, gebrechlich.

Digitized by Google

führe Er jetzt den Lumpen in den Kotter, ich will den Weg bis zu meinem Wagen schon allein treffen."

Grillenfieder stutzte, dann sprach er:

„Ich möchte doch wenigstens den gnädigen Herrn gebeten haben, mir Hochdero Namen und Adresse anzugeben, — 's ist nur, wenn bei der Protokolls-Aufnahme der freche Kerl leugnen wollte, daß man ihm die Nase darauf stoßen kann."

„Ich werde nicht leugnen", meinte Peterl trotzig.

In der Zwischenzeit aber hatte der Wachtmeister die Blendlaterne, die er angezündet am Gürtel trug, hervorgenestelt, um sie nach dem Gesichte des Fremden zu richten.

„Er hat Recht, Wachtmeister", sagte dieser, „ich bin bei Hofe bedienstet und zwar als —"

In diesem Augenblicke fiel der Strahl der Blendlaterne auf sein Gesicht und tödtlich erschrocken rief der Wachtmeister:

„Es ist schon gut, ich habe die Ehre, Allerhöchstdieselben zu kennen."

Der Fremde legte den Finger auf den Mund.

„Pst!" machte er.

„Sehr wohl!" erwiderte er mit der tiefsten Reverenz, die je ein Wachtmeister gemacht hat.

Nochmals deutete der Fremde auf den verdutzt dastehenden Pietro und sprach:

„Auf den da gebt mir besonders Acht, er scheint der Anstifter und Rädelsführer des ganzen Complottes zu sein."

„Das bin ich auch", schaltete der junge Pusterlengo mit einem gewissen Stolze ein.

„Man wird Dir den Gusto zu dergleichen vertreiben", meinte der Fremde, „der Haslinger ist die beste Tinktur, um Deinesgleichen den Uebermuth auszutreiben."

Dann griff er in die Hosentasche, zog aus derselben zwei Goldfüchse und selbe dem Wachtmeister hinreichend, sprach er:

„Da, Wachtmeister, da sind zwei Dukaten für die gehabte Bemühung, der eine für Ihn, der andere für die Mannschaft, daß sie ein Glas Wein auf mein Wohl trinkt.

„Wir küssen die Hände", stammelte Herr Grillenfieder und die übrigen Polizeisoldaten murmelten etwas, was wahrscheinlich dasselbe bedeuten sollte.

Der Fremde legte den Finger grüßend an den Hut und wanderte weiter gegen das Ratzenstadtl zu in die Nacht hinein.

Den unglücklichen Sohn des Salamimachers aber nahmen die Polizeisoldaten in die Mitte und der Wachtmeister Grillenfieder brummte ihn an:

„Da hat Er was Saubres angefangen, Er vertrakter Wurst-Peterl. Der Mühe werth wegen eines Weibsbildes! Er kann sich auf was Tüchtiges gefaßt machen. Halb links! vorwärts, marsch!"

8. Kapitel.

Deutsche Diplomatie, wälsche Praktik.

Pietro Pusterlengo hatte sich im Arreste mit dem Stoicismus eines alten Römers auf die Pritsche geworfen, unbekümmert um die mehr als zweideutige Nachbarschaft, die rechts und links von ihm lagerte und unter welcher sich einige Haustier und Vagabunden der verdächtigsten Art befanden. Allerdings hatte man ihm, bevor man ihn im „Hotel Floh" einquartierte, wie der damalige Witz derlei Verpflegsanstalten nannte, sein Bischen Geld sammt der Uhr abgenommen und verwahrt, — Nadel und Ringe aber trug ein Bürgerssohn damaliger Zeit nicht.

Der Sohn des Salamimachers konnte also ruhig schlummern, nur als er am Morgen erwachte mit schwerzlich brennendem Kopfe, gequält von Gewissensbissen und andern Bissen, die mit dem Titel seines Hotels im innigsten Zusammenhang standen, da wurde ihm gar nicht gut zu Muthe, besonders wenn er seines Vaters gedachte, der sich ob seines Ausbleibens nicht wenig ängstigen und vielleicht wirklich zu dem Glauben verleitet werden würde, sein Sohn habe sich etwas angethan.

Und diese Vermuthung war richtig, denn der alte Pusterlengo, wenn er auch knurrte und murrte, hatte doch, wie alle Italiener, seinen Sohn, den Einzigen, willich lieb und der Gedanke, daß sei-

Digitized by Google

nem Pietruccio etwas geschehen sein könnte, war ihm fürchterlich.

Er hatte schon um 3 Uhr in der Nacht in Pietro's Kammer nachgesehen und da er dessen Bett unberührt fand, bedenklich den Krauskopf geschüttelt; eine Stunde später begann die Arbeit im Hause, aber der alte Tomaso unterbrach sich selbst von Viertelstunde zu Viertelstunde, um in seines Sohnes Zimmerlein Nachschau zu halten; aber das Bett blieb leer wie zuvor, es wurde fünf, sechs und sieben und Pietro kam nicht zum Vorscheine.

Die Angst des alten Salamimannes steigerte sich von Stunde zu Stunde.

Um sieben Uhr war Frühstücksstunde; man nahm zu jener Zeit in den Bürgerhäusern der Vorstädte keinen Kaffee, sondern eine Bierſuppe mit gebähtem Brode.

Der alte Pusterlengo brachte aber heute nichts hinunter, sondern die Arbeiten seinen Knechten überlassend, wie man damals sagte, zog er seinen Bratenrock an, nahm Hut und Stock und machte sich auf, den verlornen Sohn zu suchen.

In den wenigen Wirthshäusern des Ratzenstadls, wo er Nachfrage hielt, hatte man den Pietro mit keinem Auge gesehen.

Er bog gegen Gumpendorf ein. Vor der Kandel-Schank am Ende des Magdalena-Grundes stand der Brandweiner Zwickl an der Ladenthüre, sich in der frischen Luft von den aromatischen Düften seiner Spirituosen erholend.

Der Salamimann blieb stehen und fragte mit der Arroganz eines Hausherrn:

„Kennt der Herr Zwickl meinen Sohn Peterl."

„Ah freilich kenn ich ihn, Herr Pusterlengo."

„Und hat ihn der Herr schon lange nicht gesehen?"

„O 's ist noch nicht gar lange her. Erst gestern Abends."

„Und wo denn?"

„Ei nun, hier, in meinem Laden."

„Was, im Brandweinhäusel!!" rief Herr Tomaso ganz erstaunt.

„Und was ist denn dabei Unrechtes?" fragte der beleibte Brandweiner, „ich meine halt, ein Geschäft sei so gut wie das andre und meine Stellagen mit den feinen Liqueuren in allen Farben, weiß, roth, grün, gelb, wenigstens eben so appetitlich, wie ein schmutziger Wurst-Zöger."

Die Geschäftsleute waren in der Zunftzeit gar stolz und eifersüchtig auf ihr Handwerk und wenn ihnen Einer da zu nahe trat, gab's gleich Verdruß.

„Nu! nu! nu!" begütigte der Salamimann, „nehm Er mir's nicht übel, Herr Zwickl. Ich respektire und äſtimire jeden Geſchäftsmann und wollte nur sagen, wie es mich von meinem Peterl wundert, daß er in einen Brandweinladen gegangen, sintemalen er ansonſten immer sich mit Wein oder Bier begnüget und contentiret hat. Oder hat er etwa keinen Brandwein getrunken?"

„O ja, mehr als genug, so daß er einen tüchtigen Rausch bekam."

„Einen Rausch?"

„Und was für einen! daß er nicht „Mau" sagen konnte."

„Warum hat ihm der Herr denn so viel eingeschenkt?"

„Was geht denn das mich an? Ich gebe meinen Kundschaften soviel, als sie verlangen. Wenn einer beim Herrn zehn Paar Bratwürste verzehrt, und noch sechs Paar verlangt, wird ihm's der Herr verweigern?"

„Allerdings nicht; aber von den Bratwürsten kann man auch keinen Rausch bekommen."

„Richtig, aber den Magen kann man sich verderben."

„Auch wahr, — wenn ich nur wüßte, wo mein Peterl hingekommen ist."

„Auch das kann ich Euch sagen."

„Ihr wißt es? Warum habt Ihr mir's nicht gleich gesagt?"

„Weil Ihr mich nicht gefragt habt. Übrigens erfahrt Ihrs noch immer früh genug. Der Herr Pusterlengo junior sitzt auf der Polizei."

„Auf der Polizei?!" schrie der Alte leichenblaß.

„S'ist so," meinte achselzuckend der jesuitiſche Brandweiner, „Sein Sohn hat sich mit dem

Digitized by Google

Wäscher-Antoni und dem Jagendorfer-Seppl verbündet."

„Eine saubre Gesellschaft," schaltete der Sala mimann ein.

„Sie wollten," fuhr der Brandweiner fort, „einen alten Herrn prügeln, der hier in der Gegend fensterln geht."

„Ahan!"

„Weiß Gott aber, wie die Polizei davon Wind bekam, kurz die drei Alliirten wurden von der Polizei überfallen."

„Diavolo! diavolo! murmelte der Salamimacher.

„Auf Befehl des vornehmen Herrn, den die Drei prügeln wollten," fuhr der Brandweiner fort, „wurden der Wäscher-Antoni und der Jagendorfer laufen gelassen, aber den Peterl haben sie mitgenommen und er hat die Nacht wohl im Polizei-Kotter zugebracht."

„Maledetto! maledetto!" rief der Süd-Tyroler, dem die Geschichte gar nicht angenehm erschien, „aber woher weiß denn der Herr Zwickl das Alles?"

„Die beiden Helfershelfer kamen nach der Affaire hierher," erklärte der Verräther, „waren höchlich bestürzt und tranken ein paar Stamperl Magenschluß, um sich von ihrem Schrecken zu erholen? Es muß ein recht vornehmer Herr gewesen sein.

„Hm! da wird's wohl am gescheidetesten sein," meinte der betrübte Vater, „ich gehe wieder hinauf nach Mariahilf und rede ein vernünftiges Wort mit dem Wachtmeister Grillensieder."

„Ja, — nun ja," entgegnete der Brandweiner etwas kleinlaut, denn er fürchtete, die Judas-Rolle, die er in dieser Geschichte gespielt, könnte bei dieser Unterredung zur Sprache kommen, „ich fürchte nur, Herr Pusterlengo, Er wird bei dem alten Commiß-Knopf nicht viel ausrichten."

„Larifarie! — mit Geld und guten Worten richtet man immer was aus. Bon dies*, Herr Nachbar."

*) Eine seltsame Zusammenstellung des französischen bon (gut) und des lateinischen dies (Tag), damals sehr üblich, nur sprach man nicht di—es, sondern „d i n" ohne e.

Er ging, aber nicht gleich nach Mariahilf, sondern nach Hause, bepackte einen großen Korb mit zwei Flaschen Wein und einen ausgiebigem Quantum von Wurst und Käse und mit diesem Korbe am Arme mußte ein handfester Lehrjunge seinem Herrn und Meister folgen.

Jetzt erst klomm er den Berg gegen Mariahilf hinan. Tomaso Pusterlengo war ein wälischer Praktikus.

Als er den Hof „beim blauen Stern" betrat, in welchem sich, wie wir erwähnten, die Polizei befand, herrschte Ruhe, tiefe Ruhe, denn man hatte jene Arrestanten, die für den Schub oder für das Schrannen-Gefängniß bestimmt waren, bereits expedirt; diejenigen aber, die „auf den Grund" gehörten und hier abgestraft werden sollten, befanden sich noch im Polizei-Arreste, unter ihnen der sehr niedergeschlagene Pietro Pusterlengo.

Der alte Salamimacher trat in den Hof, gefolgt von seinem Lehrjungen, der den so reich dotirten Korb schleppte.

Vor dem Eingange saß Herr Grillensieder auf einer Bank, die dem Schläfrigen als eine Art chaise longue, sonst aber zu ganz anderen Zwecken diente.

Der würdige Wachtmeister blinzelte schläfrig in die Welt hinaus, — er hatte mit der uns bekannten Affaire lang zu thun gehabt und war dann mit seinen wackern Kameraden in's Gasthaus „zum schwarzen Thor" gegangen, um dort an dem berühmten Heurigen von Pfaffstädten sich gütlich zu thun.

Trotz seiner Schläfrigkeit bemerkte der Polizei-Gewaltige den Eintritt Pusterlengo's und des ihm folgenden Korbträgers.

Der Salami-Erzeuger ging auf den Wachtmeister zu, blieb aber auf halbem Wege stehen und sagte zu dem Lehrjungen:

„Bleib hier stehen, Natzl, — brauchst nicht zu hören, was ich mit dem Wachtmeister zu sprechen habe."

Die Polizei hat gute Ohren, der Wachtmeister hatte jedes Wort verstanden, gleichwol stellte er sich, als ob er schliefe.

Digitized by Google

Tomaso Pusterlengo trat auf ihn zu, legte die Hand an den Hut und sprach:

„Guten Morgen, Herr Wachtmeister."

„Beliebt?" fragte Grillensieder, sich aufsetzend.

„Ich habe wohl nicht die Ehre, von dem Herrn gekannt zu sein?" fuhr Pietro's Vater fort.

„Erinnere mich nicht", antwortete Wachtmeister Grillensieder mit Hoheit.

„Ich heiße Thomas Pusterlengo, bin Wurst- und Salamifabrikant, auch Käsehändler und Hausherr in Gumpendorf."

„Schön! schön! Kann mir's jetzt auch denken, warum der Herr hierher gekommen. Der Lump von einem Burschen, den man heute Nacht eingeliefert, ist wohl Sein Sohn."

„Lump? — Mein Sohn ein Lump!"

„Na, wie soll man denn sagen, wenn man einen so jungen Burschen in der Gesellschaft von zwei alten, hartgesottenen Lumpen findet? Gleich und gleich gesellt sich gern, — obendrein hatte der Herr Sohn einen grimmigen Brandweinrausch, fing mit einem vornehmen Herrn Streit an und hätte mit Hilfe der andern Vagabunden den nicht mehr jungen vornehmen Herrn geprügelt, wenn wir von der Polizei nicht recenter dazwischen gefahren wären. Und einen solchen Saufaus und Stänkerer sollen wir von der Polizei nicht einen Lumpen nennen dürfen? Wie denn?"

Herr Pusterlengo senior kratzte sich hinter den Ohren und erwiderte:

„Der Herr Wachtmeister hat ja recht, — allein mein Pietro ist in derlei Dingen ein Anfänger und Neuling, wasmaßen er sonst ein seelenguter Kerl und für solche Streiche ganz unfähig ist. Lasse der Herr ein vernünftiges Wort mit sich reden."

Herr Grillensieder spitzte die Ohren, wie das Schlachtroß beim Klange der Trompete.

„Ich glaube, Herr Pusterlengo", sagte er mit Bewußtsein, „daß man mit mir überhaupt nicht anders als vernünftig reden kann."

„Na, nehm's der Herr nicht übel, 's war nicht so gemeint", entschuldigte sich der Salamimann, „ich bin ja ein guter Kerl und für jede Gefälligkeit dankbar. Da schau sich der Herr Wachtmeister dort den Korb an, in demselben befinden sich zwei Flaschen vino tirolese, wie im ganzen Trentin kein besserer wächst, außerdem drei Stangen Salami, echte Veroneser, von mir selbst fabricirt, und drei Pfund Groyer, wie ihn der Erzbischof nicht besser speist. Das Alles habe ich meinem Freunde, dem Kaufmann Schabenfuchs, „gerechtelt" für eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, die er mir erwiesen hat."

„Was geht denn das mich an?" sprach der Wachtmeister trocken.

„Nun ich denke", entgegnete Vater Pusterlengo, „mein Freund Schabenfuchs könnte auf die Bescheerung wohl noch warten und müßte die Bescheerung nicht gerade heute schon bekommen, denn der Wein und die Salami halten sich so lange man will und der Käse wird ihm auch nicht davon laufen."

Der Wachtmeister blinzelte pfiffig mit den Augen als er versetzte:

„O der Käse könnte schon laufend werden, das soll schon des Oefteren vorgekommen sein."

Wie man sieht verschmähte es das Organ der öffentlichen Sicherheit nicht, durch eine Anspielung auf das, was der Wiener einen „laufenden Käse" nennt, einen Witz zu machen. Die Polizei hatte auch damals schon die Gewohnheit, ihre schweren und schwierigen Funktionen ab und zu mit einem kleinen Scherz- oder Witzwörtlein zu würzen.

Herr Pusterlengo schien über diesen Spaß höchlich beleidigt, denn die Hand wie zur Betheuerung auf's Herz legend, rief er:

„Herr Wachtmeister Grillensieder! Das greift meine Ehre an, denn wenn ich sage, der Käse ist so, daß ihn der Erzbischof essen kann, so werde ich mich wahrlich nicht unterstehen, Ihm, Herr Wachtmeister, einen formaggio anzubieten, der bereits lauft."

„Mir?" fragte der Wachtmeister sich einfältig stellend.

„Wem denn sonst?" gegenfragte Signore Pusterlengo senior.

„Ich dachte doch, der ganze Korb gehöre für Euren Freund, den Kaufmann Schabenfuchs."

Digitized by Google

„Und ich habe dem Herrn geantwortet, daß das gute Schabenfüchslein warten kann, bis ich einen zweiten Korb zusammengestellt habe."

„Und was geschieht denn mit dem ersten Korbe?"

„Trinkt der Herr Wachtmeister gern ein Glas vino nero tirolese?"

„Hm! aus der Zeit, wo ich in Mantua in Garnison war, weiß ich, daß der Tirolese ein eben so guter, als edler Tropfen ist."

„Nun also! Ißt der Herr Wachtmeister gern echte salamuccio di Verona, in Wien fabricirt?"

„Ich glaube sogar, in Wien bereitet man sie besser als in Verona."

„Danke für das Kompliment. Und liebt der Herr zum Magenschluß ein Stückchen feinen guten Käse?"

„Für mein Leben esse ich ihn gern."

„Nun das stimmt und paßt ja prächtig und so erlaube ich mir denn, dem geehrten Herrn Wachtmeister den mehrbesagten Korb sammt dessen vielerwähnten Inhalt als ein herzlich gemeintes regallo oder Präsent anzubieten."

Wachtmeister Grillensieder schien von diesem Antrage so überrascht, als ob er nicht seit zehn Minuten vorausgesetzt hätte, daß dasselbe kommen werde.

Deshalb machte er eine Miene des Erstaunens als er entgegnete:

„Ich danke dem Herrn, aber er wird mir wohl eine Bemerkung erlauben?"

„Rede der Herr."

„Ich bin zwar kein Pfiffikone, wie es die Wälschen und besonders die Wälsch-Tiroler sind, aber ich bin ein Wiener und die sind eben auch nicht auf den Kopf gefallen."

„Hat nie Jemand daran gezweifelt."

„Und mein Quentlein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß der Herr den Schabenfuchs nicht zurücksetzen würde, um dem alten Polizeifuchs die guten Sachen da zuzuwenden, wenn Er nicht von dem Polizeifuchs eine Gefälligkeit brauchte, die Ihm der Schabenfuchs nicht erweisen kann."

„Der Herr Wachtmeister redet wie ein Buch — 's ist so per l'appunto."

„Und diese Gefälligkeit bezieht sich darauf wie man den Peterl aus der Tinte, in die er sich selbst hineingesetzt hat, wieder heraushelfen soll."

„È cosi — es ist so."

Der Wachtmeister Grillensieder zuckte höchst bedenklich die Achseln.

„Mein lieber Herr Pusterlengo" begann er im Tone eines Conductansagers bei einem Leichenbegängniß, „ich habe wenig Hoffnung. Der Herr, den man prügeln wollte, ist gar ein hoher Herr, er hat uns befohlen, daß wir die beiden andern Lumpen laufen lassen und nur den Peterl festhalten sollten, dem er einen wohlgezählten Vierziger diktirte, nach dessen Empfang der dumme Bub wahrscheinlich zu den Deutschmeistern abgestellt wird."

„Oimè, oimè, mein armer Pietro!" wehklagte trostlos der Vater.

„Wenn's nur nicht gar so ein hoher Herr wäre!"

„Habt Ihr ihn also erkannt?"

„Augenblicklich."

„Wer ist er denn?"

„So fragt man die Kinder aus, nicht aber einen Polizeiwachtmeister, welcher verpflichtet ist, den Amtseid zu bewahren. Da könnt nur eine mächtige Fürbitte nutzen und frommen."

„Und woher sollte uns diese kommen?" fragte Pusterlengo begierig.

„Laß der Herr einstweilen den Korb durch seinen Lehrbuben auf meine Stube tragen", meinte der vorsichtige Wachtmeister, „dann wollen wir das Weitere besprechen."

Auf einen Wink des Prinzipals trug der Lehrjunge den Korb nach der bezeichneten Lokalität, um dann das Haus „zum blauen Stern" zu verlassen. Grillensieder verfolgte dieses Manöver mit aufmerksamen Blicken und, nachdem der Korb sammt Inhalt geborgen war, wendete er sich zu den Salamimacher und sprach:

„Höre mir der Herr aufmerksam zu."

„Ich bin ganz Ohr", versicherte der Salamimann.

„Ich denke mir die Sache also", begann der Wachtmeister, indem er seine in sanftem Roth erglühende Nase mit dem Finger rieb, „warum

Digitized by Google

hat Euer Peterl die ganze Affaire angefangen und sich mit den Lumpen vereinigt, den vornehmen Herrn durchzubläuen? Ich frage warum? Weil er auf selbiges Mensch — bitte um excuse! — weil er auf selbige Dame eifersüchtig war, bei welcher ihm selbiger hohe Herr in's Gäu ging."

„Das ist richtig", bestätigte Vater Pusterlengo.

„Will mich aber bedünken", fuhr Grillenfieder fort, „daß sothane Eifersucht gar nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht schon früher zwischen den jungen Leuten eine Sponsirerei oder, wie wir Wiener sagen, ein G'spusi stattgefunden hätte."

„Auch das ist vollkommen richtig", gab der alte Salamimacher zu, „wasmaßen die Ploni, als sie aus Oberösterreich ankam, bei mir in den Dienst trat und ein junges gar saubres Weibsbild war, welches dem Pietro sofort in die Augen stach."

„Sieht Er, sieht Er", meinte der Wachtmeister höchlich befriedigt, daß seine Auffassung eine so schnelle Bestätigung fand, „nun, Jugend hat nicht Tugend."

„Oho!" replicirte der Südtiroler, „bis zur Untugend kam's nicht, sondern ging alles in Sitten und Ehren ab. Denn als der Techtlmechtl zwischen dem Pietro und Ploni mir zu weit zu gehen schien, da warf ich meine väterliche und dienstherrliche Autorität in die Wagschale, jagte die Ploni aus dem Hause und verbot meinem Sohne, ferners noch ein Sterbenswörtl mit dem Weibsbilde zu reden."

„Gut gethan, Herr Pusterlengo!" schaltete der Wachtmeister ein.

„Das hinderte aber den Burschen nicht", fuhr Pusterlengo fort, „seinem Schatz nachzulaufen, wie der rothe Hund der Zauck. Das Weibsbild kam auf den Spittelberg „zum Luchsen" als Kellnerin und auch dort suchte sie mein Pietro auf, bis ich besagter Caressirerei mit dem spanischen Rohre ein Ende machte."

„Da hat Er sehr wohl gethan, Herr Pusterlengo."

„Allein in dem genannten Baisel zwickte sie sich eben den vornehmen Liebhaber auf, der ein reicher Mann sein muß, denn er hat mir mein kleines Haus am Wienufer abgemiethet und sein Kebsweib dort einlogirt."

„Der Mann hat mehr Dukaten als im ganzen Ratzenstadtl Mäuse, Ratzen und Schwaben vorhanden sind."

„Das will viel sagen, allein Er läßt mich da reden und erzählen, Herr Wachtmeister, als ob ich Ihm einen guten Rath geben sollte, während dem er doch mir einen solchen verheißen hat."

„Bin schon dabei. Besagte Sponsirerei zwischen den jungen Leuten hat also ein Ende oder finis, wie die Lateiner sagen, was aber gleichwohl nicht hindern dürfte, daß selbige Ploni für selbigen Peterl in ihrem Herzkämmerlein im hintersten Winkel noch ein Fleckchen hat, wo der ehmalige Lieber als Erinnerung haufet und gilt."

„Das will ich meinen, — mein Pietro ist ein gar saubrer Bursch".

„Nun so gehe Er hin, Herr Pusterlengo, zu selbigem Mensch, — zur selbigen Dame, will ich sagen, — und stelle Er der Ploni vor, wie der Peterl nur aus Liebesqual und Herzenseifersucht sich hinreißen ließ, dem vornehmen Liebhaber aufzulauern, um ihn durch zu karbatschen. Mache Er seine Sache recht kläglich und beweglich und lamentire Er ihr vor, daß der junge Lüffel auf die Bank gelegt und geprügelt wird, worauf er strafweise das weiße Röckl anziehen muß, das der Korporalstock nur zu oft ausklopft. Heule er, wie ein verbrannter Pudel und ich wette zehn gegen eins, die Ploni wird Mitleid mit dem unglücklichen Liebhaber von ehedem empfinden. Wenn's sein muß, rutsch Er vor ihr auf den Knien herum."

„Ich? ich soll vor meinem ehmaligen Dienstmensch auf den Knien herumrutschen?!" rief Pusterlengo mit einem Stolze, der einem Scaligero, Visconti oder Sforza weit besser angestanden wäre, als einem Salamimann von Gumpendorf.

„Wenn's nicht anders geht, warum nicht?" meinte der Wachtmeister.

„Aber zu welchem Zwecke sollte ich mich einer solchen Demüthigung unterziehen?" fragte der unglückliche Vater Pietro's.

„O Ihr kurzsichtiger Trientiner!" rief Wachtmeister Grillenfieder, „wißt Ihr denn nicht, daß

Digitized by Google

solche junge saubre Weibsbilder über ältere Liebhaber eine ganz besondere Macht haben und ihnen in schwachen Stunden, deren die alten Herren nur zu viele haben, abbetteln können, was sie wollen. Wenn nun die Ploni ihrem alten Adorateur, wie die Franzosen sagen, in einer schwachen Stunde recht „anhabig und zuthatig“ um den Bart geht, und ihn um's Blut Christi willen bittet, er möge bei Ihrem ehedemigen Liebhaber, der doch nur aus Eifersucht den dummen Streich gemacht, Gnade für Recht ergehen lassen, so setze ich einen Theresien-Thaler gegen einen Leib Commißbrod, der Alte wird nachgeben und Euren Peterl pardonniren, daß er mit einem blauen Auge davon kommt.“

Dem Wälschen schien die Sache einzuleuchten, gleichwohl sagte er:

„Ich danke Euch für Euren Rath, Herr Wachtmeister, es fragt sich nur, ob der vielberührte Herr, jetzt, wo die Justitia einmal im Gang ist, auch die Macht haben wird, dem Pietro so, mir nichts dir nichts, Gnade widerfahren zu lassen?“

„Er hat sie! er hat sie!“ versicherte der Wachtmeister, „könnt mir's glauben.“

„Aber wer ist er denn dann?“ fragte Vater Pusterlengo.

„Kommt mir der Herr schon wieder mit dieser Kinderfrage? Ich habe Ihm doch expliqirt, daß ich darauf nicht antworten kann. Frag er die Ploni, — wenn ihm's die sagen will, so geht es mich nichts an. Doch da kommt der Korporal Hollauer mit einem Rapport, — laß' mich also der Herr jetzt in Ruhe. Was Er zu wissen braucht, weiß Er. Gott befohlen.“

„Serviteur, Herr Wachtmeister,“ antwortete Vater Pusterlengo und verließ schweren Herzens das Haus „zum blauen Stern“ mit seinen Polizei-Lokalitäten.

9. Kapitel.

Die Geliebte eines vornehmen Herrn.

Wenn wir vom schweren Herzen des alten Pusterlengo sprachen, so hatte das einen guten Grund. Dem Salamimann ging das Schikjal seines Sohnes sehr zu Herzen und trotz seines echt italienischen Geizes hätte er sich's ein schönes Stück Geld kosten lassen, wenn es ihm gelungen wäre, seinen Pietro aus den Klauen der Polizei zu reißen und ihn vor der Prügelbank und dem weißen Röckl zu bewahren. Allein das ging nun einmal nicht.

Anderseits war ihm der Gedanke fürchterlich, sich vor der Ploni demüthigen zu müssen, die er als seine Magd aus dem Hause gewiesen, die er als Kellnerin beim Luchsen mit seinem spanischen Rohre traktirt hatte, die auch jetzt nichts anders war, als die Maitresse eines vornehmen Herrn, während er als aufrechter Bürgersmann und Hausherr sie um Verzeihung bitten und ihr schön thun sollte. Der ganze Stolz seines wälschen Herzens empörte sich dagegen.

„S' ist aber einmal nicht anders,“ knurrte er vor sich hin, „um meinem Pietro zu helfen, thue ich Alles. Geschieht mir auch ganz recht, warum habe ich ihn gestern fortgelassen, sich einen Rausch zu trinken. Wär er daheim geblieben, wär all das Unheil nicht geschehen. Ich sollte den Buben doch kennen, 's ist wahr, für gewöhnlich ist er sanft und gut, wie seine Mutter selig, so ein wahres Lämmlein gewesen, manchmal aber fühl ich's, daß er auch einen Tropfen wälschen Blutes in den Adern hat, welches glüht und schäumt, wie Valpulcello, oder Vino d'Asti spumante. Da ich also eigentlich auch einen Theil der Schuld trage, so will ich auch meinen Antheil der Buße übernehmen. Fressen kann sie mich doch nicht, die Ploni.“

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte er die Niederungen am Wienufer erreicht und stand vor seinem Hause.

Er klopfte, die uns wohl bekannte Magd öffnete.

„Schön guten Morgen, Jungfer,“ sagte er.

„Auch soviel,“ erwiderte sie, „was will denn der Herr?“

„Mit Ihrer Frau sprechen.“

„Wen soll ich denn melden?“

Digitized by Google

„Melden? Wohnt denn eine Gräfin hier? Da müßte ich mich im Haus geirrt haben. Nach meinem Calcül wohnt hier keine vornehme Dame, sondern eine sichere Apollonia Pöltenbacher aus Ober-Oesterreich."

„Das geht weder mich noch den Herrn was an. Meine Frau will wissen, wer zu ihr kommt. Und wenn mir der Herr nicht sagen will, wer er ist, so laß' Er's beiden und ich schlag ihm die Thüre vor der Nase zu. Punktum!"

„Das fängt schön an," dachte der Trientiner, laut aber sagte er:

„Nun so melde Sie den Hausherrn in's drei Teufels Namen."

„Gut", sagte die Köchin, „ich werde den Hausherrn in's drei Teufels Namen melden."

Sie ging; gedankenvoll stand Pietro's Vater vor der Thüre.

„Die hat sich den Drachen da gut abgerichtet", meinte er, „die beißt ja die Leute zusammen wie ein bissiger Haushund."

Im nächsten Augenblicke kam die Köchin zurück und sprach:

„Meine Frau will die Gnade haben, den Herrn zu empfangen. Also trete Er ein, hier links im zweiten Zimmer, aber putze Er sich die Schuhe ab und zieh' Er den Hut, — Er muß noch nie bei ordentlichen Leuten gewesen sein."

Pusterlengo hätte dem lecken Dienstboten am liebsten eine tüchtige Maulschelle gegeben, aber er bezwang sich und trat schweigend in das bezeichnete Gemach.

Die Ploni lag auf einer Ottomane mit der ganzen Behaglichkeit einer patentirten Faulenzerin. Ihre Füße, die kokett hinter dem Spitzenrocke hervorguckten, steckten in rothen Pantoffeln, — sie trug einen geblümten seidenen Schlafrock; das noch nicht frisirte Haar hing über ihre üppige Büste in breiten Locken herab.

Der Italiener mußte sich gestehen, daß die Ploni wirklich eine hübsche Person sei, in welche sich zu verlieben, man einem jungen Menschen, wie dem Pietro, nicht übel nehmen konnte; sie sah wirklich nobel aus.

Der alte Schriftsteller Hadlaub sagt:

„Jeder Mensch ist nobel, man braucht ihn nur in noble Kleider zu stecken."

Ploni hielt auch ein offenes Buch in der Hand, damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß sie darin las, sie that es nur, um sich ein Air zu geben.

Sie stellte sich, als ob sie den Eintretenden gar nicht bemerkt hätte.

Herr Tomaso Pusterlengo mußte sich ein paarmal energisch räuspern, bevor sie fragte:

„Ist Jemand da?"

„Ja — ich — der Hausherr", antwortete der Salamimann."

„Ach, darauf hatte ich ganz vergessen", rief sie mit vornehm thuender Nonchalance, „und was will denn der Hausherr?"

„Nachschauen, ob die Partei zufrieden ist."

„Wenn ich einmal unzufrieden sein sollte", erwiderte die Ploni „g'schnappig", wie der gut wieneriſche Ausdruck lautet, „so werd ich's dem Hausherrn schon sagen lassen und hat der Hausherr gar nicht nothwendig, daß er eigens hierher kommt."

„Das kecke Weibsbild wirft mich in meinem eigenen Hause zur Thüre hinaus", dachte Pietro Pusterlengo, laut aber setzte er hinzu:

„Nu, nu — mußt nicht gar so wild sein — am Ende wollte ich doch auch nachsehen, Ploni, wie's Dir geht."

„Du?" rief die Gebieterin des Hauses von der Ottomane aufspringend, „Er erfrecht sich, mich zu duzen? Was glaubt Er denn, Er frecher Patron, mit wem Er zu thun hat? Meint Er, ich sei seine Magd, wie ehedem, oder noch die Kellnerin vom Luchsen, gegen die er sich wie ein echter wälischer Socius oder Grobian benommen hat? So Er sich noch einmal untersteht, mich mit dem Du-Worte anzureden, so zeig' ich ihm, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat und rufe: Marsch hinaus!"

Die Ploni war bei diesen Worten sehr laut geworden und erhärtete ihren Kernspruch mit den entsprechenden Geberden. Dies schien der kleine Bologneser, der bisher ruhig und unbemerkt in einem Winkel auf einer Decke gelagert war, als eine

Digitized by Google

Aufforderung zu betrachten, seiner Herrin zu sekundiren, mit einem Satze sprang er empor mit kneifendem Gebelle und fuhr auf Pusterlengo zu.

„He!“ schrie ganz bestürzt der Trientiner, der auf seine strammen Tiroler Waden große Stücke hielt, „he! liebe Ploni, ruf Sie doch die Teufelsbestie zurück, — er hat ja Zähne wie Spennadeln.“*)

„Kusch Fripon“, herrschte Ploni dem Hunde zu, dann wendete sie sich gegen Pietro's Vater:

„Kein Wunder, wenn Er die Leute immer wie Hunde behandelt, daß dann die Hunde Gleiches mit Gleichem vergelten und ihm nach seinen ausgestopften Wadeln fahren.“

„Ausgestopft?“ rief der Wälschtiroler mit großer Entrüstung,“ da ist nichts ausgestopft, sondern Alles echt — Stein!“

Und während Fripon sich knurrend in seinem Winkel verkroch, wies Pusterlengo mit Stolz auf die erwähnte Partie seiner Beine, was ein Mann in der Zeit, wo Alles Schuhe und Strümpfe trug, leichtlich thun konnte, während heut zu Tage die Herren nur zu oft froh sein müssen, die Naturdeficite mit ihren weiten Pantalons bedecken zu können.

Die Ploni aber rief in ihrer energischen Oberösterreicher Weise:

„Der Herr ist doch wohl nicht hierher gekommen, um mir seine Wadeln zu zeigen. Also rede der Herr, was will er denn eigentlich hier?“

Da drehte der Salamimann seinen Dreispitz verlegen zwischen den Händen und murmelte:

„Ja meine liebe Ploni, das ist eine sehr verwutzelte**) Geschichte.“

„Oho! heraus damit!“

„Ich bin eigentlich meines Pietro wegen hier.“

„Wegen des Peterls?“

Diese Frage klang so verächtlich, daß dem heißblütigen Wälschen schon wieder die Galle in den Kopf stieg und er in heftigem Tone erwiderte:

„Einmal hat Sie nicht in solchem Tone von meinem Pietro gesprochen.“

*) Wienerisch für Stecknadeln.

**) Verwickelte Geschichte.

„Was einmal war, ist jetzt nicht mehr“, meinte die Oberösterreicherin philosophisch, „und für's G'habte gibt der Jud nichts. Also was ist's mit dem dummen Buben?“

Der Tiroler mußte sich halten, um nicht loszubrechen.“

„Er hat um Ihretwillen einen dummen Streich gemacht“, rief er zürnend.

„Nun, das hat Er mir schon oft genug gesagt“, erwiderte sie, falsch verstehend, „und für den einen dummen Streich, den Sein Peterl gemacht hat, indem er sich in mich verliebte, hab' ich hinlänglich und unschuldig gebüßt durch den Streich, den er mir mit seinem spanischen Rohr über den Rücken gemessen hat, was ich Ihm Zeit meines Lebens nicht vergessen kann.“

Dem armen Pusterlengo ward immer bänglicher zu Muthe, da er die haßerfüllte Gesinnung der Oberösterreicherin gegen ihn erkannte und ganz kleinlaut sagte er:

„Ich meine nicht selbigen dummen Streich, den er damals gemacht, sondern einen andern, der sich erst von gestern datirt.“

„Schon wieder? Der dumme Bub kommt aus den dummen Streichen gar nicht heraus“, meinte Ploni.

„Nun, und was macht ihn denn dumm?“ rief der Salamimann im höchsten Aerger, „seine närrische Liebe zu Ihr, seine wahnwitzige Eifersucht —“

„Ich kann keinem Menschen verwehren, in mich verliebt zu sein, zu was ist man denn sauber? Uebrigens habe ich, nach Seinem eigenen Wunsche, Herr Pusterlengo, dem Peterl die Thür gewiesen und ihm verboten, jemals wieder zu kommen, was will denn der Hausherr noch mehr?

„Das ist's ja eben.“

„Was?“

„Was den Peterl zu dem neuen dummen Streich verleitet hat. Sie hat einen Schatz?

„Und was für einen!“ rief die Ploni mit Stolz und Enthusiasmus.

„Wer ist er denn eigentlich?“ fragte der Salamimann lau.ud.

Digitized by Google

„Das wird den Herrn wenig angehen", erwiderte sie trotzig, „aber ich sehe nicht ein, was das mit dem Peterl zu thun hat."

„O Du begriffsstützigster Mostschädel — scusi signorina*) — ich wollte sagen, mein Pietro ist eifersüchtig auf den mehr besagten Herrn."

„Dem wird viel dran liegen."

„Hm! — wenn er die Tracht Prügel bekommen hätte, die ihm gestern zugedacht war, würde ihm schon was dran gelegen sein."

„Jesus Maria! wem konnte denn so etwas einfallen?"

„Wem anders als meinem Sakraments-Pietro, welcher in seiner eifersüchtigen Wuth sich mit noch zwei andern Kerlen zusammenthat, um Ihrem Schatz aufzulauern, als derselbe gestern von Ihr weg ging, wo sie dann über ihn herfielen —"

„O mein Gott! welches Unglück!"

„Nun, das Unglück wäre nicht so groß gewesen, wenn sie den alten Steig-auf-die-Leut ein wenig durchgewässert hätten!"

„Es geschah also nicht?"

„Nein, wie ich Ihr schon gesagt habe."

„Aber was verhinderte denn die Ausführung dieses schändlichen Planes?"

„Die Polizei legte sich in's Mittel."

„Gott sei Dank! Aber ist's auch wahr? Hat Euch's der Peterl selbst erzählt?"

„Der kann nichts erzählen, denn er sitzt."

„Wie? was heißt das?"

„Das heißt, daß die Polizei meinen armen Pietro mitgenommen und dingfest gemacht hat. Er sitzt im Kotter oben auf der Polizei beim blauen Stern, auf Befehl Ihres saubern Herrn Liebsten, der den Pietro greifen ließ, während er gestattete, daß die beiden andern Strolche sich aus dem Staube machten.

Appolonia zuckte mit einer fast vornehmen Geberde die Achseln.

„Thut mir gar nicht leid um ihn", sagte sie, „warum erfrecht er sich, in seinem tölpelhaften Groll Leute anzufassen, deren Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig ist."

*) Entschuldige Sie, Fräulein.

Wieder hielt der Salamimann mit Mühe die aufsteigende Galle nieder, als er versetzte:

„Die Lieb' is blind, — warum hat Sie dem armen Buben den jungen Schädel so verrückt gemacht."

„Weil mich unser Herrgott so sauber erschaffen hat," sprach die Ploni mit einem stolzen Bewußtsein, das sie früher nie gekannt, „und wenn der dumme Peterl einen solchen dummen Streich gemacht hat, so wird's ihm auch nicht schaden, wenn er dafür ein paar Stunden im Kotter brummen muß; er hat's nicht anders gewollt."

„Wenn's nur das wäre!" meinte der Salamimann, sich hinter den Ohren kratzend.

„Was soll's denn noch sein?" fragte die schöne Ober-Oesterreicherin.

„Da er über Nacht nicht nach Hause kam, und auch am Morgen nicht erschien," erzählte Herr Tomaso Pusterlengo, „so vermeinte ich schon in meiner Angst, er habe seine Drohung ausgeführt, und habe sich etwas angethan."

„Hat er eine solche Absicht gehabt?" fragte die Ploni sehr kleinlaut.

„Ja wohl und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er sothanen Plan bewerkstelligt oder sich an den nächsten besten Baum gehängt hätte, oder dem Wasser zugegangen wäre."

„Rede der Herr nicht so. S'is eine Sünde, von seinem einzigen Kinde dergleichen als wünschenswerth zu erachten."

„Nun ist's vielleicht jetzt besser — Corpo di Dio! — wo sie mein einziges Kind auf die Bank legen und ihm einen Vierziger herunter hauen werden?"

„Mutter Gottes, Maria Taferl!"

„Und dann werden sie ihm das weiße Röckel anziehen und ihn unter die Soldaten stecken. Und wo ihn der Polizei-Stock nicht getroffen hat, da wird ihn der Haslinger des Korporals treffen und krumm und lahm werden sie ihn schlagen, meinen armen Pietruccio!"

Und das Wasser trat dem alten Pusterlengo in die Augen.

Ploni war in ein Fauteuil gesunken; ihr Busen hob sich krampfhaft und auch aus ihren

Digitized by Google

Augen schossen die hellen Zähren. Die Furcht vor dem Militär-Leben war damals eine gewaltige und wenn man weiß, wie die armen Soldaten damals behandelt wurden, so wird man diese Scheu wohl begreifen; selbst die Regierung des aufgeklärten Josef II. änderte an diesen Verhältnissen nichts.

Die schöne Ober-Oesterreicherin hob den Kopf wieder in die Höhe und fragte:

„Aber woher weiß denn der Herr das Alles so genau auf's I—Tipfel?"

„Der Grillensieder hat mir's gesagt, der Polizeiwachtmeister, bei dem ich war, um mich wegen des Schicksals meines Pietro zu erkundigen und er bemerkte auch ausdrücklich, daß Ihr Schatz es selber war, der die Festnahme des Peterl verlangte und die Prügelsuppe diktirte, während man die beiden andern Hallunken, die ihn jedenfalls verführt hatten, laufen ließ."

„Er selbst?!" seufzte die Ploni sehr beweglich, die Hände zusammenschlagend.

„Ja wohl! wer ist denn der Herr, der so mit der Polizei befehlen kann?"

„Frage Er nicht, sondern sei Er überzeugt, daß er die Macht dazu hat."

Da trat Signore Pusterlengo einen Schritt näher und sprach vertraulich!

„Ploni, laß' Sie ein vernünftiges Wort mit sich reden."

„Nun, Herr Pusterlengo?"

„Wenn auch die Geschichte zwischen Ihr und meinem Peterl jetzt aus is, aus sein muß, so glaube ich doch, daß Sie dem Buben einst ein Bischen gut war."

„Vom ganzen Herzen!"

„Nun und dann kann Ihr die Strafe, die den Peterl erwartet, doch nicht gleichgiltig sein."

„Gewiß nicht."

„Nun denke ich mir aber in meinem vertrakten wälschen Schädel, daß ein Mann, welcher über die Polizei die Macht hat, eine solche Strafe zu diktiren, auch die Macht haben muß, selbige diktirte Strafe zu schenken und zu erlassen."

Hoch auf schaute die Ploni, dann sagte sie:

„Das kommt mir auch so vor."

„Nun also!"

„Was denn?"

„Versteht Sie mich nicht."

„Nein."

„Ich denke, es müßte sich Jemand bei dem vornehmen Herrn für den Peterl verwenden."

„Wer aber sollte daß sein?"

„Curieuse Frage, — wer anders denn als Sie selbander."

„Ich?"

„Wer denn sonst? Hat Sie den Pietro in's Malheur hineingebracht, so ziehe Sie ihn auch wieder heraus, den armen Buben, der aus lauter Herzenspein und Liebeskummer sothanen dummen Streich gemacht."

Die schöne Ober-Oesterreicherin fühlte in ihrem ehrlichen Herzen, daß Meister Pusterlengo im Grunde recht hatte, allein es kam ihr doch etwas sonderbar vor, daß sie ihren jetzigen Geliebten um Schonung für den einstigen anflehen sollte. Konnte ihn das nicht eifersüchtig machen? Herz und Verstand kämpften mit einander.

„Nun was besinnt Sie sich denn?" fragte Pusterlengo.

„'s is halt so eine eigene Sache," meinte die Ploni.

„Was hat Sie denn für Bedenklichkeiten?"

„Wenn ich nun den Kai — den kaiserlichen Herrn Rath in dieser Angelegenheit anflehe, könnte er es mir am Ende übel nehmen."

„Warum denn?"

„Ich muß ihm doch sagen, daß der Peterl mein Schatz war und solche vornehme Herren sind schrecklich empfindlich und eifersüchtig."

„Warum nicht gar! Sag' Sie dem kaiserlichen Herrn Rath, daß der Pietro allerdings ein Auge auf Sie gehabt, — daß es aber zu nichts Weiterem gekommen sei."

So is es auch."

„Nun also, war's nicht gut, daß ich mit allem Himmel-Sakerment und endlich gar mit dem spanischen Rohr dazwischen gerumpelt bin?"

„Das Letztere hätt' Er wohl können bleiben lassen."

Digitized by Google

„Geſchehen iſt geſchehen! Alſo ſag' Sie ihm das und mache Sie ihm begreiflich, daß Sie nie in den Pietro verliebt geweſen, ſondern ein braves Mädel geblieben ſei."

„Das bin ich auch noch!" rief Ploni.

Der Wälſch-Tiroler verzog den Mund in jener charakteriſtiſchen Weiſe, wie es nur ein echter Buffone oder Spaßmacher zu Stande bringt.

Dann ſprach er, ohne daß er die Ironie verbergen konnte:

„Nun ja, ja, freilich — ich glaube auch, daß Sie Ihrem Herrn Liebſten treu iſt —"

„Ich möchte Keinem rathen, daran zu zweifeln."

„Und eben deshalb muß Sie ihm halt ein wenig um's Goderl (Kinn) herumgehen und ihm erzählen, wie mein armer Pietro wüthend geworden, wasmaßen Diejenige, ſo er geliebt, nicht ihm, ſondern einem Andern ihr Herz geſchenkt. Er konnte ja nicht wiſſen, wer der Andere ſei, und in dieſer ſeiner Dummheit, Liebeswuth und Eiferſucht hatte er jenes attentato gemacht, — ſage Sie ihm, wie Ihr der arme Bub, obwohl Sie ihn nie geliebt hat, leid thut, wenn er nun geprügelt werden ſoll wie ein Hund. Sage Sie, daß Sie auch Erbarmen mit dem Vater fühle, Ihrem ehedemigen Dienſtherrn, der Sie immer ſo gut behandelt habe."

„Mit dem ſpaniſchen Rohre!"

„Das kann Sie mir gar nicht vergeſſen."

„Werd's auch nicht und wenn ich hundert Jahre alt werden ſollte. Aber nichtsdeſtoweniger will ich für den Peterl bitten, — thut mir leid, daß der arme Kerl um meinetwillen alſo in's G'frett gekommen."

„Dank, tauſend Dank! Aber das muß Sie bald thun, ſonſt wird's zu ſpät. Denn mit der Bank und mit dem Haslinger ſind ſie bei uns gleich da."

„Jeſus Maria! was ſoll ich da thun?"

„Sie muß ſofort mit Ihrem kaiſerlichen Herrn Rath reden."

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Ich kann doch nur mit ihm reden, wenn er zu mir kommt, — und ich weiß nicht, wann er wieder kommt; er hat nichts davon geſagt."

„Nun ſo muß Sie ſofort zu ihm gehen."

„Das geht unter keiner Bedingung, er hat mir's ſtrenge verboten und ich würde mich nie getrauen —"

„Ah pah! faß' Sie ſich ein Herz um meines armen Peterls Willen."

„Unmöglich! es geht nicht!"

Herr Puſterlengo ſah ſehr rabbiat drein.

„Dann gehe ich ſelbſt zu ihm, nenne Sie mir ſeinen Namen", ſchrie er.

„Das werd' ich bleiben laſſen", erwiderte ſie energiſch.

„Corpo bianco di monaca!"*) rief der rabbiate Salamimann, wenn Sie mir den Namen nicht nennt, ſo —"

Und er hob die Hand, daß Fripon abermals kreiſchend hinter der Sofa-Ecke hervorſprang, nach den Tiroler-Waden luſtern.

Der Salamimann retirirte ſofort; er hatte zu großen Reſpekt vor Fripons ſcharfen Zähnen.

„Schaff' Sie die Teufelsbeſtie weg!" ſchrie er aus Leibeskräften.

„Der Hund iſt eben geſcheidter als der Herr iſt", erwiderte die Ploni trotzig, „das dumme Thier weiß es, daß man der Frau vom Hauſe nicht mit dem Stocke droht, außer man iſt ein ſo grober wälſcher Flegel, wie es der Herr Puſterlengo iſt."

„Was?"

„Ja, ja, ja, ich wiederhole es", fuhr ſie fort, „das kann ſich aber der Herr verſichert halten, daß ich eine ſolchgeſtaltige Beleidigung und Behandlung nicht dulden würde, wie damals beim goldenen Luchſen, ſondern daß ich mit meinem Hund und meiner Magd vereint über Ihn herfallen würde, um ihm ſein kecks Maul und ſeinen viereckigen Schädel ſo lange zu zerklopfen, bis er genug hätte und er zeitlebens an uns gedenken würde."

„Da wär ich gleich", meinte die Köchin, die ſoeben in's Zimmer getreten war.

Signore Puſterlengo machte ein ſehr verdutztes Geſicht; ein Blick auf die ſtämmigen Arme

*) Beim weißen Leib der Nonne!

Digitized by Google

der Oberösterreicherin und ihrer Magd belehrte ihn, daß die beiden kräftigen Frauen im Stande wären, ihre Drohung auszuführen, während der Hund in diesem Falle seine Wadln zerfleischen würde, und es überkam ihn jene Muthlosigkeit, die er als National Eigenschaft aus seinem Vaterlande mitgebracht hatte.

„Ihr wäret wirklich im Stande —?“ murmelte er kleinlaut?

„Ob wir's wären!“ bestätigte Ploni, und während der Hund noch immer kneifend gegen den unglücklichen Vater des unglücklichen Pietro losfuhr, sprach sie zu ihrer Magd:

„Willst Du etwas, Sepherl?“

„Ja, Frau“, erwiderte die Magd, 's ist ein Herr draußen.“

„Ein Herr? was will er denn?“

„Einen Brief hat er zu übergeben.“

„Von wem?“

„Das weiß ich nicht, aber er meint, es sei höchst wichtig.“

„Nun so laß ihn herein.“

Sepherl ging, die Ploni aber sprach zu Pusterlengo:

„Der Herr hat's gehört, also gehe Er seines Weges und lasse Er mich ungeschoren.“

„Und was geschieht mit meinem armen Pietro?“ fragte der Salamimann.

„Was Gott will“, antwortete sie“, „such's der Herr zu bewirken, daß die Strafe verschoben wird; inzwischen wird mein gnädiger Herr und Gebieter doch vielleicht kommen und ich gebe ihm mein Wort, daß ich nichts unversucht lassen werde um den armen Buben von der Bank und vom' Hasslinger los zu betteln. Aber jetzt geh' der Herr.“

Signore Pusterlengo schüttelte aber den Strobelkopf und ging nicht.

In diesem Augenblicke wurde leise an der Thüre geklopft.

„Herein!“ rief die Ploni mit dem stolzen Bewußtsein der Frau im Hause.

Der Eintretende war ein kleines, wohlbeleibtes Männlein mit sanft geröthetem Antlitze und etwas dunkler gerötheter Nase, barlos schaute das Gesicht aus der weißen Cravate und der grauen Stutzperrücke. Die Cravate verlief auf der Brust in ein Jabot von tadelloser Sauberkeit, die nur hier und da durch ein Stäublein Schnupftabak alterirt wurde. Sonst war der Mann in Schwarz gekleidet, auf den breiten Schuhen blinkten silberne Schnallen, unter dem linken Arme balancirte er seinen Chapeau-bas, in der rechten Hand hielt er zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger einen Brief. Nach unsern jetzigen Anschauungen mußte das schwarze Männlein eine Combination von Tanzmeister und Conductansager sein.

Er war aber keines von Beiden, sondern der Hofdiener Gideon Nußbaumer.

Zuerst machte er eine kunstgerechte Verbeugung gegen die Ploni, dann sagte er:

„Mit Verlaub und submissestem Respekt unterstehe ich mich, allergehorsamst und devotest dieses Allerhöchste Schreiben an die Mamsell zu übergeben.“

Dabei überreichte er der überraschten Ploni das Schreiben, die es rasch erbrach und während Herr Gideon sich leicht gegen den höflich gewordenen Salamimann verneigte und ihm aus der großen silbernen Dose mit einer Prise Spaniol aufwartete, las sie rasch das Geschriebene.

„Es ist gut, Mosje“, sagte sie dann zu dem Hofdiener, „meine Magd wird Ihm ein Glas Wein und kaltes Fleisch zu einem Frühstück servíren; werde mich inzwischen ankleiden und sofort mit Ihm fahren. Will mich schon sputen, daß Er nicht lange zu warten braucht.“

„O ganz nach Hochdero Bequemlichkeit“, erwiderte Herr Gideon Nußbaumer mit einem der wunderbarsten Kratzfüße, die je exekutirt worden sind, „ich gehe. Küß' die gnädigen Hände.“

Er zog sich zurück, Ploni aber sprach zu dem dumm drein schauenden Pusterlengo:

„Der Herr hat Glück. Weiß Er, von wem der Brief ist?“

„Kann mir's wohl einbilden“, entgegnete der Salamucciajo, „von ihm? he?“

„Ja, von meinem gnädigen Herrn.“

„Und was schreibt er denn?“

Digitized by Google

„Ich möge sofort zu ihm kommen, er habe mir Wichtiges mitzutheilen. Zu diesem Behufe hat er mir den Diener mit einem Wagen geschickt."

Pusterlengo klatschte vor Freude in die Hände.

„Das trifft sich ja herrlich", rief er, da hat Sie ja die schönste Gelegenheit, für meinen armen Pietro zu bitten, wenn Sie überhaupt geneigt ist, Solches zu thun."

„Nun freilich bin ich gewillt", erwiderte sie, „was möglich ist, wird geschehen. Aber jetzt gehe der Herr, ich muß mich waschen, frische Wäsche und ein andres Kleid nehmen —"

„Natürlich, natürlich!" brummte der Salamimann mit einem Faungesichte, „ich ziehe mich also zurück und lege Ihr's nochmals dringend an's Herz für meinen armen Buben, Ihren ehemaligen Liebhaber, ein Uebriges zu thun. Mici rispetti!*)"

Damit trollte sich der Salamimann und fand im Vorzimmer den würdevollen Herrn Gideon Nußbaumer, der, bei einem ausgiebigen Gabelfrühstück sitzend, es nicht unter seiner Würde fand, der Köchin Sepherl, die ihm servirte, in sehr energischer Weise die Cour zu schneiden, was von dieser theilweise mit Lachen, theilweise mit einem kleinen Aufschrei und der Androhung von Maulschellen beantwortet wurde, wodurch der würdevolle Herr Gideon jedoch durchaus nicht aus der Fassung kam.

Als Pusterlengo das Vorzimmer passirte, erhob sich der Abgesandte des Hofes, um dem Tyroler abermals eine Prise Tabak zu präsentiren, worauf die beiden Herren sich die Hände schüttelten und mit den heiligsten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung von einander Abschied nahmen.

Inzwischen hatte sich die Ploni „schön gemacht", wie man damals sagte, oder „Toilette gemacht", wie es jetzt heißt, und als sie in dieser Toilette zum Vorschein kam, da mußte sich der würdevolle Herr Gideon gestehen, daß sie wirklich ein bildsaubres Stück von einem Weibsbild sei.

Ehrerbietig begleitete er sie zum Hausthor hinaus, vor demselben wartete ein Fiaker, der einen Sportsman von heute in schallendes Gelächter versetzen würde, während er damals als das Muster einer schönen Carosse oder „Ekkipage", wie die Wiener Verstümmlung lautete, angesehen wurde.

Herr Gideon Nußbaumer hob die schöne Oesterreicherin mit gebührendem Respecte in den Wagen, setzte sich dann zu dem Fiaker auf den Kutschbock und fort ging's mit einer Schnelligkeit, die man dem seltsamen Vehikel gar nicht zugetraut hätte.

*) Meinen Respekt.

10. Kapitel.

Das London-Zimmer.

Dem Wiener, welcher seine Stadt schon vor der Stadt-Erweiterung kannte, geschieht es nicht selten, daß er in dem steinernen Meer von Palästen, das jetzt die Stelle des verschwundenen Glacis einnimmt, plötzlich stehen bleibt, um sich zu fragen: Was war hier in der Zeit vor der Stadt-Erweiterung? Und häufig gelingt es nur durch Schließung der Augen und Absperren von der Außenwelt, daß man sich auf die Gestaltung und Formen der früheren Zeiten besinnen kann.

Ganz unmöglich ist es aber, sich eine Vorstellung von dem zu machen, wie vor hundert Jahren jener Platz ausgesehen, der sich heute als regelmäßiges Viereck zwischen der alten Burg und dem neuen Burgthor, zwischen Kaiser- und Volksgarten hinzieht, auf dem die Reiterstatuen des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen von Savoyen sich stolz erheben und welcher gegen die Vorstädte durch ein geschmackvolles, reichvergoldetes Gitter abgefriedet ist.

Zu jener Zeit war dieser Platz, jetzt der schönste und regelmäßigste von Wien, ein wüstes Conglomerat von Schanzen, Bollwerken, Ravelins, Basteien, gedeckten Gängen nach den verschiedenartigsten Systemen und zu den verschiedensten Zeiten errichtet; sie lagen wie eine steinerne Schutzwehr vor der Burg und wurden von dieser durch einen Graben getrennt, von dem man noch einen Ueberrest vor dem Schweizerhof sieht. Ueber diesen Graben führte das sogenannte „greane Brückl", eine grasgrün angestrichene Holzbrücke, zu jenem Thore, das heute noch besteht, und durch welches der Fußgänger die Burg betrat, denn für Wägen

Digitized by Google

mit Ausnahme der Hof-Equipagen war der Verkehr im Innern der Burg nicht gestattet.

Auch das Betreten der Schanzwerke war verboten und zahlreiche Schildwachen riefen dem Neugierigen ihr donnerndes „Zurück!“ zu. Wien war eben noch eine Festung.

In den Absenkungen der verschiedenen Schanzen bestanden aber zahlreiche größere und kleinere Gärten, die theils dem Hofe selbst, theils diversen Hofbeamten gehörten und aus denen sich später der Volks- und Kaisergarten gestaltete. Das Metternich'sche Gärtchen auf der Bastei nächst der Bellaria war der letzte Zeuge jener verklungenen Zeit.

Der Anfang mit der Hinwegräumung dieser unnöthigen Verschanzungen wurde schon im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts gemacht und im Jahre 1797 finden wir bereits auf dem Platze, wo jetzt der Sieger von Aspern die Fahne des Regimentes Zach schwingt, den sogenannten Milani'schen Kaffeegarten, wo man Kaffee, Chocolate, Gefrornes u. s. w. bekam und „ein wohlbesetztes Orchester“, (6 Mann) das Publikum mit serieusen und heiteren Piecen auf's Beste divertirte.“

Um dieses Orchester bewegten sich im ewigen Kreise die feinsten Herren und Damen nach dem Takte der Musik, weshalb dieser Dancing-Rink vom Wiener Witze „die Ochsenmühle“ getauft wurde, ein Name, der später auch in den Volksgarten mit hinüber gezogen wurde.

Zur Zeit der französischen Invasion wurde hier eine Restauration und eine Spielbank errichtet und die Offiziere der Franzosen fanden sich in beiden häufig ein.

Wie aber gelangte man in dieses Steingewirre vor der Burg von der Vorstadt aus? Ein altes, schiefgebautes, stockfinsteres Thor führte vom Spittelberge her in die Stadt, nicht etwa in der Gegend des heutigen Burgthores, sondern dort, wo sich heute die Gitter-Oeffnung gegenüber der Bellariastraße befindet. Die Straße, welche gegen dieses Thor einmündet, heißt heute noch „die Burggasse,“ zur Erinnerung an jene Zeit, in welcher vor dem Thore, die sogenannten Burgthorweiber saßen, das heißt eine Schaar von Hökerinnen mit Obst, Datteln, Feigen, Kuchen, Würsten u. s. w., welche Weiber ihres Schandmaules willen noch berühmter waren, als die Fratschlerinnen vom Naschmarkt und Schanzl. Schimmer will in dem Obst-Stande an der Ecke des kaiserlichen Stallgebäudes gegen den Spittelberg zu die letzten Ueberreste der einst so berühmten „Standeln“ jener Burgthorweiber gefunden haben.

Das jetzige prachtvolle Burgthor, nach den Plänen von Marchesi wurde zu Anfang der zwanziger Jahre begonnen und im Jahre 1824 vollendet, wie es auf der Inschrift zu lesen:

Justitia regnorum fundamentum. MDCCCXXIV.

„Gerechtigkeit ist der Grundpfeiler der Reiche, der Wahlspruch Kaiser Franz I.

Diese Abschweifung von dem rothen Faden unserer Erzählung ist wohl ein wenig lang ausgefallen, allein wir hoffen die Verzeihung unsrer Leser zu erlangen, da wir wissen, daß der Wiener Alles, was sich auf die früheren Zustände unsrer Stadt bezieht, mit Vorliebe liest. Nun sind aber die Andeutungen, die wir gegeben, in den verschiedensten Chroniken, Stadtbeschreibungen, Sammelwerken und Flugschriften vertheilt, welche den Wenigsten zu Gebote stehen und die sie selbst in den Bibliotheken nur mühsam zusammen finden würden. Eine Zusammenstellung derselben in so compendiöser Form, wie wir sie gegeben, dürfte also Manchem angenehm sein.

Es bleibt noch zu sagen, daß die vier großen Trakte der Burg, welche den innern Burgplatz (Franzensplatz) umschließen, aus verschiedenen Zeiten herrühren; die Burgkapelle sammt ihrer nächsten Umgebung stammt aus dem 15. Jahrhundert. Der Schweizerhof aus den Zeiten Carls V. und Ferdinands I. (1554), der Amalienhof hieß einst Cillyer-Hof und gehörte dem Grafen Ullrich von Cilly, der Leopoldinische Trakt rührt aus den Zeiten Leopolds I., nur der Vorsprung desselben, der Rittersaal oder die sogenannte „Nase“ wurde 1810 bei der Eheprocuration der Erzherzogin Maria Louise mit dem Kaiser Napoleon I. von Frankreich zugebaut. Der schönste Theil, die sogenannte Reichskanzlei, das Meisterwerk Fischer's von Erlach, entstand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

Nur dieser Theil der Burg besitzt architekonisch richtige Treppen und Corridore, in allen übrigen Trakten findet man zahlloses Winkelwerk, wo man über Stufen, Treppen, durch schmale, finstere Gänge, Corridore, durch kleine Pförtchen und niedre Bögen bequem von einer Seite des Kaiserhauses zur andern gelangen kann, aber es gehört ein langes, langes Studium dazu, um sich in diesem Labyrinth zurecht zu finden. Die alten Zeiten liebten es so, besonders die Jesuiten zogen diese Winkel, diese finstern Gänge und heimlichen Treppen der vollendetsten Architektur vor.

Durch eine Flucht von solchen Pförtlein und Gängen führte Herr Gideon Nußbaumer seine Schutzbefohlene in jene Appartements, die sich zwischen der Capelle des Controllorganges, der Bellaria und dem Amalienhofe hinziehen.

Dort ließ er sie in ein Zimmer treten und sagte, sich tief verbeugend:

„Bitte submissest, hier zu warten, bis man kommt."

Und abermals tief sich verneigend, zog sich Herr Gideon zurück.

Ploni war allein in dem geräumigen Gemache, dessen zwei Fenster nach den Verschanzungen hinaussahen, die, wie wir erzählten, damals den heutigen Heldenplatz einnahmen. Die Einrichtung war einfach, aber prächtig, — verblassende Gobelins schmückten die Wände, die Möbel von schwarzem Holze, die Ottomanen und Fauteuils mit braunem Utrechter Velours überzogen. Auf einem Marmor-Piedestale stand eine große, reich vergoldete Stutzuhr, die von Zeit zu Zeit ihre wohlklingenden Glockentöne erschallen ließ, denn es dauerte fast eine Stunde, ehe Derjenige kam, den die schöne Oberösterreicherin so sehnsüchtig erwartete.

Ein einziges Bild hing in breitem, reich vergoldetem Rahmen an der Wand, es war das lebensgroße Bild des Feldmarschalls Gideon Freiherrn von Loudon, des Eroberers von Belgrad.

Ploni hatte Zeit genug, das Alles zu beobachten, denn es dauerte, wie bereits erwähnt, lange, bevor der Ersehnte kam.

Kaiser Josef II. hielt nämlich zur Zeit seine gewöhnliche Audienz im Controllorgange ab und es waren der Bittsteller heute gar so viel erschienen.

Dennoch wartete die Oberösterreicherin mit der ihrem Geschlechte eigenen Geduld.

Endlich wurden Schritte im anstoßenden Zimmer hörbar und ihr Herz klopfte laut.

Es war der Kaiser, gefolgt von seinem getreuen Dr. Quarin.

Ploni war über diese Begleitung ein wenig überrascht; sie hatte den Mann ihres Herzens allein zu sehen erwartet.

Doch sagte sie natürlich kein Wort, sondern auf den Kaiser zueilend, beugte sie sich vor ihm, als ob sie auf die Knie sinken wollte, faßte seine Hand und küßte sie.

Josef ließ es geschehen, zog sie aber dann empor und küßte sie auf die Stirne.

„Grüß Gott, Ploni", sagte er herzlich, „hab' Dich wohl ein wenig lang warten lassen, Du armes Waiserl, — 's ging aber halt nicht besser, — es waren zu viel Leut da, — 's ist gerade so, als ob die Supplicanten aus der Erde wachsen thäten."

„Alles sucht Hilfe und Rath beim kaiserlichen Hof zu Wien", schaltete Quarin ein.

„Wär' schon recht", meinte der Kaiser, „wenn man aber auch nur Allen und Jedem helfen könnte, wie man wollte, jedoch paßt nur zu oft das Sprüchwort: Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren. Doch genug von dem, reden wir jetzt von was Anderem. Komm' her, Ploni, setz' Dich zu mir."

Und während er sich auf eine der breiten Ottomanen setzte, nahm er sie bei der Hand und zog sie sanft zu sich nieder.

Die Oberösterreicherin erwartete, daß Doktor Quarin sich jetzt zurückziehen würde, allein zu ihrer Verwunderung blieb er und nahm sogar auf einen Wink des Kaisers in einem Fauteuil ihnen gegenüber Platz.

„Nun, Ploni, Du redest ja gar nichts", sprach Josef lächelnd, erzähl mir doch etwas."

Digitized by Google

„Was könnte ich armes Mädchen erzählen", erwiderte sie, ich bin ja nirgends gewesen und habe das Haus nicht eine Minute verlassen."

„Nun, so will ich Dir etwas erzählen", fuhr er fort, „weißt Du, was mir gestern arrivirt ist, nachdem ich Dich verlassen hatte?"

„Halb und halb weiß ich davon", sagte sie verlegen.

„Wie? Du weißt was?" rief der Monarch überrascht, „hast gewiß den Spektakel gehört?"

„Das wohl nicht, allein —"

„Nun was denn? heraus damit!"

„Der Herr Pusterlengo, der Hausherr, war bei mir und erzählte mir, daß der Herr, der gestern Abends von mir weg gegangen, auf dem Weg beim h. Johannes angefallen worden sei —"

„Ja wohl, von drei besoffenen Kerlen, die durchaus mit mir eine Stänkerei anfangen wollten. Zum Glück kam die Polizei herbei, die Lumpen machten sich davon; ich befahl, sie nicht zu verfolgen, 's ist mir gar nicht der Mühe werth, — aber den jüngsten, den frechsten und keckſten von Allen ließ ich festhalten und der soll seiner wohlverdienten Strafe nicht entgehen."

„Ach Du mein Gott!" seufzte die Ploni gar beweglich.

„Was hast Du denn?" fragte Josef, sie fest in's Auge fassend.

„Der freche Bursch, der sich so schwer vergangen hat", sprach sie mit leiser Stimme, „ist ja eben der Sohn meines Hausherrn, der junge Peter Pusterlengo."

„Und der glaubt wahrscheinlich, als Hausherrnssohn ein Recht zu haben, andre Leute anzuhalten und zu prügeln? Ich werde ihm dieses Gelüste austreiben!"

„Ach, was er gethan, that er ja nur aus Liebe — und —"

„Nun, und?"

„Und aus Eifersucht."

„Aus Eifersucht?" wiederholte der Kaiser halb ärgerlich, halb lachend, „der freche Bursch ist also?"

„Peter Pusterlengo, wie ich bereits gesagt habe, der Sohn des Wurst- und Salamimachers Thomas Pusterlengo in Gumpendorf, bei dem ich im Dienste war, ehe ich zum Luchsen kam —"

„Ich erinnere mich!" rief der Kaiser scherzend, „und schon zu jener Zeit hat der Signore Peterl der schönen Ploni so scharf den Hof gemacht, daß sich der Herr Vater bewogen fand, die Verführerin aus dem Hause zu geben —"

„Verführerin?" wagte die Ploni einzuwenden, „es ist Alles in Zucht und Ehren vor sich gegangen."

„Ich weiß es ja, Du Tschapperl", begütigte sie der wohlwollende Freund, „aber dem wälschen Flegel scheint es doch nicht recht gewesen zu sein, wasmaßen er der armen Kellnerin beim Luchsen mit seinem spanischen Rohre einen solchen Streich versetzte, daß ich und mein Freund Dr. Quarin uns veranlaßt sahen, ärztlich einzuschreiten."

Der Kaiser lachte herzlich bei der Erinnerung an diesen Spaß.

Dr. Quarin schmunzelte.

Die Oberösterreicherin aber erröthete über und über und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ah! jetzt ist mir der Zusammenhang klar", rief Josef, „der Signor Peterl hat in seiner Eifersucht mir aufgelauert, um mich dafür, daß ich ihm seinen Schatz weggefischt, mit seinen Helfershelfern durchzubläuen. Eine echt österreichische Manier, sich an seinem Nebenbuhler zu rächen, oder ist's nicht so?"

„Es ist so, mein gnädigster Herr."

Kaiser Josef wurde plötzlich ernst.

„Und weiß der freche Bub", fragte er, „wer Derjenige war, dem er mit seinen Helfershelfern auflauerte?"

„Er hat keine Idee davon."

„Das will ich hoffen, denn es wäre eine zu große Vermessenheit, gegen den Gesalbten des Herrn, gegen die römisch-deutsche kaiserliche Majestät die Hand zu erheben."

„Er ahnte es in seiner Dummheit gar nicht!" entschuldigte Ploni ihren ehemaligen Liebhaber, „weder er noch sein Vater haben eine Spur davon, wer — mein Schatz ist"

Sie sprach das letzte Wort so reizend, daß der Kaiser wohlgefällig lächelte.

Digitized by Google

„Das Incognito ist also gewahrt“, sagte er, „aber denkt Euch, was geschehen sein würde, wenn die Polizei nicht zu rechter Zeit gekommen wäre.“

„Ich schaudere“, meinte Dr. Quarin.

„'s ist wirklich ganz erschrecklich“, setzte die Ploni hinzu.

Der Kaiser war aufgestanden und ging, die Hände auf den Rücken legend, im Loudon-Zimmer auf und nieder; endlich blieb er vor Professor Quarin stehen und sagte:

„Und die Moral davon, caro dottore? Wenn man einmal auf den Fünfziger losteuert, soll man nicht mehr nächtige Abenteuer aufsuchen, wie der Chalif Harun al Raschid, selbst wenn man einen noch so getreuen Giaffar oder Mesrour zur Seite hat.“

Und er reichte seinem treuen Gefährten die Hand, dann aber wendete er sich gegen die Oberösterreicherin und sprach:

„Na, Ploni, warum falteſt Du denn die Hände?“

„Weil ich ein schönes Gebitt hab“, erwiderte sie.

„Laß mich's hören.“

„Der arme Peterl hat wohl eine große Dummheit gemacht, aber nur aus Liebe und Eifersucht, das kann man einem jungen Menschen doch nicht so übel nehmen.“

„Nun und?“

„Nun so möcht ich halt kniefällig gebeten haben, sowohl im Namen des alten Pusterlengo, als auch in meinem Namen, daß dem armen Buben die Straf erlassen wird, wenigstens was die Stockprügel anbelangt.“

„Ploni, Ploni!“ rief der Kaiser lachend, „weißt Du, was aus dem Allen hervorgeht?“

„Was denn, allergnädigſter Herr?“

„Daß Du in den Peterl noch immer verliebt biſt.“

Betheuernd legte die Oberösterreicherin die Hand auf's Herz.

„So wahr mir Gott in meiner letzten Stunde helfe — nein!“ rief sie energiſch, „ich will nicht leugnen, daß ich ihn einmal nicht ungern gesehen hab', den Peterl, aber seines gestrengen Vaters Eigensinn und Rohrstock hätten mir die Liebe auch dann ausgetrieben, wenn Derjenige nicht gekommen wäre, an dem jetzt mein Leben, meine Seele, mein Glück, mein Alles hängt, für den ich mich jeden Augenblick in Stücke schneiden ließe.“

Der Kaiser schien gerührt und antwortete leise:

„Geh! geh! Du Narr, Du übertreibſt.“

„Nein, nein, mein gnädigſter Herr und Kaiser“, rief sie enthuſiaſtiſch, „es geht mir, so wahr ein Gott oder uns iſt, aus dem Herzen, und wäre mein gnädigſter Herr und Kaiser nicht der, welcher er iſt, sondern der letzte Bauernknecht im Dorfe, ich würde ihn eben so lieb haben.“

Mit großen Schritten ging der Kaiser auf und nieder und sprach in kurzen abgestoßenen Sätzen Folgendes, wobei er ſich der franzöſiſchen Sprache bediente:

„Nun sehen Sie, Profeſſor, das iſt nicht gut, und darum perhorrescire ich derlei Liaisons. Da hängt ſich nun das arme Weibsbild mit Seele und Leib an mich und wenn ich ihr nun sage, daß es aus iſt, wird ihr das Herz brechen vor Gram und Kummer.“

„Hm! die Weiberherzen brechen nicht so leicht“, meinte der Skeptiker Quarin.

„Mag ſein, und der Peterl wird das gebrochene Herz ſchon wieder zuſammenleimen, — ich zweifle gar nicht daran. Aber für den Augenblick muß ich ihr doch ein paar bittere Stunden verurſachen, für die paar vergnügten Stunden, die ſie mir gewährt hat; wir Menſchen ſind doch recht undankbare Beſtien.“

Quarin zuckte die Achſeln und murmelte philoſophiſch:

„Es geht eben nicht anders auf der Welt.“

„Es muß ein Ende haben, es muß“, ſagte der Kaiſer mit der ihm eigenen Energie.

Kein Wort hatte die arme Ploni von dem verſtanden, was hier geſprochen wurde, aber mit dem Inſtinkte des Weibes fühlte ſie, daß hier von ihr die Rede war, und daß es nichts Gutes war, was man geſagt hatte.

Ihre Ahnung ſollte nur zu bald zur Gewißheit werden.

Digitized by Google

Der Kaiser blieb vor ihr stehen, hob mit der linken Hand das Kinn des gesenkten Hauptes, in die Höhe und mit der rechten ihr üppiges Haar streichelnd, sagte er:

„Ploni, laß uns ein geschiedtes Wort mit einander reden."

„Ew. Majestät?" sprach sie, indem sie ihn fragend ansah.

„Zwischen uns ist's aus", sagte er energisch und trocken.

„Jesus Maria!" rief sie, in die Knie sinkend, „was habe ich verbrochen?"

Er hob sie liebevoll auf und setzte sie wieder auf's Sofa.

„Nichts hast Du verbrochen, Du armes Kind", antwortete er milde und tröstend, „sondern ich, ich ganz allein, habe mir vorzuwerfen, daß ich Dich aus Deiner Stellung herausgerissen und Dich zu meinem Schatz gemacht habe. Ist mir halt auch einmal das Herz mit dem Verstande davongelaufen. Ja, wenn ich der letzte Knecht im Dorf wäre, wie Du es sehr richtig gesagt hast, dann wär's was anders, so aber bin ich ein Mann, an welchem Millionen Unterthanen ältere Rechte haben als Du —"

Josef hielt inne, er war ein zu klarer Kopf, um nicht einzusehen, daß diese Argumente bei der verliebten Oberösterreicherin wenig wirken würden, deshalb wechselte er den Ton und fuhr fort:

„Schau, Ploni, Du wirst doch zugeben, daß es für mich geradezu entsetzlich gewesen wäre, wenn die drei Kerl's, die mich überfielen, Ernst gemacht hätten und die Polizei nicht gekommen wäre."

„O mein Gott ja, ich sehe es ja ein."

„So etwas darf nicht wiederkommen, einem solchen Skandal kann ich mich nicht aussetzen."

„Freilich nicht, freilich nicht!"

„Und deshalb darf ich Dich in dem Häuschen am Wienufer, wo wir ein paar so vergnügte Abende zugebracht haben, nicht mehr besuchen."

Sie blickte ihn fragend an; er verstand diesen Blick:

„Du meinst wohl, Du könntest hierher kommen? Ach, was weißt Du, mein Kind, von den Hof-Intriguen und Mediſancen von jenen Leuten, die kein größeres Vergnügen kennen, als Denen, denen sie ihre abgöttischen Huldigungen darbringen, hinter ihrem Rücken alles mögliche Schlechte nachzusagen und die Verirrung eines fürstlichen Herzens für Untugend und Laster auszugeben. Nein, nein, auch h i e r dürfen wir uns nicht mehr sehen."

„Wo denn?" wagte sie leise zu fragen.

„Gar nirgends", antwortete er fest, „es muß, wie ich sagte, aus sein, ganz aus."

„O mein Gott!" stammelte sie, bitterlich weinend.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob wirklich die Furcht vor dem Skandale, oder des Kaisers Gewohnheit, derlei Verhältnisse rasch abzubrechen, auf seinen Entschluß bestimmend einwirkte, wir glauben aber das Letztere, wenn wir auch zugeben, daß es dem humanen Mann wehe that, mit der armen Person, die so treuen Herzens an ihm hing, so verfahren zu müssen, wie er es mit seinen sonstigen Liaisons passagères that.

Seine Stimme war leicht bewegt, als er sagte:

„Weine nicht, Ploni, Du machst Dir wie mir das Scheiden nur schwerer, denn geschieden muß es sein."

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Ich werde für Dich sorgen, Ploni", fuhr er fort.

„Was brauch ich noch auf dieser Welt?" murmelte sie.

„Ah pah! das sind Redensarten. Man braucht immer etwas auf der Welt. Und wenn Du einmal was von m i r brauchst, dann komme selbst, oder schicke mir durch eine verläßliche Person dieses Ringelein, das ich Dir zum Andenken an die schönen Stunden, die wir zusammen verlebten, an den Finger stecke."

Und er nahm ihre Hand in die seine und steckte an ihren kleinen Finger einen einfachen Goldreif mit einem prachtvoll funkelnden Solitär.

Sie küßte seine Hand und die Freude des Weibes an schönem Schmuck zeigte sich selbst in ihrem tiefen Kummer, indem sie murmelte:

„Ach wie schön! tausend Dank!"

Digitized by Google

Ein feines Lächeln umspielte seinen wohlgeformten Mund als er erwiderte:

„Nun, wenn er Dir nur gefällt; hoffentlich wirst Du bei seinem Anblick jedesmal Dich meiner erinnern."

Und im Tone der tiefsten Rührung antwortete sie:

„Dazu bedarf es des Ringes nicht, Ew. Majestät. Bis zum letzten Hauch meines Lebens werde ich keinen Augenblick den vergessen, der so lieb und gütig gegen mich gewesen."

„Brav! Brav! Ploni; aber nun geh' in Gottesnamen, Du machst Dir das Scheiden nur noch schwerer, und auch mir."

„Ich gehe schon", entgegnete sie, neuerdings in Schluchzen ausbrechend, dabei aber faltete sie die Hände und murmelte leise:

„Wird mein allergnädigster Herr den armen Peterl nicht vergessen?"

Er drohte ihr mit dem Finger.

„Schau, schau", sagte er, „wie Du Dich um den Buben annimmst; das gefällt mir übrigens."

„Er ist durch mich in's Unglück gekommen."

„Freilich, freilich! aber ich vergesse nie etwas. Zu mehrerer Sicherheit wird aber der Herr Professor Quarin sofort mit meinem Adjutanten reden, daß er der Mariahilfer Polizei meinen Auftrag ertheilt, den Peter Pusterlengo stante pede straflos frei zu lassen."

„Tausend Dank!"

„Und da er der einzige Sohn seines Vaters ist, so kann er ohne höheren Auftrag auch nicht zum Militär genommen werden; ich muß Dir den Peterl ja als Ersatz lassen, denn mich will bedünken, daß Ihr Zwei doch noch ein Paar werdet."

„Da sei Gott dafür! Ich werde nie heiraten, sondern mein Leben in einem Kloster beschließen."

„Fi donc! eine alte Betschwester! Man muß nichts verreden; übrigens kannst Du das halten wie Du willst, — und nun Gott befohlen, liebe Ploni!"

Noch einmal freundlich grüßend, schritt er zur Thüre hinaus, Professor Quarin folgte.

Tief neigte sie sich zur Erde; leise mit Katzentritten schob sich Nußbaumer zur Thüre herein, die schöne Oberösterreicherin heimzuführen.

Die schwerste Stunde ihres Lebens war vorüber.

11. Kapitel.

Ein Unglück kommt nie allein.

Nußbaumer führte die seiner Obhut Anvertraute bis vor's Burgthor, wo der Wagen seitwärts an der Esplanadestraße wartete.

„Ich werde die Ehre haben", sagte der Hofdiener, „die Mamsell bis nach dero Behausung zu begleiten."

Und dabei öffnete er respektvoll den Schlag des Wagens.

„Laß es der Herr nur gut sein", erwiderte sie, indem sie in den Wagen stieg „ich will allein fahren. Doch habe Er die Güte, dem Kutscher zu vermelden, er soll über die Laimgrube fahren und vor der Mariahilferkirche stehen bleiben, — weil ich bei unsrer lieben Frau den Segen hören will."

„Wie's der Mamsell beliebt", entgegnete Nußbaumer, „meinen submissesten Respekt."

Und mit tiefer Reverenz schloß er die Wagenthüre, dem Kutscher noch die betreffenden Weisungen ertheilend, welche ihm Ploni gegeben hatte.

Der Wagen setzte sich in Bewegung; die schöne Oberösterreicherin war so in Gedanken versunken, daß sie erst zu sich kam, als der Wagen vor der Mariahilferkirche hielt.

Rasch war sie ausgesprungen und drückte einen Siebenzehner in die Hand des Kutschers, der ein ehrfurchtsvolles „Küß die Hände!" murmelte.

Denn ein Siebenzehner war nach damaligen Begriffen viel Geld und die Kutscher waren in ihren Ansprüchen damals gleichfalls viel bescheidener als heutzutage.

„Ich werde hier warten, Ew. Gnaden?" meinte der Rosselenker.

„Nein, nein", versetzte sie rasch, „fahre Er nur heim. Ich will hier den Segen hören und dann zu Fuße nach Hause gehen."

„Sehr wohl, Ew. Gnaden", entgegnete der Kutscher, hieb in die Pferde und fuhr von dannen.

Digitized by Google

Ploni aber trat in's Gotteshaus, — es waren nicht viele Leute versammelt, der Geistliche kniete am Altar vor der Segen spendenden Monstranze, die Orgel begleitete mit ihren feierlichen Klängen das Lied: „Heilig! heilig! heilig!“, welches die andächtige Gemeinde gar auferbaulich sang, und des Weihrauchs duftige Wolken stiegen empor, Alles mit Rauch erfüllend, mit Nebel verhüllend.

Auch die arme tiefgekränkte Oberösterreicherin entzog sich dem Eindrucke des Zaubers nicht, welchen der katholische Gottesdienst auf jedes Herz, besonders aber auf das junge ausübt; sie sank an den Stufen des Altars in den Staub, Hand und Herz zu der Gnadenmutter emporhebend, die ja auch so unendlich viel gelitten hatte, und welche alle Unglücklichen als ihre Fürsprecherin und Beschützerin anflehen.

Sie schüttete ihr Herz aus, wie vor einer mütterlichen Freundin; sie bekannte ihre Schuld, aber zur Abschwächung derselben erzählte sie der Himmlischen, daß es ja der Kaiser gewesen, dem sie sich nicht zu widersetzen wagte, als er ihr Herz bethörte, wie auch, daß es nicht Ehrgeiz, Hochmuth und Hoffart war, die sie so mächtig zu ihm hingezogen, sondern wirkliche und wahrhaftige Liebe, wie sie nur das Weib zum Manne seines Herzens fühlt.

Und in diesem Augenblicke erhob der Priester die Monstranze zum Segen über das Volk, sie beugte ihr Haupt vor dem, der die Sünden aller Welt auf sich genommen und auch der reuigen Magdalena verziehen hatte, und der Engel des Trostes kehrte ein in ihrem Herzen.

Als der Segen zu Ende war, verließ sie die Kirche und ging leichteren Herzens gegen Gumpendorf zu. Und hier können wir eine Frage nicht unbeantwortet lassen. Warum waren in jener Zeit, die doch auch Elend und Noth, Liebespein und Herzeleid, Familienzwiste, Unglück und Verluste so viele hatte, wie die jetzige, die Selbstmorde so selten, während sie heutzutage eine stehende Rubrik in den Blättern bilden, so daß kein Tag vorübergeht, der nicht einen, ein paar, oder gar ein halb Dutzend Selbstermordungen bringt? Offenbar hatten die Menschen damals in der Religion einen positiven Schranken, der sie vor dem Salto mortale in die Ewigkeit abhielt. Während man heute den Selbstmord nur als den willkommenen Abschluß aller Rechnungs-Rückstände betrachtet, sah man damals darin eine Todsünde, deren Strafe sofort beim Eintritt in's Jenseits erfolgen mußte. Dagegen bot die Religion Demjenigen, der muthvoll in den Stürmen des Lebens aushielt, eine Fülle des Trostes und der Hoffnungen, die sich, wenn auch nicht in dieser Welt, doch einstens in dem bessern Jenseits des Grabes erfüllen mußten.

Die schöne Ploni fühlte sich bei aller Wehmuth doch so gestärkt, daß sie in Gumpendorf vor den Laden des alten Pusterlengo treten und diesem, der am Wurstkessel manipulirte, wie es ein ordentlicher „Bratelbrater“ damaliger Zeit thun mußte, einen bedeutungsvollen Wink gab.

Pusterlengo überließ sofort die Hinausgabe der Brat-, Leberwürste und Blunzen seiner Ladnerin und eilte vom Wurstkessel hinweg in's Freie, die fettig gewordenen Finger an seiner Schürze reinigend.

„Na, wie ist's?“ rief er seiner ehemaligen Magd zu. „Was ausgerichtet?“

„Alles“, antwortete sie, „dem Peterl ist die Strafe erlassen — er kommt nicht zum Militär und auch von den Prügeln hat's sein Abkommen.“

„Iddio sia ringraziato!“ (Gott sei gedankt!) betete der Wälsche andächtig, „bist doch ein Teufelsmensch, Ploni, daß Du das Alles ausgerichtet hast — bitte um excuse — ich wollte sagen, Sie ist eine höchst raffinirte Person, daß Sie sothane Strafsminderung so rasch und wirksam bewerkstelligt hat.

„Mich freut's nur um des Peterls willen.“

„Wenn's nur auch gewiß ist.“

„Ob es gewiß ist! wie kann Er nur zweifeln, Er ungläubiger Thomas.“

„Ist denn Ihr Schatz eine gar so wichtige, hochstehende Persönlichkeit?“

„Er hat augenblicklich seinen Adjutanten abgeschickt, um allenthalben Befehl zu ertheilen, daß dem Peterl nichts geschehen darf und daß man ihn freilassen soll.“

Digitized by Google

„Per bacco!“ rief der Südtiroler mit ganz verdutztem Gesichte, „seit wann haben denn die kaiserlichen Räthe Adjutanten?“

„Ach, stell' er sich nicht albern“, meinte sie, „Er muß doch schon herausgerochen haben, daß der Mann, den ich liebe, etwas mehr sein muß, als ein kaiserlicher Rath.“

„Nun, ich habe wohl so meine Gedanken“, schaltete Pusterlengo ein.

„Habe er solche nur, Er kann doch nie genug hoch hinauf rathen,“ fuhr sie fort und dabei legte sie die Spitze des Ringfingers an die Nasenspitze, so daß der an diesem Finger befindliche Brillant im Abendschein funkelte, „da sehe er, Herr Pusterlengo, glaubt er, daß ein gewöhnlicher Mensch solche Ringe verschenken kann?

„Per Giove!“ rief der Wälsche, indem er seiner aufrichtigen Bewunderung Luft machte, „das funkelt ja wie das Grabmal des h. Antonio in Padova, wer kann Derjenige sein, der seinen Schatz so beschenkt? Nur der Kai—.“

„Sprech Er's nicht aus!“ rief sie hastig, ihm den Mund zuhaltend, „Er hat den Rechten getroffen, aber nenne Er ihn nicht, — s'ist um seinetwillen und auch des Peterls wegen.“

Signore Tomaso aber zog die schmierige Mütze, die er als echter Italiener im Geschäfte tragen mußte, beugte sich tief und sprach halb respektvoll, halb ironisch:

„Meine liebe Ploni, — Ich mache Ihr mein Kompliment zu sothaner Eroberung, — da hört sich freilich Alles auf und es ist kein Zweifel, daß in solchem Falle ein Grafen- und Fürstenkind dem hohen Herrn gefällig gewesen wäre, geschweige denn eine arme Bauerndien aus Oberösterreich.“

„Ich hab's nicht des Geldes wegen gethan,“ rief sie mit stolzem Bewußtsein.

„Ich glaub' es, ich glaub Dir's,“ bestätigte Pusterlengo, „es muß doch auch dem Herzen und der Eitelkeit eines Weibes schmeicheln, einen solchen Liebhaber zu haben.“

„Nicht Eitelkeit war es, sondern wahre, aufrichtige Liebe.“

„Ich will Alles glauben und danke meinem Gotte, daß es ein solcher Herr war, an den Du Dich des Peterls wegen gewendet hast, jetzt freilich weiß ich, daß der dumme Bub gerettet ist, besonders wenn's wahr ist, daß der Herr seinen Adjutanten geschickt hat.“

„Ich lüge nie,“ antwortete sie mit Stolz, „und zum Beweis, daß ich die Wahrheit gesprochen, braucht Ihr nur dorthin zu blicken, dort kommt der, welchen ihr erwartet, der Herr Pietro Pusterlengo. Er ist also frei.„

Rasch blickte der Vater Pusterlengo nach der Mariahilfer Seite und richtig war es Herr Pietro, der etwas defect in seinen Kleidern, mit ungewaschenem Gesicht und ungekämmten Haaren, überhaupt sehr mißsüchtig, übernächtig und katzenjämmerlich vom Mariahilferberge niedersteig in die Tiefen des von der Wien durchströmten Thales des Ratzenstadls.

Die Abendsonne strahlte röthlich und beleuchtete den gedrückten herabgekommenen Burschen, ebenso wie die schöne Ploni, welche noch in dem Galakleide steckte, in dem sie die Fahrt nach Hofe gemacht hatte, und die schöner war, als je.

Pietro sah es wohl, er unterdrückte einen Seufzer und sagte etwas kleinlaut:

„Grüß den Herrn Vater Gott!“

„Auch so viel,“ erwiderte der Salamimann, „sag' mir nur in drei Teufels Namen, Du Höllbub, was hast Du angefangen?“

„Was an meiner Stelle jeder junge Mensch gethan hätte,“ entgegnete Pietro trotzig, „der verliebt, eifersüchtig und besoffen gewesen wäre.“

„Du warst aber schon arg besoffen.“

„Sehr arg!“

„Und wolltest einen noblen Herrn prügeln, der Dir nichts gethan hat.“

„So? der hat mir nichts gethan? Was hätt er mir denn noch thun sollen?“

„Nun Deinen Schatz hat er Dir weg genommen, den ich Dir obendrein verboten hatte. Das ist kein Grund, daß man einen so vornehmen Herrn durchbläut. Wär' Dir auch recht geschehen, wenn man Dich auf die Bank gelegt und später das weiße Röckel angezogen hätte.“

„War ohnehin nahe daran, — s'hat aber sein Abkommen davon.“

Digitized by Google

„Woher weißt Du das?"

„Der Wachtmeister Grillenfieder hat mir, bevor er mich ausließ, mitgetheilt, es sei ein Hofreiter gekommen mit einem ausdrücklichen Befehl, daß mir jede Strafe erlassen und ich sofort freizulassen sei."

„Und weißt Du, wem Du das verdankst?"

„Nein."

„D e r da," rief der Salamimann, auf Ploni zeugend, die hocherfreut über ihren Erfolg zur Seite stand, „Sie hat für Dich gebeten."

„Der Teufel hole den, bei dem sie gebeten hat," knurrte der Verliebte.

„O du Mulo!" schrie Pusterlengo.

„Du bist und bleibst ein ungeberdiger Grobian," sprach die schöne Ober-Oesterreicherin, „mit dem ich nichts zu thun haben will. Behüt' den Herrn Pusterlengo Gott, — ich gehe meines Weges."

Und trotzig schritt sie von dannen.

„O Du Unglücksmensch!" rief der Alte nach Ploni's Entfernung, „Du kannst doch nichts als Dummheiten machen!"

„Warum denn?" fragte Peterl, bei dem der Rausch wohl längst verflogen war, der sich aber noch immer in jener unbehaglichen Stimmung befand, welche die Folge einer alkoholischen Gehirnstörung zu sein pflegt und oft mehrere Tage anhält.

„Du fragst noch!" klagte der alte Pusterlengo, „ist's nicht genug, daß Du den, bei welchem die gute Ploni für Dich gebeten hat, vom Teufel willst holen lassen, ihn, der Dich vom Militär und von der Prügelbank losgesprochen, obwohl Du ihn mit eigener flegelhafter Hand durchbläuen wolltest."

„O hätt ich's nur gethan," meinte der Trotzkopf, „wär nur die Sakerments-Polizei nicht dazwischen gefahren." Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben und fällt er mir das nächste Mal in die Hände, dann bekommt er seine Schläge, und der Papst soll sie ihm nicht herabnehmen."

„Mulo! Mulo!*) rief der Süd-Tyroler abermals, „Du würdest anders reden, wenn Du wüßtest, wer der Mann ist."

„Wer wird's denn sein!" replicirte Pietro, „irgend ein alter Geck von Hofherrn" —

„Nein, Du Steinkopf es ist" — —

Und Vater Pusterlengo legte seinen Mund an das Ohr seines erbitterten Sohnes und flüsterte ein Wort hinein.

Die Wirkung war eine mächtige.

Peterl schnappte zusammen, wie ein Taschenmesser. Die flüchtige Röthe der Aufregung, welche durch den Anblick Plonis und die lebhafte Erörterung mit seinem Erzeuger auf den katzenjammerbleichen Wangen des Uebernächtigen entstanden war, machte sofort wieder einer gespensterhaften Blässe Platz, er faltete die Hände und murmelte leise, tonlos:

„Ja, wenn's so ist, dann muß man der armen Ploni freilich verzeihen, was sie gethan hat."

„Na endlich nimmt er Raison an, der Querkopf!" brummte Tomaso Pusterlengo.

„Ich will hinüber zur Ploni," sprach der junge Bursche eifrig, „ich will ihr sagen, daß ich Alles weiß, ich will sie um Verzeihung bitten" —

„Ob Du da bleibst, Du Kasperl," rief der Vater, „daß Du vielleicht wieder mit Deinem Nebenbuhler zusammen kämest und abermals mit ihm eine Stänkerei anfingest. Nein, nein, über die Geschichte muß Gras wachsen und vor der Hand darfst Du mir die Ploni nicht wieder sehen; wo möglich nach der Hand auch nicht."

„Der Herr Vater hat recht," erwiderte der arme Peterl ganz kleinlaut.

Und er ging hinaus, die Jause verschmähend, welche von seinem Vater dem Ausgehungerten angetragen wurde, denn es war ihm aller Appetit vergangen.

Und er begab sich in die Werkstätte, wo für den andern Tag „gewurstet" wurde, ergriff die Handhacken und hackte all seinen Gram und sein Herzeleid in die Leber- und Bratwürste hinein, die nie eine so fein zerhackte Fülle aufzuweisen hatten, wie an diesem Tage.

Inzwischen war die schöne Ober-Oesterreicherin in ihre Behausung am Wien-Ufer zurück gekehrt und betrat dieselbe mit dem wehmüthigen Gedanken, daß sie nun kaum mehr lange in diesem ihr so lieb gewordenen Asyl wohnen bleiben dürfte.

*) Maulesel; ein Lieblingsschimpfwort des Italieners.

Digitized by Google

An der Schwelle schon kam ihr Sepherl, die Magd, entgegen und rief:

„Frau! Frau!"

„Was denn?" fragte die schöne Ploni.

„Es war ein Mann da."

„Was für ein Mann?"

„Ein oberösterreichischer Bauer."

„Ein Bauer aus Oberösterreich? Hat er nicht gesagt wo her? und wie er heißt?"

„Ja, ja, — freilich hat er's gesagt."

„Nun also, heraus damit!"

„Wenn ich mir's nur recht gemerkt habe. Er ist aus — Grieskirchen, — ja, so heißt es — und er selbst heißt — Michael Pöltenbacher."

„Maria-Tafferl! mein Vater!"

„Ja, ja, das sagte er, daß er der Frau ihr Vater ist."

„Und warum ließest Du ihn denn fortgehen?"

„Weil er nicht da bleiben wollte; so schön ich ihm auch zuredete, so ist er mir doch nicht einmal in's Haus herein gegangen, sondern vor der Thüre draußen, auf der Schwelle hat er mir ganz rabiat zugerufen, er sei ein ehrlicher Bauersmann und guter Christ und werde dieses Haus der Sünde und Schande nicht betreten, er gebrauchte noch viel schlimmere Ausdrücke, die ich gar nicht wiederholen will."

„Also will er mich gar nicht sehen?"

„Ja doch, ja freilich, nur sagte er, wenn die Frau ihn sehen wolle, solle sie hinüber kommen in die Roßau, zum weißen Hahn, wo er eingekehrt sei."

„Es ist das gewöhnliche Absteigequartier der Oberösterreicher."

„Dort wolle er die Frau erwarten. Wenn die Frau aber nicht heute noch komme, so werde er morgen mit dem Kalblwagen (Kälberwagen) nach Oberösterreich zurückfahren; in diesem Falle wolle er von seiner mißrathenen Tochter nichts mehr wissen, er sage sich los von ihr auf Zeit und Ewigkeit und wolle ihr nichts hinterlassen als seinen Fluch."

„O mein Gott!"

„Das ist aber gleichwohl recht hart von einem Vater", meinte Sepherl.

Die schöne Ploni trocknete sich die Augen und sprach fast mit Erbitterung:

„Ja, so sind sie, die Aeltern in Oberösterreich. Wenn eine Dirn einen Schatz und ein paar Kinder von ihm hat, ja selbst, wenn sie die Kinder von verschiedenen Liebhabern hat, das macht nichts, das ist eine läßliche Sünde, sagt der Herr Pfarrer, und Vater und Mutter bleiben mit ihrer Tochter, trotz ihrem halben Dutzend Kinder, im besten Einvernehmen. Die Großdirn, die auf einem Bauernhof als oberste Magd aufgenommen wird, bringt in den Dienst drei, vier Kinder mit, jedes von einem andern Vater, und kein Mensch wagt es, ihr darüber einen Vorwurf zu machen, sie bildet sich sogar auf die Rangen etwas ein."

Die Sache verhielt sich wirklich so, in vielen Gegenden noch heutzutage.

„Wenn aber das arme Dirndl nach Wien geht", fuhr Ploni mit steigender Erbitterung fort, „und wenn sie sich dort in einen vornehmen Herrn verliebt, so recht vom ganzen Herzen, das lassen sie nicht gelten, diese Bauern. Dann gilt ihnen die arme Dirn, wie das schlechteste Geschöpf, das miserabelste Weibsbild auf Gottes Erdboden; die andern, die zehnmal ärger sind, als sie, zeigen mit dem Finger nach ihr, und der eigene Vater droht ihr mit dem Fluche."

„Wahr ist's! wahr ist's!" bestätigte Sepherl, welche inzwischen damit sich beschäftigte, die Galakleider, in denen Ploni nach der Stadt gefahren war, ihr abzunehmen.

Die Ploni war dabei gedankenvoll auf einen Stuhl gesunken.

„He Frau!" sagte die Sepherl.

„Was denn?" fragte Ploni.

„Die Frau muß mir's aber nicht für übel auslegen."

„Ich weiß gar nicht was, aber red' nur — ich weiß, Du meinst es gut."

„Bei meiner armen Seel — ja, und darum möcht' ich die Frau auf's Schönste gebeten haben, sie soll sich das, was geschehen ist, nicht gar so

Digitized by Google

zu Herzen nehmen, ich meine die Geschichte mit Ihrem Vater."

„Ach, wenn's das allein wäre."

„Nicht allein? Ja, was gibt's denn noch?"

„Zwischen mir und meinem Schatz ist's aus."

„Mutter Gottes Mariazell! Ist's denn möglich?"

„Ja, er hat mir völlig den Laufpaß gegeben."

„Warum denn?"

„Was weiß ich, wahrscheinlich ist er meiner bereits überdrüssig geworden."

„Kann mir's nicht denken! So ein appetitliches, saubres Stück Frauenzimmer!"

„Lieber Gott! was weist denn Du? Die noblen Herren sind jetzt gar wählerisch, wenigstens hat er für meine Zukunft gesorgt und ich werde von Wien nicht weggehen, wie die Dirn vom Tanz."

„Das ist gut, recht gut."

„Da schau, was er mir für ein Andenken gegeben hat."

Und mit der Eitelkeit des Weibes, das über einen Shawl oder Schmuck allen Kummer vergißt, ließ sie ihren Brillantring funkeln.

Sepherl schlug die Hände zusammen.

„Ach, wie schön!" stammelte sie.

„Nicht wahr?"

„Der muß viel Geld kosten".

„Gewiß! Wenigstens werde ich meinem Vater damit beweisen, daß es ein vornehmer Mann war, dem ich mein Herz schenkte."

„Die Frau will also —?"

„Hinüber gehen in die Roßau, zum weißen Hahn und meinen Vater aufsuchen."

„Wie, Ihr wolltet?"

„Soll ich mich seinem Fluche aussetzen?"

„Ich meine, unser Hergott muß das besser verstehen und solch ein Fluch kann gar nicht treffen."

„Unser Herrgott hat aber auch gesagt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest und es Dir wohl ergehe auf Erden."

„Ja, ja, so heißt es!"

„Nun, um's lange Leben ist's mir wahrhaftig nicht zu thun, je eher ich hinabkomme unter die Erde, desto lieber ist mir's, und vom Wohlergehen kann's schon überhaupt keine Rede mehr sein."

„Man muß nichts verreden auf der Welt."

„So, — die noble Kluft hätten wir los, jetzt hilf mir meine Hauskleider anziehen."

Sepherl meinte, ihre Frau wolle sich's nur bequem machen und die Kleider für's Haus anlegen, allein Ploni begehrte, nachdem sie sich umgezogen hatte, ein Tuch und die Flügelhaube, wie sie damals die Mädchen aus bürgerlichen Kreisen trugen.

„Will die Frau denn fort?" fragte Sepherl.

„Ja wohl, wie Du siehst."

„Wohin denn?"

„Nun, in die Roßau, meinen Herrn Vater aufsuchen, damit er mir nicht wegreist, bevor ich ihm meine Meinung gesagt, daß er gar keine Ursache gehabt, mir seinen Fluch geben zu wollen. Ades, Sepherl, gib nur auf's Haus gut Acht, lang werden wir's ohnedies nicht mehr haben."

12. Kapitel.

Auf der Holzg'stätten.

Das alte Wien wird bald nur mehr eine Mythe sein und es gehört schon ein gutes Gedächtniß dazu, um sich dieser oder jener Partie zu erinnern, welche jetzt von den Prachtbauten der Stadt Erweiterung eingenommen ist.

Der Name Holzgestätten oder wienerisch „Holzg'stätten" — (verwandt mit Gestade) ist heut zu Tage noch jedem Wiener populär; man erzählt sich, daß bei dem mysteriösen Aufstand der Wiener Jakobiner im Jahre 1794 die „Holzg'stätten" angezündet werden sollten, um dann, während die Garnison und die Bevölkerung bei dem Löschen betheiligt wäre, die Burg zu überfallen und die kaiserliche Familie zu ermorden.

Das Ganze gehört wohl in den Bereich der Fabel und ist historisch nie erwiesen worden. Im Jahre 1848 aber, in den letzten Oktobertagen brannten die „G'stätten" wirklich und die Meisten von uns erinnern sich noch des schauerlich schönen Schauspieles.

Digitized by Google

Der Epigone aber ist berechtigt zu fragen: Wo waren sie denn, die so oft erwähnten Holzgestätten? Die größten derselben befanden sich vor dem Schottenthor gegen die Roßau zu. Man denke sich den Platz vom gegenwärtigen Abgeordnetenhause und dem chemischen Laboratorium bis zum Donau-Kanale, dann von der Bergstraße bis über die jetzige Ringstraße herüber mit einem riesigen Vorrath von Brennholz in Scheitern bedeckt, welche Masse nur durch die Esplanadestraße mit ihren Pappeln unterbrochen wurde, und man hat ein getreues Bild der G'stätten, die mit ihren äußersten Ausläufern bis an's Fischer- und Neuthor gelangten, von denen sie nur der Stadtgraben schied. Die Holzmassen waren so aufgeschichtet, daß zwischen denselben, senkrecht auf die Esplanadestraße, sich zahlreiche kleine Straßen hinzogen, um auf denselben das Holz wegführen zu können. Die einzelnen Partien wurden nach ihrem Eigenthümer genannt — z. B. die Baron Hackl-G'stätten,— der größte Theil gehörte zu der an der Donau gelegenen und fast bis zum Kaiserbade sich erstreckten den Kaiserg'stätten.

Am oberen Ende der G'stätten, ungefähr in der Gegend der heutigen komischen Oper, stand eine Johannes-Statue und nicht weit davon de Rabenstein, als Symbol der Hinrichtungsstätte denn hier wurden durch viele Jahre die Hinrichtungen vollzogen, unter Andern büßte Zahlheim hier seine Freveltat unter dem Rade.

Und das Alles ist jetzt verschwunden und der Schottenring, breiter und schöner als irgend ein Pariser Boulevard, mit der Börse, dem Polizei Palaste, der komischen Oper, dem Hôtel de France und andern Prachtbauten, zieht sich über jene Stätte, wo unsere Mütter einst mit dem „Holzverstlberer" über den Preis der Klafter feilschten. Ringsum Zinspaläste und Luxusbauten. Wo aber sind die Wiener Holz-Vorräthe hingekommen? Dieselben werden jetzt an den Ufern des Donau-Kanales abgeladen, an der Roßauerlände, in der Brigittenau, Spittelau sowie auch nächst dem Westbahnhofe ist viel zu finden. Uebrigens ist der Bedarf an Holz nicht mehr so groß, da die Kohlenfeuerung auch in Wien nicht bloß in den Fabriken und Werkstätten, sondern auch in den Haushaltungen sich einer steten Zunahme erfreut.

Die einsameren Partien der Holzg'stätten waren, besonders im Herbste und in den Abendstunden, nicht recht geheuer, verdächtige Dämchen suchten dort Liebesabenteuer mit den Soldaten aus der Salzgries- und Alserkaserne, Diebe und andere Strolche schufen sich im Holze Verstecke, wo sie sich und ihre Beute in Sicherheit brachten, und so ehrlich und brav auch die Holzarbeiter und Wasserer, Strobler, Strommer, Auflader u. s. w. waren, so konnten sie es doch nicht hindern, daß unter ihrem Namen allerlei verdächtiges Gesindel in die Winkel und Verstecke der Holzgestätten eindrang.

An all' das dachte die schöne Ploni freilich nicht, als sie hastigen Schrittes vor dem Schottenthor durch die Holzmassen eilte, um zum weißen Hahn in der Roßau zu gelangen.

Es dämmerte bereits und sie trug das bürgerliche Gewand, das sie mit Sepherls Hilfe angezogen hatte; man konnte sie für die Magd eines kleines Bürgers halten, die Flügelhaube stand ihr allerliebst.

Rasch eilte sie vorwärts, plötzlich hörte sie hinter sich ein leises „Pst! pst!"

Sie that, als ob sie nicht gehört hätte und verdoppelte ihren Schritt.

„Pst! pst!" ertönte es abermals, aber näher.

Diesmal blieb sie stehen, denn sie fürchtete, der Athen könnte ihr beim Laufen versagen, wendete sich um und fragte echt wienerisch g'schnappig:

„Na, was gibt's denn?"

Es war ein ungarischer Soldat, der freundlich lächelnd und den Schnurbart drehend auf sie zukam, mit den Worten:

„Schönes Madel, warum laufst Du so?"

„Das wird den Herrn wenig kümmern" antwortete die kecke Ober-Oesterreicherin.

„Oho, kümmert mich doch."

„Warum denn?"

„Weil ich Dir nachlauf'."

„Der Herr lauft mir nach? Laß Er sich nicht auslachen."

Digitized by Google

„Wo ist da Lächerlichkeit? Gefallst mir Madel."

„Viel Ehre."

„Ist immer Ehre, wo Soldat dabei ist, noch mehr aber, wenn Ungar ist, was Dir sagt, daß Du schönes Madel bist."

„Sei's wie's sei; ich habe keine Zeit, muß nach Haus, mein Schatz erwartet mich."

„Laß ihn warten, den dummen Schwaben, bekommst viel was Schöneres, nämlich mich, Förödd Janos, schönsten Kerl vom ganzen Regiment."

„Wenn ich aber den Herrn nicht mag."

„Wirst schon mögen, wenn Du siehst, wie zärtlich ich bin."

Und dabei legte der Soldat seinen Arm um ihre Taille.

Aber Ploni hatte als Kellnerin gelernt, wie man sich solcher Zudringlichkeit erwehrt.

Mit einer raschen Handbewegung schlug sie den Arm zur Seite und sagte:

„Weg da! Laß mich der Herr in Ruh. —"

„O nein!"

„Geh' der Herr zum Teufel! sag' ich."

„Warum soll ich zu Teufel gehen, wenn hab' ich Engel vor mir?" fragte der Ungar mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht zugetraut hätte.

Ploni gab keine Antwort, sondern eilte hastig vorwärts, denn es war ihr nur darum zu thun, das Ende der Holzgestätten zu erreichen, wo sie Menschen zu finden hoffte, die ihr gegen den zudringlichen Courmacher zu Hilfe kommen, der wahrscheinlich aus der Salzgries-Kaserne war, wo man eben den Zapfenstreich trommelte.

Der Soldat aber schien ihre Absicht zu merken, denn er blieb hart an ihrer Seite und redete ihr fortwährend zu:

„Schau, sei nicht so hart, mein Schatz! gefällst mir so gut."

Und wieder ergriff er ihre Hand, die sie ihm entreißen wollte.

Aber es gelang ihr nicht und lachend meinte der Ungar:

„Oho! so leicht geht nicht! Bißl Kuß mußt Du mir wenigstens geben."

„Um keinen Preis! erwiderte sie, sich los zu machen suchend.

Er aber streichelte ihre Hände und sagte:

„Nun so gib' mir wenigstens das Ringel, das Du hier am Finger trägst."

„Den Ring?" erwiderte sie erschrocken „was fällt Euch ein? Er ist ein theures Andenken, und werthvoll."

„Eben weil er werthvoll ist, möcht ich ihn haben, — der Stein funkelt prächtig, — gib her, Weibsbild."

„Er wird mir doch den Ring nicht rauben wollen."

„Ach nein! nicht rauben! — nur haben möcht ihn."

Und dabei begann er am Ringe zu zerren, der aber fest am Finger saß und nicht los wollte.

„Zu Hilfe! rief Ploni aus Leibeskräften.

„Willst Du Maul halten, Bestie? rief der Mann, bei dem plötzlich die rohe gewaltthätige Natur zum Vorschein kam und der den Liebhaber ganz mit dem Räuber vertauscht hatte.

„Hilfe!" schrie Ploni abermals.

„Ob Du still bist?" zürnte er, den Finger in der linken Hand haltend, mit der Rechten aber den Säbel ziehend.

„Jesus Maria!" kreischte Ploni, „wollt Ihr mich morden?"

„Nein, — aber Ring will ich haben!" antwortete der Soldat.

Und mit einer Geschicklichkeit, wie sie Trenk's Panduren und Rothmäntler in den Zeiten des österreichischen Successions-Krieges entwickelten, trennte er mit einem raschen Säbelhieb den kleinen Finger, an dem sie den Ring trug, von der Hand

Die schöne Ober-Oesterreicherin stieß einen gellenden Schrei aus, dann sank sie ohnmächti zu Boden.

„Schrei Du nur, Ring hab' ich," murmelte der Räuber.

Und den Finger mit den Ringe krampfhaft in seiner Hand verbergend, rannte er davon und verschwand alsbald zwischen den Holzstößen.

Das arme Mädchen blieb ohnmächtig liegen.

Digitized by Google

Aber nicht lange dauerte es, so rief eine Stimme:

„Hierher, meine Herren, aus dieser Gegend kam der Ruf. Wenn nur der Wachter schon mit der Laterne da wäre, oder der Sedlmeyer mit seinem Hunde."

Es war der wackere Richter Hans Zillner von der Roßau, der mit einigen „Freundern" auf dem Heimweg vom Heurigen gewesen war, als sie den Hilferuf vernahmen. Sofort beeilten sich die Braven, ohne sich zu besinnen, Hilfe zu leisten.

Und nicht lange brauchten sie zu suchen, so führte sie ein schweres, schmerzliches Aechzen nach dem Platze, wo Ploni in ihrem Blute lag.

„Halt! da ist Jemand!" rief Einer aus der Gesellschaft.

„Ein Frauenzimmer!" setzte der Richter Hans Zillner hinzu.

„Gewiß eine von den Nymphen, die hier Abends ihr Rendezvous mit den Soldaten haben."

„Und zum Schluß von denselben geprügelt werden."

„Geschieht ihnen Recht, diesen gott- und ehrvergessenen Menschern."

„Hier scheint aber mehr geschehen zu sein", meinte Zillner, der sich niedergekniet hatte, um den Kopf der Ohnmächtigen aufzurichten, „das arme Weibsbild, so recht sauber zu sein scheint, ist todtenblaß und hier herum Alles voll Blut."

„Der kleine Finger fehlt", sprach der Barbier Jodok Schuster als Sachverständiger, „er scheint weggebissen."

„Warum nicht gar! weggehaut ist er mit einem scharfen Instrument!" sprach Hallwachs, der Greißler.

Barbier Schuster war sehr beleidigt, daß ein Greißler mehr von der Chirurgie wissen sollte als ein Bader, daher erwiderte er achselzuckend:

„Na, wenn Du's besser weißt als ich!"

„Streitet nicht um Kaiser Bartel's Bart", rief Zillner energisch, „das Erste und Wichtigste ist, daß das arme Weibsbild unter Dach kommt und verbunden wird. Also angepackt, Manner wir wollen sie zum Hahn tragen, das ist die nächste Unterkunft."

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Oesterreicher der untern Schichten, besonders auf dem Lande, seine Freunde nicht „Männer", sondern „Manner" nennt, als ob er ihnen dadurch einen höheren Grad von Kraft und Tüchtigkeit zuerkennen wollte.

Die wackern „Manner" von der Roßau legten auf Zillner's Aufforderung sofort Hand an, Schuster, der Barbier, verband mit einem Sacktuche die blutende Hand, dann ergriffen zwei von den handfesten Bürgern die Ohnmächtige bei dem Kopfe und bei den Füßen und trugen sie, so leicht als ob sie ein Kind gewesen wäre, gegen die Roßau zu.

Es war wohl bereits ganz dunkel und zur damaligen Zeit gingen die Leute schon beim Ave-maria-Läuten zu Bette, weil sie eben so zeitlich wieder aufzustehen pflegten; nichtsdestoweniger gab es am Abende noch Menschen auf der Gasse und zwar solche, die aus den verschiedenen Wirthshäusern kamen, oder in dieselben gingen. Und der Wirthshäuser waren damals viele in der Roßau, im Lichtenthal und an der Länd', der Durstigen aber noch weit mehr. Und so kam es, daß die Gruppe der wackern Bürger, welche die Verwundete trugen, bald eine stattliche Gruppe hinter sich hatte, die ihnen zum weißen Hahn folgte.

Die Neugierde war damals so groß in Wien als heutzutage.

Merkwürdig war auch der Austausch der Meinungen über den Fall.

„'s ist ein ganz junges, saubres Mensch", sagte der Eine, „was mag ihr fehlen?"

„Hm! wahrscheinlich betrunken", erwiderte ein Zweiter, „diese Wäschermädeln saufen ja, daß es eine Art hat."

„Ah pah'! vielleicht hat sie sich in die Donau gestürzt und ist ertrunken."

„Sieht nicht so aus, — auch hat sie die Hand voll Blut."

So plauderte die Neugierde bis man an den Gasthof „zum weißen Hahn" gelangte, wo die wißbegierige Schaar wohl gerne mit eingedrungen wäre, allein der Hahnenwirth, Herr Paul Statzer, gab seinem Hausknechte den gemessenen Auftrag,

Digitized by Google

keine fremde Seele einzulassen, was der Martin, ein grober Baier, gleich in der Weise interpretirte, daß er den Andrängenden drohte, er werde Jedem, der sich herein wage, ein „Schaffel" Wasser über den Kopf schütten und ihn dann mit eigener Hand zur Thüre hinauswerfen.

Wie man sieht, zeichneten sich auch damals schon die Hausknechte durch eine Grobheit aus, welche sie zu würdigen Rivalen der Hausmeister, Sessel- und anderer „Trager" machte.

Auch die Wirthin, Frau Floriana Statzer, war ganz nach dem Schlage der damaligen Zeit und rümpfte schon die Nase, als man die junge, hübsche Frauensperson hereinbrachte, mit dem Bedeuten, daß sie in ihrem Gasthause keinen Platz für „Solchene" habe.

Ein energischer Wink von Seiten des Gemals, ein strenger Blick des Roßauer Richters genügte zwar, um die renitente Hahnemwirthin zur Raison zu bringen, aber fest blieb sie dabei, daß dieselbe in kein Bett gelegt werden dürfe, da sie das Leinenzeug mit ihrem Blute verunreinigen würde, sondern man möge sie in den Stall bringen, in die Heukammer, dort sei ihr Platz.

Und dagegen nützte kein Raisonniren, keine Einsprache, die arme Ploni, welche Vormittags noch in den kaiserlichen Gemächern den Worten ihres gnädigen Gebieters gelauscht hat, lag jetzt auf den Heubündeln eines Pferdestalles, umgeben von Männern, die sich alle wichtig machten, Jeder etwas Andres wußte, zuletzt aber doch in dem Gedanken sich einigten, das Beste sei, nach einem vernünftigen Arzte zu schicken, was denn auch geschah.

Inzwischen befaßte man sich damit, die Ohnmächtige in's Leben zurück zu bringen, man spritzte ihr Wasser in's Gesicht, labte sie mit Essig und zündete Hühnerfedern an, deren Gestank man ihr unter die Nase hielt. Das waren so die Hausmittel der damaligen Zeit, wenigstens bei den untern Klassen, da die oberen Schichten die lebenserweckende Kraft der flüchtigen Salze und ätherischen Oele wohl kannten.

Die ganze Scene war von dem unheimlichen Lichte einer Stalllaterne düster beleuchtet und da die Herren sich alle um die Verwundete beschäftigten, so bemerkten sie es gar nicht, daß im Hintergrunde des Stalles, im Heu halb begraben, ein Mann geschlafen hatte, welcher, durch den Lärm geweckt, sich langsam erhob und herüber glotzte, jedoch die Verwundete nicht sehen konnte, da die andern Herren vorstanden.

Es war ein Bauersmann, denn in damaliger Zeit pflegten die braven Landleute, die in irgend einem Gasthofe der Residenz abstiegen, nicht etwa in einem Zimmer desselben zu schlafen, sondern solche Appartements den „fürnehmen und herrischen Leuten" überlassend, begnügten sie sich, ihr Lager im duftigen Heu aufzuschlagen und schliefen dort ruhiger, bequemer und vor Allem — viel billiger, als in den Passagier-Zimmern.

Der Bauer blickte mit begreiflicher Neugierde auf die Scene.

Endlich schlug Ploni die Augen auf, aber sie fragte nicht, wie die aus der Ohnmacht Erwachenden in einer Komödie: „Wo bin ich?" — sondern vom Fieberfrost geschüttelt, hauchte sie die Worte hin:

„Wo ist mein Ring?"

Beim Klange dieser Stimme erbebte der alte Bauer, der im Heu geschlafen hatte, und schlich langsam näher.

„Was für ein Ring?" fragte der Richter von der Roßau, „habt Ihr einen Ring getragen? Vielleicht gar an dem kleinen Finger der rechten Hand, den man Euch weggehackt hat.

Jetzt erst kam sie zum Bewußtsein des Geschehenen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Blessirte unmittelbar nach der Verwundung den Verlust eines Gliedes erst dann bemerken, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, oder wenn der scharf auftretende Schmerz sie darauf hinweist.

Sie hob die Hand, die mit dem Tuche des Barbiers umwunden war, schmerzvoll in die Höhe und murmelte:

„O mein Gott! mein Gott!"

„Was ist Ihr denn eigentlich geschehen?" fragte der Richter Zillner.

Digitized by Google

„Ein Soldat hat mir den Finger weg gehauen", antwortete sie.

„Ein Soldat?"

„Ja, er machte mir zuerst Liebesanträge und da ich dieselben mit allem Ernste zurückwies, zog er den Säbel, faßte meine Hand und hackte mir den kleinen Finger weg, an dem sich der Ring befand."

„So ein nichtsnutziger Kerl!" rief der Barbier.

„Wegen eines elenden Ringleins!" setzte der Richter von der Roßau hinzu.

„Nein, meine Herren", widersprach Ploni, „es war kein elendes Ringlein, sondern ein theures Andenken, ein werthvoller Ring mit einem kostbaren Diamanten."

„Das ist sonderbar!" meinten die ehrlichen Bürgersleute.

Und beinahe mißtrauisch sahen sie auf die Bauerndirne, welche Brillanten zu tragen hatte.

„Staunet nicht, Ihr Herren", sprach Ploni, die Alles wohl bemerkt hatte, „der Ring kam von meinem Liebsten."

„Und daß der Finger sammt dem Ringe weg ist", sprach der Bauer, der jetzt ganz hervorgetreten war, „ist die Strafe Gottes, der es nicht duldet, daß eine solche armselige Bauerndirn einen Schatz hat, der Brillantringe zu verschenken hat."

„Jesus Maria, mein Vater!" rief Ploni, die Hände zusammenschlagend, daß das Blut von der verwundeten Stelle weg spritzte.

Die Umstehenden waren nicht wenig über diese Wendung erstaunt.

„Ja der Vater dieses unglückseligen Geschöpfes", fuhr der Alte fort, „ich, der Bauer Michael Pöltenbacher aus Grieskirchen in Oberösterreich, habe die Dirn da, die ein braves und sittliches Mädel gewesen, nach Wien geschickt, damit sie was Tüchtiges lernen und einmal einen ordentlichen Mann bekommen soll. Und was hat sie gelernt? Sich von vornehmen Herren caressiren zu lassen und das Kebsweib eines Mannes zu werden, der ihr für Sünd und Schand und Laster Brillanten zum Geschenke machte."

„Rede der Herr Vater nichts!" rief Ploni schmerzbewegt, „Er weiß ja soviel wie nichts."

„O ich weiß Alles," erwiderte der alte Pöltenbacher mit dem Starrsinn des echten oberennsischen Dickschädels, „und ich werde mit Deinem Verführer schon noch ein Wörtlein reden."

Aus den letzten Worten entnahm Ploni aber, daß ihr Vater denn doch nicht Alles wußte, denn der in treuem Gehorsam ersterbende Unterthan würde es nie und nimmer gewagt haben, in einem solchen Tone von seinem Herrn und Kaiser zu reden.

Pöltenbacher aber fuhr fort:

„Und somit hat Dir unser Herrgott in seiner Weisheit ganz recht gethan, daß Dir der Räuber den Finger sammt dem Ringe weghackte."

„Vater, Er ist ungerecht und hartherzig," antwortete Ploni, „Er stellt mich da wie ein schlechtes Mensch hin."

„Und wer bist Du denn anders?" fragte der alte Fanatiker.

„Zuvörderst ist sie jetzt eine Verwundete und vom Wundfieber geplagt," fiel der Richter Zillner, welcher Herz und Kopf am rechten Flecke hatte, und ein treuer Anhänger der humanitären Ideen des Kaisers war, dem bigotten Bauer in's Wort; „als solche hat sie aber allen Anspruch auf Schonung und es ist ganz unpassend, eine kranke Person mit Vorwürfen zu überhäufen, was ihren Zustand nur noch schlechter machen kann. Das merke Er sich, Er ungehobelter Bauern-Schroll. Wir Wiener lassen das arme Mädel da von Niemanden molestiren, selbst wenn es der Vater wäre."

Die Stimmung hatte rasch wieder umgeschlagen.

„Was sich so ein Bauernjanker herausnimmt?" rief Schuster, der Barbier.

„Wenn ein solcher Bauernfünfer nach Wien kommt," setzte der Greißler hinzu, „so glaubt Er hier der Herr zu sein. Wir aber lassen uns dergleichen nicht gefallen."

„Nein! nein! das wär' das Wahre!" erklang es im Chorus.

Der Oberösterreicher, ein echter Kirchtag-Rauser, wie alle seine Landsleute, schien nicht ge-

Digitized by Google

willt, diese Insulten einzustecken, sondern rief, die Aermel aufstreckend:

„Von Euch, Ihr Wiener Gesindel, läßt sich der Pöltenbacher nichts sagen!“

Diese Herausforderung war zu arg, die Bürger von der Roßau, die auch keine Hasenfüße waren, schickten sich an, den Bauernflegel hinauszuwerfen und es wäre vielleicht am Schmerzenslager der Tochter, welche laut jammerte, zu einem Kampfe gekommen, wenn nicht im selben Augenblicke der Hahnenwirth, Herr Paul Statzer, zur Stallthüre herein gestürzt wäre und den Rauflustigen zugerufen hätte:

„Platz, meine Herren, Seine Gnaden, der Herr Professor Quarin kommt, Seiner Majestät unsres Allergnädigsten Kaisers Leibmedikus.“

Jede Debatte verstummte und die Rauflustigen fuhren auseinander, zur Thüre herein aber schritt mit gravitätischem Kopfnicken der berühmte Heilkünstler, vor dem die Bürger ihre schönsten Reverenzen producirten.

Er schritt auf das Heulager zu, ohne zu ahnen, wen er daselbst treffen würde.

Die unerwartete Erscheinung des Professors an diesem Orte läßt sich sowie manches andre Unbegreifliche auf die einfachste Art von der Welt erklären.

Er war Abends zu Gräfin Althan berufen worden, die in ihrem Palais am Thury wieder einmal an ihrer gewohnten Migräne und sonstigen Zuständen litt. Der große Medikus hatte die Visite, für die er 10 Dukaten bekam, gemacht, dann den Thee genommen und fuhr durch die Hahngasse gegen das Neuthor, da er im tiefen Graben wohnte. Vor dem Thore des Hahnenwirthshauses erkundigte er sich, was es gebe, erfuhr, daß man eine Schwerverwundete in das Gasthaus gebracht habe und mit der Pflichttreue eines Arztes, dem sein Facultäts-Eid heilig, verließ er sofort den Wagen und betrat das Haus in der ehrenwerthen Absicht, möglichst schnell Hilfe zu bringen, was um so nöthiger war, als der nächste Chirurgus, um den man geschickt hatte, der Doktor Seelnus, beim Heurigen und kein Andrer zu finden war.

Hinter ihm erschien die Hahnenwirthin, mit zwei Kerzenlichtern in der Hand, um den Schauplatz, auf dem ja auch sie ihre Neugierde befriedigen wollte, besser zu beleuchten.

Quarin trat also zu der Patientin und sagte:

„Nun also, Weiberl, was haben wir denn?“

In diesem Augenblicke richtete sich die Verwundete ein wenig auf, so daß er ihr Gesicht sehen konnte und seufzte gar beweglich:

„Ach, Herr Professor!“

„Heiliger Gott! Ploni! Du bist's? stammelte der berühmte Arzt heftig erschrocken, „was ist denn da geschehen?“

Die Herren Bürger sahen einander an, betroffen, daß das Mädchen so vornehme Bekanntschaften hatte, der alte Pöltenbacher nickte bitter mit dem Kopfe.

„Ich wollte meinen Vater besuchen,“ erzählte die Ploni, „von dem mir meine Magd gesagt, daß er angekommen und in der Roßau beim weißen Hahn abgestiegen sei, „um nur so schnell als möglich zu ihm zu gelangen, schlug ich den kürzesten Weg über die Holzgestätten ein.“

„Bravo Tochter!“ meinte Quarin, „das nenn ich Kindesliebe!“

„Das sieht eben der Bauerntölpel da nicht ein,“ bemerkte Richter Zillner, „da hier steht nämlich der Vater —“

„Ja, und der läßt sich von Ihm und seines Gleichen nichts gefallen, er Stadt-Esel,“ schrie der alte Pöltenbacher.

„Seh einer den Grobian an!“ erklang es ringsum.

„Ich möcht die Herren ersucht haben, das Maul zu halten,“ donnerte Quarin mit jener Energie, die er auch auf der Lehrkanzel gegen seine Studenten entwickelte, „am Krankenbette hat Niemand zu reden, als der Arzt und so mir noch einmal Einer drein bellt, laß ich ihn durch den Hausknecht zur Thüre hinauswerfen.“

Das wirkte, die Stänkerer verstummten.

„Und jetzt erzähl weiter mein Kind,“ sprach der Professor zur Ploni.

Digitized by Google

„S' ist gleich gesagt", antwortete sie, „mitten auf der Holzgeflätten attaquirt mich ein Soldat, dem ich einen Schatz abgeben sollte, und da ich mich dessen weigere, faßt er meine Hand, zieht den Säbel und verlangt von mir den Ring. Ich schreie um Hilfe, er zerrt am Finger und da er den Ring nicht herunterbringt, hackt er mir den Finger weg, während ich ohnmächtig zusammenstürze."

„Niederträchtig! also ist der Ring weg?"

„Ja, Herr Professor."

„Wie gewonnen, so zerronnen", wollte der skeptische Niederländer sagen, aber er besann sich eines Besseren und sprach:

„Nun das läßt sich eben nicht ändern, vor der Hand wollen wir nach der verwundeten Hand sehen, was zu machen ist."

Und die blutende Rechte von ihrer Hülle befreiend, legte er den Finger blos.

„Der Malefizkerl hat geschickt gehauen", sagte er, „ein Operateur könnte es auch nicht besser machen, — dagegen muß Derjenige, der diesen ersten Verband angelegt hat, ein gewaltiger Esel vor dem Herrn sein."

Barbier Schuster schien umfallen zu wollen, die andern Roßauer bissen sich in die Lippen.

„Wasser, Essig, Schwamm!" befahl Professor Quarin.

Man eilte, das Verlangte zu holen, der Leibmedikus fuhr fort:

„Frau Wirthin, Sie hat gewiß Kinder gehabt?"

„Fünf Stück, Ew. Gnaden", bestätigte die Hahnenwirthin.

„Na, da wird sie gewiß noch ein paar Faschen übrig erhalten haben, die wir zum Verband verwenden wollen, nur für den Augenblick, später werde ich selbe mit Dank zurückschicken."

„Augenblicklich, Ew. Gnaden", rief die Wirthin enteilend.

„Wie fühlst Du Dich, Ploni?" fragte der große Gelehrte,

„Sehr schwach, gnädiger Herr Professor", erwiderte die Arme, „'s ist mir, als ob mir jeden Augenblick wieder Hören und Sehen vergehen müßte."

„Das ist das Wundfieber und der Blutverlust", erläuterte Quarin, indem er von dem vorhandenen Wasser Tropfen in's Gesicht der Patientin spritzte, daß diese schauerte, dann aber mit dem bereitstehenden Essig die bleichen Schläfe der Halbohnmächtigen wusch, „zum Glücke haben wir da etwas für solche Fälle."

Und aus der Brusttasche seines stahlgrauen Seidenrockes zog der Professor ein Etui, in dem sich ein Dutzend sorgfältig verstöpselter Fläschchen befand, öffnete eines derselben und hielt es der Oberösterreicherin unter die Nase, die anfangs ein wenig zuckte, dann aber heftig nieste.

„Bravo! bravissimo!" rief der Professor, „das ist ein gutes Zeichen, wenn der Salmiak so recenter wirkt. Auch der Schmerz wird jetzt gewiß nachlassen."

„Ich bin nicht wehleidig", erwiderte die Ploni neu gestärkt, „und der abgehauene Finger macht mir weit weniger Schmerz, als mein verlorener Ring."

„Wir werden ihn wieder finden."

„Das gebe Gott!"

Die Wirthin kam zurück mit dem verlangten Verbandzeuge und Professor Quarin machte sich daran, die verwundete Hand zu verbinden, mit jener Geschicklichkeit, welche ihn insbesondere und die Wiener medicinische Facultät im Allgemeinen auszeichnete. Denn die Wiener Hochschule genoß damals bereits einen europäischen Ruf ihrer ärztlichen Capazitäten wegen. Die Regenten Oesterreichs, das damals noch die Niederlande als einen Theil seines Staatskörpers besaß, verstanden es, die Epigonen des berühmten Boërhave von den Universitäten Löwen und Lüttich durch Auszeichnungen und hohe Gehalte nach Wien zu bannen, und heute noch leben bei uns die Namen Van Swieten, Jussieu, Quarin und viele Andere.

„So! das wäre geschehen", meinte der große Chirurg, der in wenig Minuten den Nothverband kunstgerecht angelegt hatte, „aber hier darf mir die Ploni nicht bleiben."

„Warum nicht?" fragte Vater Pöltenbacher nicht mit besonderem Respekt, denn der gute Bauersmann war mit der gewissen Verachtung

Digitized by Google

aufgewachsen, welche der Landbewohner im Allgemeinen gegen den Bader hegt, und Ploni's Vater hielt den Professor und Leibmedikus doch nur für eine höhere Gattung dieser der Menschheit so nützlichen Race.

Professor Quarin stutzte und machte ein höchst verdutztes Gesicht.

Er sah den alten Pöltenbacher etwa so an, wie ein alter Fuchs den Hahn, der statt eilig in den Hühnerstall zu flüchten, sich dem Meister Reinecke entgegenstellen und ihm in die Schnauze krähen wollte.

Dann aber sagte er mit dem ihm eigenen kaustischen Tone:

„Sag' Er mir, mein Lieber, wo kommt Er denn eigentlich her?"

„Von Grieskirchen in Oberösterreich", antwortete trotzig der Bauersmann.

„Ahan! Und das ist wohl der Ort, wo man die Grieskndel erfunden hat", fuhr Quarin fort, „und darum bilden sich die Grieskirchner wahrscheinlich ein, sie dürfen als echte Bauernflegel und Grobiane, die sie sind, mit jedem Menschen keck, unverschämt und grob sein?"

„He!" machte der Bauer ganz verdutzt, nicht wissend, wo das hinaus wollte.

Der Gelehrte aber redete mit dem Stolze und dem Bewußtsein seiner Stellung weiter:

„Wenn ich, Professor Quarin, Regierungsrath und Protektor der Universität, kaiserlicher Leibarzt, etwas anbefehle, was ich für gut finde, so hat kein Mensch „Warum?" zu fragen, am wenigsten aber ein Bauernschädel aus Grieskndelkirchen —"

„Grieskirchen", verbesserte kleinlaut Pöltenbacher."

„Und wenn ich sage, das Mädel darf nicht hier bleiben", fuhr Quarin fort, „so bleibt sie nicht hier — verstanden? — sondern wird fortgebracht. Auf dem Heu im Stalle kann die Arme nicht liegen bleiben."

„Ich werde die Gaststube aufsperren lassen", meinte die Wirthin, Frau Statzer, geschäftig, denn seit sie sah, welch hoher Herr sich um die Verwundete annahm, war sie wie ausgewechselt.

„Danke, aber das geht nicht, liebe Frau", antwortete der Professor, „'s ist recht schön, daß Sie's so gut meint, allein die Kranke würde Ihr nur Ungelegenheiten machen und hätte am Ende doch nicht die rechte und richtige Pflege, wie man sie nur im Spitale haben kann."

„Im Spital!" rief Ploni, heftig erschrocken die Hände zur Bitte faltend.

„Im Spital?" wiederholte der Bauer nicht minder bestürzt.

„Ja, im Spital!" rief Quarin mit einer völligen Erbitterung, „man muß Euch vertrakte Most- und Bauernschädel mit Gewalt dazu bringen, das Gute anzunehmen, das Ihr nicht kennt, nicht versteht, nicht würdiget. Auf das Drei-Gulden-Stöckel kommt sie und eine Fürstin oder Gräfin kann daheim von sechs Stubenmädeln auch nicht besser gepflegt werden, als die Ploni dort von zwei braven Wärterinnen gepflegt werden soll, die ich aussuchen werde."

Die schöne Oberösterreicherin und ihr Vater schwiegen, wenn sie auch von der Vortrefflichkeit des Aufenthaltes im Spitale ganz und gar nicht überzeugt waren.

Es war das Unglück des großen Kaisers Josef II., daß allen seinen Einführungen und Neuerungen das Vorurtheil des starrsinnigen, durch die Pfaffen verdummten Volkes entgegentrat. Als er im Jahre 1784 das allgemeine Krankenhaus in der Alserstraße eröffnete, eine wahre Musteranstalt gegen die einstigen Spittel- und Siechenhäuser Wien's, eine großartige Schöpfung, „Saluti et solatio aegrorum", „zum Heil und Trost der Kranken", da wollte der Wiener Witz gar nicht fertig werden, seine Glossen über das neue Haus zu machen.

Die Fenster waren den Witzbolden zu klein, das ganze Gebäude viel zu groß; man spöttelte, daß der Kaiser neben der Kaserne der Gesunden (Alserkaserne) auch eine Kaserne für Kranke errichtet habe, in welcher die Reconvalescenten compagnienweise im Spitalkittel exerciren könnten, des vielen unnöthigen Platzes wegen.

Freilich hatte Wien damals nur 80.000 bis 90.000 Einwohner und die beschränkten Köpfe

Digitized by Google

jener Zeit hätten Jedem in's Gesicht gelacht, der ihnen gesagt hätte, daß Wien, noch ehe hundert Jahre in's Land gehen würden, mehr als das Zehnfache dieser Bevölkerungszahl haben werde.

Am meisten lachte man, als der Kaiser nach langen Berathungen mit den ersten Fachcapazitäten des In- und Auslandes den Thurm für die Irrsinnigen (im Volksmunde Narrenthurm) erbauen ließ, in dem die armen Irren wenigstens vor der Möglichkeit einer Flucht gesichert waren, wenn man sie auch im Geiste damaliger Wissenschaft mit Ketten, Peitschen, kalten Douchen, spanischen „Jankern“ u. s. w. curiren wollte. So spaßig kam den Wienern dieses ernste, traurige runde Haus vor, daß sie es des „Kaiser Josef's Gugelhupf“ nannten, wie noch heute die Bevölkerung die düstere Ruine nennt, das Denkmal der Vergangenheit, während der Irrsinnige von heute in palastartigen, luftigen, hohen Räumen wohnt, wo der weitgestreckte blühende Garten vor dem Fenster bei dem Unglücklichen gar nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß er ein Gefangener sei, da ja auch von einer Strafe oder Züchtigung gar nie die Rede ist.

In damaliger Zeit aber herrschte — besonders in den untern Volksklassen — eine unglaubliche Furcht und Scheu vor dem Spitale, das gleichwohl nach dem richtigen Blicke des Kaisers das einzige Mittel war, um jenen verheerenden Epidemien, den Nachfolgerinnen der Pest, Einhalt zu thun, welche Oesterreich so oft verheerten. Waren doch die Blattern noch vor ein paar Jahrzehnten so heftig aufgetreten, daß sie selbst die Kaiserin ergriffen und zwei Mitglieder des Hofes hinweg rafften. Nur durch die Entfernung der Kranken aus den engen vollgestopften Häusern in die weiten, luftigen Räume des Spitals, die man obendrein von aller Berührung mit den Andern absperrte, war es möglich, der Infection Einhalt zu thun, mithin der Bau des allgemeinen Krankenhauses, des Findelhauses und Militär-Spitales eine wahre Wohlthat für Wien.

Nur die Wiener wollten es nicht einsehen, der österreichische Undank reagirte von unten nach oben, was dem edlen Herzen des Kaisers manche bittre Stunde bereitete.

Und nun wird man auch die Abneigung Ploni's und ihres Vaters gegen das Spital begreifen, allein Onarin ließ ihnen nicht viel Zeit darüber nachzudenken.

„Also Alles fertig machen!“ kommandirte er. „Meine liebe Ploni, -- s' wird Ihr wohl ein bischen schwer fallen, aber ich kann Ihr nicht helfen, — Sie muß den Weg in's Spital machen.“

„Wenn's sein muß, in Gottes Namen!“ seufzte die Kranke.

„Das ist Tyrannei!“ brummte Vater Pöltenbacher aus Grieskirchen.

„Die Krankentrage ist auf dem Grundgerichte,“ meinte Richter Zillner, „ich kann sie gleich beistellen.“

„Zu umständlich, lieber Mann! zu umständlich!“ protestirte der Gelehrte, „bis Er die Leute aufbringt, um die Patientin zu tragen, bis sie zu Fuß mit ihrer Last über den Ochsenberg hinaufkommen, — bis sie dort selbst, mit dem Zettel in der Hand, die gewünschte Unterkunft finden, das dauert Alles lang, — ich weiß was gescheiteres.“

Alle sahen ihn fragend an.

„Ich bringe die Ploni in meinem Wagen in's Spital,“ fuhr Onarin fort, „und Er da, er ungläubiger Thomas aus dem Grieskuödelland, Er wird uns begleiten, damit Er sieht, wie gut dort seine Tochter untergebracht sein wird.“

Der alte Pöltenbacher wagte nicht zu widersprechen, die übrigen Anwesenden aber fühlten ihren Respekt vor der schönen Fremden im Steigen, da sie sahen, daß des Kaisers Leibarzt sie im eigenen Wagen in's Spital fahren wollte.

Selbst die Hahnenwirthin, Frau Statzer, ließ sich herab, ihr den Arm zu reichen, als die Ploni sich von dem Heulager erhob und der Stallthüre zuwankte.

Vor dem Thore stand eine jener alten, seltsam gebauten Hof-Equipagen, wie sie damals den Hofbediensteten, so auch den Aerzten zur Verfügung gestellt wurden.

Ploni dankte noch einmal allen Denen, die sie umgaben, für die Güte, mit der man sie auf-

Digitized by Google

genommen hatte, — dann ward sie in den Wagen gehoben und Professor Quarin nahm an ihrer Seite Platz, während der alte Pöltenbacher sich auf den Kutschbock setzte, und von diesem Punkte nicht wenig stolz und verächtlich auf das unten sich ansammelnde Wiener Volk herabsah.

Dann ging's fort und zehn Minuten darauf war man im Spital, wo die Hausverwaltung dem berühmten Arzte jeden Aufenthalt, jede Formalität ersparte und sofort die Aufnahme der Patientin auf dem Zimmer Nr 28 anordnete.

Dahin begleitete sie Quarin persönlich und übergab sie zweien handfesten aber freundlichen Wärterinnen, welche hoch und theuer schwuren, Alles aufzubieten, um die Mamsell zufrieden zu stellen.

Vater Pöltenbacher aber übernachtete in einem anstoßenden kleinen Zimmer, wohin man ihm mit Erlaubniß des Professors einen großen Krug Wein brachte, den sich der nur an Apfelmost gewöhnte Oberösterreicher trefflich schmecken ließ.

Während Ploni entschlummerte, kehrte Doktor Quarin in die Stadt zurück.

Und so ging diese Stunde vorüber.

13. Kapitel.

Der Traum. — Das Geständniß.

Wenn wir sagen, daß die Ploni eingeschlummert sei, während ihr Vater sich in sein Stübchen zurückgezogen und Dr. Quarin den Rückweg in die Stadt angetreten hatte, so müssen wir doch noch Einiges nachholen.

Der Gelehrte hatte den Verband am Krankenbette noch einmal erneuert, mit Zuhilfenahme aller jener Hilfsmittel, welche die Vorräthe des reich dotirten Spitales ihm zur Verfügung stellten und in Gegenwart der Wärterinnen, damit diese zur Noth nachhelfen konnten und mit der bestimmten Weisung, wenn irgend eine neue Wendung oder gar eine Verschlimmerung eintreten sollte, sofort den Hilfsarzt Dr. Bibra zu rufen.

Dann erst entfernte sich der große Gelehrte, welcher Herz und Kopf am rechten Flecke trug, nachdem er seiner Patientin freundlich gute Nacht gesagt und ihr auf's Herz gebunden hatte, sich in Allem den Anforderungen der Wärterinnen zu fügen. Diese boten wieder Alles auf, um den Schützling des Herrn Professors zufrieden zu stellen. Sie bereiteten kühlenden Trank für die Fiebernde und erst, nachdem diese erklärte, sie wolle schlafen, zog sich die Eine zurück, während sich die Andre auf einen Sessel setzte und so leise als möglich Athem holte, um die Kranke beim Entschlummern ja nicht zu stören.

Ploni wendete sich gegen die Wand, aber sie entschlief nicht, sondern weinte leise. Der heutige Tag mit all seinen Geschehnissen ging, während ihre leiblichen Augen geschlossen waren, noch einmal an den Augen ihres Geistes vorüber.

Sie sah sich am Morgen, in ihrem behaglichen Häuschen am Wien-Ufer, glücklich durch die Liebe des großen Mannes, den sie anbetete, triumphirend über Meister Pusterlengo, der sie mißhandelt hatte, und jetzt kommen mußte, um sie de- und wehmüthig um Verzeihung und um Gnade für seinen Sohne Peterl zu bitten, dann sah sie sich in der Burg zu Füßen des hohen Herrn, der ihr den Abschied und jenen Ring gab, der ihr auf so grauenhafte Weise geraubt worden war.

Und nun marterte sich ihr Gehirn ab, den Namen des Räubers zu finden. Sie erinnerte sich deutlich, daß er selbst diesen Namen genannt hatte, indem er sagte, daß er der schönste Kerl des Regimentes sei. Allein die Attaquirte war zu sehr von Schrecken und Angst befangen, um darauf zu achten und jetzt strengte sie vergebens ihr Gedächtniß an, sie war nicht im Stande, den Namen zu finden, der ja sofort zur Entdeckung des Räubers und zur Wiedererlangung des Ringes geführt haben würde. Von dieser durch das Wundfieber noch intensiver gewordenen Anstrengung des Gehirnes traten alle andern Gedanken in den Hintergrund und nach und nach verschwamm Alles zu einem wüsten chaotischen Bilde. Jetzt entschlief sie wirklich.

Die Natur verlangte ihre Rechte und ein paar Stunden lang schlief sie trotz des Fiebers anhaltend, dann aber träumte sie einen seltsamen Traum.

Digitized by Google

Die Natur verlangte ihre Rechte und ein paar Stunden lang schlief sie trotz des Fiebers anhaltend, dann aber träumte sie einen seltsamen Traum.

Sie befand sich wieder in ihrem lieben Häuschen am Ufer der Wien.

Neben ihr aber saß der Kaiser, ihre Hand in der seinen haltend, und sah sie an mit seinen schönen blauen Augen, so lieb und gut, daß sie sich über alle Maßen glücklich fühlte.

Endlich aber stand er auf, ohne ihre Hand loszulassen, und sprach:

„Komm', Ploni, wir wollen ein wenig vor's Haus hinaus, in's Freie."

Bei diesem Befehle ward ihr weh um's Herz, sie wußte nicht warum, aber sie gehorchte.

Draußen aber stolzirte der Garten in vollster Blüthe, Rosen, Gelbveigel und Windling dufteten und die Aeste der Bäume hingen voll gelber Birnen und rother Aepfel.

„Ach, wie schön ist's doch auf dieser Welt", sprach Josef, „aber ich werde es nicht lange mehr genießen, denn ich fühle, daß ich bald hinab muß in die Gruft bei den Kapuzinern.

„Ach redet nicht so, allergnädigster Herr", entgegnete die Ploni, „es bricht mir das Herz."

„Meines ist längst gebrochen, ob all des Undankes, den ich erfahren", sprach der Kaiser, „nur Du, Ploni, bist eine Ausnahme, Du wirst mir ein dankbares Andenken bewahren."

„So lange ich lebe!" rief sie, seine Hand erfassend und dieselbe inbrünstig küssend.

In diesem Augenblicke sprang ein großer schwarzer Pudel auf sie zu, fletschte gierig die Zähne und schnappte nach der Hand des Kaisers, um selbe zu beißen.

Der Kaiser aber maß mit seinem Stocke dem Thiere einen schallenden Hieb über den Rücken, daß der Hund heulend und winselnd zurückfuhr, während Josef rief:

„Die Sakerments-Bestie! Zum Schinder mit ihr! Solch bissige Hunde muß man vernichten."

Da verwandelte sich der Pudel in den Pietro Pusterlengo, hielt seine Hände wie Pfoten zum Bitten vor und sagte demüthigst: „Ich bitt' um Gnad' und Pardon".

Und während die Ploni ihr Herz gerührt fühlte, rief der Kaiser heftig lachend:

„Hätt mir's denken sollen, daß der Pudel ein Verliebter ist. Und schau, Ploni, weil's nun schon einmal so ist und nicht anders, so nimm Du Dir diesen Pudel Peterl, der jedenfalls für Dich besser paßt, als der einsame Adler, der hoch über Dir in den Wolken schwebt."

Und siehe da, im Herzen der schönen Ploni regte sich — wie dies schon im Traume so geht — die Liebe zu dem armen Peterl und ganz kleinlaut sagte sie:

„Nun, Ew. Majestät, 's wär mir schon recht, aber er mag mich ja nicht mehr."

„Ist das wahr, Du verliebter Pudel?" fragte der Kaiser.

„O nein", beeilte sich Peterl zu antworten, „ich habe sie lieber als je, sie konnte sich doch der kaiserlichen Gnade nicht weigern."

„Das nenne ich vernünftig gesprochen", sprach der Monarch lächelnd, „also da nehmt Euch und habt Euch, meinen Segen dazu! Dieser Ring da, Ploni, soll Dein Brautgeschenk sein."

Und er steckte ihr den Brillantring an den kleinen Finger, in welchem sie in diesem Augenblicke einen stechenden Schmerz empfand.

Der Peterl aber rief laut:

„Ach, ich bin der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden!"

Da war aber mit einem Male der Kaiser Josef verschwunden, der blühende Garten verwandelte sich in die Holzgestätte nächst der Roßau, mit ihren dürren Scheitern, der Peterl ward wieder zum Pudel, heulte ganz erbärmlich und verlor sich zwischen den Scheitergassen der Holzgestätte, so daß sie nur aus der Ferne sein trauriges Winseln hörte.

Und es überkam sie ein ganz unnennbares Gefühl von Angst und Traurigkeit, von Verlassenheit und Einsamkeit, daß ihr schier das Herz zerspringen wollte.

Plötzlich aber sprach ihr eine Stimme in's Ohr, leise, mit deutsch-ungarischem Accente:

Digitized by Google

„Na hát, Madel, warum bist Du so traurig, hast wohl keinen Schatz nicht."

„Ach ich habe wohl einen," erwiderte sie, „aber er hat mich verlassen und ist fortgezogen."

„So laß' den dummen Schwaben und nimm mich. Willst Du?"

„Nein! nein! nein! Laßt mich ungeschoren. Ich will keinen Soldaten."

„Auch gut! So gib mir den Ring da an Deinem Finger."

„Eher mein Leben."

„Was thu' ich mit Deinem Leben, den Ring aber werde ich theuer verkaufen."

Er packte ihre Hand, zog den Säbel und wollte ihr den Finger wegschneiden. Ploni aber wehrte sich schreiend dagegen, während er ausrief:

„Ich muß den Ring haben, so wahr ich Föröd Janos bin, der schönste Kerl beim ganzen Regimente."

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, denn nicht nur empfand sie im Traume den Schmerz wieder, den sie damals empfunden, sondern im Schlafe hatte sie auch, wie dies häufig zu geschehen pflegt, sich an den Namen erinnert, welchen sie wachend vergebens gesucht hatte.

Eine Hand fuhr über ihr Gesicht und eine theilnehmende Stimme sagte:

„Erwache Sie doch, liebe Mamsell, Sie träumt einen gar schweren Traum."

Ploni schlug die Augen auf, ohne sich gleich zu besinnen, da sie aber die Wärterin mit der Flügelhaube und die Arzneiflaschen neben ihrem Bette sah, erinnerte sie sich an Alles und sagte schmerzlich:

„Ja, ja, ich weiß schon, wo ich bin. Was gibt's denn?"

„Ihr müßt schwer geträumt haben", erwiderte Frau Weichselbaumin, die Wärterin, sich der verbundenen Hand bemächtigend, um nachzusehen; „Ihr schlugt so um Euch, daß Ihr mit der verbundenen Hand an die Wand anfuhrt, — seht nur, seht, — da quillt das Blut zwischen der Leinwand hervor, ich muß Euch die Hand frisch verbinden."

Jetzt konnte sich Ploni auch den stechenden Schmerz erklären, den sie empfunden hatte; geduldig und ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, hielt sie die Hand hin, welche die Weichselbaumin kunstgerecht verband, dann gab ihr die Wärterin ein kühlendes Getränke, denn Plonis Lippen brannten in Fieberhitze und schwere Schweißtropfen hingen an ihrer Stirne.

„So, — und nun schlafen wir wieder," mahnte die getreue Wärterin.

„Ich fühle, daß mir der Schlaf sehr gut thun wird, aber bevor ich einschlafe, müßt Ihr mir einen Gefallen erweisen."

„Zu Befehl, werthe Mamsell, — was soll ich thun."

„Schreibe Sie sich einen Namen auf, den ich ihr sagen werde."

„Das geht wohl nicht gut," meinte die Weichselbaumin lächelnd.

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht schreiben kann."

„Ach dann freilich. Vielleicht gelingt es Ihr, den Namen im Gedächtniß zu behalten."

„Wahrscheinlich. Ich habe einen guten Merks. Wessen Name ist es denn?"

„Der des Soldaten, welcher mir den Finger weg gehauen hat," erwiderte Ploni schaudernd, „ich hatte ihn vergessen, allein im Traume machte ich die ganze Geschichte noch einmal durch und da fiel mir der Name ein. Ich fürchte, wean ich schlafe, ihn nochmal zu vergessen." —

„Ich nicht! Wie heißt er denn, dieser Schandbube?"

„Föröd Janos, und er bildete sich ein, der schönste Kerl beim Regimente zu sein."

„Und ich bilde mir ein, daß er beim ganzen Regimente die schönsten Schläg' bekommen wird, wenn's aufkommt, daß er den Ring geraubt hat."

„Also Ihr werdet den Namen behalten?"

„Und wenn ich jetzt bis in der Früh in einemfort vor mich hin sagen müßte: Föröd Janos, Föröd Janos, und so fort."

„Es ist gut. Schlaf Sie wohl, Wärterin."

„Recht gute Nacht, Mamsell Apollonia."

Digitized by Google

Und der Schlaf, der Begleiter der Jugend, der Tröster der Betrübten, der Linderer so vielen Wehes half ihr auch über diese Stunden des Schmerzes hinweg.

Sie schlief bis gegen 8 Uhr Morgens, dann ward sie von diversen Doktoren besucht, welche das Wunderthier sehen wollten, das Professor Quarin auf das drei Gulden-Stöckel gebracht hatte. Allein die Weichselbaumin und Plonis Vater leisteten den heftigsten Widerstand und der alte Pöltenbacher behauptete, einer von den vielen Badern genüge, — viel Köche verderben die Suppe.

Nachmittags erschien Professor Quarin selbst. Er erkundigte sich auf's Angelegentlichste um ihr Befinden, untersuchte und verband selbst die Wunde und rief freudig:

„Das laß ich mir gefallen, das ist frisches, gesundes Fleisch, — das ist ein Heiltrieb, wie er eben nur in cadavere vivo sano, vorkommen kann. Meine liebe Ploni, ich gratulire, heute über acht Tage ist Sie gesund."

„Ach! das ist gescheidt, wenn's nur auch wahr ist."

„Zweifelst Du an meinem Wort?" fragte der Professor lachend.

„Das wohl nicht, Herr Professor, aber was nützt das Alles!"

„Wie meinst Du?"

„Der Herr Professor werden mir wohl die Gesundheit wieder geben —"

„Nun ist das nicht genug? Die Gesundheit ist das höchste Gut des Menschen."

„Was hab' ich von der Gesundheit, — da mir mein Ring fehlt."

„Schau, bist Du so geizig?"

Sie sah ihn groß an mit ihren schönen Augen, dann sprach sie:

„Ich hätte gedacht, der Herr Professor kennt mich zu gut, um so etwas von mir zu glauben, der Herr Professor weiß zu gut, mit welcher Liebe ich an dem gehangen, den ich nicht nennen will, als daß man mir zumuthen könnte, es sei der Werth von Ring und Stein, um was ich traure. Mein Schmerz ist's, daß ich das Andenken verloren, das er mir gegeben, welches für mich ein Amosdedi*) sein sollte und das jetzt da hin ist für immer."

„Nun, meine gute Ploni," meinte der Professor, gerührt durch den Schmerz des braven Mädchens, tröste Dich, Du wirst einen andern Ring bekommen."

Sie schüttelte energisch den Kopf, während sie versetzte:

„Um das ist's mir nicht, — da könnte man mir eben so das Geld geben, welches der Ring werth ist. Ich aber traure um den Ring, weil er ihn mir gegeben, weil er ihn mir an den Finger gesteckt hat. Und wenn mir seine Gnade jetzt einen schickt, der das doppelte werth ist, der rechte ist's doch nicht. Denn seine Gabe bekam den höchsten Werth dadurch, daß sie aus seiner Hand in die meinige wanderte."

Professor Quarin machte zu diesen Herzensergießungen der schönen Oberösterreicherin ein ganz eigenes Gesicht; nach einer Pause sagte er:

„Vielleicht ist der Ring doch noch aufzutreiben."

„Wär's möglich?!" rief sie hocherfreut.

„Ich habe gestern Abends noch mich zum Polizeileiter, Hofrath Born begeben," erzählte Quarin, „und theilte ihm den Fall mit; er war außer sich, besonders als er erfuhr, von wem der Ring kam und wer die Person war, die ihn trug."

„Das haben der Herr Professor gesagt?" fragte Ploni erschrocken.

„Ei warum denn nicht?" entgegnete Quarin, „vor dem Beichtvater, vor dem Arzt, vor der Polizei soll man kein Geheimniß haben. Der Hofrath entsendete sofort seine Leute an alle Kasernen-Kommandanten, um jene Soldaten zu überwachen, welche Abends fort gewesen waren, besonders die Salzgries-Kaserne hielt man scharf im Auge, als die dem Raubanfall zunächst gelegene. Aber man fand nichts, die Herren Soldaten sind zu ungeschickt, um so was heraus zu bringen, und so wird man warten, bis der Ring bei irgend einem Diebshehler, Juden oder Tandler zum Vor-

*) Agnus Dei, die silbernen Lämmer, welche von den Landleuten als Amulette getragen werden.

Digitized by Google

schein kommt, da man gar keinen Anhaltspunkt hat, des Räubers habhaft zu werden."

„Ich hab' einen solchen."

„Welchen? Rede."

„Ich kenne den Namen des Räubers."

„Wahrhaftig? Wie bist Du denn dazu gekommen?"

„Er hat ihn mir selbst genannt."

„Ach!"

„Ja, als er mir auf der Holzgestätte seine Liebe antrug, da sagte er zu mir: Nimm mich: ich, der Föröd Janos, bin der schönste Kerl beim Regiment."

„Das hat er gesagt?" rief Professor Quarin, in die Hände klatschend, „nun wenn er nicht schlau genug war, einen falschen Namen zu nennen, was ich übrigens einem Ungar gar nicht zutraue, so wird für die Eitelkeit des Herrn Föröd Janos sein Hinterer büßen müssen."

„Man wird ihn prügeln?"

„Nun, für hundert garantire ich."

„Jesus Maria, warum denn?"

„Soll man ihn für einen Raubanfall, mit bewaffneter Hand an einem wehrlosen Mädchen verübt, etwa eine Medaille geben."

„Nun ja, aber es ist doch fürchterlich."

„Aber nothwendig," antwortete achselzuckend der Gelehrte. „Adieu, liebe Ploni, ich gehe, meine Visiten zu machen und werde nicht ermangeln, dem höchsten Herrn anzuzeigen, daß Ihr Befinden den Umständen angemessen und nichts zu wünschen übrig ist."

„Er weiß also von dem Unglück, das mich betroffen?"

„Ja wohl, und es hat ihn schmerzlich berührt."

„Ich lasse seine gnädigen Hände küßen."

„Werd's ausrichten, doch nun, liebe Ploni, Gott befohlen."

Er ging, die arme Kranke durch den Gedanken glücklich zurücklassend, daß er, den sie so hoch verehrte, an sie dachte, von ihr redete.

Ihr Vater trat in's Zimmer und nachdem er sich um ihr Befinden erkundigt und erfahren hatte, daß es ihr verhältnißmäßig gut gehe, setzte er sich zu ihr an's Bett und sagte im ernsten, aber väterlich gutmüthigen Tone:

„Schau, Ploncrl, ich hab gestern ein wengerl scharf in Dich hinein geredet, — daran waren aber die vielen fremden Leut um Dich her Schuld, besonders der hochnasige Bader, der eben fortgegangen ist."

„Der Herr Vater soll nicht so von ihm reden," meinte die Ploni, „denn das ist kein Bader, wie bei uns daheim der Doktor Wurzengruber, sondern ein großer Gelehrter und Universitätsprofessor, ja Leibmedikus des Kaisers."

„Was heißt das?"

„Das ist der Doktor," erwiderte Ploni, „der Seine kaiserliche Majestät allenthalben begleitet, um gleich zugegen zu sein, wenn dem allerhöchsten Herrn etwas zustößt, da dessen Gesundheit seit dem letzten Türkenkrieg etwas angegriffen sein soll."

„Habe davon gehört," murmelte der Bauer, „und dieser beständige Begleiter und Doktor des Kaisers —"

„Sagen wir: dieser vertraute Freund," schaltete die Ploni ein.

„Sagen wir: dieser vertraute Freund," wiederholte Pöltenbacher, „wäre der Herr Professor Quarin, der Dich so eben verlassen hat?"

„Niemand anderer als er, der Kaiser hält große Stück auf ihn und zieht ihn in allen Dingen zu Rath."

Der alte Bauer hatte den Kopf sinken lassen, als ob er über etwas eifrig nachgrüble, jetzt aber hob er denselben rasch in die Höhe und fragte eben so rasch!

„Nun sag' mir aber, Ploni, woher weißt Du denn das Alles, als ob's Dir der Kaiser selbst erzählt hätte, was er thut und treibt."

Ueber und über roth und verlegen wurde die Ploni, als sie erwiderte:

„Ja nun, — es ist halt, — weil — ich glaub' — ich hab' doch —"

Digitized by Google

„Was hast Du? Ich will Dir's sagen, was Du hast. Eine Liebschaft hast Du mit diesem alten Quacksalber, bist sein Kebsweib gewesen, drum nimmt er sich so heiß um Dich an und erzählt Dir Geschichten vom Kaiser, Die du dumme Gans dann nachplapperst."

Ploni lächelte wehmüthig.

„Der Herr Vater könnte wirklich glauben," sagte sie, „daß ich mit diesem alten Perrücken-Hans eine Liebschaft gehabt? Was hätte mich denn dazu v ranlassen können? Bin ich nicht jung und sauber genug, um wohl noch einen jungen Schatz zu bekommen?"

„Freilich bist Du das, — s'kann Dir's Keiner bestreiten."

„Warum hätt ich mich also an den alten Professor hängen sollen?"

„Weil Dich die gottverfluchte Eitelkeit verblendete, die seit den Zeiten der Schlange im Paradies des Grundübel und Unglück aller Weibsbilder ist."

„Jetzt predigt wieder der Herr Pfarrer von Grieskirchen aus Euch.

„Brauch' den Pfarrer nicht, bin mir als Vater schon selbander gescheidt genug. Schöne Kleider wollt'st Du haben, nichts arbeiten, auf dem Polsterl sitzen, gut essen und trinken und in einer Equipage spazieren fahren, wie es alle diese Maitressen thun, oder wie man's heißt."

Und wieder schüttelte Ploni den Kopf und versetzte:

„Der Herr Vater irrt sich ganz und gar. Nicht der alte Professor ist's, der mir den Kopf verdrehte, — weiß auch nicht, ob er reich genug wäre, um mir all das zu bieten, wovon der Herr Vater gefaselt hat, aber das kann ich Ihm sagen, daß der Mann, dem ich mit Leib und Seel ergeben, ein ganz Anderer war, den ich liebte über Alles, denn sonst wär ich nun und nimmer sein Schatz geworden."

Der alte Pöltenbacher war fast gerührt und viel milder fragte er:

„Nun so red', Ploni, wer war er denn, Dein Liebster?

„Ach Herr Vater," erwiderte sie, „ich kann's nicht sagen, — s'ist ein Geheimniß."

„Ich hab's, s'ist ein verheirateter Mann und Du hast mit ihm im Ehebruch gelebt?"

„Nein, Herr Vater, — er war Witwer und ohne Kinder."

„Dann hätte er Dich heiraten sollen."

„Das ging nicht, Herr Vater."

„Warum nicht?"

„Seine hohe Stellung erlaubte es ihm nicht."

„Hohe Stellung? Das macht heut zu Tage keinen Unterschied. Der Kaiser hat einen Grafen gezwungen, ein Bürgermädel zu heiraten, das der noble Herr verführt hatte."

„Zugegeben, aber der Kaiser selbst hätte das Mädchen doch nicht heiraten können."

Der alte Ober-Oesterreicher fuhr vom Stuhle empor und fragte bebend:

„Wie meinst Du das?"

„Da mir das Wort dem einmal entfahren ist," sprach die Ploni leise, die Hände faltend, „so will ich's dem Herrn Vater nicht länger verbergen, sondern ihm ehrlich mein Geheimniß anvertrauen. Ich bitt ihn aber um's Blut Christi willen gegen keinen Menschen davon Gebrauch zu machen und es ja nicht zu verzählen."

„Ich werde schweigen wie das Grab", murmelte der Alte.

„Nun denn, mein Geliebter, mein Abgott, mein Alles war — der Kaiser selbst."

Der alte Mann zitterte am ganzen Leibe. Wenn auch die Pfaffen Ober-Oesterreichs fort und fort gegen den Kaiser hetzten, den sie als Freigeist und Freimaurer hinstellten, Dinge, von denen Hans Tölpel auf dem Dorfe keine Idee hatte, so war doch das dynastische Gefühl im Herzen des Volkes ein unvertilgbares und während sich der Starrsinn des Bauers gegen die Reformen des Kaisers, besonders auf kirchlichem Gebiete aufbäumte schwärmte er doch für die Person und den Charakter des leutseligen Fürsten, der mit dem letzten Bauer so redete, wie mit den „fürnehmen" Herren.

Auch der alte Pöltenbacher war von diesem Kaliber, und der Gedanke, daß seine Tochter die Geliebte des Monarchen gewesen, erschien ihm nicht

Digitized by Google

als Schande, sondern als das höchste Glück, die höchste Ehre, die einem Unterthan zu Theil werden konnte.

Wir wissen aus der Geschichte des französischen Hofes, daß diese Anschauung nicht bloß in bäurischen Kreisen zu finden war, sondern daß sich französische Edelleute, die immer als das Prototyp von Ehre und Ritterlichkeit galten, nichts daraus machten, ihre Töchter, ja selbst ihre Frauen den gekrönten Lüstlingen zuzuführen, die in den Schlössern Versailles, Saint Cloud, Fontainebleau Trianon und Marly eine Maitressen-Wirthschaft etablirt hatten, von der am österreichischen Hofe nie eine Spur zu finden war, sondern wo Maria Theresias Sittenstrenge die Liederlichkeit aller europäischen Höfe beschämte.

Der alte Pöltenbacher war bis in's Mark des Lebens erschüttert. Der Gedanke, sein Kind sei die Geliebte des großen Kaisers gewesen, war ihm das höchste Ziel aller Wünsche. Hätte sich das arme Mädchen, das er allein nach Wien hatte ziehen lassen, nicht eben so gut mit einem Knechte, mit einem Handwerksgesellen oder Soldaten vergehen können, der alsbald in eine andre Garnison kam und nichts mehr von sich hören ließ.

Die Ehre, die ihm zu Theil geworden, schien ihm eine so außerordentliche, undenkbare, daß er daran nicht glauben wollte, sondern leise erwiderte:

„Ploni Du lügst mich an; s'kann ja nicht möglich sein."

„Ich soll' den Herrn Vater anlügen?" antwortete sie energisch; „glaubt der Herr Vater, ich, die arme Bauerndirn, werde die Frechheit haben, mit dem Namen meines Kaisers und Herrn einen solchen Mißbrauch zu treiben, der mir den Staubbesen und das Zuchthaus eindringen könnte."

Der Alte schüttelte den Kopf, er sah, daß da was Wahres daran war.

„Nun dann hat mich der Pater Innocentius Kurzstock arg belogen," sagte er.

„Pater Innocentius Kurzstock? wer ist das? fragte die Tochter.

Vielleicht erinnern sich die Leser noch, daß die vier Damen, welche den Cercle bildeten, den der Kaiser allwöchentlich ein paarmal zu besuchen pflegte, von einer nicht ganz unberechtigten Eifersucht und Gehässigkeit gegen die schöne Ober-Oesterreicherin beseelt waren und daß sie alles aufgeboten hatten, um das zarte Verhältniß, welches sich an dem Ufer der Wien entsponnen, zu zerstören.

Aus der Erzählung Pöltenbacher's werden wir das Weitere entnehmen.

„Hör' mich an, Ploni," sagte er, „und Du wirst Dich vielleicht auskennen. Vor ungefähr vierzehn Tagen läßt mich Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer rufen und sagt zu mir: „Pöltenbacher", sagt er, „s'ist eine traurige Mähr, die ich Ihm kund zu geben haben, — Seine Tochter ist in Wien ein nichtsnutziges Weibsbild 'worden und hat einen noblen Schatz, von dem Sie sich aushalten läßt." Ich schlag die Händ' zusammen und antwortete: „Hochwürden, sollt es denn möglich sein? —„S'ist so", entgegnet der Hochwürdige, „denn der mir geschrieben hat, ist Seine Ehrwürden Pater Innocentius Kurzstock, vom ehemaligen heiligen Orden Jesu, den man aufgehoben hat Der Pater Kurzstock, mein alter Freund, lebt aber noch immer in Wien und kennt die Leute in den fürnehmen Kreisen genau. Er hat mir den Rath gegeben, Pöltenbacher, Euch rufen zu lassen, damit Ihr nach Wien fahret und das liederliche Mensch, die Ploni, aus den Klauen des Satans und seiner Anhänger befreiet." Ich küßte dem hochwürdigen Herrn die Hand und betheuerte, das thun zu wollen, was er verlangte. Hab' also von der Mutter Abschied genommen, die sich völlig um Dich die Augen ausweint. --

„Meine arme Mutter!"

„Die wird Augen machen, wenn sie erfahren wird, wer Dein Schatz gewesen!"

„Der Herr Vater hat mir doch Verschwiegenheit versprochen gegen Jedermann."

„Ja so! ja so! richtig! s'wird mir nur so schwer, vor meiner Alten ein Geheimniß zu haben."

„Und noch schwerer würde es der Frau Mutter werden, wenn Er ihr das Geheimniß anvertraut, es nicht weiter zu erzählen. Sie plaudert gar so gern."

„Hast recht! hast recht! schweigen kann sie

Digitized by Google

nicht, die alte Miel. Also ists besser, wenn ich nichts von dem sag', was ich in Wien erfahren habe. Nun hör weiter. Ich wanderte zu Fuß nach Wallsee an der Donau und wartete dort auf das Linzer Kablschiff (Kälberschiff), zahlte den Schiffleuten meine zwei Zwanziger und diese nahmen mich mit. Wir passirten glücklich den Wirbel und langten in Wien an und laudeten bei der Roßauer Länd. Ich begab mich gestern noch zu dem Pater Innocentius Kurzstock, dessen Adresse mir unser Herr Pfarrer angegeben hatte. Er machte mir die Hölle heiß, indem er mir erzählte, daß Du eine Verworfene und eines noblen Cavaliers Kebsweib geworden und mit ihm in der Unehe lebest; nannte mir auch den Ort am Wien-Ufer, wo Du Deine Behausung hättest. Dahin begab ich mich nun, fand Dich aber nicht."

„Weil ich zur selben Zeit bei dem hohen Herrn war und den Abschied bekam."

„Den Abschied?" fragte der alte Bauer, halb erschrocken, halb erfreut.

„Ja, es ist so, Herr Vater. Der kaiserliche Herr hat's eingesehen, daß die arme Bauerndirn für ihn kein passender Gegenstand der Neigung wäre, sagte mir Lebewohl und gab mir zum Andenken jenen Ring, den mir der Soldat raubte, was mich tiefer schmerzt, als der verlorne Finger."

„Und was gedenkst Du zu thun, Ploni, wenn Du genesen bist?" fragte der Alte.

„So es dem Herrn Vater recht ist," antwortete sie, „kehre ich mit ihm heim nach Grieskirchen, von wo ich als Magd eintreten will bei den frommen Frauen in Linz oder wo immer."

„Das ist das Gescheideste, was Du thun kannst."

„Und wenn ich gefehlt, daß ich mein Herz dem Manne geschenkt, dem ja alle Herzen gehören, so wird mir der Herrgott in seiner Gnade verzeihen."

„Das wird er, das wird er! Auch Pater Kurzstock und unser Herr Pfarrer werden nun mit Dir und mit mir zufrieden sein."

Die Ploni machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte, daß ihr an dieser Zufriedenheit sehr wenig gelegen sei, allein sie schonte des alten Mannes Vorurtheil und schwieg.

„Aber jetzt mußt Du mir auch erzählen," fuhr Pöltenbacher fort, „wie Du mit dem Kaiser bekannt geworden bist."

Und Ploni erzählte dem Vater Alles, von dem Tage, wo sie als Kellnerin beim Luchsen durch den Vater Peterls so mißhandelt war, daß sich zwei fremde, noble Herren Aerzte um sie angenommen, von denen der Eine sich später als der Kaiser zu erkennen gab, und wie er sie rufen ließ und lieb und gut gegen sie war, daß er ihr ganzes Herz erfüllte, wie er ihr dann die kleine Besitzung am Wien-Ufer gekauft und eingerichtet habe und wie sie dort glücklich gewesen sei bis gestern, wo die Trennung erfolgte.

Und als Ploni bei diesem Theile ihrer Erzälung angelangt war, weinte sie leise und der alte Vater weinte mit ihr.

14. Kapitel.

Verschiedene Besuche. — Schluß.

Des andern Tages war große Aufregung im k. k. allgemeinen Krankenhause.

„Seine Majestät der Kaiser wird heute kommen!" flüsterte man von Kanzlei zu Kanzlei- von Krankenzimmer zu Krankenzimmer. Ein Hofdiener hatte am frühen Morgen die Anzeige gebracht.

Alles war in Bewegung. Kaiser Josef II. hatte seit der Gründung des großen Spitales dasselbe wiederholt besucht und mit dem scharfen Blicke, dem sicheren Takte, der ihm eigen war, Gutes und Schlechtes rasch herausgefunden, Lob und Tadel, Lohn und Strafe unparteiisch vertheilt. Man zitterte vor dem kaiserlichen Herrn, welcher gewöhnlich van Swieten und Quarin mitbrachte, die ihm in Allem an die Hand gingen.

Deshalb wurde auf allen Punkten gefegt, gereinigt und gescheuert, vom Direktor bis zum letzten Sekundarius ließ jeder Arzt seine Perrücke sorgfältig pudern, zog den Staatsfrack an und sorgte dafür, daß die Schnallen an den Schuhen wie Silber blank erschienen. Nach der Visite, bei der man die Kranken besonders gut behandelte, um sie in eine angenehme Stimmung zu versetzen, blieb jeder Arzt auf seiner Abtheilung, auf dem ihm anvertrauten Zimmer, in banger Ehrfurcht dem Nahen des Herrschers entgegen sehend.

Digitized by Google

Um 11 Uhr fuhr ein einfacher zweispänniger Wagen in den Hof und demselben entstieg der Kaiser, der heute allein, ohne jede Begleitung kam. Ehrfurchtsvoll grüßten die Anwesenden.

Kaiser Josef legte die Hand an den Hut und sprach zu den versammelten Aerzten:

„Guten Tag, meine Herren; will wieder einmal nachsehen, wie es Ihnen und Ihren Patienten geht. Herr Professor Haidemacher, wollen Sie so gut sein, mich zu führen."

Mit tiefer Reverenz trat der Geschmeichelte heran und geleitete den hohen Herrn nach verschiedenen Abtheilungen; Josef wählte solche, wo die Aermsten und Bedauernswerthen lagen. Ohne Scheu trat der große Mann an jedes Krankenbett, hatte für jeden ein paar Worte des Trostes, für die, welche es bedurften, auch eine Geldspende, die Segenswünsche der Unglücklichen geleiteten ihn.

Als sie die vierte Abtheilung verließen, sprach der Kaiser zu Professor Haidemacher:

„Nun haben wir die Armen gesehen, ich möchte aber auch die besuchen, die hier um ihr Geld behandelt werden, führen Sie mich nach dem Dreigulden-stöckel."

„Bitte hier allergnädigst rechts zu gehen, — gar nicht weit." erwiderte Haidemacher.

„Haben Sie interessante Fälle auf der Zahlabtheilung?" fuhr Kaiser Josef II. fort.

„Nicht viel," erwiderte der Gefragte, „einen einzigen ausgenommen, ein Weibsbild, dem ein Soldat den Finger mit seinem Säbel weggehauen, um sich des an selbem befindlichen Ringes zu bemächtigen."

„Ah! — ich habe von dem Fall gehört. Will mit dem Weibsbild sprechen. Führen Sie mich."

Bis an die Thür geleitete der Professor den Kaiser, — im kleinen Gange stand ein alter Bauersmann, der den Kopf fast bis zur Erde neigte, als der große Mann vorüber schritt.

Freundlich nickte der Kaiser mit dem Kopfe, dann sprach er zu dem Professor:

„Ich will mit der armen Person allein bleiben, — sie wird mir dann vielleicht lieber gestehen, was es mit diesem Soldaten und mit dem Raub für eine Bewandtniß hat."

„Nach Allerhöchst dero Befehl," sprach der Professor und rief dann hinein:

„Wärterin, komme Sie heraus, der Herr will die Kranke allein sprechen."

Frau Weichselbaumin beeilte sich, diesem Befehl so schnell als möglich Folge zu leisten:

Kaiser Josef trat in das Krankenzimmer mit wehmüthigem Lächeln.

Die Ploni saß im Bette aufrecht, die verwundete Hand lag auf der Decke.

„Jesus Maria! s'ist also wirklich wahr!" stammelte sie in überquellender Freude.

„Glaubtest Du denn, ich würde Dich liegen lassen, wie einen Hund," sprach der Monarch, „ist doch der Ring, den ich Dir gegeben, an all Deinem Unglück Schuld, da er die Habsucht des Räubers reizte."

„Ach! — ich würde alle Schmerzen gern tragen, wenn ich nur das theure Angedenken hätte."

„Ich aber will nicht, daß Du den Unglücks-Ring tragst. Er hat sich gefunden, der betreffende Soldat ist ausgeforscht, er wollte den Ring bei dem Juden Abraham Süß auf dem Kienmarkt verkaufen, der war aber so gescheidt und ließ ihn festnehmen, der Ring ist da, und der vermaledeite Kerl ist bereits dem Militär-Gericht übergeben, wo ihm die verdiente Strafe diktirt werden wird."

Nebenbei gesagt, lautete das Urtheil auf 100 Stockstreiche durch fünf Korporale und wurde in der Salzgries-Kaserne vollstreckt. Zwei Tage darauf starb Föröd Janos, der schönste Kerl vom Regiment.

„Also der Ring ist da?" rief Ploni in freudiger Ueberraschung. „O mein Gott ich danke Dir!"

„Ja, aber Du sollst ihn nicht mehr tragen," sprach der Kaiser.

„Nicht?" fragte sie fast weinend, „warum denn nicht, mein kaiserlicher Herr?"

„Ich bin mit Ringen ein Bischen abergläubisch und bilde mir ein, daß Dir dieser blutige Reif Unglück bringt. Auch hast Du ja keinen kleinen Finger mehr, um ihn daran zu stecken. Für den Ringfinger aber wäre er zu klein. Drum habe ich Dir einen größeren gebracht, einen Talisman, der Glück bringt."

Digitized by Google

Und der Kaiser zog aus der Tasche ein kleines Etui, öffnete es und es zeigte sich ein Ring mit einem großen Brillant, der von Rubinen eingefaßt war, ein Meisterstück wienerischer Arbeit.“

„Ach wie schön!“ rief die Verwundete unwillkürlich in echt weiblicher Aufwallung.

„Nun, er ist Dein,“ sprach der Kaiser und eine Rolle auf das Bett legend, die nach Aussehen und Schwere verrieth, daß es Dukaten waren, fuhr er fort, „hier hast Du auch ein kleines Schmerzengeld; ferner habe ich das Häuschen an der Wien für Dich kaufen lassen und Sorge getragen, daß Dir, so lange Du lebst, eine monatliche Pension von 25 fl. ausbezahlt wird. Leute, die um meinetwillen Schmerzen gelitten, sollen wenigstens mit meinem Wissen nicht Noth leiden. Professor Quarin wird Alles in Ordnung bringen.“

Eine Pensionärin von heute würde die Summe von 25 fl. sehr unbedeutend finden; man darf aber nicht vergessen, daß in damaliger Zeit 25 Gulden gerade so viel waren, wie heut zu Tage 250.

„O mein Gott! welche Gnade!“ rief Ploni, „ich bin derselben ja gar nicht würdig!“

„Ei warum denn nicht, Du braves, ehrliches Herz,“ erwiderte Josef, „plausch nicht, Ploni, Du verdienst es schon. Und nun Gott befohlen, — gesehen hab ich Dich, hast Du mich, wie es nach Dr. Quarin's Versicherung Dein Wunsch war. Also leb' wohl, mein gutes Kind, — werd' mir bald ganz gesund.“

Er beugte sich über sie und küßte die Weinende auf die Stirne, während sie murmelte:

„Gottes reichsten Segen über meinen allergnädigsten kaiserlichen Herrn!“

Josef ging; vor der Thür fand er wieder den alten Mann, der vor ihm auf die Kniee fiel.

„Will Er was?“ fragte der Kaiser. „Wer ist Er?“

„Nichts will ich Ew. Majestät,“ antwortete der Alte mit zitternder Stimme, „ich bin der Bauer Pöltenbacher von Grieskirchen in Ober-Oesterreich und mein einziger Wunsch, das Antlitz meines Herrn und Kaisers zu sehen, ist erfüllt. Uebrigens ist die, so da drinnen liegt, die Ploni, meine Tochter.

„Ah! Er ist der Vater?“ sprach der Kaiser freundlich. „Nun, dann halte Er mir die Dirne ja recht gut und geb' Er ihr kein unbeschaffenes Wort, denn es gibt kein besseres und treueres Herz als die Ploni, das merk Er sich. Ich habe für sie gesorgt, — und das Mädel wird nicht Noth leiden. Adieu, Pöltenbacher.“

Er wendete sich zum Gehen, der Ober-Oesterreicher wollte wieder auf die Kniee sinken und den Saum seines Rockes küssen, allein rasch ergriff Josef seine Hand, zog ihn empor und sagte:

„Laß Er's gut sein, Alter, — ich kann das Knien nicht leiden; wenn's aber schon geküßt sein muß, so küß' Er meine Hand. Und nun Gott befohlen, und noch einmal schärf ich Ihm ein, schau er mir auf die Ploni, s'ist ein gar gutes, wackres Mädchen, wollte Gott, ich hätte auf meinen Lebenswegen viel solche treue Herzen gefunden, es stände besser um mich.“

Er ging, während Pöltenbacher in's Zimmer und an's Krankenlager seiner Tochter trat und ausrief:

„O Ploni! Ploni! was ist das für ein herrlicher Mann! Ich verzeihe Dir Alles. Wär' ich ein Weibsbild, ich müßt mich selbander in ihn verlieben.“

„Nicht wahr, Herr Vater?“ fragte die Ploni mit höchlich befriedigtem Stolze.

„Der heutige Tag ist der glücklichste meines Lebens!“ sprach der alte Bauer.

„Und solche Tage habe ich gar manche erlebt,“ murmelte Ploni.

Und in wehmüthiger Erinnerung senkte sie das Haupt.

„Visiten kommen,“ meldete die Weichselbaumin, die Wärterin, geschäftig zur Thüre herein eilend, „heute geht's bei uns zu, nicht zum sagen.“

Und herein trat Plonis Magd, stürzte auf das Bett zu und rief:

„Gelobt sei Gott und alle Heiligen, daß ich meine gute Frau wiedersehe. Ach! die arme verwundete Hand! — O du mein Gott! du mein Gott!“

Und die treue Magd brach in Thränen aus, während Ploni lächelnd erwiderte:

Digitized by Google

„Na, na, s'ist nicht gar so schlimm, wie Du es machst. Die Wunde an der Hand wird heilen, wenn auch der Finger weg ist, -- aber die da! die da!"

Und sie drückte die gesunde Hand an's Herz, ohne ihren Satz zu ergänzen. Offenbar gab die Magd Ploni's Worten eine unrechte Deutung, denn sie erwiderte:

„Wer weiß! wer weiß! Uebrigens sind vor der Thüre draußen zwei, die gern ihren Kratzfuß machen möchten, wenn sie herein dürften, was sie nicht gewiß wissen, weshalb sie mich gebeten, ihnen eine wohlmeinende Fürsprecherin zu sein."

„Wer könnte denn das sein?" fragte Ploni halb und halb ahnend.

„Der Wurstmacher Pusterlengo sammt Sohn," erwidert die treue Magd.

„Nur herein mit ihnen," meinte Ploni lächelnd und gleich darauf traten die beiden Angemeldeten ein und kamen unter Verbeugungen bis an's Bett heran, während sie folgendes Duett murmelten:

„Liebwertheste Mamsell —
„Es ist uns sehr angenehm —
„Zu unserem größten Bedauern —
„Eine solche Ehre —
„s'ist ein wahres Unglück —
„Allein jedoch —
„Wir ergreifen die Gelegenheit —

Ploni sah sie höchlich erstaunt an.

„Das ist sehr confuses Zeug, was Ihr da zusammen redet, Ihr Herren," sagte sie lachend, „allein immerhin freuts mich, Euch hier zu sehen, es beweist mir wenigstens, daß wir gute Nachbarn bleiben werden, — denn Ihr sollt wissen, daß ich das Haus an der Wien nicht verlassen werde, da es für mich gekauft wurde und ich bin jetzt Hausfrau."

„Weiß es, — weiß es, — ich als ehmaliger Hausherr und Verkäufer muß es doch wissen," sprach schmunzelnd Vater Pusterlengo, „und Sie sollt sich halt um einen Hausherrn umsehen."

„Wo soll ich denn einen solchen hernehmen?" fragte Ploni.

„Da steht gleich Einer!"

„Der Peterl? Wer weiß, ob der mich noch mag, —"

„O Ploni, rede nicht so, — und wenn Du willst, so — —"

Wir wollen unsre Leser nicht mit dem Dialoge der Liebenden martern, derlei Dinge bleiben sich immer gleich und die Wiederholungen sind nur langweilig.

Im nächsten Jahre lag der große Kaiser auf dem Todtenbette; bevor man ihn en parade aufbahrte, blieb er fast einen Tag auf dem Sterbebette liegen und man ließ das Volk eintreten, das sich schmerzerfüllt die milden Züge des Entschlafenen betrachtete. Professor Quarin stand eben mit Loudon zu Häupten des Bettes, als eine verschleierte Frau in bürgerlicher Tracht herein wankte, zu Füßen des Bettes niedersank und laut schluchzend zu beten begann.

Quarin faßte sie scharf in's Auge, dann sprach er leise zu Loudon:

„Darauf können Ew. Excellenz schwören, daß ihn keine mehr geliebt hat, als die dort."

Und etliche vierzig Jahre später war abermals ein großes Leichenbegängniß, ein „Ganz-Condukt", wie man damals sagte, mit 7 Geistlichen, sämmtlichen „Wachtern" in Galla, großer Musik und Geläute sämmtlicher Glocken; eine reiche, kinderlose Wittwe, Hausfrau und gewesene Fleischselcherin, war gestorben; und als wir Kinder herzu eilten, um die Herrlichkeiten zu sehen, da hörten wir von alten Weibern beiderlei Geschlechtes, daß der Leichnam im Sarge — Handschuhe trage wie's die Frau auch bei Lebzeiten immer gethan, weil ihr der kleine Finger gefehlt habe, weshalb sie „auf dem Grunde" allgemein „die Selcherin mit dem gestutzten Finger" genannt worden sei. Dieser seltsame Name pflanzte sich tief in mein Gedächtniß; später spürte ich demselben eifrig und mühsam nach, aber es waren eben nur Daten aus dem Munde des Volkes, die ich bekam und und so wagte ich die Erzählung von Kaiser Josef's letzter Liebe, eben nur eine Volkssage zu nennen und mit dieser bin ich jetzt zu

Ende.

Digitized by Google

Gratis-Bibliothek.

(Beilage zur Volksschrift „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen.“)

IX.

Es gibt noch reiche Leute.

Sittengemälde aus Wien's jüngster Vergangenheit

Von

Anton Langer.

Wien, 1878.
J. Dirnböck's Buchhandlung.

Digitized by Google

Interessante Romane,

welche zu angesetzt **billigem Preis** zu beziehen sind

durch

J. Dirnböck's Buchhandlung,

(G. Prandt)

Wien, I., Herrengasse Nr. 3.

Lorm Hieronymus, Novellen, 2 Bd. fl 2.50
Lubojatzky Franz, Ein Jahr aus dem Leben August des Starken, Historischer Roman, 2 Bde. „ 2.—
Mellin G. H., Das Volksleben und die Natur des skandinavischen Nordens, 2 Bände „ 1.40
Mery, Die Florida oder eine Ansiedelung im Innern Afrikas „ 1.20
Meyer Mart., Sagenkränzlein aus Tirol „ 1.50
Montépin X. de., Die Perle des Palais Royal, 2 Bände „ 1.30
Pichler Louise, Aus böser Zeit, Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege, 3 Bände „ 5.40
Pouson der Terrail, Das Gespenst der Baronin. Phantastischer Roman . . „ 1.30
Reid Capitain M., Die Quadronin od. Liebensabenteuer in Louisiana, 3 Bde. „ 2.20
Rotterdam v. R., Des Fischers Tochter, Geschichte aus den Dünen, Gekrönte Preisnovelle, „ —.80
Roquette Jul., Der Frauen-Arzt, Roman in 3 Bänden „ 2.40
Runeberg J. L., Kleine Erzählung . „ —.60
Sand Georg, Autonia, Roman, 2 Bd. „ 1.60
Schefer Leopold, Göttliche Komödie in Rom, 1 Band „ 1.80
Scheibe Th., Die schwarzen Brüder, Historischer Roman, 2 Bd. „ 3.—
— — Die Grenadiere der Kaiserin, Historischer Roman 2 Bd. „ 2.40
— — Der Kaplan von Mariastiegen, Historischer Roman, 3 Bd. „ 3.80
— — Polen und Maria Theresia, Historischer Roman 3 Bd. „ 2.80
— — Satan in Wien, Rom. in 3 B. „ 2.10
Scherr Dr., Eine Priester-Historie aus der Gegenwart, 1 Band „ —.75
Schlägel v. Max, Der rothe Fasching, Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit, 2 Bände. „ 2.70
Schrader Aug., Die Braut von Louisiana oder die weiße Sklavin Roman in 1 Band „ —.60
Schwarz H. S., Stefan Türr, Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Mit Photogr. 2 Bände „ 2.40
Scribe Eugen, Der Pathe des Amandis oder Liebe einer Fee, Roman aus der Ritterzeit „ 1.—
Seidlitz Jul., Die letzten Adepten, Roman in 4 Bänden „ 2.40
Smith Anth., Martha. Eine engl. Dorfgeschichte „ 1.—
Stelzig S. A., Stadt- und Dorfgeschichten, 1 Band „ 1.—
Stephens Mrs., A. S., Glanz und Elend, oder Gegensätze in der Gesellschaft, 3 Bände „ 2.—
Struensfelt v. M. Pehr Brahe der Jüngere. Historischer Roman. 5 Bde. „ 5.30
Therese (Verfasserin der Briefe aus dem Süden), Novellen, 2 Bände „ 4.80
Wartenburg Karl, Robespierre, Geschichtlicher Roman in 2 Bänden „ 2.70
Wetterbergh, Dr. B. A., (Onkel Adam) Daheim. Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben, 2 Bände „ 1.—
Wilcke, v. Ant., Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen bearbeitet, 3 Bände „ 3.60
Wray Leop., Der Vater vieler Töchter, Roman in 4 Bänden „ 2.80
Der Zeitungsjunge. Nach dem Amerikanischen von Hein. Ritt. v. Levitschnigg 3 Bände „ 1.50

Digitized by Google

1878

Digitized by Google

Zum Roman:
Es gibt noch reiche Leute.

Digitized by Google

Es gibt noch reiche Leute.

Original-Sittengemälde aus Wiens jüngsten Tagen

von

Anton Langer.

1. Kapitel:

Ein vorsichtiger Papa.

Im Arbeits-Zimmer seines Bureaus auf dem Schotten-Ringe saß der Polizeirath Sänger, begraben unter einem Wust von Zuschriften, Anzeigen, Rapporten, Protokollen, Nachfragen, wie sie eben nur auf dem Schreibtische eines Mannes sich zusammenfinden, welcher bei der Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit in einer Stadt mit einer Million Einwohnern eine hochwichtige Rolle spielt. Wenn wir sagen, daß aus diesem Arbeitszimmer verschiedene Glockenzüge nach verschiedenen Richtungen gingen und vom Schreibtisch eine telegrafische Verbindung bis in's Cabinet des Polizei-Direktors geleitet, jedoch noch kein Telephon vorhanden war, so haben wir Alles über die Zeit gesagt, in welcher die nachfolgenden Begebenheiten spielen, über welche Zeit wir uns keine nähere Andeutung erlauben dürfen.

Leise wie eine Katze tritt ein Diener ein, der Herr Rath nimmt die Cigarre, an der er etwas mühvoll gesogen aus dem Munde und fragt in dem nicht freundlichen Tone eines bei der Arbeit Gestörten:

„Was gibts denn?"

„Verzeihen, Herr Rath," antwortet der Diener, „aber es ist ein Herr draußen, den ich nicht abzuweisen wagte."

„Wer ist's denn?" knurrt der Polizeibeamte.

Statt aller Antwort übergibt der Diener eine Karte und Rath Sänger liest:

„Isidor Freiherr von Golesco"
„Banquier, Ritter des Franz-Josefs Ordens"
u. s. w. u. s. w.

„Ah, das ist etwas andres!" ruft der Mann der öffentlichen Sicherheit in ganz verändertem Tone, „ich lasse den Herrn Baron bitten."

Man glaubt nicht, wie sehr der Besitz von einigen Millionen sogar den Dienern der h. Hermandad imponirt, wie sie Anastasius Grün genannt hat. Herr Rath Sänger springt von seinem Sorgenstuhle auf, wirft die halbgeraucht Cigarre in den Aschenbecher auf dem Schreibtische und eilt dem Baron Golesco bis zur Thüre entgegen, wo er ihn auf's freundlichste empfängt.

„Herr Baron, — ganz außerordentlich erfreut —"

„Ihr Diener, verehrter Herr Rath," grüßt ihn, seine Hand schüttelnd, Baron Isidor, ein noch immer hübsch zu nennender Fünfziger, mit vornehmem Gesichte von orentalischem Typus, einem ihn gar nicht übel kleidenden Embonpoint, eleganten Manieren und nur selten einen kleinen Hebräismus in den Dialog mengend, wie dies bei Leuten, die täglich an die Börse gehen, nie ganz zu vermeiden ist.

„Was verschafft mir das nicht geahnte Vergnügen?" fragt Rath Sänger.

„O das ist eine lange Geschichte!" ruft der Baron.

„Dann bitte ich Platz zu nehmen," erwidert der Rath, auf eine neben dem Schreibtische stehende Causeuse deutend.

Während Baron Golesco dieser Einladung Folge leistet, fällt sein Blick auf die im Aschenbecher liegende, noch glimmende Cigarre und während Sänger sich in seinen Lehnstuhl setzt, spricht er mit der Miene der Entrüstung:

„Sie haben geraucht, ich rieche es, ich sehe es, — ich wäre trostlos, wenn Sie um meinetwillen aufgehört hätten."

„Ich werde doch nicht rauchen, wenn mich ein solcher Gast beehrt."

„Sie werden ja rauchen! Genirt man sich entre nous?"

„Nur dann, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie auch rauchen."

„Auch das, aber nur unter der Bedingung daß Sie von mir nehmen."

Und der Baron zieht ein Cigarren-Etui, mit einer Stickerei, die von der Hand einer der ersten tragischen Heldinnen Wiens angefertigt wurde, präsentirt den Inhalt des Etuis dem Polizeibeiamten und spricht:

Digitized by Google

„Prenzados maduros Nr 3. — beste Sorte von Hamburg durch Upmann bezogen, kosten mich 450 fl. per mille ohne Zoll, auf Ehre."

Der Herr Rath zieht eine der köstlichen Cigarren hervor, der Baron legt mit orientalischem Großmuth noch eine daneben, dann zünden die beiden Herren das edle Kraut an und rasch erfüllt sich das Sanctuarium des Polizeirathes mit dem feinen pikanten Dufte des Wunderblattes aus der Habana.

„So, und nun wird sich's viel besser sprechen," meint der Baron.

„Ja wohl," erwidert der Rath, „und nun bitte ich mich zu verständigen" —

„Gleich sollen Sie's erfahren, Herr Rath, — ich fürchte mich, und wovor fürchte ich mich? — Vor Dieben."

Der Polizeibeamte sieht ihn ganz verdutzt an.

„Wer sollte Sie bestehlen?" fragt er lächelnd.

„Warum sollt' ich nicht können bestohlen werden? Ich habe Dienstleute und gehe an der Börse. Guter Witz, — was?"

„Sehr gut."

„Wir von der Börse sind alle witzig. Wo werden die besten Witze gemacht? — Im Theater? — Nein. — Auf der Börs. Lassen Sie sich erzählen, was neulich der Sali Steiner dem Moritz Birkheimer für eine glänzende Antwort gab."

„Ich glaube, das würde uns doch zu sehr von unsrer eigentlichen Angelegenheit, — ich meine die Diebe, — ableiten."

„Recht haben Sie, Herr Rath, — und Ihre Zeit ist kostbar, sehr kostbar.

„Ich habe allerdings alle Hände voll zu thun und es brennt mir auf den Nägeln."

Diese Andeutung war nicht falsch zu verstehen; der Baron beeilte sich zu sagen:

„Also zur Sache, Herr Rath. Ich habe eine Tochter."

„Habe das Vergnügen, sie zu kennen, — vom Theater aus."

„Nun, dann werden Sie bemerkt haben, daß Rebecca — will ich sagen Rosa, bereits in dem Alter ist, wo die Mädchen zu heiraten pflegen."

„Gewiß, — um so mehr da Baronesse Rosa sehr schön ist."

„So sagt man, — aber mehr als das. Rosa ist auch ein braves, ein gutes Kind und wird gewiß den Mann glücklich machen, den ich für sie ausgesucht habe."

„Ah? Sie haben schon gewählt, Herr Baron?"

„So ist es, Herrn Richard von Alzey, einen der reichsten Wechsler von London."

„Ich gratulire."

„Gratuliren Sie mir nichts. Ist's denn ein Vergnügen, wenn man sein einzig Kind einem fremden Mann schenken und noch eine Million drauf geben muß?"

„Es ist also eine sogenannte Geld- oder Vernunft-Heirat?"

„Wird ein Mann wie ich seine einzige Tochter verheiraten ohne Geld? ohne Vernunft? Aber denken Sie deshalb nicht, der Bräutigam sei ein alter, dicker Patron, der nur das Geld kennt und sonst nichts. Im Gegentheile, Herr von Alzey ist einer der schönsten und elegantesten jungen Männer von ganz England, es ist eine marriage of inclination, eine Heirat aus Neigung, und wenn meine Rosa und Herr von Alzey in der season werden auftreten in Bath, soll man nicht gesehen haben, ein schöneres Paar im ganzen Badeort."

„Dann gratulire ich noch einmal, aber ich sehe noch immer nicht ein." — —

„Was das mit den Dieben zu thun hat? Gleich sollen Sie es erfahren, Herr Rath. Die Vermälung wird in vierzehn Tagen stattfinden und wird gefeiert werden in meinem Palais am Ring. Nach derselben werden die jungen Leute nicht abreisen, keine Hochzeitreise machen und die Flitterwochen in unbequemen Hotels zubringen, wo Stubenmädchen und Kellner sich erfrechen, über die Neuvermählten ihre schlechten Witze zu machen und wo die Verliebten um und um genirt sind."

„Sehr richtig. Aehnliches hab' ich mir schon oft über die sogenannten Hochzeitsreisen gedacht."

„Sehen Sie, Herr Rath, so begegnet man sich. Die Neuvermählten werden sich in meine

Digitized by Google

Villa nach Vöslau begeben, die ich meiner Tochter geschenkt und ihr zu Ehren Rosahof genannt habe."

„Eine charmante Idee!"

„Dort, in ihrem vollständig eingerichteten, bequemen, eigenen Home werden sie vier oder sechs Wochen oder wie lange sie wollen flittern und Honigseim schlürfen. In dieser Zeit werden Sie weder Besuche empfangen noch machen, — und erst, wenn Sie sich ein bischen satt geküßt und gekost haben, werden Sie nach der Schweiz und über den Gotthard nach Italien gehen."

„Wundervoll arrangirt!"

„Das Programm ist von mir entworfen."

„Aber dabei sehe ich noch immer keine Diebe."

„Gleich werden wir dabei sein. Die Hochzeits-Soirée im Palais Golesco wird dauern bis zwölf, ein Uhr, vielleicht wird's zwei, halb drei, wer kann's wissen. Ich hab' alle Kunstkräfte von Wien eingeladen, — man soll reden davon."

„Und fürchten Sie unter diesen die Diebe?"

„Sehr guter Witz, Herr Rath. Die Compositeure wohl, Offenbach und Suppée stehlen wie die Raben, aber nur Melodien, keine Brillanten."

„Ah, Sie zittern also vor einem Brillanten-Diebstahl, Herr Baron?"

„Ja, wie ich Herrn von Alzey kenne, wird er nicht warten, bis fort sind die Gäste, mich wird er machen lassen die Honneurs, er aber wird sich heimlich mit seiner schönen jungen Frau aus den Sälen davonmachen, wird mit ihr besteigen seinen Unnumerirten und mit ihr fahren nach Vöslau, in zwei, längstens dritthalb Stunden ist er dort."

„Sehr praktisch!"

„Zugegeben, aber nicht so praktisch ist es, daß meine Tochter wird tragen bei der Trauung um eine halbe Million Brillanten und Perlen, darunter das Diadem von der Herzogin von Normansky, das ich gekauft um 100.000 Gulden. Auch kann sie den Schmuck während der Soirée nicht ablegen, man muß den Leuten bei einer solchen Gelegenheit doch zeigen, daß man wer ist, daß man was hat —"

„Natürlich."

„Und wenn sie fährt nach Vöslau, wird sie die Perlen und Brillanten auch im Wagen nicht ablegen, sondern erst, wenn sie wird daheim sein."

„Das ist ebenso wahrscheinlich."

„Nun sehen Sie, Herr Rath, kann man den Neuvermählten nicht auflauern, den Fiaker vom Bocke werfen, den Wagenschlag aufreißen und die Braut ihres Schmuckes berauben?"

Dem Polizeirathe fiel beinahe die Prenzado maduro aus dem Munde.

„Herr Baron," sagte er, „ich bewundere Ihre Phantasie, Sie könnten einen Roman schreiben, aber auf der Straße zwischen Wien und Vöslau gibt es — Gott sei Dank! — keine Räuber!"

„Gut, halten Sie's für Phantasie, für Hirngespinst, fixe Idee," meinte Baron Golesco, „aber treffen Sie Maßregeln dagegen."

Abermals lächelte der Polizeibeamte und entgegnete:

„Aber Herr Baron, ich kann doch gegen imaginäre Räuber keine positiven Vorsichtsmaßregeln treffen. Wenn ich nur irgend einen eventuellen Anhaltspunkt hätte — —"

„Auch den sollen Sie haben, Herr Rath; einer meiner verläßlichsten Korrespondenten aus London, meldet mir, — ich kann Ihnen den Brief zeigen, — daß der berüchtigte Gauner, genannt the old Bob Nash, heimlich London verlassen und sich nach dem Festland begeben habe. Ich laß mir's nicht nehmen, der alte Bob Nash hat's auf meinen Schwiegersohn abgesehen."

„Hm! das wäre schon etwas!" sprach Rath Sänger, sich mit Bleistift einige Notizen machend, „und wenn Herr Nash wirklich nach Wien kommen sollte, dann werden wir sofort wissen, wo er sich aufhält und ihm scharf auf die Finger sehen."

„Nichts werden Sie sehen, der alte Rascal ist zu schlau," versetzte Baron Golesco mit einer apodictischen Gewißheit, welche für die Wiener Polizei nicht eben schmeichelhaft war, „bevor sie wissen, ob er da ist, wird er meinen Kindern auflauern, Alzey wird sich zur Wehre setzen, meine Tochter wird ermordet werden! wär mir doch lieber, er nähm' den Schmuck für eine halbe Million als das Leben meines einzigen Kindes!"

Digitized by Google

Es klang soviel Gefühl aus den Worten des Banquiers, daß der Polizei-Beamte sich fast gerührt fühlte. Er wischte sich — die Brillen ab und sprach:

„Nun gut, Herr Baron, ich will thun, was möglich ist; bitte aber zu bedenken, daß ich kein Recht habe, die Organe der öffentlichen Sicherheit für Privatzwecke zu mißbrauchen."

„Sie mißbrauchen Ihre Organe nicht, wenn Sie das Leben und Eigenthum des Staatsbürgers beschützen. Ich will auch keine öffentliche Polizei, sondern eine Privat-Polizei, die ich aus meinem Sacke honoriren, glänzend honoriren werde — Gott sei Dank, man kann's thun."

Der Polizeirath lächelte ein wenig verlegen, während er erwiderte:

„Bitte, sich deutlicher zu erklären, Herr Baron, denn ehrlich gestanden, habe ich keine Idee davon, was Sie eigentlich meinen."

„Gleich werden Sie mich verstehen und auf meine Idee eingehen," rief der Baron eifrig. „Hören Sie mich an, wir stellen auf der Straße von Wien bis Vöslau bis zur Villa Rosahof berittene Polizei-Posten auf."

„Wie viel brauchen wir da?"

„Etwa zehn bis zwölf. Der Erste steht außerhalb der Linie. Wie der Fiaker passirt, folgt er in einer Entfernung von 50—60 Schritten; der Kutscher wird keine Idee haben, daß es seinen Wagen angeht. Noch weniger wird sich das junge Paar darum kümmern, das anderes zu thun haben wird. Der Sicherheitsmann reitet also hinter dem Fiaker drein, wird der Wagen angepackt, kommt er mit Säbel und Revolver zu Hilfe, und old Bob Nash blamirt sich. Gelangt der Wagen bis zum nächsten Posten, so übernimmt dieser die Escortirung und reitet hinten drein, während der Erste sich zurückzieht. Und so geht es fort bis Vöslau. Was sagen Sie, Herr Rath?"

„Vortrefflich," meinte lachend der Polizei-Beamte, „ich habe nur ein Bedenken."

„Welches?"

„Der Stand unsrer berittenen Polizei-Mannschaft ist nicht groß, ihr Dienst aber sehr anstrengend, soll ich nun den Dienstthuenden zumuthen, auch noch diese Privat-Wache zu übernehmen und die ärarischen Pferde zu strapaziren?"

„Auch daran habe ich gedacht. O ich denke an Alles!" rief Baron Golesco triumphirend. — „Das läßt sich auf folgende Weise machen. Außer den Dienstthuenden werden doch zehn, zwölf frei sein. Was hat so ein Mann Sage per Tag? Einen Gulden, wenn's hoch kommt einen Gulden fünfzig. Ich zahle ihm für die paar Nachtstunden die er zu warten, für die Viertelstunde, die er zu reiten hat, fünf und zwanzig Gulden, — darüber wird keiner böse sein."

„Gewiß nicht," meinte der Polizeirath lachend.

„Er könnte wahrhaftig seinen freien Tag nicht besser benützen," fuhr der vorsichtige Papa fort, „und damit wir die ärarischen Pferde nicht unöthig strapaziren, werde ich mit den Reitschul-Inhabern, mit Tippelt und Rehwinkel reden, — für Geld und gute Worte werden sie uns auch die nöthigen Pferde zur Verfügung stellen."

„Ich denke, das wird nicht nothwendig sein, wenn nur die Beistellung der Mannschaft gestattet wird, so werden mir auch die Pferde passirt werden."

„Sie wollen also erst um Erlaubniß ansuchen?"

„Ich wage nicht, das Experiment auf eigene Faust zu unternehmen und will doch noch früher mit dem Herrn Hofrath Rücksprache pflegen."

„Hm! der Herr Hofrath war immer sehr freundlich gegen mich."

„Wie sollte man anders gegen einen Mann sein, der bei jeder Gelegenheit seine Loyalität, seinen Patriotismus und seine Mildthätigkeit für Arme beurkundet."

„O bitte, bitte!"

„Ich zweifle nicht, daß der Herr Hofrath einwilligen wird."

„Ich glaube wohl selbst. Haben Sie übrigens die Güte, ihm zu sagen, daß ich außer den von uns stipulirten Geldern noch eine Summe von 500 Gulden für die Armen von Wien erlegen werde."

„Ich danke im Namen derselben, Herr Baron und zweifle nicht, daß der Herr Hofrath, der Vater der Armen im besten Sinne des Wortes, darauf eingehen wird.

Digitized by Google

„Uebrigens muß ich ehrlich gestehen, Herr Baron, daß Ihnen der Spaß heidenmäßig viel Geld kostet."

„Man hat's, man kann's thun", erwiderte Banquier Golesco mit jenem erhebenden Bewußtsein, welches der Besitz von Millionen verleiht, „Doch ich habe Sie schon lange aufgehalten, Herr Rath; verzeihen Sie, ich mache Ihnen mein Compliment."

Er erhob sich und schüttelte die Hand des Polizeibeamten.

Dieser war ebenfalls aufgestanden, und empfahl sich bestens.

Der Baron wendete sich zum Gehen, plötzlich aber kehrte er um und sprach:

„Apropos, — noch eins!"

„Befehlen Sie, Herr Baron."

„Schmecken Ihnen diese Cigarren?"

„Man müßte nicht bei Trost sein, wenn man, an Cubas und Cubanos gewöhnt, den Werth einer solchen echten Amerikanerin nicht zu schätzen wüßte."

„Um so besser. Glauben Sie nicht, daß es ein Bestechungs-Versuch sein soll, ich werde mir erlauben, Ihnen ein Kistchen mit 500 Stück zu überschicken."

„Herr Baron" —

„Reden Sie mir nichts, ich müßte sonst glauben, Sie halten mich für so einfältig, Sie durch diese Lappalie gewinnen zu wollen, — reden Sie mir nichts, unter Freunden genirt man sich nicht, Cigarren anzunehmen. Heute Abends werden die Cigaarren da sein, — Ihr Diener! — empfehlen Sie mich bestens dem Herrn Hofrath."

Und damit ging Baron Golesco.

Polizeirath Sänger aber kehrte gedankenvoll an seinen Schreibtisch zurück und murmelte:

„Es ist doch sonderbar! Wenn man gewisse Personen reden hört, wenn man gewisse Journale liest, so sollte man glauben, Wien sei am Bettelstabe und seine Bewohner müßten demnächst alle vor Hunger und Elend zu Grunde gehen. Ich habe doch schlimme Zeiten mitgemacht, z. B. das Jahr 1847, aber ein solches Lamento wie jetzt war nie, — und dann kommt ein Mann, der für eine fixe Idee ohne alle Berechtigung so viel Geld auf einmal wegwirft, daß eine höchst anständige Bürger- oder Beamtenfamilie ein ganzes Jahr sehr gut davon leben könnte. Gott sei Dank, es ist noch nicht so schlecht mit Wien bestellt, — es gibt noch reiche Leute."

2. Kapitel.

Hochzeit im Palais Golesco.

Der Herr Polizeirath Sänger sah seinen Ausspruch in der glänzendsten Weise bestätigt, als er im Palais Golesco der Hochzeits-Soirée des jungen Paares beiwohnte.

Er war bei dem Hofrathe und Polizei-Direktor gewesen und dieser hat lächelnd seine Einwilligung zur Ueberwachung des Fiakers gegeben, mit der sehr gegründeten Motivirung:

„Wir verstoßen gegen kein Gesetz und fügen keiner Seele einen Schaden zu, — unsren Leuten aber, von denen sie die brausten und vorzugsweise Familienväter aussuchen wollen, wird es sehr wohl thun, wenn sie eine Entschädigung von 25 fl. bekommen. Staat und Stadt können leider diese wackren Leute nicht bezahlen, wie sie es verdienen und darum wäre es hart und ungerecht, ihnen einen so anständigen Neben-Verdienst zu entziehen. Ich bewillige Alles."

Mit dieser Weisung war der Polizei-Beamte zu dem Banqier gefahren und dieser in seiner Freude hatte es sich nicht nehmen lassen, den Rath trotz seines Protestirens zur Trauung und Soirée zu laden. So liebenswürdig drang der Baron in seinen polizeilichen Freund, daß dieser endlich einwilligen mußte und auf dem Balle erschien.

Er sah seine Wunder. Wir könnten hier von dem Rechte des Romanschriftstellers Gebrauch machen und ein Halbdutzend Seiten mit der Schilderung der Herrlichkeiten anfüllen, welche dem erstaunten Blicke des an sehr einfache Verhältnisse gewöhnten Polizei-Beamten begegneten, allein wir brauchen unsren karg zugemessenen Raum zur Entwicklung der interessanten und wichtigen Begebenheiten, die wir unsern Lesern erzählen wollen, und müssen uns deshalb einschränken.

Auf der Stiege und in der großartigen Entrée-Pièce, wo gallonirte Bediente die Gäste er-

Digitized by Google

warteten, um ihnen die überflüssigen Oberkleider abzunehmen, waren kostbare Lauf-Teppiche gespannt, die Flanken mit exotischen Gewächsen garnirt und eine Fluth von Gaslicht, durch matte weiße Kugeln gedämpft, leuchtete den Kommenden entgegen.

Die Salons mit Prachtmöbeln aus Londoner, Pariser und Berliner Magazinen waren im mustergiltigsten Style decorirt und mit den werthvollsten Bildern berühmter Maler, unter denen sogar ein paar Oesterreicher, geziert. Das Lichtmeer, das sich über Alles und Alle ergoß, zeigte im schönsten Glanze hunderte von Luxus-Gegenständen, aus dem Auslande bezogen.

Was den Herren, die sich in den Salons bewegten, selbstverständlich an Schmuck und Geschmeide abging, das ersetzten sie durch die zahllosen Orden und Cordons, die sie um den Hals und an der Brust trugen, alle Farben und alle Länder waren vertreten und kein hoher Kirchenfürst kann sein Kreuz mit mehr Stolz und Selbstbewußtsein tragen, als es diese Ritter vom Gelde trugen, von denen zwei Dritt-Theile dem auserwählten Volke angehörten.

Die Damen aber schleppten sich mit schwerem Schmucke von kostbarstem Gestein. Was hier an Diademen, Bracelets, Ohrgehängen, Halsschmuck und Brochen zur Schau getragen wurde, größtentheils in den berühmten Boutiquen des Palais Royal und der Regent-Street gekauft, repräsentirte einen Werth von Millionen; — ja, es gibt noch reiche Leute, nur Schade, daß sie ihr Geld in's Ausland schicken, statt der darniederliegenden vaterländischen Industrie damit aufzuhelfen.

Zwischen den Herren und Damen bewegten sich die ersten Künstler der Residenz, die bedeutendsten Vertreter der Presse und wenn auch die Letzteren nach alter Gewohnheit ihre mehr oder minder witzigen Glossen machten, so wußte Baron Golesco doch recht gut, daß sie nicht dasselbe auch in ihren Berichten über das schöne Fest thun würden. Wozu gibt man denn so viel Geld aus, wenn man nicht verreclamirt werden soll.

Der Baron selbst war der Mittelpunkt aller Gruppen, aller Kreise, — er hatte für Jeden und Jede ein freundliches Wort, eine interessante Mittheilung, eine pikante Anekdote, — er sonnte sich im Glanze der Bewunderung, die ihn von allen Seiten mit wohlthuender Wärme umgab.

Gleichwol war er nicht ruhig und sein schönes schwarzes Auge schien im Gedränge Jemanden zu suchen; endlich trat leise, unbemerkt und unauffallend ein älterer Mann im Gala-Gewande ein, der das Auge des Barons suchte. Es war Herr Sali Reibstein, Cassier und Factotum des Banquiers, und als sich ihre Blicke gefunden hatten, da zog Herr Reibstein wie zufällig seine Uhr, blickte darauf und nickte mit dem Kopfe, als ob er mit der Stunde ganz besonders zufrieden wäre.

Baron Golesco athmete auf. Es war dies das verabredete Zeichen, daß die berittenen Sicherheits-Posten auf der Linie von Wien nach Vöslau aufgestellt waren. Herr Reibstein hatte laut Verabredung mit dem Baron im Fiaker den Weg inspicirt und die wackren Reiter jeden auf ihren Posten getroffen, — old Bob Nash mochte nun kommen.

Der Banquier lebte auf, von jetzt an, wo sein Herz von dem drückenden Alp befreit war, geberdete er sich doppelt liebenswürdig, doppelt gewinnend, seine Gäste waren entzückt und die Baronin Karfunkeles, welche wegen ihrer Bildung in diesen Kreisen die höchste Anerkennung genoß, sagte wiederholt:

„Gott, was ein Mann! Wir haben sich noch nie so gut unterhalten, man muß sich nolum volum verlieben in den Baron. Ich schwärme vor ihm."

Und Baron Golesco rieb sich die Hände und murmelte seelenvergnügt:

„Werden sich ärgern morgen, der Scheuer und der Königswerder, wenn sie lesen, wie glänzend die Soirée bei mir ausgefallen. Kostet mich ein schandbares Geld, aber Gott sei Dank, man kann's thun."

Das meiste Aufsehen machten selbstverständlich Braut und Bräutigam.

Man konnte in der That kein reizenderes Paar sehen. Rosa Golesco, oder wie sie seit ein paar Stunden hieß: Frau von Alzey, war hoch

Digitized by Google

und ebenmäßig gewachsen, mit einer kleinen Anlage zum Embonpoint, was sie übrigens ganz vorzüglich kleidete. Ihr Antlitz, in dem der orientalische Typus nur wenig zum Ausdruck kam, war regelmäßig, zart, nicht schön im eminenten Sinne des Wortes, aber frisch, sanft und anmuthig und das Lächeln, das ihre vollen Lippen fast immer umschwebte, ließ die prachtvollsten Zähne sehen. Ihr Auge hatte das Gazellenartige, welches so sehr zum Herzen spricht. Ihr Anzug, an dem Alles bis zum Handschuh aus französischen Ateliers geholt war, erregte den Neid und die Bewunderung sämmtlicher Damen; von ihrem Schmucke hatte Papa Golesco nicht zu viel gesagt, — Rosa funkelte von Brillanten und besonders gegen ihre prachtvollen, rabenschwarzen Haare stach das blitzende Diadem mit leuchtendem Glanze ab, ein Funkenmeer ausprühend.

Selbst die spitzen Zungen der anwesenden Journalisten hatten für die reizende junge Frau keine Glosse der Ironie, des kaustischen Witzes, sondern nur aufrichtige Worte der Bewunderung.

Ebenso so war William Ritter von Alzey einer der schönsten Männer, die man sehen konnte. Sein Vater, der mosaischen Religion treu geblieben, hatte eine arme, aber bildschöne Engländerin geheiratet, von jener reinen normannischen Race, wie sie eben nur jenseits des Canals La Manche zu treffen. Die orientalische und englische Schönheit hatte sich vereinigt, um dem jungen Mann, der noch keine dreißig Jahre zählte, alle jene körperlichen Vorzüge zu verleihen, wie sie eben diesen beiden Stämmen eigen sind. Zudem war Alzey ein fein gebildeter Mann, der sein Wissen in den Collegien von Cambridge geholt hatte, — er war ein ausgezeichneter Kaufmann im großen englischen Style und jeder Zoll ein vollendeter Gentleman, ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit.

Papa Isidor — man muß ihm das lassen, — hatte für seine Tochter vortrefflich gewählt.

Die junge Frau schwebte am Arme ihres Gatten durch die Salons, glücklich, verklärt, von Zeit zu Zeit einen Blick, ein Wort mit ihrem Gemal wechselnd, der in der Conversation mit den Gästen jene Feinheit entwickelte, welche das high life England's charakterisirt.

Endlich gelangten Beide in den Eck-Pavillon, welcher die Flucht der Gemächer auf der einen Seite abschloß. Hier stand auf einer Stumpfsäule aus rothem schwedischen Granit eine Marmorbüste der jungen Frau, von einem Mailänder Künstler aus parischem Marmor mit wunderbarer Vollendung gemeißelt, — die Züge des zu jener Zeit kaum fünfzehnjährigen Mädchens hatten etwas rührendes, Kindliches, — der Kunstgärtner, welchem die Ausschmückung des Festlokales übertragen worden war, hatte mit feinem Blicke diese Büste gewählt, um sie mit einer Pergola von exotischen Pflanzen zu umgeben, aus deren saftigem Grün der weiße Marmor, durch eine Hängelampe von oben beleuchtet, mit doppelter Glanzwirkung hervortrat.

Zufällig war dieser reizende Ort ganz menschenleer, als ihn die beiden Neuvermählten betraten. Alzey stieß einen leisen Ruf der Bewunderung aus.

„Das bist ja Du," sprach er leise, voll Entzücken.

„Ich war es," antwortete sie lächelnd, „ein vierzehnjähriges Kind, als Papa in unsrer Villa am Comersee diese Büste durch den Professor Tolentini in Mailand anfertigen ließ. Damals soll ich auch noch hübsch gewesen sein, während ich jetzt eine häßliche, alte Frau von 21 Jahren bin. Wie die Zeit vergeht!"

„So laß Dich küssen, Du häßliche Alte," rief lachend Alzey, indem er sie auf eine Ottomane in der Ecke des Pavillons zog und einen glühenden Kuß auf ihre schwellenden Purpurlippen drückte.

„William, was thust Du," flüsterte sie entzückt, aber ärgerlich thuend, „bedenke doch, wenn Jemand herein käme, — die Schande!"

„Schande?! Sein Recht gebrauchen kann ein Engländer niemals als Schande gelten lassen, und ich gebrauche nur mein Recht, wenn ich meine mir rechtmäßig angetraute Frau küsse."

„Aber es ist shoking!" (anstößig, niedrig, gemein.)

Digitized by Google

„Ah pah! Wir sind nicht in London, sondern in Wien, und die Wiener sind nicht so förmlich und steif, wie unsre Engländer, sondern gemüthliche Leute, die es gewiß nicht übel nehmen, wenn ein junger bis über die beiden Ohren verliebter Ehemann sein junges, reizendes Weibchen — Pardon! seine alte häßliche Frau küßt. Soll es denn gar keine Romantik mehr geben?"

„O wir haben Zeit genug zum Küssen, wenn wir in unsrem Wagen nach Vöslau fahren, in stiller Nacht, im Mondenschein, ganz allein, ist das etwa nicht romantisch?"

„Romantisch ja, — aber langweilig!"

„Langweilig?" rief die junge Frau mit komischer Entrüstung, „Herr Gemal, das war nicht galant."

„Verzeihe mir und versteh' mich recht," bat Herr v. Alzey, indem er mit einem abermaligen Kusse sich Vergebung erwarb, „ich finde es langweilig, daß wir im vollen Anzuge zwei Stunden weit fahren müssen, in einer Nacht, die gegen Morgen sehr kalt zu werden droht —"

„Aber was sollen wir denn thun? Hier können wir nicht bleiben."

„Nun gut, so komm' zu mir."

„Zu Dir? was heißt das?"

„Du weißt ich bin im Lamm abgestiegen, in the golden lamb, das wir Engländer noch immer allen andern Hotels in Wien vorziehen, ich habe eine Entrée-piece, ein Dienstzimmer für meinen Bedienten, einen kleinen eleganten Salon und — ein superbes Schlafgemach, — was brauchen wir mehr? he?"

Die junge Frau barg ihr erröthendes Gesicht an der Achsel des Gatten.

„Du bist wohl verrückt, William!" flüsterte sie leise.

„Ich bin in meinem ganzen Leben nicht so gescheidt gewesen," entgegnete er, „denn es ist doch viel vernünftiger in fünf Minuten zum Lamm, als in zwei Stunden nach Vöslau zu fahren; im Lamm haben wir alle möglichen Bequemlichkeiten."

„Nicht einmal ein Stubenmädchen hätte ich beim Auskleiden."

„O das wäre das wenigste! Man findet dort sehr brave Camerieras; allein ich würde nie den Beistand einer Fremden bei meiner Frau dulden, ich werde selbst Dein Stubenmädchen machen und Du sollst in Deinem ganzen Leben nicht so rasch ausgezogen worden sein."

„Mein Herr, — Sie sind ein Unverschämter!"

„Ah, da hört sich Alles auf!" rief Alzey mit köstlichem Humor, „wenn man gegen seine Frau galant, artig, dienstbar, gefällig sein will, dann wird man unverschämt genannt! So behandelt man ein braves Stubenmädchen, das nicht einmal ein Trinkgeld begehrt?"

Frau von Alzey konnte sich nicht enthalten, über die gute Laune ihres Gemals zu lachen.

„Und dann sind es wirklich Sparsamkeitsrücksichten, die mich bewegen," fuhr Alzey mit hochkomischem Ernste fort; „einem wahrhaftigen Stubenmädchen müßte ich wirklich ein unsrem Stande entsprechendes Trinkgeld geben. Das ersparen wir, indem ich Dich bediene. Und wir müssen jetzt sparen, denn wir werden doch hoffentlich Kinder bekommen —"

„William, ich bitte Dich —

„Rosa, ich rechne darauf und da wir doch jedem derselben mindestens eine Million geben wollen, so macht das allein acht bis zehn Millionen —

„William, wenn Du nicht willst, daß ich Dir davon laufe, —

„Mir nicht, aber Deinem Papa. Sag' mir, Rosa, ist es nicht ein köstlicher, echt romantischer Gedanke, seine eigene Frau zu entführen und mit ihr die erste Nacht. —"

„Ich finde es im höchsten Grade shoking und excentric!"

„Dafür bin ich ein Engländer und Du eines Engländers Weib. Also abgemacht, Du fährst mit mir in's Lamm —"

„Selbst, wenn ich auf diesen Unsinn einginge, so weiß ich nicht, wie wir von hier unbemerkt loskommen sollen. —"

„Gerade so, wie wenn wir nach Vöslau gefahren wären; ich habe das Alles mit Papa i'ns Reine gebracht."

Digitized by Google

„Ah! Papa ist also auch in diesem schändlichen Complote?“

„Ja, nur mit dem Unterschiede, daß er glaubt, wir fahren nach Vöslau. Also höre mich, um halb ein Uhr beginnt das Souper, — Papa's Koch hat im Verein mit Sacher ein Menu zusammengestellt, daß die Herren und Damen vor Entzücken und Champagner gar nicht bemerken werden, wenn wir uns nach den officiellen Toasten entfernen werden.“

„So früh schon?“

„Es wird halb zwei werden. Bis dorthin plaudert alles durcheinander und wenn auch der Eine oder die Andere so taktlos sein sollte, zu fragen, wo die Braut hingekommen, so antwortet Papa, sie hat Kopfweh und hat sich zurückgezogen, das kann man uns doch wahrhaftig nicht übel nehmen. Papa glaubt, wir fahren nach Vöslau, inzwischen sind wir auf dem Wege nach dem „Lamm.“

„Aber ist's nicht unrecht, Papa so zu betrügen.“

„Ich denke, es kann dem Papa alles eins sein, wo wir die ersten Stunden des Glückes genießen, in Vöslau oder im Lamm.“

„Fängst Du schon wieder an, Du Wüstling, übrigens habe ich, aufrichtig gestanden, noch immer ein Bedenken.“

„Laß es hören. Vor seinem Gemal darf man kein Geheimniß haben.“

„Wäre es nicht möglich, wenn wir in's Lamm hinüber kommen, daß noch Gäste dort wären.“

„O gewiß, — eine kleine, aber gewählte Gesellschaft, Direktor Spanner, der witzigste aller Wiener Journalisten Dr. Sterzl, der Komiker Wasel sammt Frau, der alte Mandeles e tutti quanti, — man spielt ein Bischen gouffre, ein wahres jeu d'enfer.“ (Höllen-Spiel.)

„Und könnten diese Herren nicht etwa glauben, Du hättest Deine Garçon-Wohnung im Lamm mißb aucht, um Dir — eine Geliebte mitzunehmen.“

Der Neuvermählte lachte laut auf und sprach dann mit überzeugender Wärme:

„Ein entsetzlicher Gedanke allerdings! Aber tröste Dich, mein Täubchen, die Herren und Damen dort wissen, daß dergleichen im Lamm nicht möglich ist. Die Brüder Hauptmann halten gar strenges Regiment im Hause, dulden keine Entweihung des fleckenlosen Lammes und würden, wenn's ein Prinz wäre, einer zweideutigen Begleiterin desselben die Aufnahme der Dame verweigern. Zum Ueberflusse weiß man dort nur zu gut, daß wir heute getraut worden sind, und zum allerärgsten Ueberfluß habe ich hier meinen Trauschein im Sacke.“

Und Herr Alzey zog aus der Seitentasche seines Fracks das genannte Dokument, hinzusetzend:

„Nach diesem Schein habe ich ein Recht, von Dir Gehorsam zu begehren.“

„O Du Tyrann, Du Shylok, der auf seinem Schein besteht.“

„O ich bin nicht so grausam! Ich verlange nur das Recht, das jeder Engländer in seinem home sich nicht nehmen läßt, das Recht über my house, my horse, my wife.“*)

„Schöne Reihenfolge! das Weib kommt zuletzt.“

„Nur im Sprüchwort. Im Leben geht sie allem Andern voran. Also Du folgst mir auf dem neuen Argonauten-Zuge nicht um's goldne Vließ, sodern in's goldene Lamm.“

„Der Herr hat befohlen, die Sclavin gehorcht.“

„Dafür liegt der Herr der Sclavin zu Füßen!“

Und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er vor ihr auf die Kniee gesunken, während er seinen rechten Arm zärtlich um ihre Taille schlang und mit der Linken ihre rechte Hand erfaßte, dieselbe zärtlich an seine Lippen drückend.“

„Da hat man's,“ sprach die Stimme des Barons, der ungesehen in den Pavillon getreten war, „da sitzen sie und kosen und draußen wird gefragt um sie, — der Minister ist gekommen, ich muß Euch doch vorstellen.“

Die Neuvermählte sprang empor und ordnete ihre zerknitterte Toilette; viel langsamer erhob sich Herr von Alzey und sagte:

*) „Mein Haus, mein Pferd, mein Weib,“ — ein altenglisches Sprüchwort.

Digitized by Google

„Wenn's sein muß, so stellen Sie uns in Gottesnamen vor, aber glauben Sie mir, Papa, meine Frau ist mir lieber, als die sämmtlichen Minister von Oesterreich, von Europa."

Baron Golesco machte das vergnügteste Gesicht, das je ein Millionär gemacht hat.

„Das glaube ich Ihnen, Schwiegersohn," erwiderte er, „in Eurem England könnt Ihr das halten, wie Ihr wollt, -- aber wir hier in Oesterreich haben doch gewisse Rücksichten und zudem — lachen Sie mich aus, William, wenn Sie wollen, — aber ich gestehe Ihnen ehrlich, ich fühle mich geschmeichelt, daß der Minister meine Einladung angenommen hat. Kommen Sie!"

„Halt! ein Wort noch," schaltete Rosa ein, ihren Papa am Arme fassend.

„Halt' mich nicht auf, Kind," warnte der Baron, „man läßt nicht warten einen Minister."

„Ich habe nur eine Frage, die Du mir mit zwei Worten beantworten kannst," erwiderte die junge Frau, „ist's Dir recht, daß ich mit meinem Gatten die Flucht von hier ergreife."

„Ja, s'ist mir recht," versetzte Papa Golesco energisch.

„Gut, die Folgen wirst Du Dir selbst zuzuschreiben haben," meinte Frau von Alzey.

„Ja, ja, ja," rief der Banquier und während er das junge, neuvermählte Paar zu dem Minister führte, dachte er bei sich selbst:

„Folgen! Was spricht sie mir von Folgen? Hab' ich Folgen zu fürchten, ich, der ich 32 berittene Polizei-Reiter auf der Straße bis Vöslau postirt habe? Keine Folgen wird's haben."

Im nächsten Augenblicke standen sie vor dem Portefeuille-Herren, der mit dem Baron und den Neuvermählten ein Dutzend jener herkömmlichen Phrasen abdrosch, wie sie bei solchen Gelegenheiten üblich sind, — der Minister bewunderte das blühende Aussehen, die prachtvolle Toilette der jungen Frau, bedauerte aber lebhaft, daß eine solche Zierde der Wiener Gesellschaft unsre Stadt verlassen werde, um im Nebellande Albion — (ganz neuer Gedanke!) — ihre Zeit zuzubringen, worauf Herr von Alzey erwiderte, daß nur die Nothwendigkeit, sein Geschäft selbst zu leiten, ihn nach England rufe, während er entschlossen sei, den Sommer bei Wien, wahrscheinlich in Vöslau, zuzubringen, da ihn nicht nur die Schönheit des Landes anziehe, sondern weil mehr noch die Gesammtheit der Zustände in Oesterreich, welches von Männern geleitet werde, welche u. s. w. u. s. w.

Und Herr Baron Golesco war stolz auf seinen Schwiegersohn und sah im Geiste, wie ein neuer Orden auf ihn niederschwebte, um in seinem Knopfloche Platz zu nehmen.

Der Herr Minister blieb nicht lange, Geschäfte vorschützend, die seine Anwesenheit schon am frühen Morgen im Ministerinm nothwendig machten, verließ er den Salon Golesco, von dem Herrn des Hauses und dessen Schwiegersohn bis an die Treppe geleitet.

Seine Entfernung war das Signal für die Geladenen, sich zum Souper zu begeben; alsbald saß Alles um die Tische gruppirt, die mit silbernen Aufsätzen und Leuchtern geschückt waren und man gab sich den culinarischen Genüssen mit einem Eifer hin, welcher bewies, daß die Wiener, mag ihnen der Krach auch noch so viel geraubt haben, wenigstens noch im Besitze ihres guten Appetites sind.

Bald war Alles in der heitersten Stimmung, die köstlichen Weine entfesselten die Zungen, man plauderte mit seinem nächsten Nachbar und machte mit dem Champagner-Glase in der Hand Besuche, um anzustoßen.

Auf die officiellen Toaste folgten die sogenannten „wilden", denn es ist einmal so bei uns Sitte, daß Jeder reden muß, mag es auch der größte Unsinn sein, der gesprochen wird. Unsre gutmüthigen Landsleute hören mit Ergebung zu, wie da leeres Stroh gedroschen wird, und schwemmen die hundertmal gehörten altgebackenen Phrasen mit Veuve Cliquot Ponsardin hinab.

Und es kam Alles, wie es Herr von Alzey vorausgesagt, in dem allgemeinen Troubel fiel es nicht auf, als das neuvermälte Paar sich erhob, einen Rundgang durch den Speisesaal machte, mit dem oder der ein paar Worte plauderte und endlich hinter der Portière einer Seitenthüre verschwand.

Digitized by Google

Konnte man es der jungen Frau übel nehmen, wenn sie sich eines Theiles ihres schweren, lästigen Schmuckes entledigte, in ihre Toilette einige Bequemlichkeit brachte?

Man plauderte und trank weiter, ohne darauf zu achten.

Nur Herr Baron Isidor Golesco überwachte den Vorfall mit scharfem Auge.

Auch er verschwand hinter der Portière und folgte dem schönen jungen Paare, bis in ein kleines Ankleidezimmer, wo Frau v. Alzey einen Ueberwurf nahm, um sich vor der Nachtkühle zu schützen.

„Mach' Dich gut ein, mein Kind," sagte er „s'geht gegen Morgen, — die Luft ist frisch" —

„Sorgen Sie nicht, Papa, ich bin gut verwahrt", erwiderte die junge Frau.

„Gott befohlen, Schwiegerpapa, — morgen sehen wir Sie nicht?" fragte Herr von Alzey.

„Meine Kinder, — ich will Euch nicht stören," erwiderte der Banquier, „und nun Gott befohlen, glückliche Reise und nochmals meinen Segen!"

Und während Rosa sich niederbeugte, um die gütige Hand ihres Erzeugers zu küßen, konnte er sich nicht enthalten, die andre Hand, welche leise zitterte auf ihr Haupt zu legen.

Eine Thräne glänzte in seinem Auge. Wenn etwas den israelitischen National-Charakter hoch achtenswerth macht, so ist es das innige Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Familie, die abgöttische, manchmal bis an die Karrikatur streifende Liebe und Hingebung, mit welcher die Aeltern an den Kindern, die Kinder an den Aeltern hängen. In dieser Beziehung könnten die Christen von ihnen lernen.

Das junge Paar enteilte, um über eine Seitentreppe in's Freie zu gelangen.

Der Baron trat an's Fenster des Ankleidezimmers, von welchem man in die Seitenstraße sah, wo der unnumerirte Fiaker stand und wartete.

Es war mondhell und der glückliche Vater konnte Alles deutlich sehen.

„Kinder soll man haben," murmelte er für sich, „um sie dann, wenn sie groß sind und man sie am liebsten hat, einem Fremden geben zu müssen und einen Sack voll Gold obendrein, damit er sie nimmt. Sei nicht ungerecht, Isidor, — kannst Dich nicht beklagen. Tausend werden Dich beneiden um das Glück Deiner Tochter, — sie bekommt einen schönen Mann, einen reichen Mann, einen Geschäftsmann, der's versteht. Ah da sind sie."

Die jungen Leute waren während dieses kurzen Monologes auf der Straße bei dem Fiaker angelangt, welcher vom Bocke springen wollte, um den Schlag zu öffnen, Alzey winkte ihm zu bleiben.

Er öffnete selbst die Wagenthüre, reichte seiner jungen Frau galant die Hand und hob sie so rasch und geschickt in den Wagen, als ob er sein ganzes Leben nichts andres gethan hätte.

Im nächsten Augenblicke klappte der Schlag zu, der Fiaker schnalzte mit der Zunge, die Pferde setzten sich in scharfen Trab, der Wagen rollte davon.

Der Baron sah ihm nach, bis er um die Ecke entschwunden war.

„Fahr hin, Rosaleben, mein Gold," murmelte er mit einem leisen Seufzer.

Dann kehrte er zu seinen Gästen zurück und mit einer übermächtigen Anstrengung ermannte er sich, um als Hausherr weiter die Honneurs zu machen, er war geradezu bewunderswerth in seiner Liebenswürdigkeit, in seiner Ausdauer auch dem letzten seiner Gäste Aufmerksamkeit zu erweisen.

Und als die Frauen sich bereits zurückgezogen hatten und eine kleine auserwählte Schaar von Schriftstellern, Journalisten, Schauspielern und Malern, die alle schon ein Bischen angeheitert waren, im Estaminet eine Art Champangner-Kneipe improvisirt hatten, in der man den Baron, seine Tochter, seinen Schwiegersohn, sein ganzes Haus leben ließ, da ward Baron Isidor nicht müde, stets neue Kistchen voll der edelsten Havannah's, stets neue Batterien des feinsten Champagners aufmaschiren zu lassen, so daß die zum Fenster hereinguckende Morgensonne die zechenden Herren noch in caritate und dulci jubilo beisammen fand und erleuchtete.

Das war nun allerdings auch für die übernächtigen Herren das Signal zum Aufbruche und nachdem man noch ein Glas feinen Liqueurs als

Digitized by Google

Stomaticum für Magenbeschwerden genommen hatte, empfohlen sie sich in'sgesammt, den Baron allein lassend, um mehr oder minder wankend den Heimweg anzutreten.

Baron Golesco aber ging noch nicht zu Bette, — in einem Fauteuil ruhend, zündete er sich noch eine Cigarre an, ließ sich eine Tasse schwarzen Kaffee's geben und überwachte mit scharfem Auge seine Dienstleute so wie die aufgenommenen „Kammerdiener", welche Porzellan, Silbergeschirr u. s. w. zusammen räumten. Der Banquier kannte die Gewohnheiten dieser Leute und wenn er auch großmüthig genug war, ihnen die halbgeleerten Flaschen und die Speisen-Reste als Souvenir des Abends zu überlassen, so hätte er doch dagegen etwas einzuwenden gehabt, wenn sie den noch zugekorkten Champagner oder gar die Silberlöffel mitgenommen hätten; er wußte, daß dergleichen bei solchen Gelegenheiten — mitunter — vorkommt und seine guten Augen waren nach allen Seiten gerichtet.

Man wird das vielleicht sonderbar, knauserig finden; — je nun Baron Isidor war eben sparsam und wären alle Leute so, dann gäbe es vielleicht mehr reiche Leute in Wien.

Es schlug fünf Uhr auf der großen Pendule, die Abräumung war zu Ende.

Der Banquier drückte auf eine Klingel, ein Bedienter erschien.

„Befehlen, Herr Baron?"

„Ist Reibstein schon zu Bette?" fragte der Herr.

„Nein, Herr Baron, er schreibt im Comptoir."

„Das ist gut, gehen Sie und holen sie ihn sofort herüber.

Der Diener ging; ein paar Augenblicke später trat das Factotum des Hauses Golesco ein, etwas blaß und übernächtig, sonst aber nett und propre, wie immer.

„Was fällt Ihnen ein, Reibstein," sagte der Baron, „warum gingen Sie nicht zu Bette?"

„Ich dachte," erwiderte Reibstein bescheiden, „da der Herr Baron noch nicht schlafen gegangen, so könnten dieselben noch einen Auftrag für mich haben und ich sehe, daß ich nicht unrecht hatte."

„Sie denken an Alles, Reibstein, das ist brav. Uebrigens hätten Sie immerhin schlafen gehen mögen, das Telegramm aus Vöslau hätte mir auch der Comptoirdiener übergeben können."

„Es ist kein Telegramm aus Vöslau eingelangt," versicherte Reibstein.

„Nicht?" rief der Baron im höchsten Erstaunen, „da kann man sehen, wie leichtsinnig und gleichgiltig die Leute doch sind; ich hatte dem Hausverwalter Lorenzen doch den Auftrag gegeben, mir sobald die Kinder auf der Villa angelangt wären, sofort telegrafisch Nachricht zu geben."

„Lorenzen ist sonst die Pünktlichkeit in Person," bemerkte das Factotum.

„Ich weiß das, und eben drum überrascht mich diese Saumseligkeit," versetzte kopfschüttelnd der Banquier, „telegrafiren Sie sofort nach Vöslau an Lorenzen, — Rückantwort wird erwartet."

Reibstein ging; das großartige Geschäft des Barons hatte die Einrichtung des Telegrafen im Hause nothwendig gemacht, und nach einer Viertelstunde, während welcher Golesco in seiner Ungeduld ein Halbdutzend Cigarren zerbiß, trat der treue Diener wieder ein und überreichte dem Baron schweigend ein Telegramm. Dieser las voll Ungeduld:

„Wollte vor Eintreffen nicht telegrafiren. Bis jetzt Niemand angelangt; — da es heller Tag ist, werden die Posten eingezogen. Viertel auf sechs. — Lorenzen."

„Herr, mein Gott, sie sind nicht angekommen!" rief der Baron voll Schrecken.

„Es muß so sein," antwortet Reibstein. „Lorenzen würde nicht wagen" —

„Aber wenn ihnen was geschehen wäre, müßten die eingezogenen Posten doch Nachricht gegeben haben. Was bedeutet das?"

„Ich kann mir's nicht erklären, — es ist ein Räthsel."

„Dessen Auflösung mir nur die Polizei geben kann. Reibstein, meinen Wagen, meinen Ueberzieher, ich will zu Polizeirath Sänger."

„Der wird wohl noch schlafen."

„Einerlei, man muß ihn wecken, ich will wissen, wie ich daran bin."

Ein Bedienter trat ein und meldete:

Digitized by Google

„Herr Baron, es iſt ein Amtsdiener von der Polizei da, welcher eine wichtige Depeſche zu übergeben hat.“

„Augenblicklich laſſen Sie ihn herein, wir werden erfahren, was geſchehen iſt. Mein Gott, wenn's nur kein Unglück iſt.“

Der Amts-Diener trat ein, ein ſtattlicher Mann mit dem militäriſch kurzen Schnur- und Backenbart und der ſanft gerötheten Naſe, welche dieſe Herren charakteriſirt.

„Wünſch ich guten Morgen,“ ſagte er, „bring' ich Zuſchrift von Herrn Rath.“

Dabei überreichte er ein nach Amtsbrauch zuſammengelegtes und mit dem Amtsſiegel geſiegeltes Papier. Der Baron erbrach es haſtig und las:

„Hoch und wohlgeborner Herr Baron!“

„Wie es ſcheint, hat das betreffende Paar die Stadt Wien gar nicht verlaſſen; ich hatte zufällig Nachtdienſt und erſuchte den Inſpektor Färbemann, welcher das Ganze leitete, mir, ſobald er Zeit haben würde, Bericht zu erſtatten. Er war ſoeben bei mir und meldete, daß bis 6 Uhr Morgens, um welche Zeit er die Poſten einziehen ließ, kein unnumeritter Fiaker die Linie paſſirt habe, — mithin ſind die jungen Leute noch in der Stadt und der Herr Baron werden am beſten wiſſen, wo ſich dieſelben aufhalten. Sänger m. p. Polizeirath.“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ murmelte Baron Golesco, indem er die Hand mit dem Briefe ſinken ließ und den Amtsdiener anſtarrte.

Dieſer, der echte Polizei-Diener aus dem Lande der Ueber-Production, lächelte verſtändnißinnig und ſah den Banquier eben ſo ſteif an.

„Wünſchen Sie noch etwas? fragte Papa Iſidor.

„Möcht ich bitten, weil ich bin ich kommen ſo zeitlich,“ erwiderte der Mann, „ob krieg ich nicht kleine — Antwort.“

Der Banquier verſtand dieſe zarte Anſpielung eines trinkgeldſüchtigen Czechengemüthes, griff raſch in den Sack und indem er ein Papierchen in die Hand des tief ſich Verneigenden drückte, ſagte er:

„Ich laſſe mich dem Herrn beſtens empfehlen, s'iſt Alles in Ordnung.“

„Dank' ich ſchönſtens, werd ihm ausrichten,“ antwortete der Mann der Polizei.

„Sie haben vielleich noch nicht gefrühſtückt?“ fragte der Banquier, den die Angſt um ſeine Tochter milde geſtimmt hatte.

„Nein, noch nicht, gnädige Herr Baron,“ eewiderte der Amtsdiener.

„Reibſtein, führen Sie den Herrn hinüber und ſorgen Sie, daß er Kaffee, Liqueur, oder was er ſonſt wünſcht, bekommt. Auch für gute Zigarren ſorgen Sie.“

Das Faktotum beſorgte den Befehl des Chefs und brachte den Amtsdiener in ein Seitengemach, wo der vor Vergnügen Leuchtende alles das im reichlichſten Maße vorfand, was ihm der Banquier in Ausſicht geſtellt hatte. Mit echt czechiſcher Beſcheidenheit trank er 3 Glas Kaffee mit 5 Kipfeln, 6 Gläſer Liqueur und ſteckte ſich aus dem Cigarrenkiſtchen nicht mehr als 6 Stück ein.

Reibſtein kehrte zu ſeinem Chef zurück. Er fand ihn auf einen Fauteuil hingeworfen, noch immer die räthſelhafte Zuſchrift des Polizeirathes ſtudierend.

Der Alter Ego blieb vor ihm ſtehen, der Banquier gab ihm den Brief.

„Da leſen Sie!“ ſagte er, den Kopf zurücklehnend.

Reibſtein durchflog raſchen Blickes die Zeilen und ſprach gar nichts als: „Nun?“

„Nun?“ wiederholte der Baron, „Sie fragen mich mit Nun? Was heißt Nun? Wollen Sie damit ſagen, was wir nun thuen ſollen? Wiſſen Sie was? Ich bin mir nicht geſcheidt genug.“

„Ich denke, wir müſſen abwarten,“ meinte Reibſtein.

„Das denk ich wohl auch, — wenn ihnen nur kein Unglück widerfahren iſt.“

„Das hätte die Polizei auch erfahren und Ihnen die Anzeige davon gemacht. Ich denke, die jungen Leute, verliebt bis über die Ohren, wollten in der ſeeligen Mond- und Wonne-Nacht nicht nach Böslau fahren, dritthalb Stunden lang, ſie haben eine Spazierfahrt in den Prater gemacht, um dort zu ſchwärmen, dann hat Herr von Alzey einen andern Fiaker genommen“ —

Digitized by Google

„Recht haben Sie, Reibſtein, — Sie ſind ein geſcheidter Kopf, — es wird ſo ſein, wie Sie ſagen und ich thue unrecht, mich ſo zu ängſtigen. Bin die ganze Nacht auf den Beinen geweſen und bin müde wie ein gehetzter Jagdhund. Am Ende iſt man ja auch kein junger Herr mehr. Ich will ſchlafen gehen, Reibſtein, und gebe Ihnen Vollmacht, alle Briefe, die an mich kommen, à mes propres mains, zu erbrechen und wenn was drin iſt von den Kindern, was ſehr Wichtiges oder Dringendes, dann wecken Sie mich, aber ſofort, Sie können ſich meine Neugierde denken."

Dabei aber gähnte der Baron herzhaft, begab ſich in ſein Schlafzimmer und nachdem ihn ſein Kammerdiener ausgekleidet, legte er ſich in's Bett und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

Es ging auf 12 Uhr, als Papa Iſidor erwachte; er läutete.

„Herr Baron?" fragte der eintretende Kammerdiener.

„Reibſtein da?"

„Ja, Herr Baron."

„Er ſoll kommen."

Das findige Faktotum hatte aber nicht ſo lange gewartet, ſondern war gleich hinter dem Kammerdiener in's Schlafzimmer getreten.

„Bin ſchon hier, Herr Baron," ſagte er.

„Nun, was Neues?" fragte Golesco, indem er aus dem Bette aufſtand. „Ich muß auf die Börſe. Kleiden Sie mich an, Baptiſt, — alſo Reibſtein, was Neues?"

„Ja, Brief von Herrn Schwiegerſohn."

„Und von Roſa?"

„Ja, s'geht Ihnen allen Beiden ganz vortrefflich."

„Gott ſei Dank. Wo iſt der Brief?"

„Hier, Herr Baron."

Und während Baptiſt, der Kammerdiener, ſeinen Herrn in die entſprechende Hülle ſteckte, las der Banquier wie folgt:

„Guten Morgen, Papa!

„Verzeihen Sie, wenn ich und mein Weibchen Ihre Anordnungen ein Bischen durchkreuzt haben; wir fanden die Nachtfahrt nach Vöslau zu langweilig und die Controlle durch reitende Polizei-Poſten zu läſtig, weshalb wir es vorzogen, in Wien zu bleiben und uns „a sweet nest", ein ſüßes Neſt zu ſuchen, wo wir wie die Turteltauben niſten. Sie ſind uns deshalb doch nicht böſe, chère papa? Wir trauen uns gar nicht vor Ihr geſtrenges Antlitz, wenigſtens heute nicht, — wir ſind auch überzeugt, daß Sie uns heute in Ihrem Zorn nicht aufſuchen werden, ſchon deshalb nicht, weil Sie uns doch nicht finden dürften. Aber morgen, — morgen kommen wir gewiß, um bei Ihnen uns vorzuſtellen, Ihre Verzeihung zu erflehen und dann ſehr gut — zu diniren, da Neuvermählte immer hungrig ſind. Bis dahin leben Sie wohl, — tauſend Grüße und Küße von Roſa; ſie und ihr Schmuck befinden ſich wohl. God by!"

„William, einer der wenigen Glücklichen in Wien."

Der Baron hat während ſeiner Lecture wiederholt wohlgefällig gelächelt.

„Wann kam dieſer Brief, Reibſtein?" fragte er, halb angezogen ſich erhebend.

„Vor anderthalb Stunden etwa, um zehn Uhr," antwortete das Factotum.

„Warum haben Sie mich nicht ſofort geweckt?"

„Mein Gott, weil ich dachte, es ſei nicht ſo nothwendig und wichtig. Herr von Alzey und die junge gnädige Frau ſind wohl und in Sicherheit und Sie, Herr Baron, ſchliefen ſo gut, daß ich es für ein Verbrechen hielt, Sie zu wecken, nachdem Sie die ganze Nacht von ihren Gäſten in Anſpruch genommen waren."

„Sie haben recht, Reibſtein; — Sie denken an Alles. Wenigſtens bin ich jetzt ausgeſchlafen und kann an der Börs' fahren. Baptiſt, iſt eingeſpannt?"

„Ja wohl, Herr Baron, der Wagen wartet."

„Gehen Sie und ſagen Sie, er ſoll ſich ſtellen zur kleinen Stiege, wo ich einſteigen will."

„Sehr wohl, Herr Baron," ſagte der Kammerdiener und ging.

Der Baron wendete ſich zu ſeinem getreuen Famulus und ſprach:

„Gehen Sie jetzt auch ſchlafen, Reibſtein, Sie haben auch ſeit geſtern Mittag kein Auge zugemacht."

Digitized by Google

„O ich halt' es schon aus," entgegnete lächelnd Herr Reibstein.

„Alles Eins, — schlafen muß der Mensch, die Natur fordert gebieterisch ihre Rechte. Zudem sind wir keine jungen Herren mehr, Reibstein, obwohl ich mich heute wieder einmal ganz jung fühle, das hat der Teufelskerl, dieser Alzey gethan, — verflucht geniale Idee, seine eigene Frau zu entführen und sie gegen den Willen ihres Vaters irgendwo hin zu bringen, — glorioſe Idee! — Ganz ſo hab' ich's gemacht, wie ich noch jung war, — nun, ſtreng genommen bin auch jetzt noch nicht alt — und da ich heute Abend einen Ueberfall der Neuvermälten nicht zu fürchten habe, — ſo könnte man ja die Gelegenheit benützen, um — — Was gibt man heute in der Oper?"

„Fauſt, — eigentlich Margarethe."

„Schön, da hat die kleine Sidonie nichts zu thun. Machen Sie einen Sprung zu Sacher, bevor Sie ſich ſchlafen legen, Herr Reibſtein, — ich laſſe Herrn Sacher bitten an Sidoniens Adreſſe, — er weiß ſie genau, — ein feines Souper ſammt Wein zu ſchicken, nach der Deviſe: Lucullus ſpeiſt bei Lucullus."

„Sehr wohl, Herr Baron."

„Lucullus ſpeiſt bei Lucullus," wiederholte Reibſtein, um nicht zu vergeſſen.

„Ich habe nämlich, um nicht erſt über die Gegenſtände und den Preis debattiren zu müſſen," fuhr der Baron fort, „mit Herrn Sacher gewiſſe Mottos vereinbart. Das erſte Motto iſt:

„All right," — macht 15 fl. per Kopf; Nr 2: „Trianon," — zu 25 fl. Die Deviſe: „Lucullus bei Lucullus" beträgt aber 50 fl. per Couvert."

„Alſo zwei Couverts, für Sie und Mademoiſelle Sidonie."

„Ah pa! Das wäre langweilig, — Sidonie bringt zwei, drei Freundinnen vom Ballet mit, — die Mädels ſind reizend in ihrer Dummheit, ihrem Uebermuth und ihrem Appetit, — ſie freſſen wie die Raupen, — dann nehmen wir noch als reſpektable Perſon und Damenhüter den alten Tänzer Finkler dazu, genannt Baron Finkler, der ißt für Dreie."

„Alſo ungefähr 6 Couverts?"

„Sagen wir achte; vielleicht finde ich einen oder den andern Bekannten, der den Spaß mitmacht."

„Sehr wohl, Herr Baron."

„Alſo gehen Sie gleich zu Sacher und dann legen Sie ſich ſchlafen, es wird Ihnen wohl thun, lieber Reibſtein, — ich habe eine Perle an Ihnen, Sie haben heute und geſtern Fabelhaftes geleiſtet. Adieu, lieber Freund, alſo: „Lucullus ſpeiſt bei Lucullus."

„Wie der Herr Baron befohlen haben," entgegnete der Getreue und zog ſich zurück.

Vierhundert Gulden für ein Souper mit Balletmädchen!

Es gibt doch noch reiche Leute in Wien!

3. Kapitel.

Eine Partie Piquet.

Nach den heitern Bildern, die wir in den beiden erſten Kapiteln vorgeführt haben, müſſen wir auch eine ernſte Scene ſchildern, um zu beweiſen, daß es auch reiche Leute gibt, die das Leben nicht von ſo heitrem Standpunkte betrachten.

Auch dieſe Scene fand während des Hochzeitsfeſtes der ſchönen Roſa im Palais Golesco ſtatt, keine 50 Schritte, von denen, die wir erzählt haben.

In einem eleganten Salon waren nämlich Spieltiſche aufgeſtellt, um den älteren Leuten, die am Treiben der Jugend keinen Geſchmack fanden, Gelegenheit zu bieten, ſich mit einem Whiſt, Ecarté, Piquet u. ſ. w. die Zeit zu vertreiben.

Unter denen, die recht bald zu dieſem Auskunftsmittel griffen, befand ſich auch ein junger Mann, mit blaſſem, intelligenten Geſichte, hoher Denkerſtirne, ſchwarzem, kurzgeſchornen Haar und einem Ausdruck von Blaſirtheit in den feinen Zügen; ſeine immer beweglichen, funkelnden Augen beobachteten Alles und Alle und nur zu oft legte ſich um ſeine Mundwinkel ein Zug von Sarkasmus, der eine gründliche Verachtung des Lebens und Treibens ringsum kund gab.

Dieſer Mann, der das dreißigſte Jahr noch nicht erreicht hatte, war gleichwol einer der reichſten Induſtriellen, Herr Wender, Brauherr und Eigenthümer des großen Brauhauſes zu Groß-

Digitized by Google

Schwarzach und verschiedener andrer Brauhäuser in verschiedenen Theilen der Monarchie. Sein Vermögen zählte nach Millionen, — die Brauer in der Nähe von Wien verdienen eben sehr viel an den durstigen Seelen, die ohne das edle Gerstennaß nicht leben können. Herr Louis Wender hätte demnach mit den Wienern sehr zufrieden sein können, allein, obwohl ein geborner Wiener, liebte er doch seine Vaterstadt nicht und noch weniger die Wiener, die ihm in ihrer Lustigkeit und Gemüthlichkeit fad und ordinär erschienen. Denn vor seinen Augen fand nur das Englische Gnade, sein Vater hatte ihn nämlich als ganz jungen Burschen nach England geschickt, um die dortigen Brauereien zu studieren, und dort hatte sich der junge Mann zum vollständigen Anglomanen ausgebildet, — in seinem Hause wurde nur englisch gesprochen, seine Kinder durften nur einen englischen Governor oder Hofmeister, nur eine englische Governess haben, die Küche war englisch mit blutig rothem Fleische, Kleider und Wäsche wurden von jenseits des Canal la Manche geholt; jeder Lump, wenn er aus England kam, fand seinen Platz am gastlichen Tische des Herrn Wenders, während dem Wiener, wenn er der geschickteste und tüchtigste war, kalt die Thüre gewiesen wurde. Es gibt eben solche Narren in Oesterreich.

Dieser „falsche Engländer", wie der Wiener in seinem gemüthlichen Spott sagt, lehnte an der Thüre des Spielzimmers, besah sich die in den Salons auf- und abwogende Menge und — gähnte.

„S'ist entsetzlich langweilig hier," murmelte er leise für sich, „diese jüdische Prahlerei um und um ekelt mich an, — die Leute thun mit ihren paar Millionen, als ob sie weiß Gott wer wären. Aber es ist doch noch zu früh zum Weggehen, Alzey hat mich selbst eingeladen, er besorgt alle meine Geldgeschäfte in London und ich kann ihn nicht vor den Kopf stoßen. Also bleiben wir! — Essen mag ich auch nichts, — ich bilde mir nämlich ein, es sei koschere Küche und davor ekelt mir, wenn sich wenigstens ein Spielchen machen ließe, — aber es kommt ja Niemand, wahrscheinlich scheuen sich diese Binkeljuden, ein paar Gulden zu verlieren."

Man wird fragen, warum der Anglomane eine so ausgesprochene Gehässigkeit gegen die Juden zur Schau trug. Je nun, er wußte, daß dieser Ton bei unseren Aristokraten gang und gäbe sei, die bei den Jesuiten in Kalksburg erzogen werden und da er die krampfhafte Neigung hatte, diese Kreise nachzuahmen, nicht bloß was turf und sport anbelangt, so zeigte er bei jeder Veranlassung seine Judenfresserei in geradezu demonstrativer Weise.

Einer von den dirigirenden Kammerdienern schoß vorüber.

„Sie, Itzig, Jainkef oder Mausche," rief ihm Herr Wender zu, „oder wie sonst heißen."

„Ich heiße Christian," erwiderte der Diener etwas überrascht.

„Um so besser, — das ist wenigstens ein christlich klingender Name."

„Sie befehlen, gnädiger Herr?"

„Spielen möcht ich."

„Die Spieltische sind gedeckt."

„Wat los' ich mir vor, wie sie in Berlin sagen. Kann ich ein Spiel machen, wenn Niemand da ist, der mit mir spielt."

„Ah! Sie wünschen also ein' Partner? Soll ich Ihnen einen auftreiben?"

„Natürlich, aber keinen Juden, — die sind mir beim Spielen zu schmutzig."

Der Kammerdiener dachte wahrscheinlich, warum denn dieser judenfeindliche Herr überhaupt in's Haus der Juden gekommen sei, aber er sagte nichts, sondern enteilte, um den gewünschten Spieler für Herrn Wender zu besorgen.

Was übrigens die Schmutzigkeit im Spiele anbelangt, so hatte der Brauer von Groß-Schwarzach gar keine Veranlassung, andren Leuten einen Vorwurf zu machen, denn wenn er auch im eigentlichen Sinne des Wortes nicht schmutzig spielte, so hatte er doch einen andern Fehler, den leider viele Spieler haben und dadurch ihren Mitspielenden unleidlich werden: Wenn er verlor, so ärgerte er sich so gewaltig, daß er es dem Gegner durch Unarten entgelten ließ.

Digitized by Google

Nicht um's Geld war es dem Manne zu thun, was lag dem, der Tausende für irgend eine englische Spielerei weg warf, an dem Verluste von ein paar Gulden; aber der Gedanke, daß er, der Alles besser verstehen und wissen wollte, als andre Leute, der besonders in Combinationen sich Allen überlegen glaubte, bei der einfachen Combination eines gewöhnlichen Spieles von einem Andern besiegt worden sei, machte ihn nervös, ungerecht und unleidlich und seine Frau, seine Kinder zitterten vor dem Gedanken, mit ihm spielen zu müssen.

Der entsendete Kammerdiener ruderte durch die Menge zurück.

Ihm folgte ein Herr, der vielleicht um ein paar Jahre älter war als der Brauherr, allein in Folge seines frischen, rosigen, stets lächelnden Gesichtes jünger aussah, als der Anglomane.

Auch er war ein Vertreter der österreichischen Groß-Industrie, auch sein Vermögen zählte nach Millionen, seine Fabriken waren von Arbeiterdörfern umlagert, er gehörte zu den Stützen der österreichischen Textil-Industrie und die Manufacten von Hosteletz, Kamraditz, Sommergrün u. s. w. beherrschten nicht nur den Wiener Markt sondern wanderten als gesuchter Export-Artikel über Land und Meer.

Im Gegentheile aber zu dem Anglomanen war Herr Arnold Seitenberger, obwohl aus einer deutsch-böhmischen Familie abstammend, der begeisterteste und treueste Anhänger der Kaiserstadt am der schönen blauen Donau, wo er seinen beständigen Aufenthalt hatte, seine Sprache, seine Herzlichkeit und Gemüthlichkeit war die des echten fidelen Ur-Wieners und wenn auch durch und durch gebildet, verschmähte er es dennoch, mit seinem Wissen zu prunken, seine Kenntnisse zur Schau zu tragen. Seitenberger war eben so beliebt, als Wender unbeliebt war.

Natürlich kannten sich die beiden Herren, denn wenn auch sonst das ganze Jahr nicht, treffen sich die Spitzen der Groß-Industrie doch auf den Elite-Bällen der Residenz, auf dem Balle der Industriellen, der Eisenbahnen u. s. w.

Seitenberger kam dem Brauherrn mit gewohnter Freundlichkeit entgegen.

„Ach Sie sind's?" rief er, „um so besser. Der Diener sagte mir nur, ein Herr wünsche ein Spiel zu machen, und da ich dasselbe Bedürfniß fühle" —

„Also langweilen Sie sich auch auf der Juden-Hochzeit?" unterbrach ihn Wender.

Beide waren während dieses kurzen Zwischengespräches in den Spielsalon getreten, der vollkommen leer war, so daß der judenfeindliche Brauherr seine Bemerkung laut machen konnte.

„Sie scheinen kein Freund des auserwählten Volkes zu sein," sagte Seitenberger.

Er hätte hinzusetzen können: „Und warum finde ich Sie denn hier?"

„Aufrichtig gestanden, — nein," antwortete der Brauherr auf die laut gestellte Frage.

„Und darf man Ihre Gründe kennen?"

„Ach zehne für einen. Vor allem die unleidliche Arroganz und Suffisance, mit der sich die Herren Juden bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund drängen, ihr Geldmachen auf Kosten der Ehre und des bürgerlichen Fortschrittes, ihr ewiger Raubbau in allen Zweigen der Industrie, — wenn sie nur ein Mal ein gutes Geschäft machen, was liegt ihnen daran, wenn sie eine ganze Branche der Industrie auf Jahre hinaus ruiniren, — ihre Größensucht, jeder Binkelsude hat den Baron im Kopf, endlich die von ihnen geknechtete Presse, die ebenfalls nur ihren schmutzigen Intentionen dient und erpreßt und revolvert, — mit einem Worte, ihre Devise ist Geld, Geld, Geld, — für Geld sind sie zu Allem zu haben."

Seitenberg lachte herzlich.

„Wenn Sie nun Einer von denen gehört hätte," sagte er, „über die Sie so scharf losziehen."

„Läge mir wahrhaftig nichts daran, — ich weiß, daß ich so rein da stehe, daß mir diese perfide Presse nicht ankann, — meine Familie, mein Haus, mein Geschäft steht wie unter einem Glassturze, Jeder kann hinein schauen, wann und wie lang er will."

Seitenberger schien diese Bemerkung überhört zu haben, denn er erwiderte:

„Sie sehen doch wohl zu schwarz, Verehrtester, — vor Allem glauben Sie mir, daß es sehr an-

Digitized by Google

ständige Journalisten mosaischer Confession gibt, werfen Sie diese mit jenen Lotterbuben nicht zusammen, die ihre Winkelblättchen ja nur durch die Plünderung anständiger Leute erhalten. Würden diese ihnen nichts geben oder sich sofort an die Strafbehörde wenden, so hätte die ganze Revolver-Wirthschaft, bei der übrigens auch Christen betheiligt sind, in einem Jahre ein Ende. — Haben sich nicht nach dem Krach so manche Juden getödtet, weil sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten und lieber sterben, als die Schande überleben wollten. Wer den Muth hat, Hand an sich zu legen, um der Schande zu entgehen, muß doch Ehre besitzen, sonst würde er nicht sterben wollen."

„Diese Herren Juden ruiniren jedes Geschäft. Wenn Sie ein Brauhaus kaufen oder pachten, so ist die größte Goldgrube in zehn Jahren eine abgewirthschaftete, schmutzige Spelunke, denn der Jude läßt nichts machen und renoviren, und sein Nachfolger kann sehen, wie er daraus kommt."

„Für uns von der Textil-Branche ist der Jude unentbehrlich, nicht nur derjenige, der in der Hauptstadt und in den Provinzstädten unsre Erzeugnisse verkauft, sondern ins besondere der Wander-Jude, der Hausierer, der uns um billiges Geld die verlegene Waare, den Povel, abnimmt, und in seinem Winkel die längst aus der Mode gekommenen Muster hinaufschleppt in die fernsten Winkeln des Gebirges, wo er den Bauern das alte Zeug als neueste Mode voll Pracht und Schönheit anrühmt. Man zahlt ihn oft nicht einmal mit baarem Gelde, sondern mit Butter, Eiern, Schmalz und anderen Victualien, die der unterwegs mit ambulante Handelsmann wieder im Thale den Fragnerleuten verkauft, welche die Märkte befahren. Der Hausierer ist für uns ein hochwichtiger Factor. Zur Zeit der Maria-Theresia und Josefs II. wurde der Handel mit schlesischer Leinwand, der damals in vollster Blüthe stand, fast ausschließlich von schlesischen Hausier-Juden besorgt, welche die beste Waare auf ihrem Rücken trugen, so daß Bürger- und Bauers-Frauen jubelten, wenn der „Schlesinger" kam, woher auch der noch jetzt so häufig vorkommende Name „Schlesinger" datirt."

„Sie sollten eine Geschichte der Juden schreiben," meinte Wender lachend, „Sie würden ein zweiter Josephus werden. Uebrigens dachte ich, wir wollten spielen?"

„Natürlich."

„Unsre Juden-Debatte hat uns ganz davon abgebracht."

„Wir wollen das Versäumte einholen."

„Was spielen wir denn? — Sind Sie für Piquet?"

„Es ist mein liebstes Spiel, — außer Tarteln."

„Beim Tarteln ist mir das viele Aufschreiben lästig."

„Also Piquet?"

„Mit Vergnügen."

Die beiden Herren nahmen am grünen Tisch Platz, sich einander gegenüber setzend.

Karten, Schreibtafeln und Schreibstifte lagen in Bereitschaft.

„Wie hoch das Hundert?" fragte Wender, der Herr von Groß-Schwarzach.

„Ganz nach Ihrem Belieben," antwortete Seitenberger.

„Also um einen Dukaten?"

„Schön."

„Abgemacht."

Die beiden Herren begannen zu spielen. Ein altjüdisches Sprichwort sagt, daß man den Menschen am besten in der Liebe, beim Wein und im Spiele erkenne und beurtheile. Das Letztere zeigte sich auch bei den piquetirenden Herren und ihre Charaktere entwickelten sich haarscharf. Der Anglomane spielte mit der Kälte und der Pedanterie eines Professions-Spielers, jede Chance erwägend, nie einen gewagten Griff versuchend, keinen Point unüthig vergebend, immer nur die Laisse im Auge, von deren Gewinnung nach dem Urtheile aller sachverständigen Piquet-Spieler hauptsächlich der Erfolg abhängt. Das Vorgehen Wenders schien direkt nach einem englischen Spielbuche gehalten zu sein.

Dagegen spielte Seitenberger mit der Leichtigkeit und der Verve eines Franzosen, mit dem Leichtsinne eines echten Wieners und das Sprüchwort, daß das Glück die Kühnen begünstigt, traf

Digitized by Google

bei ihm im vollsten Sinne zu. Wenn er sich capricirte, einen sogenannten „Gusto“ zu befriedigen, so kaufte er gewiß die Karte, die ihm zu dieser Befriedigung abging, — solche Chancen machten ihm Spaß und er lachte laut auf, wenn ein unerwarteter Coup ihm gelang.

Sein Gegner wurde dadurch höchlich gereizt und erbittert.

Und je trockner und pedantischer, der Brauherr spielte, desto übermüthiger und kecker ging der Mann der Textil-Industrie darein.

Die Wirkung blieb die gleiche, — er gewann fortwährend. Nach dem sechsten Queue zählte man und Seitenberger hatte 17 Hunderte gewonnen.

„Sie haben heidnisch viel Glück!“ meinte der Brauherr von Groß-Schwarzach.

„Als Christ im Judenhause ein Heidenglück.“ erwidert lachend der Gewinner, „alle Religionen vereinigen sich zu meinen Gunsten.

„Sie bekommen 17 Dukaten; spielen wir noch einen queue, — quitt à double, — 34 Dukaten oder nichts.“

Seitenberger sah den Brauherrn verdutzt an, — einen solchen Vorschlag zu machen, ist sonst gewöhnlich die Manier von Spielern, die kein Geld haben und nicht zahlen können oder auch nicht zahlen wollen. Beides war doch bei Wender nicht vorauszusetzen.

„Ganz nach Belieben,“ sagte er, sich neuerdings setzend, denn er war bereits vom Spieltisch aufgestanden, „also 34 oder nichts.“

Die Partie begann neuerdings und in den fünf ersten Spielen des Queue's gewann der Brauherr einen Vorsprung von mindestens 60—70 Points, so daß er auf sicheren Sieg rechnen durfte.

Er konnte das Vergnügen, das er darüber empfand, in seinen Zügen nicht verbergen, während Seitenberger vollständig gleichgiltig spielte, wie zuvor.

Im letzten Spiele, machte aber der Textil-Industrielle mit einer kleinen Quinte und vierzehn Zehnern in der Hand einen Neunziger, obendrein in der Hinterhand, und kam dadurch seinem Gegner um 20—30 Points vor, so daß er auch dieses Spiel gewonnen hatte.

Herr Louis Wender war blaß geworden vor Wuth, daß er abermals besiegt worden war.

Er erhob sich vom Stuhle und sprach:

„Da hört sich der Kampf auf, — und es bleibt nichts übrig als die Waffen zu strecken und die Kriegskosten zu zahlen.“

„Zahlen Sie.“

„Pardon, ich habe nicht soviel Gold bei mir; — nehmen Sie Banknoten auch?“

„Unter keiner Bedingung, der Vertrag wurde auf Dukaten abgeschlossen und ich bestehe auf meinem Recht.“

„Ich gebe Ihnen einen Bon über 34 Dukaten.“

„Der Bon ist bon. Ich nehme ihn an.

Herr Wender schrieb in sein Portefeuille ein paar Zeilen, riß das Blatt heraus und übergab es seinem Gegner mit den Worten.

„Hier meine Schuld.“

„Sehr wohl,“ erwiderte Seitenberger, indem er das Blatt, ohne es anzuschauen, in die Westentasche steckte, „aber ich gestehe Ihnen, die Partie hat mir Durst gemacht.“

„Es geht mir eben so,“ antwortete der Brauherr.

„Es könnte uns wahrhaftig nicht schaden, wenn wir ein Glas Bier trinken würden.“

„Hier im Spiel-Salon ist's ja gestattet zu rauchen und zu trinken.“

„Ja wohl! Sie, Kammerdiener, haben Sie die Freundlichkeit, ein paar Gläser Bier hierher zu bringen, aber Pilsner, ich trinke kein andres.

„Recht schmeichelhaft für mich,“ sprach der Brauherr von Groß-Schwarzach, halb ärgerlich, halb lachend, denn er konnte aus Seitenberger's trockenem Tone nicht entnehmen, ob er jene Worte nur zufällig gesprochen habe oder ob es seine Absicht gewesen, den Gegner zu höhnen.

„Pardon, Verehrtester!“ rief Seitenberger lachend, „das soll durchaus keine Verunglimpfung Ihres ausgezeichneten Schwarzacher Bieres sein. Aber wie Sie wissen, habe ich meine größten Fabriken in Böhmen, dort bekomme ich nur das Pilsner echt, und so habe ich mich daran gewöhnt, das Bier von Pilsen als normalen Stoff zu behandeln. Der Herr Baron Golesco hat sich be-

Digitized by Google

sonders gutes zu verschaffen gewußt. Sie sollten es doch einmal versuchen."

„Habe es schon gethan und finde es gar nicht schlecht.

„Sehen Sie."

Der Diener brachte auf silberner Präsentir-Tasse zwei Glas-Pokale, angefüllt mit dem gelben Tranke von Pilsen.

„Ah wie das schmeckt," sprach Seitenberger, nachdem er einen langen Zug gethan.

Auch Wender nippte ein wenig und das Glas niederstellend sagte er:

„Wirklich nicht übel; für Böhmen gut genug.

Der Deutschböhme wollte antworten, aber er besann sich eines Bessern, trank sein Glas leer und gebot dem Diener:

„Bringen Sie mir, es schmeckt mir heut besonders gut."

Während der Diener ging, seinen Auftrag zu vollziehen, zog Seitenberger sein Cigarren-Etui und präsentirte es seinem Gegner mit dem einzigen Worte:

„Gefällig?"

„Haben Sie etwas Extra-Ordinäres?" fragte Wender, indem er aus dem Etui eine Cigarre herausſuchte und selbe ans Ohr hielt, um sie knistern zu hören, wornach Kenner den Werth oder Unwerth des Glimmstengels beurtheilen.

„Ich schmeichle mir, Ihnen eine Specialität anbieten zu können, die unter den Havannahs denselben Rang einnimmt, wie das Bier von Groß-Schwarzach unter den übrigen Bieren."

Diese Schmeichelei enthielt eigentlich eine Sühne für den früher dem Pilsner Biere gespendeten Lobspruch. Der echte Wiener verleugnete sich in Seitenberger nie.

Herr Wender schien aber davon nicht berührt, er zündete sich die Cigarre an, that ein paar Züge und sprach:

„Wahrhaftig — vorzüglich! — Geschwärzt?"

Dieses Wort war in einem Tone gesprochen, der den Groß-Industriellen hätte beleidigen können, allein Seitenberger war, wie bereits erwähnt, ein viel zu gutmüthiger Mensch, um so schnell etwas übel zu nehmen, deshalbe rwiderte er mit voller Seelenruhe:

„Gott bewahre! Die sind versteuert und vergollt bis auf's Loth, die können Sie ruhig rauchen."

„Nun ich meinte nur, — das Schwärzen und Aerarbetrügen ist für gewisse Leute eine Art Sport. Ich kenne reiche, sehr reiche Leute, für die es nach einer Jagd kein größeres Vergnügen gibt, als ein paar Hasen oder Rebhühner bei der Linie hereinzuschmuggeln und die Finanzer zu prellen."

„Das macht mir wirklich kein Vergnügen. Oder steht es dafür, wegen den paar Kreuzern die Mauth zu betrügen?"

„Also würden Sie's thun, wenn's eine größere Summe wäre."

„Eben so wenig, ein honetter Mann soll unter keiner Bedingung schwärzen, das heißt betrügen."

„Man dachte aber nicht immer so in Ihrem Hause."

Das Gesicht Seitenberger's ward plötzlich sehr ernsthaft als er erwiderte:

„Wie meinen Sie das, Herr Wender?"

„Je nun," sprach der Brauherr, man erzählt da Geschichtchen von Ihrem Großvater" —

„Hm! da müßte ich zuerst wissen, was dasfür Geschichten sind, und wer „man" ist, der er zählt, denn „man" ist, ehrlich gestanden, ein sehr vager Begriff."

„Nun gehört hab' ich's von mehreren Seiten — von wem, das könnte ich Ihnen bei Gentleman's Wort nicht mehr sagen" —

„Aber die Geschichten selbst —?"

„Nun Sie behaupten, Ihr Großvater Paul Seitenberger, — hieß er nicht so?

„Nein, Caspar."

„Richtig, also Ihr Großvater Caspar Seitenberger habe sein Vermögen nur — durch Schwärzen erworben."

Seitenberger verfärbte sich und biß sich in die Lippen.

„Nun das ist eine Behauptung wie eine andre," sagte er, „der Beweis dafür dürfte sich schwer erbringen lassen."

„Natürlich! natürlich!"

„Aber die Geschichten?"

Digitized by Google

„An eine derselben erinnere ich mich ganz genau."

„Ich bitte also darum."

„Man erzählte mir, Ihr Großvater, Caspar Seitenberger, sei ein ganz armer Weber gewesen, in dem Dorfe Schmettau hart an der sächsischen Gränze, wo ein Dorf gleichen Namens stand, das man Sächsisch-Schmettau hieß, zum Unterschied von Böhmisch-Schmettau, wo ihr Großvater weberte."

„Das ist Alles richtig, — und ich sehe nichts Unrechtes darin, daß mein Großvater ein Weber war, die Fugger in Augsburg waren Anfangs auch nichts andres."

„Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Fugger ihr Vermögen durch den Welthandel erwarben, während Herr Caspar Seitenberger in Böhmisch-Schmettau allerlei kleine Hausmittelchen anwendete, um aus einem armen Weber ein reicher Mann zu werden.

„Und diese Hausmittelchen?"

„Bestanden aus zwei Häusern, nahe an der Gränze, — das auf der sächsischen Seite gehörte einem Tabak- und Brandwein-Negozianten, der schon reich war. Zur Zeit der ersten Kriege mit Frankreich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, stieg die Nachfrage und der Preis von Brandwein ungeheuer, denn man verstand es noch nicht, Kartoffel-Brandwein zu machen und Sachsen erzeugte aus Zwetschken und Korn den besten Schnaps, von dem an der österreichischen Gränze ein lächerlich hoher Zoll behoben wurde."

„Alles richtig."

„Das Brandweinschwärzen ward also ein lucratives Geschäft und je mehr man schwärzte, desto größer der Gewinn; es verlegten sich daher gar viele Leut auf's Schmuggeln, wurden aber meistens ertappt, an Geld gestraft, daß sie um Haus und Hof kamen, und obendrein noch in Ketten auf den Spielberg geschickt."

„Man war damals eben strenge."

„Es galt also ein Mittel zu finden, große Quantitäten aus Sachsen herüber zu bringen und von den Grünröcken nicht ertappt zu werden. Was that Herr Caspar Seitenberg? Er entwarf im Verein mit dem Brandwein-Negozianten in Sächsisch-Schmettau einen einfachen, aber genialen Plan. Ein paar Brüder von ihm, die als Bergknappen in Annaberg arbeiteten, wurden für vieles Geld gewonnen und diese gruben jede Nacht unter der Erde. Sie bauten einen Stollen, der vom Keller des Seitenberger'schen Hauses in Böhmisch-Schmettau bis in den Keller des Brandwein-Juden auf dem sächsischen Boden reichte. Es war eine Art Tunnel, wie man heut zu Tage sagen wird, natürlich nicht höher und breiter, als daß ein Mann zur Noth schliefen konnte, und diese Bergleute legten nun in den Stollen Stück für Stück eine Röhre von Blech, wie unsre Wasserleitungs-Röhren; der sächsische Keller lag höher als der österreichische, und drüben wurde nun der Brandwein aufgegossen und lief in den Röhren nach Oesterreichisch-Schmettau hinüber, wo er in den Fässern des Herrn Caspar Seitenberger aufgefangen wurde, nachdem er gänzlich zollfrei und gefahrlos die österreichische Gränze passirt hatte."

„Eine höchst merkwürdige Geschichte in der That", sprach Seitenberger, bleich aber ruhig.

„Haben Sie nie von derselben gehört?" fragte Wender hämisch.

„Nie, — auch glaube ich nicht, daß selbst, wenn die Affaire auf Wahrheit beruhen sollte, irgend Jemand gewagt haben würde, sie dem Enkel zu erzählen, denn wir alle hatten einen gewaltig großen Respekt vor unserem Großvater, der allgemein als ein Ehrenmann galt, den Armen sehr viel Gutes that und eifrig in die Kirche ging."

Der Brauherr von Groß-Schwarzach lächelte auf malicióse Weise.

„Das wäre allerdings kein Gegen-Beweis," meinte er, „denn sowie das Sprüchwort von den jungen leichtsinnigen Weibern behauptet, daß sie alte Betschwestern werden, so könnte man auch von jungen Finanz-Uebertretern annehmen, daß sie in ihren alten Tagen fromme Betbrüder werden, und in der Kirchen auf den Knieen herumrutschend, Reu und Leid über die Sünden erwecken, die sie in ihren Jugendzeiten begangen haben."

Es klang aus den Worten des jungen Anglomanen fortwährend ein so hämischer, beißender, ätzend beleidigender Ton, daß die ganze Ruhe und

Digitized by Google

Gutmüthigkeit des Wieners dazu gehörte, um nicht in denselben Ton zu verfallen, mit gleicher Münze zurück zu zahlen.

„Sie mögen auch da recht haben," sagte er, „nur ist mir Eines nicht recht klar in der Sache?"

„Was denn?"

„Um das Geschäft wirklich so lucrativ zu machen, wie Sie es schildern, daß nämlich mein Großvater dabei ein reicher Mann geworden wäre, hätte man jedenfalls ein so großes Quantum Brandwein und so viele Fässer gefüllt mit demselben aus Böhmisch-Schmettau wegführen müssen, daß es den Zoll-Organen und Finanzmännern kein Geheimniß bleiben konnte. Man würde mit derselben Strenge wie gegen alle Andern eingeschritten sein, denn der letzte Finanzwächter hätte ja doch darauf kommen müssen, daß aus dem Weberhause in Böhmisch-Schmettau unmöglich so viele Fässer ausgeführt werden konnten. Mein Großvater wäre dann jedenfalls zur Verantwortung gezogen, gestraft worden und um Haus und Hof gekommen, wie all die Andern, von denen Sie erzählten."

„Herr Kaspar Seitenberger war eben viel gescheidter, als all die Andern," entgegnete der Brauherr, „Anfangs hatte der Schleichhandel ganz kleine Dimensionen, bis man reich genug war, um seinen Opprationen größere Ausdehnungen geben zu können. Nun begann man die Finanz-Organe in nächster Nähe zu bestechen, ging dann auf die Inspektoren und Revisoren über, endlich auf die niederen und höheren Beamten, bis man seiner Leute gewiß war; vorsichtsweise schlug man die Fässer in Hüllen ein, die man viereckig formirte und aus deren Ritzen man Baumwollstoff-Fragmente herausgucken ließ, so daß jeder Unbefangene, der einen solchen Wagen passiren sah, glauben mußte, es seien Ballen mit Cottonerien, die hier verführt wurden, während es doch hochgradiger sächsischer Brandwein war."

„In der That sehr genios; aber die Beamten?"

„Nun, die waren damals noch schlechter gezahlt, als jetzt, wahre Hungerleider. Sie können sich denken, mit welchem Behagen dieselben die heimliche Geldspende annahmen, die ihnen auf so unerwartete Weise zukam."

„Und es sollte sich kein einziger Pflichtgetreuer gefunden haben, der die Anzeige machte?"

„Ach, wenn auch Einer einmal so ehrlich oder so dumm war, so wendete er sich natürlich an seinen Vorgesetzten, und dieser verdonnerte ihn, wie er sich erfrechen könne, einen Ehrenmann, wie den Herrn Caspar Seitenberger, zu verdächtigen und zu verleumden. Man drohte ihm mit Arrest und Entlassung, und der Eingeschüchterte kam endlich darauf, daß mit solchen Herren nicht gut Kirschen essen sei, hielt sein säuberlich das Maul und steckte die Banko-Zetteln ein, die in Hülle und Fülle in seine Tasche flossen, und mit denen er sich und den Seinen manch guten Tag anthun konnte."

„Ich halte eine solche Wirthschaft nicht für möglich!" meinte Seitenberger, der vor heimlicher Aufregung leise zitterte, „mein Vater hat mir nie davon gesagt."

„Er wird seine Gründe dafür gehabt haben, versetzte der Brauherr trocken, so daß dem Andern das Blut in die bleiche Wange schoß, „man glaubt ja nicht, was in dieser Beziehung im lieben Vaterlande Oesterreich möglich ist. Bevor sich Rußland durch seine Intervention zum Nachtheile der ungarischen Revolution das Salzbezugs-Recht zu limitirtem Preise aus Wieliczka erwarb, war der Schmuggel mit Salz aus Galizien nach Russisch-Polen ein sehr schwunghaft betriebenes Geschäft. Oesterreichische Agenten berichteten fort und fort über die ungeheuren Quantitäten, welche drüben über der Gränze in ungeheuren Quantitäten von polnischen Juden erworben und in Preußen und Rußland verkauft würden. Endlich kam man darauf, — der Herr Forst- und Bergrath so und so auf einem ärarischen Gute betrachtete Holzschiffe, die auf der Weichsel stromabwärts gingen, allein nur die zwei obersten Schichten in einem solchen voll geladenen Schiffe bestanden aus Holz und Brettern, unter denselben lagen gewaltige Massen von Salz und da die Schiffe unter der Garantie der schwarzgelben Fahne dahin ruderten, so wagte es Niemand, zu

Digitized by Google

untersuchen. Sowohl die Herren von den Salzwerken als von den Forsten zogen ihren Profit davon und als die Sache endlich auskam und Metternich die Betrüger exemplarisch bestrafen wollte, da lachte Kaiser Franz und sagte: „Ah pah! lassen wir die Lumpen laufen, es ist genug, wenn sie ohne Pension entlassen werden, sie haben genug gestohlen, daß sie mit ihren Familien besser leben können, als gar viele brave und anständige Beamte.*) Sehen Sie, und das geschah mehr als dreißig Jahre nach dem Schmettauer Brandwein-Schmuggel!" —

„Und sollte es nicht auch heute zu Tage möglich sein?" fragte Seitenberger.

„Nein," antwortete der Brauherr von Groß-Schwarzach mit aller Bestimmtheit.

„Es soll ja manchmal auch in Ihrem Geschäfte geschehen" — —

„Was?"

„Daß das Finanz-Aerar betrogen wird."

„Bei unsrer Branche nicht möglich."

„Und doch erinnere ich mich, daß vor so und so viel Jahren von einem derartigen Falle sehr viel gesprochen wurde.

„Ich erinnere mich nicht."

„Desto besser ich. Es war in einer kleinen Stadt an der Donau. Der dortige Bräumeister, ein geborner Baier, dabei ein sonst höchst ehrenwerther Mann und guter Katholik, hatte es sich in den Kopf gesetzt, seiner einziger Tochter dadurch eine größere Aussteuer zu erwerben, daß er mehr Bier braute, als er angab, — und das trieb er geraume Zeit so fort."

„Wie ist das möglich bei der strengen Controlle, mit welcher der Staat jede Braupfanne überwacht?"

„Das weiß ich nicht, genug, es geschah, und zwar in so ausgiebigem Maße, daß der Bräumeister als die Sache endlich auskam, zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt wurde, die im Gnadenwege auf 30.000 Gulden herabgemildert wurde, welche der fromme Baier mit blutendem Herzen zahlte; er kränkt sich bis zum heutigen Tage darüber."

*) Soll buchstäblich wahr sein.

„Und wie kam es auf?"

„Der Baier war, wie die meisten seiner Landsleute, ein etwas gewaltthätiger und brutaler Mann. Eines Tages gab er einem Ober-Brauknechte eine derbe Ohrfeige und als dieser zurückschlagen wollte, wurde er von den Andern gepackt und hinausgeworfen. Aus Rache ging er hin und machte die Anzeige."

„Nun die Geschichte mag ihre Richtigkeit haben, da sich dieselbe, wie Sie ja selbst sagten, vor so und so viel Jahren ereignet hat. Heut zu Tage wäre dergleichen wohl nicht mehr möglich; der Controll-Apparat ist zu großartig und zu raffinirt, — auch stehen die jetzigen Bräuhaus-Unternehmer zu groß da, um sich wegen etlichen tausend Gulden einer Blamage auszusetzen."

„Meinen Sie? Nun da wir heute schon daran sind, uns pikante Geschichten zu erzählen, so will ich Ihnen noch eine mittheilen, die sich in jüngster Zeit ereignet hat."

„Ah! Also aus neuesten Tagen! Nun ich bin sehr gespannt."

„Vielleicht wissen Sie, daß ich und noch einige Herren, im Interesse unsrer Unternehmungen, das Journal „Der Unabhängige" angekauft haben."

„Ich habe davon gehört, halte das aber für hinausgeworfenes Geld, da doch ein Jeder, der durch das Blatt beeinflußt werden soll, so gut wie ich weiß, daß „der Unabhängige" von Ihnen und einem ganzen Consortium „abhängig" ist.

Und Herr Wender lächelte sehr selbstgefällig über diesen nahe liegenden Witz.

„Das ist unsre Sache," antwortete Seitenberger trocken, „übrigens hat uns das Blatt schon gute Dienste geleistet, und wenn schon sonst nichts, so erfährt man auf diesem Wege Histörchen pikanten Inhalt's, zu deren Kenntniß man sonst nicht kommen würde."

„Ah! zum Beispiel?"

„Denken Sie, daß zu unserem Chef-Redakteur in's Bureau ein Journalist kam, der eine kleine Brochure zum Kaufe anbot, die gegen einen Industriellen gerichtet war."

Digitized by Google

„Alter Spaß! ein Revolver-Journalist, der Geld brauchte."

„Nein, der Mann, welcher die Brochure geschrieben, ist keiner von den Erpressern und hat die Brochure im Auftrage eines Andern geschrieben, der an einem Brauherrn Rache nehmen wollte.

„Eines Brauherrn? Ah jetzt wird's interessant."

„Besagter Brauherr besitzt auch mehrere Brauhäuser jenseits der Leitha."

Wender fuhr auf, — denn das paßte auch auf ihn.

„Nun — und?" fragte er.

„Nun und die Brochure behauptete, daß der Brauherr, der sich sonst immer auf den höheren Moralisten und industriellen Cato spiele, in dem größten dieser Brauhäuser, zu Porvár seit einigen Jahren — Schwarzbrauerei treibe, worunter man die Kunst versteht, das Aerar um die Brausteuer zu betrügen."

Wender war weiß wie die Wand geworden.

„Eine elende Lüge!" stieß er heraus, sich an einen Stuhl lehnend.

„Natürlich," erwiderte Seitenberger, der aus seinem Wiener Humor die Mittel schöpfte, um das, was ihm Wender angethan, jetzt mit gemüthlichem Spotte zurück zu zahlen, „es ist selbstverständlich gerade so erlogen, wie die Geschichte von meinem Großvater und von der Brandwein-Röhrenleitung in Böhmisch-Schmettau. Allerdings war im Gegensatze zur mysteriösen Geschichte des alten Caspar Seitenberger in dieser Brochure jedes Detail mit einer geradezu merkwürdigen Ausführlichkeit angegeben. Tag und Stunde, wann die Controlle getäuscht wurde, jeder Metzen Gerste und Hopfen, der Verbrauch des Malzes, die Erzeugung von so und so viel Eimern und später Hekto-Litern, war mit einer Pünktlichkeit verzeichnet, wie es eben nur ein Bediensteter des Brauhauses machen konnte, der über alle diese Vorgänge ein geheimes Tagebuch führte, als ob es ihm im Geiste vorginge, daß er sich eines Tages mit seinem Chef entzweien und Porvár in Unfrieden verlassen würde. Er reiste nach Wien und übergab das Tagebuch einem gewandten Journalisten, der eben jene sehr gut geschriebene Brochure daraus fabricirte, die uns zum Kaufe angeboten wurde."

„Das ist ja schändlich!"

„Das sage ich auch; — niederträchtig!"

„Also wiesen Sie die Brochure voll Entrüstung zurück?"

„Im Gegentheile, voll Entrüstung kauften wir dieselbe."

„Um sie zu veröffentlichen?"

„Vor der Hand nicht. Denn wir, das heißt die Actionäre des „Unabhängigen", lieben es nicht, Skandal zu machen und die Brochure würde ungeheures Aufsehen erregen. Anderseits gebot aber die geschäftliche Praxis, das Büchlein nicht in die Hände einer andern Redaktion kommen zu lassen, die damit ein glänzendes Geschäft gemacht haben würde. Ich trug also den Fall meinen Herren Collegen im Verwaltungsrathe des „Unabhängigen" vor und da ich sah, daß die Herren etwas schwer daran gingen, so erlegte ich aus meinem Sack den ziemlich hohen Preis für das Manuscript, das also jetzt mein Eigenthum ist und dessen Drucklegung ungeheures Aufsehen machen wird."

Wender stand wie vernichtet. Vielleicht war er im Stande, jede Silbe, die in dem Pamphlete stand, zu widerlegen, allein er fürchtete den Skandal; er kannte die Wahrheit des alten Satzes „Calumniare audacter, semper aliquid haeret," — „Verleumde nur kühn und es bleibt immer etwas hängen." Auch hatte der leutscheue Mann auch keine Lust, sich aus dem Frieden seines Tusculums in Groß-Schwarzach aufschrecken zu lassen, um vor ganz Wien eine Zeitungs-Polemik zu führen.

Er stand wie versteinert seinem Feinde gegenüber, denn er fühlte, daß es Seitenberger in diesem Augenblicke war, hatte er ihn doch schwer gereizt und herausgefordert.

Seine Brust hob sich krampfhaft, sein Athem keuchte, als er endlich mühselig die Worte herausstieß:

„Herr Seitenberger."

„Beliebt?" fragte dieser mit vollkommener Ruhe.

„Was kostet die Brochure?" fragte der Brauherr.

Digitized by Google

Das hatte der Textil-Industrielle nicht erwartet; sein Ton wurde scharf, trocken, beinahe drohend, als er entgegnete:

„Wofür halten Sie mich, Herr Wender? Doch nicht für einen jener Zeitungs-Spekulanten oder Revolver-Journalisten, die einem reichen Geschäftsmanne ein solches Büchlein als Revolver an die Brust setzen, um irgend eine hohe Summe herauszupressen. Auch habe ich, wie ich bereits erwähnte, die Brochure nicht aus Spekulation gekauft, sondern nur, damit kein andres Blatt damit spekuliren kann, das war ich unsrem Unternehmen und unsren Actionären schuldig."

„Aber Sie haben viel Geld dafür ausgegeben," beeilte sich der bestürzte Brauherr zu sagen, „ich kann nicht verlangen, daß Sie sich um meinetwillen Auslagen machen" —

„Um Ihretwillen? wie so? Habe ich denn behauptet, daß Sie derjenige sind" —

„Sie sprachen vom Brauhause in Porbár, das ist doch mein Eigenthum."

„Wahrhaftig? das wußte ich gar nicht."

„Es stimmt und paßt doch Alles auf mich."

„Die äußern Angaben, braucht es denn auch deshalb wahr zu sein?"

„Allerdings nicht, allein" —

„Und wie könnte man Sie je beschuldigen, Sie, den Mann mit der hohen Moralität, der vor einer Stunde noch behauptete, er wohne wie in einem gläsernen Hause, so daß Jeder sein Thun und Treiben beobachten könnte. Nein, nein, Sie sind eines solchen Betruges nicht fähig, Sie, der Sie mir, dem Enkel, die Streiche höhnisch erzählten, die mein Großvater als armer Teufel vor achtzig Jahren gemacht hat, um zu Gelde zu kommen, während Sie jetzt als vielfacher Millionär dastehen, unfähig wegen ein paar lumpiger hunderttausend Gulden das Aerar zu betrügen."

Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirne des Bräuers von Groß-Schwarzbach, als er erwiderte:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie beleidigte, Herr Seitenberger, — es war das unglückselige Piquet. Spiel-Verlust reizt mich immer und ich werde dann bitter, unangenehm, — ich weiß es ja."

„Sie sehen es also ein?"

„Ja, ja, ja, — auch kann ich Ihnen sagen, es ist an der Sache etwas dran; die elende Denunciation eines Menschen, den ich wegen liederlichen Lebenswandels aus meinem Hause entfernen mußte, war Ursache, daß gegen mich von Seite der ungarischen Finanz-Landes-Direktion eine Untersuchung eingeleitet wurde, die in Pest abgeführt wird."

„Ah!"

„Meine Unschuld, die erbärmliche Lüge des Angebers, wird sich herausstellen. Versprechen Sie mir, Herr Seitenberger, daß Sie von jener unglückseligen Brochure keinen Gebrauch machen, bevor ein positives Resultat der Untersuchung vorliegt."

„Ich verspreche es. Gute Nacht, Herr Wender.

„Gute Nacht, Herr Seitenberger," stammelte der Groß-Industrielle von Groß-Schwarzach und sank auf einen Stuhl.

Tags darauf ließ Seitenberger seinen Bon zu Geld machen und abermals einen Tag später las man in einem der größten Blätter Wiens in einem Sammlungs-Ausweis für die Abgebrannten eines benachbarten Dorfes:

„Von Herrn Seitenberger 34 Dukaten in Gold."

Der gereizte Mann hatte den ihm zugegangenen Gewinn nicht behalten wollen.

4. Kapitel.

Dr. Schinder.

Wir haben bis jetzt nur reiche Leute vorgeführt, die im Vollgenuße ihrer Millionen sich des Lebens freuen, ihre Töchter mit Millionären verheiraten, luxuriöse Feste öffentlich und kleine feine Soupers heimlich feiern, welche Pferde und Equipagen halten, das Hundert im Piquet zu einem Dukaten spielen und gegen sie gerichtete Brochuren mit schwerem Gelde ankaufen, um sie der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Wir kommen nun zu einer andern Sorte von Geldbesitzern und es gibt ihrer nicht wenige in Wien, die es auf's sorgfältigste vermeiden zu zeigen, daß sie reich sind, die mehr als einfach wohnen, höchst bescheiden essen und trinken und so

Digitized by Google

ärmlich gekleidet einher gehen, daß man ihnen nach dem Volksausdrucke einen Kreuzer schenken würde, während sie doch ihre Kassa voll Geld und Werthpapiere, ihre Schränke voll von Depots aller Art haben, denn diese Sorte leiht auch auf Pfänder, zu fabelhaften Zinsen, — diese „reichen Leute" gleichen dem Schwamme, der aufsaugt und nichts von sich gibt, bis ein besonders gewaltiger Druck ihn zwingt, dem Blutegel, der mit Salz bestreut werden muß, daß er das Blut, an dem er sich angetrunken, wieder von sich läßt.

In die Behausung einer solchen Harpye in Menschengestalt wollen wir unsre Leser führen.

Es gibt in den Wiener-Vorstädten kein Haus, das über 200 Jahre alt ist. Bekanntlich wurden zu Beginn der zweiten Türkenbelagerung (1683) auf Befehl des Stadt-Kommandanten, Grafen Rüdiger von Starhemberg, sämmtliche Vorstädte, welche der Annäherung der Türken an die Festungswälle Vorschub leisteten, angezündet und gingen in Flammen auf.

Die Türken suchten die Feuersbrunst zu dämpfen und es gelang ihnen auch dort, wo die Ortslage besonders günstig war, oder wo sie sich besonders viele Mühe gaben.

Beides vereinigte sich in jenem westlichen Theile, wo die Vorstädte St. Ulrich, Neubegger-Grund, später Josefstadt und Spittelberg zusammenstoßend jene Thalmulde bilden, die heut zu Tage das Holzplatzl und die Wendelstadt heißt. Man hat eine Gasse in der Josefstadt „Zeltgasse" genannt, als ob auf der Höhe des Strozzischen Grundes das Feldherrn-Zelt Kara Mustafas gestanden hätte, allein dies ist offenbar ein Mißverständniß; denn das Zelt des türkischen Wütherichs stand offenbar, gegen die aus der Stadt herausfliegenden Kugeln gedeckt, in der Tiefe des Platzls, unterhalb der gegenwärtigen Maria-Trofter-Kirche. Um das Zelt des Heerführers herum banten sich die Paschas an, — wir brauchen absichtlich diesen Ausdruck, denn man benützte die dem Feuer abgerungenen Ruinen, um dieselben auszubessern und sie zu einer Art von Nothhäusern umzugestalten, in denen es sich ganz behaglich wohnen ließ, um so mehr, als man die Innenräume mit reichen Tapeten überziehen und mit kostbaren Divans und Polstern belegen ließ, wie es die türkische Behaglichkeit von einem comfortablen Wohnhause fordert. Als Curiosum sei erwähnt, daß man die Retiraden mit Heiligenbildern tapezierte.

Als endlich das türkische Heer nach der großen Entsatz-Schlacht in wilder Flucht entstäubte und der verzweifelnde Groß-Vezier das ganze Lager dem siegreichen Heere zur Beute lassen mußte, da bereicherten sich die Wiener mit den vorgefundenen Schätzen in so unerhörter Weise, daß sie für alle Drangsale der Belagerung, für allen Schaden und Verlust zehnfach entschädigt wurden.

Die Bewohner des Spittelberges, von St. Ulrich, und vom Neubegger-Grund und am rothen Hof nahmen rasch wieder Besitz von ihren durch das Feuer halb zerstörten und durch die Türken wieder hergestellten Häusern. Sie bauten dieselben mit Hilfe der gemachten Beute wieder vollends auf, setzten wohl auch noch ein Stockwerk darauf und so kommt es, daß man in jener Gegend die ältesten Vorstadthäuser von Wien findet.

Die Gassen, die von und nach dem Platzl münden, sowie dieses Holzplatzl selbst, zeigen bauliche Monstruositäten, wie sie in den andern Vorstädten Wiens nicht vorkommen.

In einem dieser Häuser, im ersten Stocke des Hoftraktes, wohnte nun einer jener Wucherer, Herr August Ledersteg, ehemals Schreiber bei einem Advokaten, der ihn auch als Sollicitator und zum Eintreiben dubioser Schulden gebrauchte. Bei diesem Geschäfte erlernte Herr Ledersteg alle Kunstgriffe und Kniffe des Handwerkes, welches darin besteht, seinem Mitmenschen die Haut über die Ohren zu ziehen, — und als er, eines nicht näher zu bezeichnenden Vergehens wegen von seinem Chef aus der Kanzlei davon gejagt wurde, verlegte er sich auf's Geldausleihen gegen sichere Pfänder, gegen riesige Percente, so wie auf die Eintreibung zweifelhafter Schuldforderungen. Seine in der juridischen Praxis erworbenen Kenntnisse kamen ihm dabei ganz trefflich zu statten, er gebrauchte das Recht, welches ihm das Gesetz gegen sein Opfer einräumte, in so unerbittlich rück-

Digitized by Google

ſichtsloſer, blutiger, erbarmungsloſer Weiſe, daß ihm das Volk den Ehrennamen „Dr. Schinder“ gab, den er mit ſtolzem Bewußtſein trug.

Und dieſer Menſch war allein, er hatte weder Weib noch Kind, hatte aber ſich in den zwanzig Jahren, ſeitdem er ſeine Schinder-Praxis betrieb, ein bedeutendes Vermögen erworben, das Volk faſelte von zwei bis drei Millionen; nichts deſtoweniger blieb er in ſeiner alten Wohnung, die aus Zimmer und Kabinet beſtand, ſpeiſte im Gaſthauſe um 24 kr. Suppe Fleiſch und Zuſpeis gab dem Kellner nie einen Kreuzer Trinkgeld, kochte Morgens ſein bischen Kaffee auf einer Spiritus-Lampe und trug ſich Abends ſein Souper, beſtehend aus einem Wecken, Wurſt oder Käſe, vom Greißler ſelbſt nach Hauſe, von dem Wecken mußte ein Theil erſpart werden, der dann am andern Morgen zum Frühſtück genoſſen wurde.

Sonderbarer Weiſe war Herr Ledersſteg, der den Fünziger bereits hinter ſich hatte, noch immer ſehr verliebter Natur und wenn ihn gewiſſe Damen den „ſchönen Guſti“ nannten, nahm dieß der Dr. Schinder noch immer als eine ſeinen Reizen gebührende Huldigung hin. Auch die Genüſſe der Venus wußte ſich der Herr Doktor auf eine äußerſt billige Weiſe zu verſchaffen.

Wir kommen ſpäter wohl noch einmal darauf zurück.

Intereſſant war es, die Wohnung dieſes Herrn kennen zu lernen und wir glauben unſeren Leſern einen Gefallen zu thun, wenn wir ſie dorthin geleiten.

Wenn man in's Haus hinein kam und auf der rechten Seite des Hofes nach rückwärts ging, bis dorthin, wo der rechtſeitige Hoftrakt des Hauſes mit ſeiner Feuermauer an den Garten ſtieß, ſo gelangte man zu ebener Erde in einen kurzen ſchmutzigen Gang, aus dem eine noch ſchmutzigere Stiege mit einem fettigen Stricke ſtatt des Handgeländers in den erſten Stock führte, ein zweiter exiſtirte, wenigſtens im Hofe, nicht.

In dem Gange links befand ſich eine eiſerne, ſtets geſchloſſene Thüre, als ob hier der Eingang in ein Magazin oder in einen Keller wäre. Die drei Fenſter des Erdgeſchoſſes waren mit mächtigen Eiſenſtangen vergittert und die Glasſcheiben hinter denſelben ſo erblindet, daß kein menſchlicher Blick im Stande war, das Innere zu ſchauen.

Und doch war hier die Schatzkammer des Herrn Ledersſteg, denn in den beiden Piècen, aus welchem das Erdgeſchoß beſtand, befanden ſich nicht weniger, als neun feuerfeſte Kaſſen von verſchiedener Form und Größe, fabricirt von den verſchiedenartigſten Firmen. — Man darf übrigens ja nicht glauben, Dr. Schinder habe die bedeutende Summe, welche neun ſolche Kaſſen koſten mußten, für dieſelben ausgelegt. O nein! er hatte dieſelbe zahlungsunfähigen Schuldnern an Zahlungs Statt abgenommen oder ſie bei höchſt dubioſen Licitationen im Wege ſpitzbübiſchen Einverſtändniſſes um ein Spottgeld angekauft.

Man wird fragen, ob denn das Vermögen des Wucherers wirklich ſo groß war, daß er zu deſſen Aufbewahrung neun Kaſſen brauchte. Ohne Herrn Ledersſteg zu nahe zu treten, möchten wir dies verneinen, allein er hatte bei dem Erwerb dieſer Kaſſen einen eignen Calcul; er dachte nämlich, wenn in ſeiner Abweſenheit jemals Diebe in ſeine Schatzkammer einbrechen würden und wenn dieſelben ſogar das Geheimniß beſäßen, feuerfeſte Kaſſen zu erbrechen, ſo könnten ſie doch eben nur mit einer, höchſtens mit zweien fertig werden und dieſelben ausräumen, bevor er zurück kam, — der Inhalt der übrigen Kaſſen aber blieb ihm erhalten. Nach dieſer Berechnung vertheilte er Alles, was er beſaß, Geld, Werthpapiere und Pretioſen in die neun Kaſſen, ſo daß jede desſelben ein Neuntel des Ganzen enthielt und ging dann ruhig ſeinen Geſchäften nach.

Worin dieſe beſtanden, werden wir alsbald ſehen.

Ein junger Mann, elegant gekleidet, aber mit dem ausgeſprochenen Geſichtsausdruck des Mißmuthes, der Zerfallenheit und des Ueberdruſſes, betrat das Haus und ging direkt, wie Einer, der mit den Ortsverhältniſſen wohl vertraut iſt, auf den Gang zu, an der eiſernen Thüre vorüber und die ſchmierige Treppe hinauf, ohne ſich an den Geländer-Strick anzuhalten, da er ſeine eleganten Handſchuhe zu beſchmutzen fürchtete.

Digitized by Google

Im ersten Stocke war ein ziemlich breiter Treppen-Absatz und auf demselben eine einzige Thüre, welche zu den Appartements des Dr. Schinder führte, denn auf derselben klebte eine Visitkarte, worauf zu lesen:

August Ledersteg,
Privatier.

Unter dieser Karte befand sich eine schwarze Schreibtafel und neben derselben hing an einem Bindfaden ein Schreibstift, damit Diejenigen, welche in Abwesenheit des Herrn Doktors an seine Thüre kamen, ihre Namen, eventuell ihre Adresse oder den Zweck des Besuches aufschreiben konnten.

Die bösen Buben im Hause benutzten aber solche Gelegenheit, um dem Herrn August Ledersteg diverse Titulaturen auf die Tafel zu schreiben, worunter: „Dieb", „Lautauszieher", „Haderlump", „Schuft", die glimpflichsten waren. Des Oefteren fand er auch einen Galgen aufgezeichnet, an dem ein Männlein hing, oder einen Teufel, der einen Kerl in der Luft zerriß und darunter stand jedesmal:

„Dr. Schinder!"

Aber das genirte den schönen Gusti nicht im Mindesten; er lachte vom Herzen dazu und löschte mit einem Schwamme die Beschimpfungen und die Zeichnungen weg, um „für neue Platz zu machen", wie er philosophisch sagte.

Vor dieser Thüre also stand der junge Mann, den wir mißmuthig in's Haus treten gesehen, — eben befanden sich auf der Schreibtafel einige der angeführten schmeichelhaften Titulaturen; trotz seiner Verstimmung konnte er sich nicht enthalten, zu lachen, während er vor sich hinbrummte:

„Wahr ist's, vollkommen wahr! Es gibt keinen größeren Schurken!"

Dabei zog er heftig an der Klingel, die einen schrillen Ton von sich gab.

Gleich darauf wurde das vergitterte Guckloch in der Thüre geöffnet, man sah nichts als ein paar leuchtende Augen und eine helle Stimme rief:

„Ah!"

Die Thüre öffnete sich und Dr. Ledersteg, der durchaus nicht so aussah, wie die Wucherer auf der Bühne, z. B. Herr Knaak als Hieronymus Geyer in den „flotten Burschen", kam zum Vorschein. Er war nett, beinahe geckenhaft gekleidet und für seine Jahre noch immer so gut conservirt, daß man den Beinamen „Der schöne Gusti", den ihm gewisse Damenkreise gegeben hatten, wohl gelten lassen konnte.

„Bitte nur einzutreten, Herr Baron", sagte er.

Der Herr Baron trat ein, während Ledersteg hinter ihm sorgfältig die Thüre wieder abschloß.

„Sind wir allein? fragte der Eingetretene.

„Ganz allein", erwidrte der Wucherer, „Sie können ungenirt zahlen."

„Zahlen? Ich? — Heute! — Sie sind nicht recht gescheidt", erwiderte der Baron.

Es ist überhaupt eine eigene Erscheinung bei den jungen Herren der Haute volée, daß sie Denjenigen, welcher das hergeliehene Geld zurückverlangt, für nicht gescheidt erklären.

„Ich bin so gescheidt, wie sonst", antwortete der Wucherer trocken, „und weiß, daß Baron Julius Golesco unter jeder Bedingung sein Wort halten wird."

„Ah freilich würde ich das! Aber wie kann ich denn, wenn ich das Geld nicht habe?"

„Und warum haben Sie's nicht?"

„Weil mir mein schöner Plan gescheitert ist!" rief Baron Julius verzweiflungsvoll.

„Ihr Plan? was für ein Plan?"

„Ach stellen Sie sich doch nicht, als ob Sie nicht wüßten."

„Ich weiß wirklich nichts."

„Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, daß ich eine glänzende Heirat machen und durch selbe aus allem Schlamassel heraus kommen werde?"

„Nun ja, so sagten Sie. Und?"

„Nun aus dieser Heirat kann nichts mehr werden."

„Warum nicht?"

„Weil die Betreffende gestern einen Andern geheiratet hat."

„O verflucht! Wie ging das zu?"

„Es ist meine Cousine Rosa Golesco, die wahnsinnig in mich verliebt war. Wir sind mit einander aufgewachsen, mit einander erzogen, so vertraut waren wir mit einander, ich glaube, wir hätten uns nicht genirt, mit einander zu baden —"

Digitized by Google

„Das iſt doch unverſchämt!"

„Ich will Ihnen damit nur andeuten, auf welchem vertraulichen Fuße wir miteinander ſtanden. Nicht hundertmal, ſondern tauſendmal ſagte ſie zu mir: Couſ'n Julius, Du biſt ein lieber Kerl, aber der größte Dummkopf auf Gottes Erdboden, Das ſagt man doch nur einem Mann, mit dem man ganz intim iſt."

„Und den man ſehr genau kennt."

„Und dann ſagte ich immer: Roſaleben wirſt Du mich heiraten? — „Ja, Julius mein Gold," verſetzte ſie, vorausgeſetzt, daß ich keinen Andern finde, der mir beſſer gefällt als Du. — Beſſer gefällt als ich? red' keinen Stuß, ſagte ich, wo ſoll's Einen geben, der Dir beſſer gefällt, als ich, — s'gibt Keinen, kann Keinen geben."

„Es ſcheint ſich aber doch Einer gefunden zu haben."

„Ja, aber wie? Schwindel, Verrath, Betrug! Vorigen Sommer ſchickt man mich in die Schweiz nach Saint-Maurice, weil ſoll angegriffen geweſen ſein meine Geſundheit. Lächerlich! — Bin aber ſo dumm und gehe in die Schweiz, wenn auch nicht nach Saint-Maurice, ſo doch nach Saxon, wo man die Spielbank noch nicht aufgehoben. Onkel Iſidor reiſt mit Roſa in's Seebad nach Trouville. Macht ſie dort nicht die Bekanntſchaft eines Herrn von Alzey, eines engliſchen Millionärs? häßlich wie ein Schimpanſe und in dieſen Affen verliebt ſie ſich!"

„Ja die Frauen haben ſo'n ſolche beſondere Guſto's!"

„Onkel Iſidor, — den Magenkrebs ſoll er bekommen im Bauch — rechnet ſich aus, daß der Engländer, der ſelber Millionen beſitzt, ſich mit einer Million Nadelgeld vor der Frau begnügen wird, während er mich ganz ausſtaffiren hätte müſſen, mit Geld und was ſonſt noch. Der Engländer hält um Roſa's Hand an, Onkel Iſidor ſagt ihm zu, und während ich in Saxon mein Geld verliere, verliere ich in Trouville die Braut. Braut und Geld, Alles krach! krach! krach!"

„Ei Du lieber Auguſtin Alles iſt hin," brummte Dr. Schinder gemüthlich.

„Singen Sie mir kein Bänkel," zürnte Baron Julius, „wir ſind auf keinem Narren-Abende."

„Es ſcheint aber doch, daß man Sie ganz gehörig zum Narren gehalten hat."

„Wie heißt Narren? Betrogen, verrathen, verkauft hat man mich."

„Nennen Sie's, wie Sie wollen, Herr Baron, aber zahlen Sie mich."

„Wie ſoll ich Sie zahlen, wenn ich habe kein Geld, wie ich Ihnen ausführlich auseinander ſetzte."

„Das gilt mir gleich. Ich muß mein Geld haben, wiſſen Sie, wiebiel Ihre Schuld beträgt."

„Hm! ich denke ſo zwiſchen 27,000 bis 28.000 fl. — Alles in Allem.

„Ziemlich richtig; ſagen wir rund 30.000 fl., denn prolongiren muß ich Ihnen heute doch.

„Es wird Ihnen wohl ſonſt nichts übrig bleiben, denn wenn Sie nicht prolongiren, bekommen Sie doch nichts."

„Heißt das nicht, das Vertrauen eines edlen Mannes mißbrauchen. Der Einem 30.000 fl. baar borgt."

„Wie heißt Vertrauen? wie heißt edler Mann? wie heißt 30.000 fl. baar? Haben Sie mir etwa 30.000 fl. baar gegeben, Sie edler Menſchenfreund? Iſt die hohe Summe nicht herangewachſen durch das ewige Prolongiren? Haben Sie nicht immer ein paar Tauſender zugeſchrieben."

„Hätten Sie rechtzeitig gezahlt, ſo wäre das Zuſchreiben nicht nothwendig geweſen."

„Gott! wie geſcheidt. Was haben Sie mir baar gegeben, — ich frage?"

„Nun es waren doch immer Summa Summarum baare 10.000 Gulden."

„Zehntauſend! baar? Daß ich nicht lache! 5000 haben Sie mir gegeben! die andern 5000 mußte ich nehmen in franzöſiſchen Shawls und Cache-nez's, in chineſiſchen Fächern und braſilianiſchen Käferſchmuckſachen, die von der Welt-Ausſtellung übergeblieben waren. Wiſſen Sie, was ich für den Trödel bekommen habe? Todt ſoll ich von hier weg, als ich mehr bekommen hab, wie 2000 Gulden."

„Ihre Schuld! hätten Sie sich bessere Verkäufer gesucht. Die Waare war preiswürdig."

„Dann hätten Sie dieselbe gewiß selbst behalten. Ich hatte also im Ganzen von Ihnen baar und durch Verkauf der Waaren 7000 fl. erhalten, dafür mußte ich Ihnen vier Wechsel geben, jeden zu 3000 fl. fällig von drei zu drei Monaten, in Summa 12000 fl. — Zwölftausend für siebentausend in einem Jahr! Heißt man's ein Geschäft!"

„Ein Geschäft wär's gewesen, wenn Sie die vier Wechsel eingelöst hätten."

„Hab' ich's nicht gethan, bei den ersten zwei? Hab ich nicht hier auf diesen vermaledeiten schmierigen Tisch binnen einem halben Jahre baare Gulden 6000 niedergelegt? Da machte ich aber die Bekanntschaft meiner Erfilia, der reizenden Operettensängerin, — ein Götterweib! —

„Und von diesem Augenblicke an war's mit den Zahlungen nichts."

„Rein nichts! und diese restirenden Gulden 6000 sind in drittbalb Jahren auf 30.000 angewachsen."

„Immer nur Ihre Schuld! Wozu brauchten Sie, als präsumtiver Bräutigam der eben so schönen als reichen Baronesse Rosa Golesco auch noch Erfilia."

„Was verstehen Sie von der Liebe, Sie gemeine, ordinäre Seele!"

Herr Dr. Schinder lächelte ironisch saunisch, als ob er sagen wollte:

„Vielleicht verstehe ich's besser als Du, Du Einfaltspinsel!"

Laut aber sagte er:

„Möglich, Herr Baron, — aber ich verstehe, wie man zu seinem Gelde kommt, und daß ich alle Mittel aufbieten werde, diesen Zweck zu erreichen. Uebrigens treiben Sie vielleicht die Mittel auf, um mich zu zahlen. Welche Aussichten haben Sie dazu?"

„Hören Sie mich an, Doktorleben. Ich nehme die Prolongation auf 30.000 an, aber ferner dürfen Sie nichts mehr dazu schreiben."

„Fällt mir nicht ein, wenn Sie zahlen. Aber wie, Herr Baron, wie?

„Meine beiden Onkel, Isidor und Sali, geben mir, dem einzigen Sohne ihres todten Bruders Heinrich, sogenannte Cadetten-Gelder, Jeder monatlich 500 fl, macht tausend Gulden im Monate, — ich bitte Sie Doktorleben, kann man mit tausend Gulden monatlich leben?"

„Ich komme billiger draus", meinte Herr Dr. Ledersteg trocken.

„Ja Sie, — das ist ganz etwas anders", erwiderte Herr Baron Julius Golesco, „aber unsereins darf nicht vergessen, daß man Cavalier, Baron ist."

Mit einem grinsenden Lächeln zeigte der schöne Gusti seine braunen Zähne; er schien eine Bemerkung machen zu wollen, aber er unterdrückte dieselbe und sagte nur:

„Ich bin neugierig, wie der Cavalier seine Zahlungen einhalten wird."

„Tausend Gulden monatlich ist, wie ich bereits erwähnte, zum Leben zu wenig."

„Besonders, wenn man mit einer Erfilia lebt. Geben Sie dieselbe auf."

„Hat sich was aufzugeben! Vor drei Monaten ist sie mir mit einem Kunstreiter durchgegangen."

Herr August Ledersteg stieß ein schallendes Gelächter aus.

„Lachen Sie nicht so dumm!" brummte Baron Julius höchlich gereizt.

„Das hängt nur von dem Gegenstand ab, über den man lacht", erwiderte Dr. Schinder, nicht ohne Humor, „also durchgeritten ist sie Ihnen, — ich gratulire vom Herzen."

„Ach, wenn Sie wüßten, Doktorleben, wie schön, wie reizend sie war."

Und der arme Baron Julius sah ganz so aus, als ob er weinen wollte.

„Nun trösten Sie sich," mahnte der Wucherer, „diejenige, die Ihnen jedenfalls das meiste Geld gekostet hat, haben sie los und Sie werden mit Ihren 1000 fl. monatlich nicht nur sehr anständig leben, sondern auch Ihre Schulden zahlen können, wenn Sie sich's nur eintheilen."

„Das will ich auch. Onkel Isidor wird sich jetzt, wo Rosa mit ihrem Mann sich hat zurückgezogen nach Völau, in seinem Palais am Ring

Digitized by Google

sehr einsam fühlen, ich werde mich ihm anschließen, ihm durch meinen Geist, meinen Witz die Zeit vertreiben, mit ihm frühstücken, diniren, soupiren, — Onkel Isidor hat einen so ausgezeichneten Koch, — ich werde seine Logen im Theater, seine Equipagen und Reitpferde benützen, so daß ich monatlich mit 700 fl. draus komme, den Rest von 300 fl. sollen Sie monatlich haben, Doktorleben, aber das sag' ich Ihnen, kein Kreuzer darf mehr zugeschrieben werden."

Dr. Schinder ließ einen Augenblick den Kopf sinken, dann hob er ihn wieder und fragte:

„Können Sie rechnen, Herr Baron?"

„Ein Golesco wird nicht rechnen können," erwiderte Julius mit Bewußtsein.

„Nun dann müssen Sie wissen, daß ich nach Ihrem Tilgungsplane 8 Jahre und 4 Monate brauche, um zu meinem Gelde zu kommen. Das ist mir ein Bischen zu lang."

„Nun so will ich 500 fl. monatlich opfern," entgegnete Julius mit einem Seufzer.

„Dauert noch immer fünf Jahre und auch das ist mir zu lange," sprach der Wucherer trocken, ich muß in 4 Monaten, längstens in einem halben Jahre mein Geld haben."

„Aber wie soll ich denn das anfangen?" rief der Baron in Verzweiflung.

„Haben Sie den Muth, ein Mann zu sein."

„Ein Mann zu sein? was wollen Sie damit sagen? Bin ich kein Mann?"

„Nun dann ist Ihnen leicht zu helfen. Acceptiren Sie sechs Wechsel zu 5000 fl. und schreiben Sie statt: „Baron Julius Golesco," — den Namen „Baron Isidor Golesco."

„Den meines Onkels?"

„Natürlich, da es keinen andern Baron Isidor Golesco gibt."

„Das heißt, ich soll falsche Wechsel ausgeben, um volle 30.000 fl. Sind Sie verückt?"

„Ich nicht, aber Sie, wenn Sie ein so nahe liegendes Mittel nicht annehmen, die Wechsel sollen ja in keine fremden Hände kommen. Ich behalte dieselben, verstehen Sie, — ich ganz allein."

„Wie kommen Sie dann zu Ihrem Gelde?"

„An dem Tage, an welchem der erste Wechsel fällig ist, gehe ich selbst zu dem Herrn Baron Isidor in's Palais auf dem Ring und präsentire ihm den Wechsel."

„Er wird die Verfälschung auf den ersten Blick erkennen".

„Und ein Heidenspektakel machen; ich aber lasse ihn toben, endlich sage ich ihm, daß ich noch fünf solche Wechsel besitze, alle von ihm ausgestellt, auf seinen Namen lautend, im Gesammtwerthe von 30.000 fl. und daß ich das Geld im Vertrauen auf den sichern Namen Isidor Golesco seinem Neffen Julius gegeben, der vermuthlich auch den Namen gefälscht habe."

„Der Lump! der schlechte Kerl! der Schuft! wird mein Onkel schreien."

„Lassen wir ihn schreien. Er wird auch zu mir nicht mein Engel sagen, aber ich werde ihm drohen, daß ich seinen Neffen wegen Fälschung von Wechseln bei der Behörde angeben werde". —

„Und wenn er nun sagt, es liege ihm nichts daran, Sie mögen es thun."

„Dann werde ich ihm sagen, daß der Fälschungs-Prozeß öffentlich vor den Geschwornen abgeführt werden wird, daß es zur Sprache kommen wird, sein Neffe habe Schulden in so hohem Grade nur aus dem Grunde acceptirt, weil er sich mit Fug und Recht als den Schwiegersohn von Baron Isidor betrachtete, der ihm wiederholt seine einzige Tochter Rosa als Braut in Aussicht gestellt und diesbezügliche Versprechungen geleistet habe."

„Nun ein eigentliches Versprechen hat mir Onkel Isidor wohl niemals gegeben," sagte der Schuldenmacher etwas kleinlaut.

„Das thut nichts, wir behaupten es dennoch, — wozu sind die Advokaten und Rechtsverdreher da. Baron Isidor wird als Zeuge vorgefordert, er muß schwören", —

„Er schwört nicht, eher zahlt er."

„Na also, — wir wissen also, wie wir zu unserem Gelde kommen."

„Das heißt Sie, — Sie kommen zu Ihrem Gelde."

Digitized by Google

„Wie Sie zu dem meinen gekommen sind, das Sie mit der reizenden Erfilia verputzt haben."

„O Erfilia!" seufzte der verliebte Gimpel gar beweglich.

„Na also, wie ist's", fragte Dr. Schinder kategorisch, „wollen Sie unterschreiben oder nicht?

„In's Kukuksnamen denn!" rief Julius, „geben Sie die Wische her."

Und Herr August Ledersteg griff in eine Lade seines Schreibtisches, zog aus derselben sechs Stück Wechselblanquette, deren er für solche Fälle immer eine genügende Anzahl vorräthig hatte, übergab sie dem jungen Mann und sprach: „Schreiben Sie."

Julius Golesco war in derlei Dingen zu versirt, auch hatte seine Handschrift eine auffällige Aehnlichkeit mit der seines Onkels Isidor, so daß Niemand, welcher Wechsel mit einer so hochberühmten Unterschrift in die Hand nahm, einen Anstand dagegen erheben konnte.

So oft Julius ein Accept fertig geschrieben, nahm es Dr. Schinder in seine Harpyen-Krallen, besichtigte es Buchstabe für Buchstabe mit der minutiösesten Aufmerksamkeit, nickte dann zustimmend und legte es in ein schmutziges Leder-Portefeuille, in dem eine bedeutende Anzahl solcher Dinge aufbewahrt war.

Nachdem er das sechste Blanquet mit der nöthigen Schrift erhalten hatte, sagte er:

„Es ist gut, Herr Baron, — wir sind in der Ordnung, vollkommen."

„Das heißt mit andern Worten: Ich kann gehen", entgegnete Isidor's Neffe, „wenn ich aber nun nicht ginge —?"

„Das wäre mir sehr unangenehm, denn ich erwarte — Damenbesuch."

„Ah! — Wenn ich Ihnen nun aber die Schäferstunde vereitelte, mich auf Sie würfe und Sie dann erwürgte, um Sie zu berauben. Wir sind allein und ich der Stärkere."

„Ah pah! der Stärkere bin ich", sprach Dr. Schinder trocken, „meine Kraft ist hier."

Und in Nu hatte er aus der Tasche einen fünfläufigen Revolver gezogen, richtete dessen Mündungen auf Julius und sagte trocken:

„Nun, werfen Sie sich auf mich. Hier sind fünf Schuß, — einer genügt, Sie zu tödten."

Erschrocken sprang der Bedrohte zurück, während er ängstlich rief:

„He! machen Sie keine Dummheiten! geben Sie das Ding weg, — wie leicht kann's los gehen, — Sie werden doch nicht geglaubt haben im Ernst, daß ich will Sie ermorden und berauben."

„Ah ich weiß zu gut, daß Sie einer solchen That nicht fähig sind, allein ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ein Mann wie ich, der allein wohnt und viel mit Geld zu thun hat, auf alle Fälle gefaßt sein muß. Fünf Schuß sind — fünf Menschenleben."

„Lassen Sie mich hinaus, — mir wird unheimlich zu Muthe. Lassen Sie mich fort."

„Ich halte Sie nicht, Herr Baron", sprach lächelnd Dr. Schinder, erhob sich und begleitete seinen Clienten bis zur Thüre, die er öffnete und nachdem er den Baron hinaus gelassen, sorgfältig wieder verschloß.

Langsam, gedankenvoll ging Julius die Treppe hinab, vor sich hinmurmelnd:

„Eigentlich bin ich ein großer Dummkopf, daß ich mich so ganz und gar in die Hand dieses Seelenverkäufers gegeben habe, aber was konnte ich anders thun, als mich fügen."

Auf der Stiege, auf dem Treppen-Absatze begegnete er einer Dame, wenn dieser Ausdruck für ein Frauenzimmer paßt, das in abgetragener Kleidung, mit einem feder- und blumenlosen Hute in zerrissenen Handschuhen einher scheicht, und ihr Gesicht mit einem dichten doppelten Schleier so bedeckt hat, daß es unmöglich ist, ihre Züge zu erkennen.

Sie ging an ihm vorüber, ohne an ihn anzustreifen.

„Das ist also der Damenbesuch des Herrn Dr. Schinder", dachte er sich, „sieht sehr pauvre aus, diese Dame. Uebrigens für den Blutegel ist sie noch immer viel zu gut."

Er hörte, wie die Dame klingelte.

Das Guckloch öffnete sich abermals.

Die Stimme des Doktors ließ sich vernehmen:

„Ach Du bist's, mein Engel! Nur herein!"

Digitized by Google

Als die Person, welche angeläutet hatte, in die Behausung des Wucherers eintrat, schloß dieser die Thüre wieder zu und riegelte sorgfältig ab, nachdem er früher auf die an der Außenseite der Thüre befindliche Schreibtafel die Worte geschrieben hatte:

„Bin nicht zu Hause."

Offenbar wollte Dr. Schinder, während die Dame bei ihm war, durch keinen andern Besuch gestört werden. Liebe im Stillen ist ja die glücklichste.

Die Unbekannte hatte, als sie an Baron Julius vorüber kam, sich gehütet, an ihn anzustreifen, jetzt murmelte sie vor sich hin:

„Er war es! es war Julius! was macht er hier! Habe ich ihm wirklich so viel Geld gekostet, daß er sich an den Wucherer wenden mußte. Ach wie gern hätte ich mich ihm an den Hals geworfen. Allein wer weiß, ob er mir meine Untreue verziehen hätte. Und dann schämte ich mich ja auch, mich in einem solchen Anzuge vor ihm sehen zu lassen. Er würde vielleicht triumphiren, daß ich so herab gekommen aussehe."

Aus diesen Worten können wir entnehmen, daß es Fräulein Erfilia war, die ehemalige Geliebte des Baron Julius Golesco, die ihm mit einem Kunstreiter durchgegangen und jetzt wieder nach Wien zurückgekommen war, um gewisse geheime Pläne auszuführen.

5. Kapitel.

Die Verschwornen.

Dort, wo es reiche Leute gibt, da gibt es selbstverständlich auch arme, — dreht sich doch die ganze sociale Frage nur um den Ausgleich zwischen Ebbe und Flut des Geldes, zwischen Mein und Dein. Sowie durch die Association der Kapitalien eine Art Verschwörung der Reichen gegen die Armen gebildet wird, um dieselben auszubeuten und ihre Arbeitskraft zu Gunsten der Geldherren auszunützen, so tritt andrerseits diesen Kapitalbesitzern die Verschwörung der Armen entgegen, um ihnen ihren Reichthum oder einen Theil ihres Geldes abzunehmen.

Und solche Verschworne sind es, die wir unsern Lesern jetzt vorführen wollen.

Während Dr. Schinder draußen an der Tafel schrieb und dann die Thüre von innen zuriegelte, war Erfilia in das Zimmer getreten und hatte mit raschem Blicke alle Eigenthümlichkeiten des Ortes erspäht, sie sah recht gut die Stiege, welche aus dem Schlafzimmer abwärts führte und da sie nirgends Kassen oder Kasten sah, so vermuthete sie instinktmäßig, daß sich die Schätze des Wucherers unten befinden müßten in dem wohlverschlossenen Parterre-Lokal mit den Gittern vor den erblindeten Fenstern, die man längst beobachtet hatte. — Wer? wird man fragen.

Im Laufe der Begebenheiten wird das Alles klar werden.

Inzwischen empfing Fräulein Erfilia den in's Zimmer tretenden Gecken mit aller Freundlichkeit, wenn sie ihm auch keine weiteren Avancen gestattete. Er mußte sich mit einer lebhaften Causerie begnügen, die manchmal zwar über die Gränzen des Erlaubten hinweg streifte, aber Erfilia scheute vor dergleichen nicht zurück.

Allein mit einer Schlauheit, die ganz merkwürdig war, wußte sie über die Details seiner Wohnung alles von ihm heraus zu bringen, was sie eben wollte.

Jeden Versuch aber, zärtlich zu werden, schlug sie mit Entschiedenheit zurück, mit dem Bedeuten, sie sei nicht die Person dazu, um einem fremden Manne gleich beim ersten Besuche Gunstbezeugung zu gewähren, die man erst durch Verehrung und Huldigungen erwerben müsse.

Der schöne Gusti verschwor sich, daß er es an solchen Huldigungen nicht fehlen lassen würde, und daß sie sich dieselben doch gefallen lassen und nicht vergessen möchte, daß er im Stande sei, sie zur Gewährung seines Wunsches zu zwingen.

Sie lachte ihm in's Gesicht.

„Ich möchte doch wissen wie?" fragte sie lustig.

„Fürchten Sie sich nicht", antwortete er, „wenn ich Ihnen mit diesem Revolver drohe".

Sie lachte noch ärger, indem sie erwiderte.

„So schüchtert man die Kinder ein! Der ist wohl gar nicht geladen."

„O doch", fünf Läufe, fünf Schüsse."

Digitized by Google

Und er zeigte ihr den ganzen Mordapparat, den sie mit Kenner-Miene betrachtete.

„S'ist richtig!“ sprach sie ruhig und lächelnd, „Sie könnten mich erschießen, wenn Sie wollten, aber ich bin überzeugt, Sie thuens nicht, denn es wäre die albernste Manier, ein Mädchen, bevor man ihre Liebe genießt, zu erschießen.“

„Sie reden wie ein Buch!“

„Das beweist nichts, es gibt auch dumme Bücher. Wäre ich geschneidt, so würde ich eine Idee haben, wozu Sie diesen fünfläufigen Puffer da eigentlich brauchen.“

„Das ahnen Sie nicht?“

„Ehrlich gestanden, nein.“

„Nun es kommen doch allerlei Kundschaften zu mir, darunter höchst verdächtige. Ich bin allein. Man weiß, daß ich ein paar Groschen habe. Wie dann, wenn so ein Kerl mit einem Male ein Messer herauszieht und auf mich zugeht.“

„Ich fange zu verstehen an.“

„Na endlich. In einem solchen Falle setze ich dem Messer meinen Revolver entgegen und bin so fünffach überlegen.“

„Aber Sie können doch Ihre Kundschaften nicht mit dem Revolver auf dem Tisch bedienen?“

„Doch, doch, — derselbe braucht ja nicht offen auf der Tischplatte zu liegen, sehen Sie, er steckt hier, von Papierstößen versteckt, — kein Mensch ahnt, daß hier eine Mordwaffe liegt, — ich thue, als wenn ich den Aktenbündel wegnehmen wollte, — eins, zwei, drei, — und der Revolver ist in meiner Hand, keine Zauberei, pure Geschwindigkeit.“

„In der That sehr sinnreich!“

„Nicht wahr, das habe ich schlau gemacht.“

„Ganz erstaunlich!“ rief sie lachend.

„Ah! jetzt soll mir Einer trauen“, prahlte Herr Ledersteg.

„Aber nehmen wir nun an, Sie hätten einen solchen Feind niedergeschossen, was thun Sie dann mit ihm?“

„Der Polizei übergebe ich ihn nicht, das würde zu viel Aufsehen machen und mir zu viel Laufereien verursachen.“

„Was also?“

Dr. Schinder nahm eine unheimliche Stimme an, wie allenfalls die Kindsfrauen, wenn sie den Kindern Räuber- und Geistergeschichten erzählen, und sagte:

„Dann packe ich ihn und schleppe ihn über jene Treppe hinab in das unterirdische Gewölbe, das sich unter unsern Füßen befindet, — dort stehen neun feuerfeste — — das heißt eiserne Särge, in einen derselben lege ich mein Opfer, bis die Zeit gekommen, wo ich es zerstückelt in einer „Butten“ forttragen oder auf einem Schubkarren wegführen kann.“

Erfilia brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Bravo!“ rief sie, „warum schreiben Sie keinen Schreckens- oder Schauer-Roman, — Sie wissen ja die Räubergeschichten wundervoll zu erzählen. Was wäre das für ein prächtiger Titel: Der schöne Gusti, oder der blutige Doktor mit seinen neun feuerfesten Särgen.“

Dr. Schinder stimmte in das Gelächter seiner lustigen Klientin ein.

„Vor der Hand wollen wir's gehen lassen,“ meinte er, „ich bin nicht zum Schriftsteller geboren und blamire mich, wenn ich zwei Zeilen schreibe.“

„Und sind sie bereits voll, Ihre feuerfesten eisernen Särge?“

Der Wucherer blinzelte pfiffig mit den Augen.

„Ganz voll“, sagte er, „das heißt es liegt in denselben nur, was ich meinen Opfern herausgerissen habe.“

„Ich verstehe, aber nun endlich zur Sache, — mein Mann würde mich vermissen, wenn ich so lange nicht nach Hause käme.“

„Sie haben einen Mann?“

„Ich habe es Ihnen doch gesagt, als ich im Café Gellaus Ihre Bekanntschaft machte.“

„Ich hielt es für „Pflanz“, (Lüge, Täuschung.)

„Das ist es nicht, mein Mann ist sogar sehr eifersüchtig, wie ein Tieger, ein Othello.“

Dr. Schinder machte ein sehr ungläubiges Gesicht.

„Denken Sie davon, wie Sie wollen“, fuhr sie fort, „es ist doch so und darum machen wir mit dieser Visite ein Ende, — kommen wir zum Zwecke, — Sie haben mir, wenn ich zu Ihnen

Digitized by Google

komme, ein Geſchenk von 10 Gulden verſprochen. Ich bin gekommen, wie Sie ſehen, alſo her mit den 10 Gulden."

„Nun, wenn man eine Dame in einem Nacht-Kaffehauſe auf Beſuch zu ſich ladet, ſo meint man doch, daß dieſe 10 Gulden eine Art Honorar ſind für" — —

„Schöner Guſti", fiel ſie ihm in's Wort, „weißt Du, daß Du ein ſehr ſchmutziger Guſti biſt."

„Das haben mir ſchon mehr Leute geſagt", entgegnete er trocken.

Wieder lachte ſie laut auf.

„Wenigſtens ehrlich geſprochen", meinte ſie, „übrigens werde ich mir bei meinem nächſten Beſuche mein Honorar verdienen, heute geht's nicht. Gib mir zum mindeſten heute ein à conto von 5 Gulden, ich brauche nothwendig Geld."

Da griff Herr Ledersteg in ſeine Brieftaſche und zog einen Guldenzettel heraus.

„Das wird wohl auch genug ſein", ſagte er, „für nichts!"

„Du biſt nicht blos ein ſchmutziger, ſondern ein ſchäbiger Guſti", rief ſie.

Nichts deſto weniger langte ſie nach dem Gulden und riß ihm denſelben aus der Hand.

„Und jetzt laß mich hinaus, — s'iſt höchſte Zeit", mahnte ſie.

Er ging mit ihr durch's Vorzimmer und öffnete die Thüre, — bei dieſer Gelegenheit wollte er ſich Zudringlichkeiten gegen ſie erlauben mit den Worten:

„Ein Bischen was möchte ich für meinen Gulden doch haben."

Aber ſie ſtieß ihn mit kräftiger Fauſt zurück und rief:

„Pfui! Du biſt eine gemeine Hundeſeele!"

Sie eilte davon, den Schleier wieder dicht über's Geſicht ziehend.

Herr Dr. Schinder betrat ſeine Wohnung mißgeſtimmt und zog ſich an, um in's Kaffeehaus zu gehen und eine Tarockpartie zu ſuchen, was eben nichts leichtes war, da alle Gäſte ſich weigerten, mit dem als ſchmutzigen Spieler bekannten Wucherer zu ſpielen.

Inzwiſchen eilte Erſilia fort, über das „Platzl" und durch eine jener engen Gaſſen, die in allerlei Windungen auf den kleinen Platz führen.

In einer Kaffee-Schänke ſaß ein Mann hart am Fenſter, der eine Virginia-Cigarre rauchte und ein Glas Schnaps vor ſich ſtehen hatte.

Er beobachtete die Straße und als er Erſilia vorüber gehen ſah, nickte er mit dem Kopfe, warf ein paar Kreuzer auf das Tiſchchen und ging.

Die ehemalige Geliebte des Baron Julius Golesco ging jetzt langſam und der Mann aus dem Kaffee-Schank hatte ſie bald eingeholt.

Er war eine ſchöne, ſtattliche Figur, von faſt ſechs Fuß Höhe. Sein Geſicht war geradezu ſchön zu nennen, allein dieſe Schönheit wurde durch einen Ausdruck von Liederlichkeit und Blaſirtheit beeinträchtigt, zu dem das ſtruppige blonde Haar und die matten blauen Augen nur zu gut paßten. Geſicht und Geſtalt trugen jenen echt engliſchen Typus, der aus der Miſchung der angelſächſiſchen und der normaniſchen Race hervorgegangen und welchem Albion ſo ſchöne Männer verdankt.

Er trat an ihre Seite und ohne ſie auch nur zu grüßen, fragte er:

„Nun, Sili, wie ſtehts."

„Alles in Ordnung, Francis", antwortete ſie, „ich weiß ſo ziemlich Alles, was wir zu wiſſen brauchen."

„Schön, Bob wird mit uns zufrieden ſein. Wie weit biſt Du mit dem alten Hund gekommen."

„Wenn's nach ihm gegangen wäre, wäre nichts zu wünſchen übrig geblieben."

„So? Alſo biſt Du mir treu geblieben?" fragte er mit ſo cyniſchem, gleichgiltigen Ausdrucke, als ob er hätte ſagen wollen: Wenn's nicht der Fall, liegt mir auch nichts daran.

Sie zitterte vor Aerger und Scham.

„O Francis", ſagte ſie, „welchen Demüthigungen ſetzeſt Du mich aus."

„Mach' Dich nicht lächerlich. Bilde ich mir etwa ein, Dein Erſter zu ſein? So wenig als ich hoffe, Dein Letzter zu bleiben. Wozu alſo die Grimaſſen?"

Digitized by Google

Sie antwortet nicht, sie war an die rohe Weise des ehemaligen Kunstreiters gewöhnt, der sie, wenn er total betrunken war, sogar prügelte.

Und dennoch liebte sie ihn und hing mit aller Glut an dem brutalen Menschen.

Warum? — Ja, wer das wüßte! Das Herz des Weibes ist und bleibt ein ewiges Räthsel.

„Also rapportire", sagte er, „vergiß nichts."

„Nein. Er wohnt allein, ganz allein, ohne Dienstboten oder Hausleute. Zu seiner Wohnung führt ein Gang, an dessen Ende eine Treppe bis zu einem Treppen-Absatz ansteigt, auf welchen die Thür des Wucherers mündet. Weder auf den Gang, noch auf die Treppe oder den Absatz geht ein Fenster von einer Nachbarpartei, die Wohnung ist ganz isolirt."

„Das ist gut, — sehr gut."

„Als Waffe hat er einen fünfläufigen Revolver."

„Teufel, da heißt's vorsichtig sein, — wir selbst dürfen nicht bewaffnet eintreten, damit wenn's schief geht, wir die moralische Entrüstung des beleidigten Ehegatten geltend machen können. Wir dürfen keine Waffen haben."

„Sehr richtig, Francis."

„Andrerseits sind fünf blaue Pillen in der Hand des alten Bockes immer ein gefährlich Ding. Ein Loch in's Leben ist bald gemacht."

„Ich habe daran gedacht. Ich weiß, wo der Revolver auf dem Schreibtisch liegt, zwischen Akten und Papieren versteckt."

„Bravissimo!"

„Während er hinausgeht, Euch zu öffnen, mache ich mich an den Schreibtisch und nehme den Revolver weg. Dann ist er desarmirt."

„Sehr gut, Sili, Du bist ein Götterweib."

„Kommt's zu Gericht und zur Verhandlung, so werde ich aussagen, daß mir der Doktor Lederfleg bei meinem ersten Besuche selbst den Ort gezeigt, wo er seinen Revolver versteckt hat, und daß meine Angst mich veranlaßte, wenigstens das Leben meines Gatten zu retten, da ich ihm schon die eheliche Treue nicht gewahrt hatte."

„Ha! ha! sehr gut. An Dir ist ein Advokat verdorben."

„Nun mich freut's, wenn Du das einsiehst, wenigstens wirst Du mich nicht fortjagen."

„Ich Dich, mein Käferchen? Nein, ich bin zu sehr an Dich gewöhnt. Aber nun weiter im Texte. Hast Du herausgebracht, wo der Alte sein Geld hat?"

„Ich wußte das Gespräch so zu drehen und zu wenden, daß er endlich andeutete, in dem Parterrelokale unter seiner Wohnung befinden sich eiserne Kassen, — neun an der Zahl" —

„Oho!"

„Und alle seien voll von Werthsachen."

„Teufel! so hoch hätte ich den alten Lumpen gar nicht geschätzt. Da hat er Dir wohl auch Deine Visite glänzend honorirt."

„Ich sagte Dir ja, Francis, es sei keine Visite in dem Sinne gewesen, wie Du es meinst."

„Ja richtig, Du bleibst mir ja treu."

„Ich bat ihn um 10 Gulden, — er meinte, die werde er mir bei meinem zweiten Besuche einhändigen. Ich bat ihm um ein à conto, — da gab er mir diesen Guldenzettel."

„Schäbiger deutscher Hund!" sagte der Engländer, den Gulden aus der Hand seiner Frau nehmend und einsteckend, „das reicht kaum auf ein Nachtmahl, — und das Bier ist so versucht gut in dieser vermaledeiten Wienerstadt. Du aber, Sili, geh jetzt nach Hause, — ich will in ein Bierhaus gehen."

„Francis", sagte sie, „ich habe Hunger und zu Hause ist kein Kreuzer Geld."

„Die Bettfrau wird Dir borgen."

„Nicht mehr."

„Der Greißler wird Dir aufschreiben."

„Auch nicht mehr, bis ich die alte Schuld gezahlt habe."

„Schmachvolles Wiener Gesindel", murmelte Herr Francis Parkin, „in allen Taschen herum wühlend, aus denen er endlich ein Zehnkreuzerstück und zwei Kupferkreuzer herausbrachte, „aber warum müßt ihr Weiber auch immer so gefräßig sein, — da hast Du 12 Kreuzer, auf Käse und Brod reichts hin. Adieu!"

Und damit ging der beschäftigungslose Kunstreiter Francis Parkin seiner Wege, um im nächsten Bierhause einen Versuch zu machen, seinen Durst zu löschen.

Digitized by Google

Erſilia aber — wir haben kein Recht zu ſagen: Frau Parkin — trocknete ihre naſſen Augen und kehrte traurig in ihre Behauſung heim, die ſich in einem entlegenen Vororte befand.

Wie war es möglich, daß die Arme, die doch erſt vor drei Monaten ihren Baron Julius verlaſſen und dieſem viel Geld gekoſtet hatte, ſo herab gekommen war — in ſo kurzer Zeit?

Erſilia beſaß Schmuck und Kleider, auch etwas Geld, aber nicht zu viel, und als ſie im Circus ſich in den kühnen Reiter vergaffte, der, in männlicher Schönheit auf ungeſatteltem Pferde dahin ſprengend, eine Körperkraft und Beweglichkeit entwickelte, welche das ganze Publikum entzückte, geſchweige denn ein Geſchöpf, wie Erſilia, da wähnte ſie, der Mann, der heute als Apollo auf dem Pferde ſtand, morgen als Fra Diavolo oder begeiſterter Klephte, müſſe auch im Leben ein Ideal ſein, ohne zu ahnen, daß die ſchönſten akademiſchen Stellungen, die correcteſten Turnübungen nicht im Stande ſind, den Mangel an Bildung des Herzens und Kopfes zu erſetzen.

Leider müſſen die Artiſten, Kunſtreiter, Jongleurs, Akrobaten, Seiltänzer und was zu dieſer Sippe gehört, ſchon im zarteſten Kindesalter zu ihrer „Kunſt“ — wir wollen den Ausdruck gelten laſſen, — trainirt und dreſſirt werden und dabei wird die Schulbildung in ſolch' unglaublicher Weiſe vernachläßigt, daß viele dieſer „Künſtler“, die auf dem Pferde, dem Seile oder Trapez Senſation machen, nicht leſen und kaum ihren Namen auf einem Contracte unterſchreiben können.

Francis Parkin gehörte zu dieſer Sorte; als zweijähriges Kind war er von ſeinen Aeltern, betrunkenen irländiſchen Bettelleuten, um ein paar Groſchen an eine wandernde Reitertruppe verkauft worden und die Peitſche des Stallmeiſters, die Püffe der Clowns, bildeten die Schule des Knaben, der ſich dabei zu einem tüchtigen „Künſtler“ ausbildete, aber alles andre Lernen vernachläßigte, während er alle Roheiten der Manège, beſonders das Trinken, Spielen und die zügelloſeſten Liebſchaften für den einzigen wahren Lebensgenuß hielt, ohne es zu verſchmähen, von den Damen beſſerer Kreiſe, denen die Schönheit, der Muth und die männliche Kraft des Jünglings imponirte, Geſchenke anzunehmen und ſich von ihnen ſétiren zu laſſen. Es gibt auch männliche Courtiſanen.

Beſonders in Wien gibt es halb und ganz verlebte Weiber, die gar nichts Unrechtes darin ſehen, zur Auffriſchung ihrer erſchöpften Phantaſie die Tricots eines Force-Reiters zu benützen und dieſem alle möglichen, beſonders aber pekuniären Avancen zu machen.

Als Erſilia ſich im Circus in den ſchönen Francis verliebte, da ſtaunte ſie über die Menge ihrer Nebenbuhlerinnen. Aber als Operettenſängerin wußte ſie, daß bei ſolcher Concurrenz immer die größere Spendungsfähigkeit Siegerin bleibt und ſo drängte ſie ihre Nebenbuhlerinnen durch die Nobleſſe zurück, mit der ſie die Liaiſon mit Mr. Parkin inſcenirte.

Tagtäglich ſaß ſie in derſelben Loge, jedesmal mit einem Bouquet, immer eines ſchöner als das andre, und wenn der kühne Reiter nach durchſprengter Tour vor ihrer Loge Halt machte, den koketten Blick auf ſie gerichtet, da flogen ihm die Blumen zu. War die Tour zu Ende, dann fand Mr. Parkin in ſeiner Garderobe ein Kiſtchen der beſten Cigarren, ein paar Flaſchen des feinſten Champagners, endlich einmal ein Körbchen mit zehn für die Jahreszeit höchſt ſeltenen und theuren Pfirſichen und jeder Pfirſich war in eine Zehnguldon-Banknote eingewickelt, was dem kühnen Reiter bei weitem lieber war, als die ſüßen, ſaftigen Früchte, die ihren Weg aus Perſien nach Europa gefunden haben.

Endlich ſchrieb ſie ihm ein zierlich duftiges Billet und erſuchte um Antwort.

Statt dieſer kam ein untergeordneter Angeſtellter des Circus mit der Entſchuldigung, daß Herr Parkin das Deutſche ſehr ſchlecht ſchreibe und ſich erlauben werde, ſie nach der Vorſtellung zu ihrem Fiaker zu begleiten. Erſilia, der es nicht um die Schrift, ſondern um das Herz des ſchönen Reiters zu thun war, willigte ein und als ſich die Dame in der Loge erhob, was der am Eingang zur Manège ſtehende Parkin ſehen mußte, da eilte er voraus in's Foyer, grüßte ſie auf's artigſte, bot ihr den Arm und führte ſie zu ihrem

Wagen und auf diesem kurzen Wege schon waren die beiden unternehmenden jungen Leute so weit gekommen, daß sie ihn einlud, sich zu ihr zu setzen und zu Sacher zu fahren, um dort zu soupiren.

Und so geschah es auch, — unsre Leserinnen werden uns die Nichterzählung der weiteren Details der begonnenen pikanten Liaison wohl überlassen.

Erfilia ruinirte sich für den schönen Reiter, der sie für einen unerschöpflichen Goldbrunnen hielt und fleißig aus demselben pumpte. Das verliebte Weib schrieb öfter und immer öfter an ihren Freund Baron Julius Golesco, der damals eben in Saxon sein Geld verspielte und der Neffe Isidors schickte, was er entbehren konnte, allein es reichte nicht aus und so begann Erfilia ihren Schmuck, ihre überflüssige Garderobe zu versetzen. Inzwischen hatte der Direktor des Circus beschlossen, Wien zu verlassen und nach Warschau zu wandern. Erfilia, die ihren schönen Freund unmöglich verlassen konnte, folgte ihm in die russificirte Polenstadt, dort bekam Parkin Streit mit einem Collegen, prügelte diesen und die einschreitende Polizei und letztere machte mit dem Engländer nicht viel Federlesens, sperrte ihn vierzehn Tage ein und schickte ihn dann sammt seiner angeblichen Frau per Schub und mit Kosaken-Bedeckung über die Gränze.

Erwerblos, Engagement suchend trieben sie sich in Nord-Deutschland herum, aber sie fanden nichts und das, was der armen Erfilia von ihren Habseligkeiten, ihrem Schmucke noch geblieben war, ging auf die Neige, und das Letzte mußte verwendet werden, um nach Wien zurückzukehren, wo man in einem der vielen auftauchenden Tingl-Tangls ein Engagement zu finden hoffte.

Allein auch hier war's nichts und nach drei, vier Wochen war das einst so elegante, hübsche Paar in jenem derouten, herabgekommenen Zustand, wie wir Beide gefunden haben.

Gleichwol zitterte Erfilia nur vor einem Gedanken, nämlich vor dem, Parkin könnte die ses elenden Lebens müde werden und ihr davon gehen. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, that sie Alles, was er begehrte, ja sie kam so weit, daß sie auf seinen Wunsch sich in einem Kaffeehaus der zweifelhaftesten Art in der Nacht an den Wucherer Dr. Schinder anmachte, ihm ein Rendezvous in seiner Wohnung zusagte, wie eine zweideutige Person, sich, wie wir gesehen haben, wirklich hin begab und ihre zweideutige Rolle fortspielte, um die Oertlichkeiten auszuspähen und dem Wucherer ein ausgiebiges Stück Geld abzunehmen.

Der Plan ging allerdings nicht von Parkin aus, sondern von einem Landsmann desselben, Mr. Wright, der vor wenigen Tagen aus London angekommen war, und dessen nähere Bekanntschaft wir alsbald machen werden.

6. Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Der Herr Baron Julius von Golesco war nach seiner Absindung mit dem Wucherer August Ledersteg, genannt Dr. Schinder, aus der Vorstadt nach der Stadt zurückgekehrt und begab sich in den Volksgarten, wo er im Halbkreise des Kaffeehauses Platz nahm, um melancholisch das Abendblatt zu lesen und seinen Kaffee zu trinken, während die Militärkapelle im Kiosk die lustigsten Weisen spielte, die er nicht hörte oder nicht zu hören schien.

Tiefsinnig rechnete er nach, daß er jetzt eigentlich 30.000 fl. Schulden und um diesen Betrag falsche Wechsel ausgestellt habe, ohne eigentlich einen Vortheil davon zu genießen.

„Ich bin dem elenden Kerl abermals aufgesessen!“ murmelte er.

Die lustigen Walzer von Strauß waren nicht im Stande, seine melancholischen Gedanken zu verscheuchen, — auch die geliebte Erfilia tauchte vor ihm auf.

Hätte er sehen können, in welchem Zustande die Aermste sich befand.

Auf der andern Seite des Hemicycles saß ein Herr zwischen vierzig und fünzig, elegant gekleidet, mit einer Fülle von Haaren, die offenbar nicht die seinen waren, mit einem Monocle, durch welches sein Gesicht eine eigenthümliche Verzerrung erlitt, und mit einem seltsam geformten Hute. Das glatt rasirte Kinn, die tadellos geknüpfte Kravate verrieth den Englishman. Der Herr

Digitized by Google

schien sich sehr gut zu unterhalten und versuchte es, die Melodien, welche das Orchester spielte, nachzubrummen, dies gelang ihm wohl nicht, allein er förderte die wunderbarsten falschen Töne zu Tage, wie dies den Söhnen Albions immer zu geschehen pflegt, wenn sie sich der Aufgabe zu singen unterziehen.

Dabei hatte aber der Gentleman, der so einem echten Continent-Traveller oder Festland-Reisenden gleich sah, die Augen unablässig auf den Herrn Baron Julius Golesco gerichtet, der mißmuthig den Courszettel im Abendblatte las.

Endlich stand der Engländer auf, legte langsam die Distanz zurück, die ihn von dem Baron trennte, und setzte sich dann an dasselbe Tischchen.

Unwillkürlich sah Julius von seiner Lecture auf.

Der Fremde lüftete gravitätisch den Hut.

Baron Golesco folgte diesem Beispiele.

„Ich habe wohl nicht mehr die Ehre, Sir, von Ihnen gekannt zu sein?" fragte der Engländer.

„In der That, Sir", antwortete der Baron, „ich glaube schon die Ehre gehabt zu haben, Ihre Züge sind mir ganz außerordentlich bekannt, allein vergebens such ich in meinem Gedächtnisse den Ort, wo ich schon das Vergnügen hatte."

„Es war Saxon in der Schweiz."

„Am Spieltische also?"

„Ja Sir."

„Und Ihr Name ist Kapitain —

„Kapitain Webster."

„Wahrhaftig, Kapitain Webster!"

„Und Sie sind Baron Julius Golesco."

„Ganz richtig, Sie haben ihn gut im Gedächtnisse behalten."

„Ich bin durch sonderbare Verhältnisse dazu veranlaßt worden und es ist mir sehr lieb, Sie hier gefunden zu haben."

„Sie sind sehr gütig, Sir."

„Darf ich, Sir, Sie um das Vergnügen einer kurzen Unterredung bitten.

„Stehe zu Diensten, Sir."

„In Saxon speisten wir wiederholt bei Rozier, — prächtiger Champagner dort.

„Ich erinnere mich mit Vergnügen daran."

„Und eines Tages erzählten Sie mir zwischen dem zehnten und zwölften Glase, daß sie bestimmt und berufen seien, demnächst ihre Cousine, die Tochter des Baron Isidor Golesco zu heiraten."

„Ihr Gedächtniß ist sehr gut."

„Nun und haben Sie dieselbe geheiratet?

„Nein, wie Sie mich hier sehen, bin ich noch ledig."

„Ich las aber in den „Times" eine Trauungsanzeige aus Wien: Rosa Baronesse Golesco und William Alzey aus London. Ist Baronesse Rosa Ihre Cousine?"

„Sie ist's."

„Und Sie haben die Tochter des Millionärs sich wegnehmen lassen?"

„Man hat sie mir auf die schmachvollste Weise aus der Hand escamotirt."

„Baron Isidor oder Alzey?"

„Beide! o ich hasse sie deshalb auch ganz außerordentlich."

„Und es wäre Ihnen vielleicht ein Vergnügen, diesem Alzey einen Schabernak zu spielen."

„Was kann ich thun? Er ist mehrfacher Millionär."

„O auch Millionäre haben Stellen, wo sie verwundbar sind, z. B. ihre Frauen."

„Ah Sie meinen, daß ich meiner Cousine den Hof und Herrn Alzey eifersüchtig machen soll. Das geht nicht, Sir, — ich bin meiner guten Rosa gleichgiltig geworden und die beiden jungen Eheleute, die noch in den Flitterwochen leben, sind so in einander vernarrt, daß sie nicht einmal die officielle Hochzeitsreise gemacht, sondern sich in ihr Landhaus in Vöslau eingeschlossen haben, wo sie den ganzen Tag küßen und kosen und keinen Menschen hineinlassen, der sie dabei stören könnte."

„Wenn man aber plötzlich zwischen das kosende Paar eine Kröte hineinschleuderte?"

„Eine Kröte? was meinen Sie?"

„Eine häßliche, eiskalte, giftige, gräuliche Kröte."

„Rosa würde zu Tode erschrecken. Was hätte man übrigens davon?"

Digitized by Google

„Sie verstehen mich nicht; ich meine nicht ein wirkliches Thier, sondern eine Nachricht, ein Geheimniß, das auf das Herz der jungen Frau denselben Eindruck machen würde, wie eine wirkliche Kröte auf ihre Phantasie.

Hoch auf horchte Julius.

„Und glauben Sie im Besitze eines solchen Geheimnisses zu sein, Herr Kapitain?“ fragte er.

„Würde ich mich sonst dazu anbieten?“ fragte Webster lächelnd.

„Und Sie glauben, Rosa, — ich meine die Frau von Alzey — damit tief zu verletzen?“

„Ja, auf's Tiefste.“

„Nun, dann muß ich gestehen, daß mir das Angst macht. Am Ende bleibt Frau von Alzey doch immer meine Cousine und sie hat mich geliebt von Jugend an, sehr geliebt, ich kann es sagen, ohne arrogant zu sein, bis dieser fatale Mensch, dieser Alzey kam, der mir hat weg geschnappt mit einem Griff die Geliebte und die Millionen des Vaters.“

„Nun, dann würden Sie es doch natürlich finden, sich zu rächen?“

„Ja, ja, allerdings, aber am Ende müßte ich doch wissen wie?“

„Das ist meine Sache.“

„Hm! Herr Kapitain, ich kann nicht drauf eingehen, bevor“ —

„Hören Sie mich an, Sir, glauben Sie, daß es der jungen Frau angenehm sein wird zu erfahren, daß ihr zärtlicher Gemal in London eine Geliebte hat mit einem Kinde?“

Julius fuhr empor, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte.

„Das wäre etwas!“ rief er, „erstens würde dieser fatale Alzey dadurch bei ihr gerathen in Mißcredit und zweitens würde sie dann einsehen, welch ein treues Herz sie bei mir verloren und gebrochen hat.“

Der gute Cousin vergaß in diesem Augenblicke ganz und gar, daß dieses treue Herz so lange für eine gewisse Erfilia geschlagen hatte und noch schlug und daß es gewiß nicht seine Schuld war, wenn Erfilia kein Kind von ihm besaß.

„Also sind Sie mit meiner Idee einverstanden?“ fragte Kapitain Webster.

„Vollkommen! aber die Beweise?“

„Sind in meinen Händen.“

„Charmant, aber wie soll man selbe meiner Cousine zukommen lassen?“

„Ich werde ihr dieselben selbst vorlegen, natürlich in Abwesenheit ihres Gatten.“

„Das begreift sich.“

„Ich muß mit ihr eine Unterredung unter vier Augen haben.“

„Kann ich nicht beiwohnen?“

„Nein, es würde sie zu tief demüthigen.“

„Das ist richtig. Aber Sie werden ihr unter die Nase reiben, daß sie besser gethan hätte, ein treues deutsches Herz statt des englischen Verräthers zu wählen.“

Der Kapitain hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

„Ich werde nicht ermangeln“, sagte er, „diese schöne Phrase, die eines Spencers oder Byrons würdig wäre, im geeigneten Momente loszulassen.“

„Vortrefflich! Und wann werden Sie das thun?“

„Sobald Sie mir eine Unterredung mit ihr verschafft haben.“

„Ich?“

„Ja, wer denn sonst. Die Dame befindet sich im Rosa-Hofe zu Bösslau.“

„Sie sind sehr genau unterrichtet und scheinen sehr viel Interesse für diese Sache zu haben.“

Kapitain Webster biß sich in die Lippen, aber schnell gefaßt lächelte und erwiderte er:

„Ehrlich gestanden, ja. Ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Die Unglückliche, die Herr Alzey sammt ihrem Kinde im Stiche gelassen, ist — meine Schwester.“

„Ah!“

„Miß Jane Webster, ein braves Mädchen, das dieser Wüstling bethört hat, der mir eigentlich vor die Spitze meines Degens oder meiner Pistole sollte; allein ich denke, das Duellglück ist perfid und ein Zweikampf kein Gottes-Urtheil.

Digitized by Google

„Wenn dieser Alzey," fuhr er fort, „den Gott verdamme, mich niederschießt, so steht meine arme Schwester mit ihrem Kinde ganz allein und verlassen in der Welt, ich kann die Existenz von zwei mir so theuren Wesen nicht muthwillig auf's Spiel setzen."

„Das ist sehr hochherzig, sehr edel gedacht, Sir, — ich bewundere Sie."

„Glauben Sie denn, daß ich sonst den glühenden Rachedurst, das Verlangen unterdrücken könnte, mich im Blute des elenden Verführers zu baden?"

Der Kapitain sagte das mit einem so hohlen Komödien-Pathos, daß jeder Andre als der gute Julius darüber stutzig geworden wäre, welcher nur bemerkte:

„Aber warum wenden Sie sich nicht an die Gerichte; ein so reicher Mann, wie Alzey, muß doch gezwungen werden können, für das Kind und dessen Mutter zu sorgen?"

„Das englische Gesetz gibt uns keine Handhabe dazu wie das österreichische. Zudem widerstrebt es meinem Stolze, die Schande meiner Schwester vor's Gericht zu zerren und dem Elenden für sie einen Gnadengehalt abzunehmen."

„Ich begreife und ehre dieses Gefühl."

„Ich ziehe es vor, der Frau von Alzey die Geschichte zu erzählen, sie ist jung, sie hat ein fühlendes Herz, sie wird nicht zugeben, daß ein Kind ihres Gatten, ein wenn auch unehelicher Bruder ihrer eigenen Söhne und Töchter, die sie ja ohne Zweifel bekommen wird, als Bettler, vielleicht auch noch als etwas Schlimmeres herum wandert, sie wird bei ihrem Reichthum sich entschließen, etwas zu thun" —

„Es ist also auch die Geldfrage, die zur Austragung kommen soll?"

„Nicht für mich, Sir, sondern nur für meine Schwester und ihr armes Kind."

„Natürlich, — natürlich!"

„Und nun lassen Sie uns berathen, wie wir es anfangen wollen, damit ich die Unterredung unter vier Augen mit Frau von Alzey in Abwesenheit ihres Gatten bekomme."

„Ich habe eine Idee", meinte Julius, „wie es vielleicht gehen könnte."

„Lassen Sie hören," mahnte Kapitain Webster.

„Herr von Alzey hat in Vöslau gar kein Geschäftszimmer, sondern hat es mit meinem Onkel ausgemacht, daß er, wenn er von Vöslau herein kommt, dessen Comptoir im Palais auf der Ringstraße benützen kann. Er hat ihm dort ein eigenes Zimmer mit Schreibtisch u. s. w. eingeräumt. Wenn Herr von Alzey herein kommt, so geschieht es vor 9 Uhr, er bleibt bis 12 auch 1 Uhr und fährt dann zurück. In der Zwischenzeit können wir unsre Manöver sehr gut ausführen. Wir fahren mit dem Zuge 9 Uhr 30 Minuten nach Vöslau, sind nach 11 dort und machen uns an's Werk."

„Sehr gut. Aber wie erfahre ich's, daß Herr von Alzey nach Wien gekommen?"

„Wo wohnen Sie?"

„Im Hotel Tegetthoff."

„Schön, bleiben Sie täglich bis halb 10 Uhr im Kaffeehause des Stadtparkes, wo ich Sie abholen werde, sobald unser gemeinsamer Feind von Vöslau herein gekommen."

„Sehr gut! Ich danke Ihnen, Herr Baron, und wenn ich je in die Lage kommen sollte, Ihnen den Dienst zu vergelten, den Sie mir heute erweisen" —

„Ach machen Sie kein Aufhebens davon. Ein Gentleman muß dem andern beistehen, besonders wenn es sich darum handelt, einen Elenden zu entlarven, der mich um mein Glück betrogen hat."

„Sehr richtig, — die Ehre meiner Schwester fordert Genugthuung", sprach Kapitain Webster.

Die Herren plauderten noch geraume Zeit, dann empfahl sich der Engländer, da er sah, daß Baron Julius den vorüberwandelnden, scharf kokettirenden Dämchen der alten Volksgarten-Garde eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Denn obwohl der Lebemann die Hand seiner Cousine und das Herz seiner Erstlia verloren hatte, war seine verliebte Natur doch eine derartige, daß er beim Anblicke eines hübschen Gesichtes immer Wallungen bekam.

Digitized by Google

„Ich will nicht stören, Herr Baron“, sagte der Kapitain, militärisch grüßend.

„Auf Wiedersehen im Stadtpark-Kaffeehaus,“ antwortete der junge Golesco.

Der Kapitain ging, seinen Verbündeten den verliebten Abenteuern überlassend, aus dem Volksgarten weg und nahm seinen Weg nach einer der Bierhallen, an welchen der Ring und seine Umgebung so reich ist. In eine derselben eintretend, sah er forschend nach allen Seiten herum und erblickte endlich das, was er suchte.

„Ah dort!“ murmelte er, auf eine Ecke des Salons zuschreitend.

Es war der herabgekommene Kunstreiter Francis Parkin, der dort hinter einem großen Bierglase saß und dessen Inhalt in seine stets durstige Kehle gleiten ließ.

„Guten Abend, Francis“, sagte der Kapitain, ihm die Hand reichend.

„Auch soviel, Bob Wright“, antwortete der Kunstreiter.

Wir erlauben uns darauf aufmerksam zu machen, daß der angebliche Kapitain von seinem Freunde nicht Webster, sondern Wright benannt wurde. Der interessante Herr hatte überhaupt für verschiedene Situationen verschiedene Benennungen.

„Nun wie steht's, Parkin“, fragte er, sich zu ihm an den Tisch setzend und den Kellner heranwinkend, „habt Ihr was ausgerichtet, Du und Deine Sclavin.“

„All right! Alles in Ordnung“, erwiderte der Kunstreiter, während der Kellner ein großes Glas Bier vor dem neuen Gaste hinstellt. „Erfilia hat Wunder gewirkt.“

„Wirklich? laß hören!“

„Sie hat die Wohnung des Wucherers besucht und Alles ausspionirt.“

Dann erzählte er ihm Alles, was Erfilia in der Behausung des Herrn Dr. August Lederfteg, genannt Dr. Schinder, gesehen, gehört und sich gemerkt hatte.

Zustimmend nickte der falsche Kapitain mit dem Kopfe.

„Das ist gut, sehr gut“, sagte er, „den Wucherer werden wir also zu dritt packen und es soll ihm gehörig zur Ader gelassen werden. Ein Expedition nach Vöslau werde ich allein unternehmen.“

„Warum allein?“ fragte der Kunstreiter Francis Parkin lauernd.

„Weil die Geschichte ganz gefahrlos ist“, antwortete Webster ruhig, „es wird mir nur eine Dame gegenüber stehen, eine so noble Dame, daß ich Dich mit Deinen Stallmanieren gar nicht in ein solches Haus mitnehmen könnte.“

„Natürlich!“ rief Francis beleidigt, „wenn keine Gefahr dabei, da sind wir mit unsern Stall-Manieren überflüssig, wenn aber Messer und Revolver in's Spiel kommt, da sind wir gut genug für Herrn Bob Nash“ —

„Willst Du schweigen“, fiel ihm der erblassende Kapitain in's Wort, „wie oft hab' ich Dir gesagt, Du sollst diesen Namen nicht nennen, aber Du bist schon wieder besoffen.“

„Besoffen? ich?“ krakehlte der Kunstreiter, indem er den Guldenzettel aus der Tasche zog, den ihm Erfilia gegeben, „da schau her! das ist mein ganzes Geld, — kann man für so ein paar Pfenninge sich in Wien einen Rausch kaufen? Und daheim hungert mein Weib und die Kinder“ —

„Du hast Kinder?“

„Nein, aber ich könnte welche haben und dann würden sie hungern, wie ihre arme Mutter, weil Du nichts hergeben willst, Du Geizhals, Du — Du —“

„Mach' mir keinen Skandal; ich zahle Deine Zeche hier und werde Dir noch obendrein Geld geben; aber viel kann man Dir nicht überlassen, denn wie Du Geld in den Händen hast, fängst Du zu saufen an und hörst nicht mehr auf.“

„Wenn's mir aber so schmeckt!“

„Gut, aber warte wenigstens bis unsre Unternehmungen geglückt sind. Sei kein Esel, Francis, und erinnere Dich, daß ich gegen Alle, die mich bei meinen Arbeiten unterstützten, immer ein nobler Kerl gewesen bin. Du sollst nicht nur von dem Deinen Theil haben, was wir dem Dr. Schinder abnehmen, sondern auch von der Beute in Vöslau sollst Du so viel bekommen, daß Du zufrieden bist, aber ich bitte Dich, lieber Francis,

Digitized by Google

betrage Dich wie ein Mensch und nicht wie ein betrunkenes Schwein, damit Du mir nicht in meine Pläne tölpelst."

„Hast Recht, Bob, ich will mich schon zusammen nehmen, daß Du zufrieden bist, — ich will nichts mehr trinken, — Kellner bringen Sie mir kein Bier mehr, sondern eine Maß Wein und später ein großes Glas Cognac!"

7. Kapitel.

Freund Schweiglmayer.

In seinem Arbeitszimmer saß der Textil-Industrielle Seitenberger.

Es war ein regelmäßig viereckiges, einfaches, aber elegant eingerichtetes Gemach. An einer Wand stand ein Bücherschrank, angefüllt mit Fachwerken, an den übrigen Wänden befanden sich stylmäßig construirte Etagèren, vollgepfropft mit Geschäftsbüchern, Schriften, Akten, Ausweisen, Fachblättern u. s. w. denn Herr Seitenberger leitete als oberster Chef sein Geschäft selber, er war einer jener echt österreichischen Groß-Industriellen, die Alles bis zum kleinsten Detail selbst kennen und denen keiner ihrer zahlreichen Beamten und Bediensteten ein X für ein U machen kann.

Er selbst hatte sich im behaglichen Lederfauteuil vor seinen massiven, aber sehr eleganten Schreibtisch gepflanzt und las aufmerksam eine Eingabe von vielen Seiten.

Da klopft es.

„Herein!"

Durch die geöffnete Thür tritt ein nett gekleideter Mann zwischen fünfzig und sechzig, mit jovialer Miene, eines jener freundlichen Gesichter, die keinem Menschen bös sein können, während auch ihnen umgekehrt Jedermann gut sein muß.

Ueber die wettergebräunten Wangen, die sanft geröthete Nase, blickten lächelnd zwei kleine, aber unendlich gutmüthige blaue Augen, voll Lustigkeit und Schalkhaftigkeit.

„Unterthänigster Diener, Herr von Seitenberger", spricht er unendlich höflich.

Der Chef des Hauses erhebt sich vom Fauteuil, tritt näher und fragt:

„Ihr Diener, mein Herr, mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich bin der Schweiglmayer", erwidert hochachtungsvoll der höfliche Mann, „der Geschäftsleiter der Brauerei von Wender in Groß-Schwarzach."

„Freut mich unendlich, bitte Platz zu nehmen, — womit kann ich dienen?"

„Ja, das ist eine verwuzelte Geschichte", erwidert Schweiglmayer, sich auf einen Sessel niederlassend, während Seitenberger wieder an seinem Schreibtische Platz nimmt.

„Nun, so lassen Sie hören", spricht er lächelnd.

„Ich weiß eigentlich gar nicht, wie ich anfangen soll", meint der Geschäftsleiter.

„Nun so will ich's Ihnen sagen; Sie kommen, mit mir über ein Manuscript Rücksprache zu nehmen, das sich in meinen Händen befindet und dessen Veröffentlichung in irgend einem Blatte Ihrem Herrn Chef sehr unangenehm sein würde."

Schweiglmayer blickt ihn mit verwunderten Augen an und erwidert:

„Merkwürdig! Aufs Itipfel haben Sie's getroffen, Herr von Seitenberger."

„Ihr Chef weiß ja doch, daß ich von demselben keinen Gebrauch machen werde, bis nicht die gerichtliche Untersuchung entweder den Beweis der Wahrheit herstellt oder die Lügenhaftigkeit des Dokumentes nachweist, in welchem Falle ich ohnehin keinen Gebrauch davon machen würde."

„Alles schon recht, aber Herr von Wender hat keine ruhige Stunde bei Tag und Nacht, bevor sich nicht das Malefiz-Manuscript in seinen Händen befindet."

„Und Sie meinen, daß ich es Ihnen ausliefern werde?"

„Ich gebe mich der schmeichelhaften Hoffnung hin, daß Sie es thun werden."

„Da schmeicheln Sie etwas zu viel. Warum kommt übrigens Herr Wender nicht selbst?"

„Weil er ein eigensinniger Kopf und nebstbei ein Traumichnicht ist."

„Und deshalb schickt er Sie, den zu kennen ich nicht einmal die Ehre habe?"

Digitized by Google

„Werden mich gleich kennen, Herr von Seitenberger. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich der Schweiglmayer bin; das ganze Wender'sche Haus aber nennt mich Freund Schweiglmayer, weil ich schon dreißig Jahr in dem Haus, in der Familie bin und mich dem alten Herrn, so wie seinem Sohn gegenüber immer wie ein wahrer, echter, treuer Freund verhalten habe" —

„Das macht Ihnen alle Ehre, Herr Schweiglmayer! — meinen Respekt!"

„Ich küß' die Hand für das Kompliment. Eigentlich heiß ich Zweiglmayer, — aber wissens, unser Bier ist halt gar so viel gut und besonders Abends, wenn ich mit allen Geschäften fertig bin, da schmeckt's mir halt gar so gut und da bring ich so manchmal meinen kleinen Schweigl zusammen."

„Das wird Ihnen Niemand übel nehmen, Herr Zweiglmayer."

„Um Gotteswillen, Herr von Seitenberger, heißen's mich nicht Zweiglmayer, — ich hab' mir den Namen völlig abgewöhnt, sagen's Schweiglmayer zu mir, — oder wenn's mich ein Bißl gern haben, sagen's Freund Schweiglmayer."

Seitenberger war eine fröhliche Wiener Natur; er lachte vom ganzen Herzen, als er erwiderte:

„Nun Sie gefallen mir, Freund Schweiglmayer!"

„Na so sehen's! Sie haben ja auch so ein freundliches Gesicht, daß man beim ersten Anblick gleich sagen kann: das is ein jovialer Herr, mit dem man vernünftig reden kann."

„Sehr schmeichelhaft für mich, — aber bei all der Vernunft, die Sie mir zutrauen, werde ich das bewußte Manuscript doch nicht ausliefern."

„Aber, Manneri, warum denn nicht?"

„Es ist die einzige Waffe, mit der ich mir gegen Ihren Herrn Genugthuung verschaffen kann, der mich schwer beleidigt hat. Kennen Sie den Vorfall?"

„Ganz genau, der Schweiglmayer weiß ja Alles, was im Haus Wender vorgeht; mein Chef hat mir die Geschichte ganz genau erzählt."

„Nun dann werden Sie begreifen —"

„Daß er wieder einmal zu weit gegangen ist, wie ihm das leider nur zu oft passirt. Das kommt von der verfluchten englischen Erziehung, die ihm sein Vater hat angedeihen lassen, er ist ja immer wie zum Boxen gestellt. Wie oft hab ich dem Alten gesagt, daß das nicht gut thut, aber er hat mir's nicht geglaubt und geantwortet: Laßt mich aus mit Eurer österreichischen Gefühlduselei, mein Sohn soll stramm werden, wie ein Engländer."

„Nun gegen mich war er nicht mehr stramm, sondern geradezu unartig, und hätte ich mich eben so benommen, wie er, so wären wir vielleicht wirklich auf's Boxen zusammen gekommen."

„Weiß es, weiß es, — er hat mir ja Alles erzählt. Ich habe ihm aber auch tüchtig die Leviten gelesen und gesagt: Wie kann man so ein gemüthliches Haus beleidigen, wie den Herrn von Seitenberger, so einen fidelen, lieben Kerl" —

„Sie sind sehr gütig, Freund Schweiglmayer!"

„Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich was Dummes gesagt habe, aber ich lege die Worte nicht auf die Waagschale, ich bin der Schweiglmayer und muß reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist, — zu was sind wir denn Wiener, wenn wir anders reden?"

„Ich lobe das, Freund Schweiglmayer — aber das Manuscript bekommen Sie doch nicht."

„Wer weiß, wer weiß! Ich werde Ihnen dafür ein Anbot machen."

„Ein Anbot? Wenn Ihnen Herr Wender Alles erzählt hat, so muß er Ihnen auch gesagt haben, daß es mich am meisten beleidigte, als er mir für das Manuscript Geld bot, also mir dasselbe so zu sagen, abschachern wollte."

„Weiß es, weiß es, — der Schweiglmayer weiß Alles und ich glaube, mein Chef hat Ihnen für das Sakerments-Dokument zu wenig geboten."

„Zu wenig? Wissen Sie, Herr Zweiglmayer, daß jetzt Sie mich beleidigen."

„Zweiglmayer! Nennens mich um Gotteswillen nicht so, — ich bin der Schweiglmayer, — und Sie wissen ja gar nicht, was ich für das unglückliche Manuscript biete."

Digitized by Google

„Genug dieſer Worte, — ich darf nicht länger anhören, was Sie“ —

„Anhören! Warten! Ausreden laſſen! Ich biete — eine Million!“

Seitenberger fuhr vom Fauteuil empor und ſprach beinahe entrüſtet:

„Eine Million! Ich muß glauben, Herr Zweiglmayer“ —

„Schweiglmayer! Schweiglmayer, — Sie machen mich nervös!“

„Ich habe auch Nerven und dieſe ſind im Augenblicke gewaltig irritirt, denn wenn Sie ſich nicht in dem Zuſtande befinden, der Ihnen den poetiſchen Namen Schweiglmayer verſchafft hat, ſo muß ich glauben, daß Sie mich foppen wollen und laſſe ich mich in meinem Hauſe von Niemandem zum Narren halten, — verſtehen Sie mich?“

„Fürn Narren halten, ich — Sie? Ich werd mir erlauben, einen ſo lieben charmanten Mann zu foppen? Das kommt davon, weil Sie mich nicht reden laſſen.“

„Nun So reden Sie, in drei Teufels Namen, Herr Schweiglmayer.“

„So iſt's recht. Alſo hören Sie, Verehrteſter. Ich biete Ihnen die Million ja nicht in einer Brieftaſche oder in einem Dukaten-Sackel, ſondern in der Taſche von dem Brautkleide eines bildſaubern Mädels.“

„He?“ machte Seitenberger, ganz verdutzt.

„Nicht wahr, da ſpitzen Sie!“ rief Schweiglmayer, ſich ſeelenvergnügt die Hände reibend, welche Handſchuhe Nr 9½ nöthig hatten.

„Ich verſtehe Sie nicht“, ſagte der Induſtrielle den Kopf ſchüttelnd.

„Haben Sie nicht einen Sohn“, fragte Schweiglmayer, „der nach meiner Rechnung ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt ſein muß.“

„Bereits dreiundzwanzig.“

„Sehen Sie, da wird er auf's Jahr ſchon majorenn, er ſoll ein ſehr ſaubrer Burſche, — will ich ſagen, ein ſehr hübſcher junger Mann ſein.“

„Hm! er iſt nicht übel“, erwiderte der Vater lächelnd und mit einem gewiſſen Stolze, „aber was mehr iſt, mein Paul iſt auch ein tüchtiger Menſch, ein ehrenwerther Charakter, hat was gelernt und ich werde eines Tages mit voller Ruhe mein Geſchäft in ſeine Hände legen können.

„Ich hab's ja gewußt, die Seitenberger ſind lauter Genies. Wir aber, Verehrter, wir haben eine Tochter, — das heißt mein Chef hat eine Tochter, Pauline heißt ſie — wie ſich das herrlich trifft, — Paul und Pauline, — es fehlt nichts, als daß ſie am Peter- und Pauli-Tag bei den Paulanern getraut werden“ —

„Machen Sie keine ſchlechten Witze, kommen Sie zur Sache.“

„Aber die liegt doch klar auf der Hand. Unſre Pauline iſt ſchön wie ein Engel, brav wie eine Nonne, ſanft wie eine Taube, gut und rein wie ein Lämmlein, gebildet wie ein Gouvernante, wir machen aus den jungen Leuten ein Paar, — wir geben unſrer Tochter eine Million, Sie brauchen als Widerlage nichts zu geben als das verhängnißvolle Manuſcript und O. S. Berg macht ein luſtiges Stück daraus: „der Revolver als Eheſtifter.“

Seitenberger brach über dieſen originellen Heirats-Antrag in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Hören Sie, Freund Schweiglmayer“, ſagte er, „Sie nehmen das etwas ſtark auf die leichte Achſel. Die jungen Leute müßten ſich doch gern haben“ —

„Müſſen! müſſen! werden gar nicht gefragt.“

„Vor vierundzwanzig Jahren laſſe ich meinen Paul nicht heiraten.“

„Unſre Pauline iſt auch erſt ſiebzehn Jahre alt, kann alſo auch noch ein Jahr warten, in der Zwiſchenzeit lernen die beiden Leute ſich kennen, achten, ſchätzen, lieben u. ſ. w.“

„Nun, — Sie dürfen nicht glauben, daß ich meinem Sohne nicht mindeſtens auch eine halbe Million gebe.“

„Das iſt kein Hinderniß. Sie ſchlagen die 500 Tauſender in das vermaledeite Manuſcript ein, und Alles iſt in Ordnung.“

„Ich muß mir die Sache denn doch noch überlegen.“

„Thun Sie das, verehrteſter Herr von Seitenberger, und Sie werden darauf kommen,

Digitized by Google

daß es keine charmantere Manier gibt, die unliebsame Affaire auszugleichen. Der ganze Plan ist von mir, der Schweiglmayer ist auch ein Schlaumayer, und wenn zwei so echte Wiener zusammen kommen, wie wir es sind, dann geht Alles, denn daß wir uns was vergeben, das gibts nicht, — weil's das nicht gibt, ewig nicht."

„Ich muß gestehen, Freund Schweiglmayer, Sie haben eine Manier, die Dinge anzugreifen, die mir imponirt. Das geht ja Alles wie auf der Post."

„Ich bin mein Lebtag nicht anders gewesen. „Resch und resolut!" das war immer mein Wahlspruch. Zur Zeit, als es unter den Arbeitern allgemein Mode ward, die Arbeit einzustellen und die Chefs zu malträtiren und zu sekiren, da kamen auch unsre Braugehilfen in Groß-Schwarzach auf die geniale Idee, strike zu machen, obwohl ihnen gar nichts abging. Aber es war, wie gesagt, einmal Mode. An der Spitze dieses strikes stand ein Düsseldorfer, Matjes mit Namen, der uns die Leute aufhetzte. Ich redete kategorisch mit ihm und als er grob werden wollte, da nahm ich, obwohl er um einen Kopf größer war als ich, einen Schlägel, aber nicht etwa einen Kalbs- oder Schöpsenschlägel, sondern einen Binderschlägel, denn die Scene fiel in der Binderei vor und schlug damit meinen guten Freund Matjes dergestalt auf den renitenten Schädel, daß der Düsseldorfer Riese hinsank, wie ein geschlachteter Ochse. Das imponirte den Andern, der strike war zu Ende und mit dem Schlägel in der Hand ging ich als Sieger hervor."

„Sehr schön, aber wollen Sie, Freund Schweiglmayer, mit dieser interessanten Erzählung vielleicht andeuten, daß ich im Falle der Nicht-Annahme Ihrer Bedingungen vielleicht auch einige Souvenirs mit dem Binderschlägel auf den Kopf bekommen würde?"

„Heiliger Gambrinus steh' uns bei! Wie könnte ich auf solche Gedanken kommen, einem Manne gegenüber, den ich so hoch verehre und den ich" —

„Gern herum kriegen möchte, nicht wahr, — alter Schweiglmayer?"

„Gut, nennen Sie's in Gottesnamen so! Ja, Herr von Seitenberger, ich will Sie herum kriegen, oder weil mir der Ausdruck zu norddeutsch klingt, ich möchte Sie, wie man gut wienerisch sagt, um den Finger wickeln und über den Daumen drehen, aber im besten, im gemüthlichsten Sinne, wie nur der echte Wiener es auffaßt. Ich möchte, daß zwei intelligente Männer, welche zu den Vertretern der Groß-Industrie in Oesterreich gehören, nicht wegen eines dummen Kartenspieles sich feindlich gegenüber stehen, ich möchte nicht, daß ein Ehrenmann gegen den andern aus kleinlicher Rache die Presse in einer Weise mißbraucht, wie es bisher nur aus schnödem Eigennutz von Revolver-Journalisten geschehen ist, — ich möchte Vergessenheit des Vergangenen und Anbahnung einer schönen Zukunft, indem man das Lebensglück von zwei jungen Leuten gründet, die alle Bedingungen in sich haben, glücklich zu werden. Und daß ich das Alles will, können Sie mir nicht übel nehmen, Herr Seitenberger, denn aus ihrem Gesichte leuchtet auch jener fidele Wiener Zug, der sich lieber verträgt, als sich rauft. Ich habe meinen Chef lieb, der mehr als Chef, der mein Freund ist, dessen Vater mir eine Existenz gründete, für welche ich dem im Grabe noch dankbar bin, indem ich die Interessen seines Sohnes vertheidige, ich kann einmal nicht anders, ich, der Schweiglmayer."

Und mit Bewunderung blickte der Textil-Industrielle auf diesen treuen Diener seines Herrn, und fast bewegt klang seine Stimme, als er erwiderte:

„Freund Schweiglmayer! es ist Ihnen gelungen, — Sie haben mich völlig bezwungen, der Friede sei also geschlossen, — und die Bedingungen haben wir ohnehin bereits vereinbart."

„Hm! ja, allerdings!" antwortete der wackere Mann, „s'wäre aber vielleicht doch besser, wenn wir Alles genau präcisiren wollten."

„Gut. So präcisiren Sie, ich werde Ihnen aufmerksamst zuhören."

„Ich verlange nichts Schriftliches, denn das mündliche Wort eines Ehrenmannes, wie Sie es sind, ist so gut, als ein sechs Seiten langer Contract."

Digitized by Google

„Sehr schmeichelhaft, aber vollkommen richtig."

„Beginnen wir also. Herr Wender erklärt, daß ihm sein Benehmen bei einer gewissen Partie Piquet im Palais Golesco aufrichtig reut und ersucht Herrn Seitenberger, deshalb nicht länger auf ihn böse zu sein, sondern ihm zu vergeben.

„Ist das eine schöne Erfindung von Ihnen oder die wirkliche Gesinnung des Herrn Wender?"

„Ipsissima verba, — seine eigensten Worte. Sonst würde ich mir nicht erlaubt haben, den Gegenstand in so bestimmter Form zu moduliren."

„Schön, gut! — Also weiter im Texte."

„Dagegen verspricht Herr Seitenberger, von einem gewissen Manuscripte keinen Mißbrauch zu machen." —

„Mißbrauch? Eines solchen bin ich als honetter Mann überhaupt nicht fähig" —

„Bitte um Verzeihung! wollen Sie diesen Theil der Friedens-Stipulationen vielleicht selbst formuliren."

Und der Groß-Industrielle sprach lächelnd:

„Herr Seitenberger erklärt, daß er von jenem Manuscripte überhaupt keinen Gebrauch machen werde. Im Falle, als die ungarischen Gerichte sich gegen den Bräuhausbesitzer von Porvár auszusprechen würden, würde Herr Seitenberger das Manuscript, ohne irgend einer Person, oder gar einer Behörde Einsicht zu gestatten, brevi manu verbrennen." —

„O wackrer Mann! Ein zweiter Fugger, welcher die Schuldverschreibung Kaiser Karls V. zu Augsburg verbrannte."

„Für den Fall aber", fuhr Seitenberger fort, „als das Gericht Herrn Wender zustimmen und wegen Mangel an Thatbestand von dem ganzen Verfahren abstehen sollte, wird das Manuscript dem Herrn Wender sofort eingehändigt werden, ohne wie immer Namen habende Entschädigung."

Freund Schweiglmayer machte ein sehr verdutztes Gesicht und erwiderte kleinlaut:

„Das ist sehr schön, sehr nobel von Ihnen, Herr Seitenberger, aber was ist's denn mit meinem Plane?"

„Aber Freund Schweiglmayer, — man kann doch das Wohl und Weh zweier jungen Leute nicht so abmachen, wie man die Lieferung von 200 oder 300 Faß Bier abmacht."

„Also sind Sie dagegen, daß aus unsern Kindern ein Paar wird?"

„Nicht im mindesten, ich will nur nicht, daß der Name eines jungen Mädchens aus einer der achtbarsten Familien der Residenz in eine so schmutzige Affaire hineingezogen wird. Wenn sich die jungen Leute kennen lernen, wenn sie Geschmack und Gefallen aneinander finden, dann habe ich nichts einzuwenden, wenn diese Neigung zu einer ehelichen Verbindung führt."

„Das ist eine Rede und bei dem Heiratsgute bleibt es; man soll nicht sagen, daß wir unsrer Tochter weniger gegeben haben als eine Million und der schönste Tag meines Lebens wird es sein, wenn ich in allen Blättern Wiens die Annonce lese: „Als Verlobte empfehlen sich Pauline Wender und Paul Seitenberger." Ihr Diener, verehrter Herr, der Schweiglmayer empfiehlt sich Ihrem ferneren Wohlwollen."

8 Kapitel.

Villa Rosahof.

Es gibt Leute, welche das reizende Vöslau jeder andern Sommerfrische in der Nähe von Wien vorziehen. Eine gewisse aristokratische Färbung kennzeichnet die Bewohner des lieblichen Ortes und selbst die Herren und Damen des auserwählten Volkes halten sich für feiner und distinguirter, wenn sie im malerischen Teiche von Vöslau schwimmen, als wenn sie im Sauerhof zu Baden herum zappeln.

Die Landhäuser in Vöslau gehören zu den geschmackvollsten, elegantesten und comfortabelsten in der Umgebung Wiens, was bei der Menge und dem Luxus der Villen gewiß beachtenswerth ist.

Eine der schönsten, großartigsten und prachtvollsten war eine Villa, welche Baron Golesco aus dem Nachlasse eines Wiener Architekten gekauft, neu meublirt und seiner Tochter zu Ehren Villa Rosahof genannt hatte.

Der Raum ist uns viel zu karg zugemessen, als daß wir uns gestatten dürften, das prächtige

Digitized by Google

ſtylvolle Gebäude, deſſen luxuriöſe Einrichtung, und den über alle Begriffe herrlichen Garten mit ſeinen ſchattigen Alleen, ſeinen prachtvollen Blumen-Parterren und trefflich angelegten Treibhäuſern zu ſchildern.

Wir müſſen uns beeilen, die Begebenheiten, die wir noch zu erzählen haben, abzuwickeln.

Im Garten des Roſahofes promenirte eine Dame in reizendem Negligé, — ſie hatte um 10 Uhr, nachdem ihr Gatte wegen Geſchäften in die Stadt gefahren war, ein Bad genommen, — nicht etwa im großen Teiche, der für das ganze Publikum beſtimmt iſt, — denn die Villa Roſahof beſaß ein eigenes Bad, in Form eines mauriſchen Tempels mit einer großen Muſchel aus Marmor überhaupt mit all jenem Luxus ausgeſtattet, wie ſich nur reiche Leute denſelben erlauben dürfen.

Dann hatte Frau von Alzey gefrühſtückt und jetzt machte ſie einen Spaziergang durch den weitläufigen Garten, ein illuſtrirtes Modeblatt in der Hand, in welches ſie von Zeit zu Zeit einen Blick warf.

Ein Diener kam gerannt und meldete reſpektvollſt:

„Frau Baronin“ — (ſie hatte ſich dieſe Titulatur ausbedungen,) — „es iſt ein Herr da, der ſich nicht abweiſen laſſen will, — er ſagt, er habe ein Recht, mit der Frau Baronin zu ſprechen, denn er ſei hochdero Couſin und nenne ſich Baron Julius Golesco; er hat aber noch einen zweiten Herrn bei ſich.“

„Was den zweiten Herren betrifft, ſo thut es mir leid“, erwiderte Frau von Alzey, „aber ich empfange hier in meiner Villa keine Beſuche; den Couſin Julius können Sie herein laſſen, der Einfaltspinſel wird mir wie immer Spaß machen.“

Der Bediente ging und gleich darauf ſchwebte Julius durch eine Allee heran, machte ein trübſeliges Geſicht und ſtarrte ſeine ſchöne Couſine mit ſchmachtenden Augen an.

Denn Frau von Alzey war wirklich ſchöner, als ſie je geweſen. Ein gewiſſer Ausdruck beglückter Liebe und unwandelbarer Freude lag auf ihren zarten Zügen und ihre Augen funkelten ſchwärmeriſch, während ihr langes, noch vom Bade feuchtes Haar, ungeordnet in langen, ſchwarzglänzenden Wellen über ihren Rücken floß.

„Guten Tag, Couſine“, begann Julius, „es iſt lange, daß wir uns nicht geſehen.“

„Ziemlich lang, Couſin“, antwortete ſie trocken, „denn auf meiner Hochzeit warſt Du nicht.“

„Und das wundert Dich?“

„Und hier empfange ich keine Beſuche. Daß ich D i c h vorlaſſe, iſt ein ganz ausnahmsweiſer Fall und muß Dir beweiſen, daß ich die Verwandtſchaft reſpektire.“

„Ich bin nur froh, daß Du Dich überhaupt noch an unſre Verwandtſchaft erinnerſt.“

„Ich werde doch meinen närriſchen Couſin Julius nicht vergeſſen.“

„Danke. Und dennoch haſt Du's gethan! — o! — o!“

„Was ſchneideſt Du denn für Geſichter, armer Couſin?“

„Soll ich etwa vergnügt ſein, wenn ich aus der Fremde zurückkomme und finde, daß meine Erſilia — meine Braut und Couſine in den Armen eines Andern ſich glücklich fühlt? — o!“ —

„Sage mir, Julius, haſt Du denn je geglaubt, daß ich — D i c h heiraten könnte?“

„Haſt Du es nicht oft genug ſelbſt geſagt?“

„Nun ja, — wenn wir als Kinder zuſammenſpielten, Mann und Frau, und Du etwas recht Dummes ſagteſt oder thateſt, da rief ich lachend: Julius, ich nehme mir keinen andern Mann als Dich, denn einen Dümmeren finde ich in ganz Europa nimmer.“

„Nun alſo?“

„Nun ja, — das iſt wohl wahr, bedenke aber, daß wir damals Kinder waren und daß es die Spiele froher, übermüthiger, gedankenloſer Kinder waren, als ich Dich zu meinem Ehegatten erhob.“

„Hm! wir waren ſchon hübſch große Kinder und Du ſagteſt noch immer ſo.“

„Ein Beweis, mein guter Julius“, rief ſie lachend, „daß ich Dich auch in vorgerückteren Jahren noch immer für ſo dumm hielt, als Du in Deinen Babenjahren geweſen.“

Digitized by Google

„Danke ergebenſt. Dumm? — Vielleicht ja! — Aber dafür auch treu, — ergeben, und von einer Liebe — o!"

Geh' laſſe Dich nicht auslachen. Ich finde Dich unendlich komiſch."

„Und ich Dich unendlich bedauernswerth."

„Mich? warum denn, mein kleiner Couſin Julius?"

„Weil Du von Deinem geſcheidten Herrn von Alzey betrogen wirſt."

Die junge Frau fuhr empor, als ob ſie von einer Viper geſtochen worden wäre.

„Herr Baron Julius Golesco", ſagte ſie in zorniger Aufregung, „ich dulde es nicht, daß man von meinem Gatten ſchlecht ſpricht, am wenigſten vor deſſen Frau und in ſeinem eigenen Hauſe."

„Iſt's denn meine Schuld, wenn Dein vielgeliebter Herr von Alzey Dich betrügt."

„Das müßte erſt bewieſen werden, Herr Baron."

„Ich habe die Beweiſe dafür."

„Beweiſe? In Deinen Händen? Her damit, wenn Du nicht lügſt."

„In meinen Händen befinden ſie ſich nicht, wohl aber in denen des Herrn, den ich mitgebracht habe, eines engliſchen Kapitains, Herrn Webſter, deſſen Schweſter, ein braves unverdorbenes Mädchen, Dein ſaubrer Herr von Alzey verführte, um ſie dann ſammt ihrem Kinde ſitzen zu laſſen."

„Sammt ihrem Kinde?!" rief Frau von Alzey und ſank vernichtet auf eine Gartenbank.

„So behauptet der Kapitain, — der nach Wien gekommen iſt, um von Deinem würdigen Herrn Gemal Genugthuung zu fordern, für die beleidigte Ehre ſeiner unglücklichen Schweſter."

„Das auch noch! ein Duell! — Julius, willſt Du mir einen Gefallen thun?"

„Zehne für einen! Sprich Couſine, ich bin wie vor und eh Dein ergebener Sclave, Du haſt als Gebieterin nichts zu thun, als zu befehlen, und ich werde gehorchen."

„Ach red keinen Unſinn. Ich verlange nichts, als daß Du ſofort den Herrn Kapitain Webſter erſuchſt, hierher zu kommen und mit mir Rückſprache zu pflegen."

„Soll augenblicklich geſchehen."

Julius ging mit dem Bewußtſein, Effekt gemacht zu haben.

Tief erſchüttert warf ſich Frau von Alzey auf ihre Gartenbank zurück.

„Iſt es denn möglich, mich ſo zu betrügen", murmelte ſie für ſich hin, „mich ſo zu betrügen, mich, das treueſte Herz, das je geſchlagen! Ich weiß wohl, daß ein Mann wie Alzey, jung, geſund, lebensluſtig und reich, nicht gewartet haben kann, bis er mich kennen gelernt hat, um die Freuden des Lebens zu genießen; ich hat ihn auch freimüthig, mir ſeine Abenteuer und Liaiſons zu erzählen; er that es mit einer Ehrlichkeit, die ich nicht genug loben könnte, wenn er mir nämlich nichts verſchwiegen hätte. Er erzählte mir, daß ſeine Jugendſtreiche ſich um Perſonen leichter Art drehten, und leichtfertige Frauen, die ihre Männer betrogen, — doch ſei ihm die Frau eines Freundes immer heilig geweſen, was ich ſehr achtbar finde, — daß er aber ein braves Mädchen verführte und die Arme mit ihrem Kinde ſitzen ließ, das iſt ein Akt der Gemeinheit, die Emanation eines ſchlechten Herzens, die ich ihm nie verzeihen könnte, vorausgeſetzt, daß der Kapitain die Wahrheit geſprochen hat. Ah, da kommt er eben."

In der That ſchritt Kapitain Webſter, oder welcher Name ihm ſonſt gebührte, an Julius Seite durch die große Linden-Allee herab und auf die Beſitzerin der Villa Roſahof zu.

Der Kapitain machte einen ſtattlichen Eindruck, den eines vollendeten Gentleman.

Er nahte ſich der Dame vom Hauſe, zog den Hut und ſprach ehrfurchtsvoll:

„Verzeihen Sie, Milady, daß ich es wage, Sie in Ihrer Sommer-Ruhe zu ſtören, allein die Angelegenheit, die mich hierher führt, iſt ſo eigenthümlicher, delikater Natur" —

„Ich weiß es, Sir, und ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, daß Sie ſich an mich, — ganz allein an mich wendeten, — um über dieſe Angelegenheit Rückſprache zu nehmen, ſtatt eines unſerer gewiſſen Blätter zu benützen, welche mit wahrer

Digitized by Google

Wollust Scandal-Geschichten aus vornehmen Kreisen bringen und Schuldige wie Unschuldige vor dem Publikum compromittiren."

„O pfui, Milady! was denken Sie von mir, — ich bin ein Engländer, ein Gentleman, ein solcher schlichtet seine Zwiste mit dem Degen oder der Pistole in der Faust. Nie und nimmer aber könnte ich mich entschließen, meinen Gegner mittelst eines „Libell"*) anzugreifen und ich halte Jene, die es thun, für ganz gemeine, erbärmliche Kerls."

„Das ist schön von Ihnen und macht Ihnen alle Ehre, um so leichter werden wir uns über die Sache verständigen, wie ich hoffe, Sir."

„So hoffe ich auch, Milady."

„Nun und Du Julius?" fragte die Dame vom Hause, dem Fremden mit der Hand einen Gartenstuhl neben sich anweisend.

„Was denn?" fragte Baron Golesco ziemlich verdutzt, während der Kapitain mit einer artigen Verbeugung auf dem Stuhle Platz nahm.

„Glaubst Du", fuhr Frau von Alzey fort, „daß Du bei dieser Unterredung unumgänglich nothwendig bist."

„Und warum denn nicht?" gegenfragte der ehemalige Liebhaber Erfilias.

„Weil in derselben Dinge vorkommen können", antwortete sie kaltblütig, „die für das Ohr eines Dritten nicht geeignet sind."

„Sehr richtig," schaltete der Kapitain ein, dem diese Beseitigung des jungen Barons sehr gelegen gekommen schien.

„Du meinst also?" sprach Julius etwas pikirt.

„Daß Du eine kleine Promenade machen solltest", antwortete sie lachend, „oder noch besser, nimm ein Bad, habe es heute auch schon gethan, Da hast Du den Schlüssel."

„Gut, ich bade", sagte er, „es wird mir nicht nur eine Erfrischung, sondern eine Wonne gewähren, meine Glieder in dieselben Fluten zu tauchen, welche vor kurzem noch Deine Göttergestalt umspühlten."

*) So nennt der Engländer Pamflete oder Schmähschriften zu Privat-Zwecken. Die Strafe ist, wenn der Wahrheits-Beweis nicht erbracht wird, eine sehr strenge.

Der Kapitain lächelte verstohlen.

„Julius", sagte sie erröthend, „was Du da, sagst, ist eine Eselei."

„Auch gut", antwortete er, indem er sich beleidigt zurückzog und den Weg gegen jenes Bosquet einschlug, in welchem sich das im mauriſchen Style erbaute Bad befand.

Die Entfernung des Baron Julius schien, wie bereits erwähnt, dem Kapitain gar nicht unangenehm und hätte Frau von Alzey sie nicht veranlaßt, würde er vielleicht selbst dahin gewirkt haben.

„Wir sind allein, Sir," sprach die Dame vom Hause.

„Da ich Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen will, Frau Baronin", erwiderte Kapitain Webster im ernsten, fast traurigen Tone, „so komme ich gleich in medias res, wie wir auf der Universität zu sagen pflegten, das heißt mitten in die Geschichte."

„Thun Sie das, Sir, denn ich gestehe ehrlich, daß ich sehr neugierig bin."

„Es ist eine recht traurige Geschichte. Wir sind arm, von irischer Abkunft, meine Mutter ließ uns, das heißt mir und meiner Schwester Jane, eine sehr anständige Erziehung geben, welche den Rest ihres kleinen Vermögens verschlang, so daß nach ihrem Tode meiner armen Schwester Jane nichts übrig blieb, als im Hause Alzey, bei Herrn William Alzey's Mutter, das Amt einer Vorleserin zu übernehmen, um ihr ehrliches Brod zu verdienen.

„Also, sie war im Hause von meines Gatten Mutter?"

„Ja und dort lernte er sie kennen, während ich als Offizier bei einem Regimente eintrat und in Indien zum Kapitain avancirte, was mich nur meiner Schwester wegen freute."

„Wackrer Bruder."

„Ich kehrte nach vier Jahren nach Europa zurück und fand meine arme Schwester in einem kleinen Hause bei Beadsorthill an der Themse, nicht als Frau, aber als Mutter eines lieblichen Knaben von 8 Monaten. Denken Sie sich, Frau Baronin, meine Verzweiflung."

Digitized by Google

„Ich kann es mir denken."

„Ich drang in sie, mir ihren Verführer zu nennen, nach langem Kampfe gestand sie mir endlich, es sei Herr William von Alzey, der Sohn ihrer Gebieterin, der ihre Unerfahrenheit und Jugend, so wie die günstige Gelegenheit, daß sie oft im Hause allein waren, benützt hatte, um über ihre Tugend und Ehre zu triumphiren."

Frau von Alzey verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„O es ist schändlich! abscheulich!" murmelte sie, „ein so armes Mädchen."

Auch der Kapitain fand es für passend, mit der Hand über die Augen zu fahren.

„Es freut mich, Frau Baronin", flüsterte er mit gedämpfter Stimme, „daß Sie so innigen Antheil an meiner armen Jane nehmen."

„O Sie sollen mich kennen lernen, Herr Kapitain", rief sie, „aber wenn das Alles nicht wahr wäre, wenn Sie mir eben nur ein Mährchen erzälten" —

„So kränkend Ihr Zweifel an meinem Worte ist, Milady, so habe ich ihn doch vorausgesehen und befürchtet und mich deshalb mit den nöthigen Beweisen versehen."

„Beweise? Schwarz auf weiß?"

„Ja, Sie kennen doch Ihres Herrn Gemals Handschrift?"

„Auf zehn Schritte Distanz."

Da langte Kapitain Webster in seine Rocktasche, zog aus derselben einen ziemlich abgegriffenen, zusammengelegten Brief, entfaltete diesen und sprach:

„Ist es diese?"

„Ja", antwortete sie tonlos.

„Nun dann lesen Sie", sagte er, ihr den Brief hinreichend.

Es schwamm ihr vor den Augen, als sie nach demselben griff, allein rasch faßte sie sich und las folgende Zeilen:

„Meine liebe Jane!

„Ich habe Deinen Brief von Beadford-Hill erhalten und bedaure Dich herzlich. Aber was kann ich machen?

Du wirst einsehen, daß unter solchen Umständen eine Heirat unmöglich ist.

Pekuniär wird für Dich und das Kind gesorgt werden.

Ich bestimme 20 Pfund monatlich als das Minimum dessen, was Du zu Deiner Erhaltung und der des Kindes brauchst.

Ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein.

Dein wohlaffectionirte William Alzey."

Frau von Alzey ließ die Hand mit dem Briefe sinken, sie schien einer Ohnmacht nahe.

„Nun, habe ich gelogen, Milady?" fragte der Kapitain.

„Nein," antwortete sie, sich aufraffend. „Sie sagten die Wahrheit, Sir."

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Das weiß ich nicht. Was ich aber unternehmen mag, Sir, so rechne ich darauf, von Ihnen dabei mit Rath und That unterstützt zu werden."

„Was den Rath anbelangt, so stehe ich zu Diensten, Lady, was aber die That anbelangt, so ist zu bedenken, daß ich kein reicher Mann bin, und gegenwärtig außer meinem Halbsold keine Bezüge habe."

„Desto reicher, Sir, bin ich und ich würde es für eine Schande ansehen, wenn das Kind des Herrn von Alzey, das Kind meines Gatten, in irgend einer Beziehung Noth und Entbehrung leiden würde."

„Nun, das wird eben nicht der Fall sein."

„Vielleicht doch, mit 20 Pfund monatlich kann man in England nicht viel thun."

„Das ist wohl richtig."

„Besonders wenn der Kleine in das Alter kommt, wo er Lehrer, Erzieher braucht."

„Sehr wahr! — nur zu wahr!"

„Deßhalb muß etwas geschehen. Ich erhöhe die Pension der Miß Jane Webster aus meinem Eigenen von 20 auf 50 Pfund monatlich und werde Sie bitten, Herr Kapitain, den richtigen Weg zu ermitteln, um der jungen Dame dies Geld pünktlich alle Monat zukommen zu lassen."

„Tausend Dank, Milady. Es wird auf's pünktlichste geschehen, Sie sind ein wahrer Engel an Güte und es freut mich, mich an Sie gewendet zu haben."

Digitized by Google

„Sie schmeicheln“ —

„O nicht doch, Lady, und Ihre Güte gibt mir den Muth noch eine Bitte zu wagen.“

„Sprechen Sie, Herr Kapitain.“

„Meine Schwester Jane besaß ein kleines Kreuzchen aus Bergkrystall, wie man denselben in den Bergen von Wallis findet; unsre Mutter hing ihr's auf ihrem Sterbebette um und Jane hielt mit so abergläubischer Verehrung darauf, daß eines Tages Herr von Alzey sagte, sie liebe das Kreuz mehr als ihn. Zum Gegenbeweise händigte sie ihm das Kreuz ein und seit dem, so bildet sie sich ein, sei das Glück von ihr gewichen. Auch meint sie, das Kreuz müsse in den Händen Derjenigen sein, die ihr sein Herz geraubt, und ihre Bitte zu Gott ist nur dahin gerichtet, er möge ihr das Andenken ihrer Mutter wiedergeben. Sie wendete sich an Herrn von Alzey, dieser antwortete ausweichend, er wisse nicht, wo es hingekommen, endlich stieg in ihr der Gedanke auf, es befinde sich in den Händen von Alzey's Gattin und sie beschwor mich bei Allem, was mir heilig ist, es ihr wieder zu bringen. Frau Baronin, haben Sie das Kreuz?“

„Ich glaube, weiß es aber nicht gewiß, — Alzey hat mir so viel derartiges gespendet, — ich selbst nenne so viel mein Eigen an Geschenken meines Vaters und meiner Verwanden, daß ich mehrere Chatouillen voll besitze, ein Vermögen.“

„Um so mehr sollten Sie meiner Schwester das Bischen Andenken gönnen.“

„Ich thue es ja, — aber wie soll ich's finden und wissen, ob es das rechte ist.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen beim Suchen zu helfen.“

„Recht gerne, aber ich kann doch die Kistchen nicht in den Garten herab bringen lassen.“

„Natürlich nicht. Wollen Sie mir gestatten, Ihnen zu folgen, Frau Baronin?“

„Mit Vergnügen.“

Hätte Frau von Alzey gesehen, welch ein Blitz unheimlicher Freude aus den Augen des Engländers schoß, sie würde ihm nicht nur nicht erlaubt haben, ihr zu folgen, sondern sie hätte höchst wahrscheinlich um Hilfe gerufen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Frauen, wenn sie Grund zur Eifersucht haben, oder wenigstens zu haben glauben, ganz und gar jene Raffinirtheit, jenen praktischen Sinn verlieren, den sie bei andern Gelegenheiten in so reichem Maße an den Tag legen.

Frau von Alzey war doch ihres geschiedten Vaters geschiedte Tochter; während aber der Baron Isidor Golesco, wie man sich erinnern wird, bei der Vermälung seines Kindes einen gewaltigen Polizei-Apparat aufgeboten hatte, um bei der Fahrt des jungen Ehepaares von Wien bis Böslau die Diamanten und Perlen vor den Langfingern kecker Gesellen zu bewahren, führte diese nämliche Tochter jetzt einen wildfremden Mann, der allerdings den Ehrentitel Kapitain trug, ganz allein in ihre Appartements, um ihm ihren Schmuck zu zeigen, ohne auch nur die Intervention eines Dieners oder wenigstens einer Dienerin in Anspruch zu nehmen.

Allerdings konnte während dieses Besuches manches über den verbrecherischen Gatten gesprochen werden, was die Dienstleute nicht zu wissen brauchen.

Der Kapitain folgte also der jungen Frau durch den Garten in die Wohnung.

Frau von Alzey war nur mit ihren Gedanken an den Ungetreuen beschäftigt.

Der Kapitain, welcher eine Flucht von sieben, acht Zimmer durchschreiten mußte, bevor man an den eigentlichen Bestimmungsort gelangte, war nicht wenig erstaunt über die Pracht, den Luxus und Comfort, mit dem diese Appartements eingerichtet waren.

„Wir sind zur Stelle“, sprach Frau von Alzey endlich.

Man befand sich in einem Kabinete, das an ein Toilette-Zimmer stieß und nur vier große wunderbar schöne Kleiderschränke enthielt.

In der Mitte befand sich ein runder Tisch, um Toilette-Gegenstände darauf zu legen.

Digitized by Google

Die Zierde des Gemaches aber war eine kleine, eiserne feuerfeste Kasse aus der Fabrik von Wertheim, eine jener Musterarbeiten mit Gold- und sonstigen Verzierungen, wie sie eben nur aus den Werkstätten dieser Firma hervorgehen, die in Europa nicht ihres Gleichen hat und die auf allen Weltausstellungen das Staunen und die Bewunderung der Besucher und den Stolz der Oesterreicher erregt haben.

Frau von Alzey nahm aus einem der Schränke einen Kassenschlüssel und, die Wertheim'sche aufsperrend, sagte sie bitter:

„Da hier sind meine Schätze, — allerdings nur Schmuck, denn mein Geld verwaltet mein Herr Gemal, der es anderweitig verwendet.

Ich bedaure unendlich, Ihnen diese unangenehme Stunde bereitet zu haben", sprach Kapitain Webster, den funkelnden Blick auf die Kassenthüre richtend, welche Frau von Alzey trotz der Schwere so leicht öffnete, wie es eben nur die ausgezeichnete Arbeit dieses mustergiltigen Fabrikates ermöglicht.

Die Dame vom Hause nahm drei Cassetten von Eisenblech, wunderschön eingelegt, aus der Feuerfesten, stellte diese Cassetten auf den Tisch in der Mitte des Zimmers, hob den Deckel empor und den Blicken des Kapitains zeigte sich funkelnd, flimmernd und glitzernd ein Schatz von Gold, Perlen und Edelsteinen, im Werthe eines Vermögens, das, mit absichtlicher Nonchalance durcheinander geworfen, beweisen sollte, daß dem Besitzer gar nicht viel daran gelegen war.

Der Kapitain hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen.

„Nun, Herr Kapitain", sprach Frau von Alzey, „suchen Sie."

„Es ist mir schwer, in einer solchen Masse von Objekten das fragliche herauszufinden", meinte er, „wir Männer sind in solchen Dingen sehr ungeschickt. Doch hat mir Jane noch ein Halbdutzend Briefe des Herrn von Alzey an sie mitgegeben, in einem derselben befindet sich eine Beschreibung des Kreuzes, wo hab' ich sie denn nur? Ach hier!"

Und abermals zog Webster aus seiner Tasche ein Paket vergilbter Briefe.

Mit neugieriger Hast langte die Eifersüchtige darnach und rief:

„Ach geben Sie! lassen Sie sehen!"

Sie öffnete das Paket mit rascher Hand und hielt, da sie ziemlich neugierig war, die Briefe näher an ihr Gesicht.

Kapitain Webster belauert sie, wie die Schlange den Vogel, der ihr Opfer werden soll.

Aus den Briefen dringt ein eigenthümlicher, scharfer Parfum empor.

Sie erblaßt und wankt.

„Mein Gott! was ist das?" stammelt sie, „die Sinne vergehen mir."

„Frau Baronin, Sie werden ohnmächtig", ruft Kapitain Webster, herzustürzend und sie in seinen Armen auffangend, „erlauben Sie mir, Ihnen mein Riechfläschchen anzubieten."

Und er hält ihr einen rasch hervorgezogenen kleinen Flacon unter die Nase. Was der Brief-Parfum begonnen, vollendet der betäubende Inhalt des Fläschchens, — im nächsten Augenblicke war die Frau von Alzey gänzlich bewußtlos.

Der Kapitain trug sie rasch in ihr Toilette-Zimmer und legte sie auf das Bett.

Dann kehrte er in's andre Zimmer zurück, warf sich auf die offen daliegenden Schätze und wählte mit Kenner-Miene nur das Schönste und Kostbarste aus.

„Es ist gelungen, Bob", murmelte er, „sei stolz darauf, es ist der genialste Gedanke, der größte Fang Deines ganzen Lebens."

Dabei füllte er fort und fort seine Taschen.

„Wenn auch Herr von Alzey nach Hause kommt, das verschlägt nichts. Vor vier, fünf Stunden kommt sie doch nicht zu sich, bis dahin bin ich in Sicherheit und mein Geschäft ist gemacht. Jetzt gilt es nur, Alles von hier weg zu räumen, was wir nicht mitnehmen, damit man nicht gleich auf die Idee verfällt, daß ein solcher Diebstahl stattgefunden hat. An's Werk!"

Er nahm mit festem sicherem Griffe die drei geplünderten Cassetten und stellte sie, wie sie früher gestanden, in die Wertheim'sche Kasse.

Digitized by Google

Dann sperrte er zu, zog den Schlüssel ab und warf ihn unter eine Ottomane.

„Da mögen sie suchen," sagte er mit höhnischem Lächeln.

Hierauf verließ er den Salon, ging die Treppe hinab, durch den Garten, mit so ruhigem Blicke, so gleichgültigem Gefühle, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Im Vorgarten der Villa, der mit einem kleinen Springbrunnen geziert, und durch ein reich vergoldetes Gitter von der Straße getrennt war, stand der Gärtner, der auch gewissermaßen Hausmeister war und grüßte ihn respektvoll mit abgezogener Mütze.

Kapitain Webster dankte eben so artig, die Hand militärisch an den Hut legend.

„Baron Julius nimmt ein Bad," sagte er, „ich fahre voraus nach dem Bahnhofe, ein Glas Wein zu trinken, werde den Fiaker zurück schicken."

„Ganz wohl Ew. Gnaden; empfehle mich," antwortete der Mann.

Der Dieb trat vor's Haus, stieg in den Fiaker und sagte im gebrochenen Englisch-Deutsch:

„Fahren Sie mich auf den Bahnhof."

Der Kutscher gehorchte, und ein paar Minuten darauf hielt er vor dem Bahnhofe.

Der Kapitain stieg aus und die Pferde mit der Hand liebkosend, sagte er:

„Schöne Thiere für einen Miethwagen, verstehe mich auf die Pferde."

„O das sieht man gleich, Ew. Gnaden," erwiderte der geschmeichelte Fiaker.

„Sie können mir dieselben schon anvertrauen auf ein paar Minuten, werde bei den Pferden bleiben, da haben sie vierzig Gulden, gehen Sie zur Kassa und lösen Sie mir ein Billet zweiter Klasse nach Triest, — ich verstehe so schlecht deutsch, kann mit den Leuten nicht reden."

„Gleich bin ich wieder da", entgegnete der Fiaker, eilte zur Kassa der Station und kam nach wenigen Augenblicken mit dem verlangtem Billet und dem herausbekommenen Gelde zurück, während Webster noch immer den Pferden schön that.

Großmüthig schenkte der Engländer diesen Betrag dem erfreuten Kutscher und sprach:

„Fahren Sie jetzt wieder zur Villa Rosahof, Baron Golesco wird Sie zur Rückfahrt nach der Stadt benützen."

„Nach Befehl", sprach der Fiaker, den Hut ziehend und schwang sich auf den Kutschbock.

Der Kapitain trat auf den Perron des Bahnhofes und wartete.

Zehn Minuten etwa dauerte es, da brauste der Zug von Wien heran.

Unter denen, welche in Böslau den Train verließen, war auch Herr von Algey, der mit seinem Schwiegervater Baron Isidor Golesco aus einem Coupé erster Klasse stieg.

Der Kapitain erkannte sie Beide und mit einem höhnischen Lächeln murmelte er vor sich hin:

„Es war höchste Zeit! die werden curiose Augen machen, wenn sie heim kommen."

Dann stieg er in ein Coupé zweiter Klasse, drückte sich in einen Winkel und that, als ob er in wenigen Augenblicken fest eingeschlafen wäre.

Die paar Passagiere, die noch im Coupé saßen, kümmerten sich nicht um ihn.

Der anscheinend sehr ermüdete Mann hätte allerdings bis Triest überflüssige Zeit zum Schlafen gehabt.

Allein es war dem Dieb gar nicht darum zu thun, nach Triest zu fahren.

Als der Zug in Neustadt hielt, stieg er aus und verließ den Waggon.

Beim Ausgange bemerkte der Portier:

„Ew. Gnaden haben ja eine Karte bis Triest."

„Oui, oui", — erwiderte er im gebrochenen Deutsch-Französisch, „ick mick fühl' so übel, — muß bleiben ein paar Stund' ier, — Adieu!"

Derlei Fälle kommen auf Eisenbahnen so oft vor, daß der Portier nichts Unrechtes darin sah.

Er verließ den Bahnhof und nahm dort einen der bereit stehenden Fiaker.

„Fahr' Sie mich zu die stazione Sauerbronnen", sagte er im gebrochenen Italiänisch-Deutsch.

Nach anderthalb Stunden war er im genannten Orte, wartete den von Wr.-Neustadt

Digitized by Google

kommenden Zug ab, löste eine Karte erster Klasse und dampfte nach Oedenburg.

Und warum das Alles? Der durchtriebene Gauner wußte, daß sofort, wenn seine That angezeigt wurde, alle polizeilichen Recherchen angestellt werden mußten. Zuerst verhörte man jedenfalls den Fiaker, der ihn nach dem Wöslauer Bahnhof gebracht hatte und wenn dieser nun aussagte, daß er für den fremden Herren ein Billet zweiter Klasse nach Triest gekauft hat, so spielte sofort der Telegraf nach dieser Hafenstadt mit dem Auftrage, alle in jenem Zuge ankommenden Engländer, oder solche, die gebrochen Englisch-Deutsch sprachen, in's Auge zu fassen.

Bis man darauf kam, daß er in Neustadt ausgestiegen, im Fiaker nach Sauerbrunn und von da weiter per Bahn nach Oedenburg gefahren sei, bis man es herausbrachte, daß es der Mann ist, der mit dem Portier französisch-deutsch, mit dem Neustädter Fiaker gebrochen italiänisch geredet hatte, war er bereits in Sicherheit.

In Oedenburg übernachtete er bei der Rose, spazierte Abends in der Stadt herum und kaufte bei einem Taschner eine handsame Ledertasche.

Im Hotel sperrte er sein Zimmer ab, zog die geraubten Pretiosen aus seinen Taschen, betrachtete sie mit Entzücken und wickelte Stück für Stück in seines Papier, welches er ebenfalls auf seinem Gange durch die Stadt gekauft hatte. Er machte diese Hüllen sehr dick, damit man nicht etwa das Klirren des Goldes hören sollte.

Den andern Tag zahlte er seine Zeche, verließ das Hotel mit der Tasche unter dem Rock, und fuhr nach Preßburg.

Dort angekommen, stieg er vor dem Hotel Palugyay ab und fragte den Portier:

„Ist nicht ein Koffer aus Wien angekommen, auf den Namen Heinrich Grobner, Geschäfts-Reisender, mit dem Ersuchen, ein Zimmer für den Herrn dieses Namens zu bestellen."

„Ja, mein Herr", antwortete der Portier, „das Zimmer Nr. 37 im 2. Stock ist reservirt."

„Ich bin Heinrich Grobner, hier meine Paßkarte."

„Nicht nothwendig", erwiderte der Portier sehr artig, „wir in Ungarn nehmens nicht so genau. Hier ist der Zimmerkellner vom zweiten Stock, er wird die Ehre haben, Sie auf Nr. 37 zu führen."

„Schön, kommen Sie, führen Sie mich", sagte der sonderbare Geschäftsreisende.

In Nr. 37 angelangt, machte er sich's bequem.

Sein Koffer stand auf einer sogenannten Gurten-Stellage.

Nachdem der Zimmerkellner sich entfernt hatte, sperrte er die Thüre sorgfältig ab.

Und nun begann er Toilette zu machen.

Das heißt, er öffnete seinen Koffer, welcher wie der eines reisenden Schauspielers eingerichtet war.

Er zog die blonde Perrücke ab, die er bis jetzt getragen und warf dieselbe in den Koffer.

Es zeigte sich, daß sein wirkliches Haar braun war, mit grau melirt und daß er dasselbe kurz à la Fieschi geschnitten trug.

Dann schnitt er den langen lichtblonden Cotelette-Bart zu beiden Seiten über die Hälfte weg und ließ nur ein Stückchen in der Länge eines halben Zolles, nach militärischer Sitte, dieses Stück wusch er mit einem chemisch präparirtem Wasser, welches die blonde Färbung beseitigte, so daß die natürliche Farbe wieder zum Vorscheine kam, welche wie die des Kopfes braun mit grau war.

Endlich überpinselte er sein ganzes Gesicht mit einer Flüssigkeit, welche rasch trocknete; dann ließ er sich ein Souper bringen und legte sich zu Bette.

Als er erwachte und sich im Spiegel betrachtete, da sah er zu seiner Zufriedenheit, daß die Tinktur ihre Wirkung gethan hatte und die Gesichts-Metamorphose vollendet war.

Sein weißer, rosig angehauchter Teint war verschwunden und an dessen Stelle eine matte bräunliche Hautfarbe getreten. Dann packte er seinen lichten Anzug in den Koffer, nahm aus demselben einen dunklen Rock, dazu dunkle Beinkleider und Weste und vertauschte seinen Cylinder mit einem dunklen niedren Hute schottischer Art. Die Täuschung war vollständig.

Digitized by Google

Kein Mensch, der den Kapitain Webster gestern gesehen, hätte eine Ahnung gehabt, daß dieser Mann, der vor dem Spiegel stand, jede Nuance studierend, mit dem Kapitain ein und dieselbe Person sei.

Dann ließ er sich zur Eisenbahn fahren und kehrte über Günserndorf nach Wien zurück, wo er in einem Hotel zweiten Ranges ein bescheidenes Logis miethete, wie es für einen Geschäftsreisenden paßt.

Er überlegte einige Zeit, ob es nicht am besten wäre, mit dem Resultate des Raubes zufrieden zu sein und so schnell als möglich nach London zurückzukehren und die geraubten Pretiosen in Sicherheit zu bringen; allein es ist das Charakteristische dieser Gauner, daß sie nie genug kriegen und wenn sie einen neuen Angriff auf das Eigenthum ihrer Mitbürger geplant haben, nur ungern von demselben abstehen. Dazu kam noch der Umstand, daß er mit einer Ehrlichkeit, die unter dieser Sorte von Menschen häufiger vorkommt, als man glaubt, seinem Freunde Francis Parkin Wort halten und ihm bei dem Attentat auf den Dr. Schinder beistehen wollte.

Also blieb er in Wien, verständigte Parkin von seiner Anwesenheit, machte nur Spaziergänge im Prater, den er ganz nahe hatte. Mit großem Interesse las er in den Blättern die Geschichte von dem „großen Raubmord-Versuche“ in Vöslau und lachte herzlich, wenn er am Schlusse eines solchen Artikels las, daß man den Thätern bereits auf der Spur sei, eine Phrase, die so stereotyp geworden, wie die vom „Kranze schöner Damen“ in den Ball-Berichten. Unsre Reporter werden nicht durch Phantasie geplagt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren nun in die Villa Rosahof zurück.

Baron Isidor Golesko und Herr von Alzey machten die kurze Strecke von Bahnhofe in Vöslau bis zu dem Landhause zu Fuß.

Sie waren ein wenig überrascht, als sie vor dem vergoldeten Gitter des Vorgartens einen Fiaker stehen sahen.

„Haben Sie Jemanden heraus gefahren in dieser Villa?“ fragte der Mann des Geldes.

„Ja, Herr Baron“, erwiderte der Fiaker respektvoll den Hut ziehend, „Ihren Herrn Neffen.“

„Meinen Herrn Neffen, Baron Julius.“

Ja wohl und noch einen Herrn?“

„Noch einen Herrn. Julius erlaubt sich meine Tochter zu besuchen, — ohne zu fragen mich, — und auch noch Herren mitzubringen, — heißt eine Frechheit.“

„Der andre Herr ist schon fortgereist, — nach Triest.“

„Sonderbar! — kommen Sie, Schwiegerpapa“, sprach Herr von Alzey, „wir werden ja gleich erfahren, um was es sich handelt.

Sie traten in's Haus, in den Garten, in der Meinung die Dame dort zu finden.

Statt dessen kam ihnen Julius ziemlich verdutzt entgegen.

„Was machst Du da?“ fragte der alte Herr ziemlich hitzig.

„Ein Bad hab ich genommen. Cousine Rosa, Frau von Alzey will ich sagen, hat es erlaubt.“

„Ich höre aber, Sie haben noch einen Herrn mitgebracht, Cousin Julius.“

„Ja, Herrn Kapitain Webster, der mich bat, ihn meiner Cousine vorzustellen.“

„Hat man so was je gehört, — er schleppt Kapitaine zu meiner Tochter.“

„Ich hätte es passender gefunden“, meinte Alzey, „wenn er sich zuerst hätte mir vorstellen lassen. Ich finde das Benehmen dieses Gentleman, gelinde gesagt — sonderbar.“

„Er wird Ihnen ja seine Gründe gleich selbst sagen“, entgegnete Julius.

„Das wird er nicht, da er abgereist ist“, sprach Alzey.

„Abgereist? wohin denn?“ rief Julius erschrocken.

„Ja, nach Triest, — so sagte mir Ihr Fiaker, der ihn nach dem Bahnhofe führte.“

„Was bedeutet das?“ stammelte der Cousin.

Digitized by Google

„Daß Du wieder einmal einen Eselsstreich gemacht hast, wie gewöhnlich", zürnte Baron Isidor, „doch wir werden ja Alles von Rosa hören. Aber wo ist Frau v. Alzey."

„Sie war hier im Garten", stammelte der bestürzte Julius.

„Suchen wir sie auf!" rief Alzey, von großer Unruhe ergriffen.

Die drei Herren eilten in's Haus und der Gemal rief laut Rosa's Namen.

Keine Antwort. Die Unruhe der drei Herren steigerte sich.

Mit einem Male stieß Alzey einen herzerschütternden Schrei aus.

Er war in das Gemach neben dem Salon gelangt, wo seine Gattin lag.

„Gott Du Gerechter! was ist?" jammerte Baron Isidor, ihm nacheilend.

Baron Julius folgte als Dritter, zerknirscht wie ein begossener Pudel.

Die arme Frau lag auf der Ottamane, bleich, bewegungslos, auf der Stirne zitterten ein paar Schweißtropfen, ihre Augen waren geschlossen, sie athmete schwer.

„Sie ist ohnmächtig!" stammelte Alzey; „was ist hier vorgegangen?"

Er eilte zum Glockenzuge und läutete aus Leibeskräften.

„Ich frage Dich, was ist hier vorgegangen, Du Einfaltspinsel?" schrie Baron Isidor seinen Neffen an.

„Weiß ich's? erwiderte Julius gereizt. „Wie heißt Einfaltspinsel?"

„Wie kannst Du Deine Cousine, meine Tochter, mit einem wildfremden Menschen allein lassen?"

„Weil sie mich hat fortgeschickt. Ich wollte ja bleiben, — hat sie mir gesagt, ich soll gehen und nehmen ein Bad; bin ich gegangen und hab' genommen ein Bad."

„Streitet Euch nicht", mahnte Alzey, da die Dienerschaft auf das Glockenzeichen von allen Seiten herbei eilte. „Schnell einen Doktor. Holt die Bade-Aerzte von Vöslau, — und Sie, Herr Lorenzen, telegrafiren Sie sofort nach Wien an die Herren Professoren Löbl, Dietl, Weinlechner, — ich lasse um Gotteswillen bitten, sie möchten so schnell als möglich herauskommen."

Die Betreffenden eilten davon, die Zofen machten sich mit zitternden Händen daran, ihrer Gebieterin zu helfen, spritzten ihr Wasser in's Gesicht frottirten sie, aber erst als einer von den Vöslauer Aerzten kam und drastischere Mittel anwendete, kam es nach einer guten halben Stunde so weit, daß Frau von Alzey die Augen aufschlug, mit stieren Augen um sich blickte, so daß man deutlich sah, sie erkenne Niemand. Dann aber fuhr sie mit der Hand an die Stirne und sagte:

„Wie das brennt!"

„Mein Gott, was muß ihr geschehen sein!" wehklagte Alzey.

„Rosaleben, mein Gold!" rief Baron Isidor, „erkennst Du mich nicht, — mich Deinen Vater, Baron Golesco."

Sie blickte ihm staar in's Gesicht, sprach aber kein Wort.

Alzey umschlang sie zärtlich, drückte ihren Kopf an seine Brust und fragte:

„Erkennst Du auch mich nicht, Rosa mein süßes, liebes, theures Weib?"

Als ob diese Stimme einen besonderen Zauber geübt hätte, sah sie ihm in's Gesicht und ächzte:

„Du? Du?! — fort von mir!"

Und mit beiden Händen stieß sie ihn von sich, er aber rief:

„Rosa! ich bin's! Dein Gatte, Dein treuer William!"

„Treuer William?!" wiederholte sie, mit der Hand über die fiebernde Stirne fahrend, „hast, Du nicht, Du treuer Gatte, eine Geliebte mit einem Kinde."

„Sie redet irre!" stammelte Herr von Alzey.

„Gott meiner Väter!" rief Baron Isidor, „sie ist geworden meschugge!"

Baron Julius aber machte ein ernstes, würdevolles Gesicht, er sah, daß die Stunde der Rache für ihn gekommen war.

Digitized by Google

„Bringen wir sie zu Bette", mahnte der Arzt, „Ruhe wird ihr gut thun."

Alzey trug auf seinen Händen die kranke Frau in ihr Schlafgemach, wo sie von ihren Kammermädchen entkleidet und zu Bett gebracht wurde.

Der Arzt blieb an dem Krankenlager sitzen. Alzey kehrte zu den beiden Herren zurück.

„Und nun sagen Sie mir ehrlich und aufrichtig, Baron Julius", begann der Gatte Rosa's, „was ist das für ein Mensch, dieser Kapitain Webster, der mit meiner Gattin allein blieb?"

„Als Du nicht sagst die Wahrheit", drohte Baron Isidor, „werde ich abziehen meine Hand von Dir."

„Kapitain Webster ist ein vollendeter Gentleman", erzählte Julius, „ich lernte ihn in der Schweiz kennen, und als er jetzt nach Wien kam und vernahm, daß Frau von Alzey meine Cousine sei, da bat er mich, mir eine Unterredung mit ihr zu verschaffen, da er ihr sehr Wichtiges mitzutheilen habe."

„Und das genügte Ihnen", sprach Alzey scharf, „um sofort hinter meinem Rücken einen wildfremden Menschen zu meiner Frau zu führen und ihn mit ihr allein zu lassen."

„Es mag ein dummer Streich sein", entschuldigte sich der junge Baron.

„Ein Eselsstreich ist's!" rief Baron Isidor, „wie man ihn nur von Dir erwarten kann."

„Aber lieber Onkel! ich wollte ja bei der Unterredung dabei sein, — wenn sie mich aber fortschickt, kann ich doch nicht zudringlich sein und bleiben wollen. Dafür will ich mich jetzt entfernen."

„Nein Du bleibst", rief Isidor, „bis aufgeklärt ist, was hier vorgegangen."

„Wollen Sie mich mit Gewalt zurückhalten?" schrie Julius, dem bange wurde.

„Erlauben Sie", meinte Alzey, „Ihr eigener Verstand muß Sie doch veranlassen, zu bleiben, bis wir wissen, wie wir daran sind, vor Allem müssen wir den Fiaker fragen."

Dieser wurde geholt und sagte zu Isidor's größtem Erstaunen aus, der fremde Herr habe sich nach dem Bahnhofe bringen lassen, wo er, der Kutscher, ein Billet II. Klasse nach Triest für ihn gekauft habe, mit dem der Fremde abgereist sei, nachdem er den Kutscher noch früher beauftragt, seinen Begleiter in der Villa Rosahof abzuholen.

„Nach Triest! das ist sehr sonderbar!" meinte Julius.

„Sagen Sie lieber sehr verdächtig", erwiderte Alzey, „ich fürchte, dieser Kapitain ist ein Gauner."

„Old Bob Nash! lamentirte Baron Isidor im Vorgefühl.

Eine Zofe trat ein und meldete, die Frau Baronin habe sich so weit erholt, daß sie ihren Gemal und ihren Vater bitten lasse, an ihr Bett zu kommen.

Die beiden Herren beeilten sich, diesem Wunsche nachzukommen.

Julius blieb allein zurück, er legte den Finger an die Nasenspitze und murmelte:

„Ich glaube, mein Onkel hat recht, ich habe da einen Eselsstreich gemacht."

Baron Isidor und Herr von Alzey traten an's Bett der kranken Frau.

Sie hatte sich aufgesetzt, die Zofen hatten ihr den Rücken mit Polstern unterstützt.

„Geht hinaus", sprach sie zu den Dienerinnen, „und auch Sie, Herr Doktor, muß ich bitten, mich mit diesen beiden Herren allein zu lassen."

„Ich bitte jedoch", sprach der Herr vom Hause, „daß Sie unser Haus nicht verlassen, sondern ganz in der Nähe bleiben für alle Fälle."

„Selbstverständlich", antwortete der Jünger Aeskulaps, sich glücklich fühlend, daß ihm der Zufall die Kundschaft des reichen Hauses Alzey verschafft hatte.

Nach der Entfernung des Arztes trat Alzey wieder an das Bett seiner Frau und ergriff ihre Hand.

Rasch entzog sie ihm dieselbe, er sah sie verwundert und bestürzt an.

„Wie ist Dir, mein Kind?" fragte er mit aller Milde und Zärtlichkeit.

„Besser", antwortete sie, „es brennt mir zwar noch hier im Gehirne und mein Blut ist in

Digitized by Google

fieberhafter Aufregung, gleichwol bin ich schon so ruhig, daß ich mit Dir reden kann, — und doppelt lieb ist mir's, daß auch Papa dieser Unterredung beiwohnen wird, um mich bei meinen Anforderungen zu unterstützen."

„Anforderungen?" widerholte Rosa's Vater, „was hast Du für Anforderungen?"

„Rede mein Kind", setzte der Gatte hinzu, „Alles, was Du verlangen wirst, ist im voraus gewährt."

„Nun denn, ich fordre, Herr Alzey, daß unsere Ehe aufgelöst wird."

Alzey machte eine Bewegung mit der Hand gegen die Stirne, als ob er seinem Schwiegervater andeuten wollte, daß es noch immer bei der armen Frau im Hirn nicht richtig sei.

Baron Isidor nickte traurig mit dem Kopfe als ob er zustimme, laut aber sprach er:

„Alles wird geschehen, mein Kind, wie Du es begehrst, aber es wird ungeheures Aufsehen machen, Rosaleben, wie Du Dir denken kannst. Wenn zwei so junge Leut, so schöne Leut, so liebe Leut, nach ein paar Wochen glücklicher Ehe plötzlich auseinander gehen, so haben die Leut in Wien doch auch ein Recht zu fragen: Was ist geschehen? warum gehen sie auseinander?"

„Sie sollen fragen", erwiderte die junge Frau trotzig, „ich werde antworten."

„Und was wirst Du antworten?" sprach Alzey traurig, „mir ist's noch immer nicht klar."

„Ich werde sagen", erwiderte sie und ihre durch die Betäubung trübe gewordenen Augen begannen wieder zu funkeln, „und zwar allen Leuten werde ich's sagen, daß ich an der Seite eines Mannes nicht leben kann, der neben mir eine Maitresse hält, die von ihm ein Kind hat."

Frau von Alzey schien zu erwarten, daß ihr Gemal durch diese Anklage ganz niedergedonnert sein werde, allein er blieb sehr ruhig, während dagegen Baron Isidor einen sehr zweifelhaften Blick auf seinen Schwiegersohn warf, als ob er sagen wollte: „das wär auch kein so großes Unglück."

Herr von Alzey aber sprach mit der Ruhe eines des Rechts bewußten Mannes:

„Du hast das schon vorhin angedeutet, allein ich meinte, Deine Ohnmacht habe Deine Sinne in einer solchen Weise verwirrt, daß Du nicht weißt, was Du redest. Jetzt aber scheinst Du ruhiger, — wenigstens, was das Gedächtniß und das Denkvermögen anbelangt, und da Du eine so schwere Anklage mit solcher Bestimmtheit gegen mich erhebst, so mußt Du mir, mein Kind, doch die Frage erlauben, was Dich zu einer solchen Herabsetzung Deines Gatten veranlaßt. Du könntest ja eben so gut behaupten, ich hätte dem Schah von Persien seine Brillanten gestohlen oder dem Sultan Rattengift eingegeben."

„Da würden mich die Leute für närrisch halten", entgegnete sie, „weil ich keine Beweise für die Wahrheit beibringen könnte."

„Willst Du damit sagen", fragte Alzey, „daß Du für Deine Anklage gegen mich Beweise hast?"

„Ja, ich habe sie", antwortete sie fast trotzig.

„Beweise? wie heißt Beweise?" rief Baron Isidor. „Wo sind sie, die Beweise?"

„Hier", antwortete Frau von Alzey, indem sie in den Busen griff und den Brief hervorzog, den ihr Kapitain Webster eingehändigt hatte.

„Wessen ist diese Schrift?" fragte sie im Tone des Sieges.

„Es ist die meine", antwortete Alzey mit vollkommener Ruhe.

„Nun also, können Sie noch leugnen?"

„Ich, — ich leugne ganz und gar nicht, aber ich will nur wissen, welchen Vorwurf Sie aus diesem Briefe gegen mich ableiten, den ich allerdings mit eigener Hand geschrieben habe."

„Sie werden mich noch rasend machen", sagte sie, indem sie beide Hände gegen ihren Kopf drückte, „und mein Gehirn brennt so sehr."

„Verzeihung, liebe Rosa, wir wollen die Sache fallen lassen, vor der Hand wenigstens", meinte Alzey, „bis Du Dich erholt hast und Dich stark und wohl genug fühlst."

Sie schüttelte energisch den Kopf und rief trotzig:

Digitized by Google

„Nein! nein! Die Ungeduld würde mich tödten, was geſchehen muß, muß gleich geſchehen. Alſo reden Sie, mein Herr, — reden Sie, an wen iſt dieſer Brief."

„An eine ſichere Miß Jane", antwortete er ruhig, „welche eine Art Vorleſerin und Geſellſchafterin bei meiner Mutter war."

„Miß Jane Webſter, nicht wahr? Sie ſehen, daß ich Alles weiß.

„In dieſem einen Punkte wenigſtens ſind Sie ſchlecht unterrichtet; ſie hieß nicht Jane Webſter, ſondern Jane Black."

„Sie beſitzt aber einen Bruder, Kapitain Webſter, der in der engliſchen Armee dient."

„Miß Jane, die Vorleſerin meiner Mutter, beſitzt nur einen Bruder und der iſt Buchbinder-Lehrjunge in Oxford-Street."

„Einerlei! Können Sie es leugnen, daß Sie mit dieſer Jane ein Liebes-Verhältniß hatten, deſſen Reſultat ein Kind iſt."

„Ich?" rief Alzey im höchſten Erſtaunen, „ich der Geliebte von Jane? Ich, der Vater ihres Kindes? ha! ha! ha!"

Er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, Frau von Alzey war pikirt.

„Sie vergeſſen auf den Brief", ſagte ſie, „welcher doch den Beweis liefert, daß Jane ein Kind hat und daß Sie für dasſelbe Sorge tragen wollen."

„Ja, das beweiſt er, aber durchaus nicht, daß das Kind von *mir* iſt, und daß *ich* das Geld hergebe."

„Wollen Sie widerſtreiten, was da ſchwarz auf weiß ſteht?"

„Liebe Roſa, ſtreiten wir nicht. Bevor wir den Brief miteinander leſen, muß ich Ihnen über die fragliche Perſon einige Aufklärung geben. Die arme Miß Jane kam in unſer Haus auf die Empfehlung des most Reverend Dr. Grimmon, eines gar frommen Herrn, auf den meine Mutter große Stücke hält. Sie war brav, treu, fleißig, ehrlich und voll Anhänglichkeit an die Mutter."

„Und an den Sohn!"

„O nein, Du kleine eiferſüchtige Schlange Du, wohl aber verliebte ſie ſich hinter unſerm Rücken in meinen Reitknecht Antony Wood und da ſie nicht gar ſo häßlich war, ſo ließ ſich's Mr. Wood eben gefallen und liebte ſie wieder, bis eines Tages Miß Jane Black ſich meiner Mutter zu Füßen warf, um ihr zu geſtehen, daß ſie ſich Mutter fühle."

„Von dem Reitknecht?"

„Von meinem Reitknechte Mr. Antony Wood, dem die Sache ſehr unangenehm wurde, denn Du kannſt Dir denken, welches Aufſehen die Geſchichte machte, — meine Mutter, Reverend Grimmon und die ganze fromme Gemeinde, von welcher Jane an uns empfohlen war, gerieth vollſtändig aus Rand und Band."

„Weiter! weiter!" drängte Frau von Alzey.

„Die allgemeine Anſicht war", fuhr Roſa's Gatte fort, „daß Wood Miß Jane heiraten müſſe. Die engliſchen Geſetze ſind in dieſer Beziehung ſehr ſtrenge, beſonders wenn die Verführung mit Hilfe eines Ehe-Verſprechens ſtattgefunden. Ich ließ mir alſo meinen Reitknecht rufen, las ihm zuerſt tüchtig den Text und verlangte kategoriſch, daß er die von ihm verführte Miß Jane Black zur Frau nehme."

„Nun und?"

„Nun, da warf ſich der Lump vor mir auf die Kniee und erklärte jammernd, er würde es ſehr gerne thun, aber es ſei unmöglich, da er bereits — verheiratet ſei."

„Ah!"

„Da gab's nun kein Mittel; ich konnte doch nicht zur Bigamie einrathen, meine Mutter und der Kreis orthodoxer jüdiſcher Frömmlerinnen, die ſie umgaben, war höchlich indignirt, und es blieb mir nichts übrig, als den Schuft Wood davon zu jagen, während wir Jane nach Beadfort-Hill ſchickten, wo eine alte Hausmeiſterin einer unſrigen Beſitzung ein kleines Häuschen und eine Wirthſchaft hatte.

„Aber der Brief? der Brief?"

„Geduld, mein Kind, Geduld. Vom Beadford aus ſchrieb Jane, die von dem Eheſtande ihres Verführers nichts wußte, bewegliche Briefe an meine Mutter, in denen ſie um Gotteswillen bat, man möchte ſie und ihr armes Kind doch nicht im Stiche laſſen."

Digitized by Google

„Mama, die mit der Perſon nichts mehr zu thun haben wollte“, fuhr Alzey fort, „übergab die ganze Angelegenheit mir, mit dem Erſuchen Alles zum möglich gedeihlichen Abſchluß zu bringen.“

„Und Sie?“

„Ich that das Meine. Der Schuft Wood hatte Glück. Allerdings war er ein ausgezeichneter Reiter, Pferdekenner und Pferdewärter, und ſo nahm ihn Lord Derby in ſeine Dienſte und es ging dem Lumpen dort ſo gut, daß er leicht die 20 Pfund monatlich, die ich für die Alimentation des Kindes von ihm verlangte, zahlen konnte; auf dieſe Weiſe entging er wenigſtens dem Strafgerichte.“

„Aber der Brief?“

„Jane ſchrieb mir Tag für Tag, ich möcht ihr Gewißheit geben, ob und wann Mr. Wood ſie heiraten werde. Es blieb mir endlich nichts übrig, als ihr die Wahrheit zu enthüllen. Umgehend erhielt ich ein Schreiben, daß ſie nun nichts thun könne, als ſich in die Themſe zu ſtürzen, da ja jetzt ſie und ihr Kind verloren ſei. Darauf antwortete ich mit dieſem Briefe. Höre mich an.“

Und er las langſam das Schreiben, das der angebliche Kapitain Webſter in den Händen der Frau von Alzey zurückgelaſſen hatte.

„Liebe Jane!“ begann er.

„Liebe Jane! das klingt etwas vertraulich!“ meinte ſeine Gattin.

„Das engliſche dear iſt's nicht“, erwidert er, „übrigens wird in meiner Mutter Hauſe jede Dienerin und jeder Diener mit „liebe“ oder „lieber“ angeſprochen; s'iſt in den beſten Häuſern England's ſo Sitte.“

„Vielleicht bei uns nicht? ſchaltete Baron Iſidor ein, „ſagſt Du nicht auf Dein Kammermädchen „liebe Betty“, — auf den Hausknecht „lieber Georg?“ — Es hat ſo was Nobles, was Majeſtätiſches, wenn man gegen die Dienſtleute ſo herablaſſend iſt.“

„Ich will's gelten laſſen“, erwiderte Frau von Alzey, „weiter im Texte.“

Und Herr von Alzey las weiter:

„Ich habe Deinen Brief von Beadford-Hill erhalten und bedaure Dich herzlich. Aber was kann ich machen?“

„Das bezieht ſich auf den Brief“, ſchaltete Alzey ein, „in dem ſie gedr oht hatte, ſich in die Themſe zu ſtürzen.“

„Gut“, meinte Frau von Alzey, „fahre nur fort.“

„Du wirſt einſehen, daß unter ſolchen Umſtänden eine Heirat unmöglich iſt.“ — „Nämlich mit dem Schufte Wood, der ſchon anderweitig verheiratet, aber von ſeiner Frau geſchieden war, weil ſie fürchterlich Brandwein trank und ihn noch fürchterlicher prügelte.“

„Eine rare Perſon“, meinte die junge Frau, aus deren Augen neues Leben, neue Hoffnung leuchtete. „Bitte, William, lies weiter.“

Wie man ſieht, hatte ſich ihr herber, trotziger Ton bereits gemildert.

„Pekuniär wird für Dich und das Kind geſorgt werden“, las Alzey, „ich beſtimme — das heißt ich verlange von Mr. Wood — 20 Pfund monatlich, als das Minimum deſſen, was Du zu Deiner Erhaltung und der des Kindes brauchſt.“ — Und wirklich zahlt Wood pünktlich alle Monat dieſe Alimentation.“

Beſchämt ließ Frau von Alzey den Kopf ſinken.

„Und nun noch den Schluß: „Ich hoffe, Du wirſt mit mir zufrieden ſein“, — nämlich mit dem, was ich gethan habe, um Herrn Wood zu veranlaſſen, wenigſtens pekuniär die Paternität zu übernehmen. Und die Unterſchrift: Dein wohlaffectionirter William Alzey iſt wohl der ſicherſte Beweis für mich, — wie wird ſich denn ein Liebhaber einer Geliebten gegenüber „wohlaffectionirter“ unterſchreiben.“

„Heißt eine Lächerlichkeit!“ rief Baron Iſidor, „wäre mir nie eingefallen, einen Liebesbrief ſo zu unterſchreiben, das heißt“, ſetzte der Baron ſich verbeſſernd hinzu, „wenn ich je einen ſolchen geſchrieben hätte.“

Man muß doch ſeiner Tochter gegenüber die Dehors bewahren.

Frau von Alzey war ganz kleinlaut geworden, als ſie fragte:

Digitized by Google

„Mein armer William, — ich habe Dir also Unrecht gethan? Du warst nicht Janes Geliebter?“

„Ich schwöre es Dir bei dem Heiligsten, was ich nebst Dir habe, bei dem Leben meiner Mutter.“

Sie zog ihn an ihre Brust und küßte ihn herzlich.

„Verzeih! verzeih!“ sagte sie, „dieser Kapitain Webster, der sich für einen Bruder von Jane ausgab, hat also gelogen, hat mich dupirt! Aber welchen Zweck hatte er dabei?“

„Wahrscheinlich hat er Dir zum Schlusse Geld abgepumpt für die arme Jane.“

„Nein! — das wohl nicht, — aber — ich besinne mich — o mein Gott!“

„Was hast Du denn, mein theures Herz.“

„Hast Du je, William, von dieser Jane ein Kreuz bekommen?“

„In meinem ganzen Leben nicht! Ich werde mir doch von einer Dienerin nichts schenken lassen.“

„Also auch das eine Lüge! Er meinte, es müsse unter den Schmuckgegenständen sein, die Du mir geschenkt hattest. Jane sei unglücklich, daß sie dieses Kreuz nicht mehr habe, das sie als einen Talisman betrachte; er würde es erkennen, meinte Kapitain Webster, wenn er meinen Schmuck sehen könnte.“

„Und Du?“

„Ich war einfältig genug, ihm beide Kassetten sehen zu lassen.“

„Wie unvorsichtig!“

„Ach freilich war das unvorsichtig“, rief kleinlaut die arme Frau.

„Aber weiter, weiter, was geschah dann?“ drängte Alzey.

„Nun ich begab mich, wie gesagt, mit ihm allein in mein Schreibzimmer und öffnete die Wertheim'sche Kasse.

„Ein wahres Glück, daß ich Deine Werthpapiere dort nicht hinterlegte“, schaltete Alzey ein.

„Ja wohl, William, ja wohl, das war klug!“

„Mein Schwiegersohn“, rief Baron Isidor Gollesco mit Stolz, „ist einer der gescheidtesten Köpfe von ganz Europa, von Nova Schembera bis zur Meerenge von Malta“.

Offenbar wollte Baron Isidor „Nova Zembla“ und Meerenge von „Gibraltar“ sagen, aber mit der Geografie nahm er's nicht so genau.

„Ich stellte die Kassetten heraus auf den großen Tisch und öffnete dieselben; ich sah, wie seine Blicke die Juwelen verschlangen, allein das Kreuz fand er nicht.“

„Natürlich“, unterbrach sie der Gatte, „weil keines vorhanden war.“

„Er sagte“, fuhr die Frau vom Hause fort, „es müsse eine Zeichnung davon in einem der Briefe sein, die Du an Jane geschrieben habest, diese Briefe habe er bei sich und wolle sie mir zeigen, er holte die Briefe aus der Tasche, ich riß sie ihm aus der Hand“ —

„Nun und?“

„Bei dem ersten raschen Blick hinein kam es mir vor, als ob es nicht Deine Hand wäre.“

„Natürlich, weil ich in meinem Leben keinen Brief an Jane geschrieben hatte“, schaltete Alzey ein, „außer jenem nach Beadford-Hill, den ich Dir eben vorgelesen.“

„Ich hatte aber nicht Zeit, die Richtigkeit meiner Bemerkung zu ergründen“, erzählte Frau von Alzey weiter, „denn aus dem Papiere drang mir ein feiner, penetranter Geruch entgegen, der mich schwindeln machte. Ich wankte, es war mir, als hörte ich Herrn Webster einen Schreckensschrei ausstoßen. Er fing mich auf und hielt mir ein Riechfläschchen unter die Nase, der Geruch, der aus demselben aufstieg, betäubte mich vollends, ich wurde ohnmächtig.“

„Der Elende!“ rief Herr von Alzey, die Fäuste ballend.

„Aber der Schmuck! was geschah mit dem?“ drängte Baron Isidor.

„Weiß ich's zu sagen?“ entgegnete die arme Frau. „Als ich zu mir kam, befand ich mich im Nebenzimmer neben dem Cassenzimmer, auf dem Divan.“

„Er muß Dich jedenfalls dahin getragen, haben — wir fanden Dich dort.“

Digitized by Google

„Seltsam! Seltsam! der Schmuck blieb also auf dem Tische."

„Wahrscheinlich", erwiderte sie.

„Ich will nachsehen", rief der Baron und eilte in das betreffende Zimmer.

Die beiden Eheleute blieben allein, Frau von Alzey umarmte ihren Gemal zärtlich und bat ihn viel tausendmal um Verzeihung, er konnte ihr nicht oft genug sagen, daß er ihr bereits verziehen habe, sie möge sich nur nicht aufregen und durch Ruhe wieder die verlorne Kraft zu erwerben suchen.

Wie kann man unter solchen Umständen ruhig sein?

Baron Isidor kam zurück.

„Merkwürdig! höchst merkwürdig!" rief er, sich den Schweiß abtrocknend.

„Was denn, Papa?" fragten Alzey und seine Gattin neugierig.

„Die feuerfeste Kasse ist zugemacht und abgesperrt", antwortete der Baron, „hast Du selbst zugesperrt, Rosaleben, mein Gold."

„Nein, Papa, — ich weiß mit Gewißheit, daß ich das nicht gethan habe."

„Wer soll's also gethan haben?"

„Vielleicht Jemand von der Dienerschaft."

„Es traut sich Niemand von unsren Dienstleuten, jenes Zimmer zu betreten."

„Dann muß es der Kapitain Webster selbst gewesen sein."

„Aber wo ist der Schlüssel?" fragte der Papa, „hast Du ihn, Rosa?"

„Nein, ich ließ ihn im Schlosse stecken, als ich die Kassetten herausnahm." —

„Die Kassetten sind eben so wenig da, als der Schlüssel."

„Der Kapitain wird die Kassetten in die Kasse gestellt, abgesperrt und den Schlüssel entweder auf den Tisch oder auf die Kasse oben auf gelegt haben."

„Habe überall nachgesehen", erwiderte der Baron, „vom Schlüssel nirgends eine Spur."

„Man muß das ganze Zimmer von den Dienstleuten durchsuchen lassen", sagte Alzey, indem er von seinem Platze neben dem Krankenbette der Gattin sich erhob, „ich werde das besorgen."

„Nein, bleibe bei mir, William", bat die Gattin, „gehe nicht weg."

„Ja, bleiben Sie, Herr Schwiegersohn", setzte Baron Isidor hinzu, „das sei meine Sache, ich kann mit dergleichen besser umgehen. Also bleiben Sie, Herr Schwiegersohn, bleiben Sie!"

Und er rannte hinaus, so schnell es seine körperliche Schwerfälligkeit gestattete.

„Armer Papa!" seufzte die junge Frau, „was wird da heraus kommen."

„Es stellt sich beinahe jetzt schon heraus", erwiderte Alzey, „daß Du das Opfer eines nichtswürdigen Bubenstückes geworden bist, bei welchem man Deinen Cousin Julius schandvoll mißbraucht hat, um diesem sogenannten Kapitain Webster Eingang in's Haus zu verschaffen."

„Du wirst wohl recht haben; also Du hältst meinen Cousin Julius nicht für mitschuldig?"

„In keinem Falle. Er ist zu dumm und zu ehrlich, um der Mitgenosse solcher Leute zu werden."

„Ich danke Dir, — denn er ist eine gute Haut und am Ende wär es mir doch leid gewesen —"

Baron Isidor stürzte in's Zimmer, in den Händen die Schlüsselgarnitur der Kasse schwingend.

„Gefunden! gefunden!" rief er im Tone eines Feldherrn, der den Sieg verkündet.

„Wo hat man sie denn gefunden?" fragte Alzey, „und wer denn?"

„Ich selbst", erzählte der Banquier freudestrahlend; „während die Andern in allen Winkeln herumstöberten und keinen Spucknapf unausgeleert ließen, werfe ich mich auf den Boden nieder und krieche auf der Erd herum auf allen Vieren wie ein Laubfrosch. Auf einmal sehe ich unter den Fransen einer Ottomane etwas schimmern, ich mache auf allen Vieren einen Satz dahin, wie der Laubfrosch, wenn er nach einer Fliege schnappt, und richtig, da waren sie, da lagen sie, — da sind sie!"

„Aber die Kassetten, Papa", fragte Frau von Alzey, „was ist's mit denen?"

„Weiß ich's?" antwortete der Baron, „sie werden wohl stehen in der feuerfesten Kasse."

Digitized by Google

„Um dieses zu erfahren, haben wir ja eben die Schlüssel gesucht“, meinte Alzey.

„Richtig! deshalb haben wir sie gesucht!“ rief der Baron, „darauf hatte ich ganz vergessen! Bin ich denn verrückt? Die Geschichte mit Dir, mein armes Kind, hat mich ganz confus gemacht. Aber ich hole die Kassetten, — ich hole sie.“

Und abermals enteilte er auf flüchtigen Sohlen, — würde ein lyrischer Dichter sagen, — auf flüchtigen Plattfüßen, wie es der gewissenhafte Romanschriftsteller zugeben muß.

„Der arme Papa! — er wird uns noch krank“, klagte Herr von Alzey.

„O fürchte nichts“, tröstete ihn seine Gattin, „mit der nervösen Aufregung verbindet er eine seltsame Energie und eine gewisse Zähigkeit des Charakters, die ihn in den schwierigsten Verhältnissen aufrecht hält. Ich weiß, daß er zur Zeit des großen Krachs an einem Tage über eine Million verlor und dennoch blieb ihm die Kraft, dem Buchhalter zuzurufen, sorgen Sie dafür beim Koch, daß ich zum Rindfleisch kalte Sardellen-Sauce bekomme, sonst ist mir der ganze Tag verleidet.“

„In der That, darin liegt etwas Spartanisches“, meinte Alzey lachend.

Baron Isidor kehrte zurück, in jeder Hand eine Kassette tragend.

„Nun Papa?“ fragte Frau von Alzey und ihr Gatte aus einem Munde.

Der Baron machte ein höchst bedenkliches Gesicht und leise murmelte er:

„Die Kassetten sind da, der Ganef (Dieb) hat sie nicht mitgenommen, aber“ —

„Was denn Papa?“ fragte seine Tochter.

„Sie kommen mir so leicht vor“, erwiderte der Baron kleinlaut, „als ob nichts darin wäre.“

„Wahrscheinlich wird's der Dieb herausgenommen haben, was darin war“, sprach Herr von Alzey mit echt englischer Kaltblütigkeit.

„Ich fürcht's auch“, setzte Baron Isidor hinzu, welcher vergebens die Kassetten zu öffnen suchte, „in's Henkersnamen! wo geht denn die Geschicht auf.

„Das können Sie nicht fertig bringen“, sprach Frau von Alzey, „geben Sie her, Papa.“

Herr von Alzey stellte die Kassetten vor sie auf die Bettdecke, Frau von Alzey erhob sich ein wenig, berührte mit dem Finger den Punkt, der die Federn in Bewegung setzt und beide Deckel sprangen rasch auf.

Die arme junge Frau schlug die Hände zusammen.

„Mehr als die Hälfte des Schmuckes ist weg!“ seufzte sie.

„Mehr als die Hälfte, das ist ja fast eine halbe Million!“ rief Baron Isidor.

„Das ist das wenigste, das bitterste ist, daß die theuersten Andenken fehlen“, wehklagte Frau von Alzey, „die ich von meinem Papa, von meiner Mutter und meinem lieben Gatten habe.“

„Das läßt sich Alles ersetzen!“ meinte Alzey mit seinem Phlegma in Geldsachen.

„Wer wird ersetzen? Ich oder Sie, lieber Schwiegersohn! Wird uns abermals kosten eine halbe Million, — wird wieder kommen ein Ganef, wird uns wieder bestehlen, — Gott! — ist die Welt schlecht, nichts als Räuber und Diebe überall.“

„Mein Gott, mir vergehen die Sinne“, stöhnte die Kranke, das viele Reden hatte ihre Kraft erschöpft, der Blick in den leeren Schmuckkasten hat das Werk vollendet, sie sank ohnmächtig in die Arme ihres Gatten.

„Zu Hilfe!“ rief Alzey, und der im Nebenzimmer befindliche Arzt stürzte herein.

Auch die Zofen eilten herbei, ihrer Gebieterin beizustehen.

Rasch schlug diese wieder die Augen auf, blickte ihren Gatten zärtlich an und sprach:

„Verzeihung, mein Freund, es war nur ein Uebergang.“

„Der sich aber wiederholen dürfte, wenn sich die Gnädige nicht Ruhe gönnt“, warnte der Arzt, „es ist ein leichter, wenn auch kurzer Schlummer nothwendig, um die Reste des Narcotikums zu beseitigen, das auf die Nerven der Frau Baronin so drastisch eingewirkt hat. Ich bleibe jedenfalls zur Hand für alle Fälle, bis meine Herren Collegen die Celebritäten aus der Stadt gekommen sind“. —

Digitized by Google

„Wir würden Sie bitten, auch dann noch als unser Ordinarius zu bleiben“, sprach Alzey verbindlich, „Sie haben uns so schnelle praktische Hilfe gebracht, daß wir Ihnen zu stetem Danke verpflichtet sind.

Sichtlich geschmeichelt, verneigte sich der Jünger Aeskulap's, dann sprach er:

„Ich muß aber jetzt ernstlich bitten, meine Patientin allein zu lassen.“

„Du bleibst bei mir,“ rief die Kranke, die Hand ihres Gatten ergreifend.

„Ja mein Kind, ich bleibe,“ sprach Alzey, „ich werde Deinen Schlaf bewachen.“

Die Mägde zogen sich zurück, Baron Isidor reichte seiner Tochter die Hand und sprach bewegt:

„Leb' wohl, mein armes Kind! Ich fahr' in der Stadt. Ich muß die Anzeige machen; es soll Alles aufgeboten werden, um des Diebes und des gestohlenen Gutes habhaft zu werden. Unsere Polizei hat noch Jeden erwischt, der ihr nicht ausgekommen ist. Adieu, Alzey!“

Er ging und ließ seine Tochter mit ihrem Gatten allein.

Im zweitnächsten Zimmer fand er seinen ungeduldig harrenden Neffen Julius.

„Nun, Onkel Isidor, wie stehts?“ fragte dieser in gleichgiltig scheinendem Tone.

Der Banquier aber pflanzte sich vor ihm hin, machte ein strenges Gesicht und sagte:

„Herr Baron Julius Golesco!“

„Befehlen, Herr Onkel?“ fragte dieser höchlich verdutzt.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

„Wie heißt verhaften? wie heißt Namen des Gesetzes? Sind Sie ein Sicherheitsmann?“

„Nein, aber jeder Staatsbürger hat die Verpflichtung, das Eigenthum seiner Mitbürger zu schützen und Diebe, die es bedrohen, zu verhaften, um sie der Behörde zu übergeben.“

„Also Sie wollen mich verhaften als einen Dieb, einen Ganef?“

„Als den schandbaren Mitschuldigen eines solchen!“

„Herr Baron!“ rief Julius, sich in die Brust werfend.

„Ich werd' Dir geben eine Ohrfeige, wenn Du noch Maſematten machſt. Dein Herr Kapitain Webſter, den Du hinter unſerm Rücken in dieſe Villa — genannt der Roſahof — eingeführt haſt, hat mein armes Kind, die ſchöne Frau von Alzey, betäubt mit einem gothiſchen*) Mittel und hat ihr dann geſtohlen ihren ganzen Schmuck, liegt ein Werth drauf von einer kleinen Million. Du biſt mitſchuldig an dieſem Diebſtahl, wenigſtens warſt Du der Wegweiſer dieſes elenden Diebes.“

„Aber Onkel“, rief Julius weinerlich, „wie können Sie nur ſo was glauben vom Sohne Ihrer einzigen Schweſter?“

„Ich danke Gott, daß ſie todt iſt, meine gute Schweſter“, ſprach Baron Iſidor faſt feierlich, „wenigſtens hat ſie dieſen Tag der Schande ihres Sohnes nicht erleben müſſen.“

„Onkel!“ rief Julius außer ſich, „Sie machen mich wahnſinnig?“

„Was heißt wahnſinnig? — Wahnſinnig heißt den Verſtand verlieren; wie willſt Du etwas verlieren, was Du nie gehabt haſt.“

„Nun ja, meinetwegen, das gebe ich ja zu; nennen Sie mich einen Dummkopf! ſagen Sie, daß ich einen Eſelsſtreich gemacht, aber behandeln Sie mich nicht als den Mitſchuldigen eines gemeinen Diebes. Ich geſtehe zu, daß ich nichts Albereneres hätte thun können, als dieſen Kapitain Webſter hierher zu bringen, aber ſein Mitſchuldiger bin ich nicht, ſondern nur ſein Dupe.“

„Das wird ſich finden.“

„Ich bin zu jedem Beweiſe bereit.“

„Um ſo beſſer, Ich werde Dir Gelegenheit geben, zu beweiſen.“

„Wann, wo und wie Sie wollen, theurer Onkel.“

„Du folgſt mir auf die Polizei.“

„Auf die Polizei?“

„Nun, ich kann den Diebſtahl doch nicht im Findelhauſe anzeigen.“

„Das iſt richtig. Ich folge Ihnen, Onkel.“

„Wir werden Deinen Fiaker zur Fahrt nach Wien benützen.“

„Ganz nach Ihrem Wunſche, Herr Onkel.“

„Alſo! Allons!“

*) „Narkotiſchen“ wollte er ſagen.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Auf der Spur.

Und wieder saß der Herr Polizeirath Sänger in seinem Bureau unter Aktenstößen begraben, lesend, vergleichend, anmerkend, kurz allen jenen Verpflichtungen nachkommend, die man von einem Rade in dem stets arbeitenden Mechanismus verlangt, welcher die Polizei einer Weltstadt bildet.

Und wieder trat der Amtsdiener ein, schleichend wie auf Wolfspfoten, um die Ruhe des Herrn Rathes nicht zu stören.

Er legte eine Karte auf den Schreibtisch und zog sich zurück, wartend.

„Der Rath aber las wie damals:

„Isidor Baron Golesco, Banquier, Ritter des u. s. w. u. s. w.

„Was will denn der schon wieder," brummte der Polizeibeamte, zu dem Amtsdiener aber sagte er: „Ich lasse den Herrn Baron bitten, — stehe zu Diensten."

Und im nächsten Augenblicke erschien Baron Isidor und hinter ihm sein Neffe Julius.

Der Rath erhob sich, ging ihm entgegen, und ihm die Hand reichend, fragte er:

„Was verschafft mir abermals das Vergnügen, Herr Baron?"

„Ich sage Ihnen nur drei Worte, Herr Rath," antwortete Golesco: „Old Bob Nash."

„Spuckt Ihnen also noch immer dieser Londoner Dieb im Kopfe herum?"

„Wollte Gott, er hätte nirgends gespuckt, als in meinem Kopf, er hat aber gespuckt in meinem Hause, eigentlich im Hause meiner Tochter, in der Villa Rosahof in Wöslau, und gestohlen fast den ganzen Schmuck meiner Frau Tochter, Werth fast eine halbe Million."

Der Rath fuhr fast bestürzt zurück.

„Wie?" fragte er, „ein so großer Diebstahl wäre geschehen. Durch Einbruch?"

„Nein, durch schandbare List. Er wußte einzuleiten, daß meine Frau Tochter, die Gattin des Herrn von Algey, mit ihm allein blieb, und daß sie ihm ihre zwei Kassetten mit dem ganzen Schmucke zeigte, dann betäubte er sie mit etwas stark Riechendem, bis sie war ohne Bewußtsein, legte sie auf ein Sofa, nahm aus den Kassetten die werthvollsten Sachen und ging damit pleite."

„Sie müssen die Güte haben, mir den Fall mit allen Details zu erzählen, etwas Aehnliches ist ja seit Jahren nicht dagewesen", sprach der Polizeirath, dessen höchstes Interesse erregt war, „doch entschuldigen Sie, Herr Baron, wer ist dieser Herr? Ist er vielleicht auch in irgend einer Weise betheiligt."

„Betheiligt? am Diebstahl!" rief Julius, „wie können Sie denken, Herr Rath."

„Es ist mein Neffe, Baron Julius Golesco", sprach Isidor, den jungen Mann vorstellend.

„Bitte vielmals um Entschuldigung", sprach der Rath artig, „ich verstand die Sache wegen der Betheiligung nur so, ob Ihnen vielleicht auch etwas weg gekommen."

„Gott sei Dank, — nein!" rief Julius.

„Uebrigens ist er gewissermaßen auch betheiligt", sprach Baron Isidor, „denn er ist Derjenige, der den Gauf, will sagen den Dieb, in die Villa Rosahof gebracht hat."

„Wirklich?"

„Nun ja, aber auf die natürlichste Art und Weise von der Welt, weil nämlich —

„Bitte, reden wir nicht eins in's andre, sondern nehmen Sie Platz, meine Herren, und erzählen Sie mir die Geschichte mit allen Details, — vergessen Sie das Kleinste und Unbedeutendste nicht. Sie glauben nicht, welche Kleinigkeit oft den Anstoß zu den wichtigsten Entdeckungen gibt."

„Ganz richtig", erwiderte der Banquier und nun begannen die beiden Herren die Erzählung des Vorgefallenen, sich gegenseitig ergänzend und berichtigend. Unsre Leser, welche die Sache genau kennen, werden sich und uns die Wiederholung des Bekannten gern ersparen wollen.

Ein einziges Mal unterbrach sie der Rath, indem er Julius um eine genaue Personen-Beschreibung des sogenannten Kapitains Webster ersuchte, die er sofort notirte.

Als die Herren nach vielen Umschweifen und unnöthigen Ausführlichkeiten, die der Rath ohne Ungeduld anhörte, — mit ihrer Erzählung

Digitized by Google

endlich zu Ende waren, legte der Rath die Hand an's Kinn und sprach:

„Erlauben Sie mir nur ein paar Minuten, um über den Fall nachzudenken."

„Bitte, bitte!"

Der Rath blickte nach der Decke des Zimmers, als ob er eine Inspiration von oben erwarte, endlich senkte er den Blick wieder, faßte Baron Julius in's Auge und fragte:

„Kennen Sie diesen angeblichen Kapitain Webster schon lange?"

„Seit vorigem Jahre, wir lernten uns in Saxon in der Schweiz am Spieltische kennen."

„Und führte er damals auch den Namen Kapitain Webster?"

„Ja, Herr Rath."

„Und hat er sich hier gegen Niemand einen andern Namen beigelegt?"

„Ich hörte ihn nie mit einem andern Menschen reden."

„Sonderbar. Auch dort nicht, wo er wohnte."

„Ich habe nie mit ihm in seiner Wohnung gesprochen."

„Wo denn also?"

„Im Volksgarten, — im Kaffeehause, wo wir eben zusammen trafen."

Der Polizeirath läutete und sprach zu dem eintretenden Amtsdiener:

„Wurzmeyer, lassen Sie sofort nachschlagen, ob ein Engländer Namens Kapitain Webster in einem Hotel oder einer Privat-Wohnung polizeilich gemeldet ist."

Der Diener ging, der Polizeirath fuhr fort, immer gegen Julius gewendet:

„Wissen Sie die Nummer des Fiakers, der Sie nach Vöslau gebracht hat?"

„Er steht unten beim Hausthore."

„Um so besser! einen Augenblick Geduld!"

Wurzmeyer kam zurück und meldete, daß man sofort nachgeschlagen, aber den Namen Kapitain Webster nirgends gefunden habe.

„Wir haben es also mit einem Gauner von Profession zu thun", sagte der Rath, „Wurzmeyer gehen Sie hinab und holen Sie mir den Fiaker herauf, der vor dem Thore wartet; es soll aber Jemand einstweilen auf die Pferde sehen, damit wir kein Malheur haben."

Die Polizei denkt doch an Alles.

Zwei Minuten darauf stand der Fiaker vor dem Polizei-Gewaltigen.

„Kennen Sie den Herrn", fragte dieser, „den Sie vom Rosahofe in Vöslau bis zum Bahnhofe derselben Station geführt und dort ein Billet nach Trieft für ihn gekauft haben."

„Nein, Ew. Gnaden Herr Rath."

„Ist Ihnen nichts an ihm aufgefallen?"

„Allerdings, aber ich weiß nicht, ob es der Mühe werth ist, davon zu reden" — —

„Reden Sie nur! ungenirt! was war's?"

„Nun, beim Hinausfahren von Wien nach Vöslau redeten meine beiden Fahrgäste, der Herr Baron Golesco und der fremde Herr, deutsch miteinander, so laut, daß ich jedes Wort verstand, — und dabei sprach der Engländer ein ganz gutes deutsch, während er später mit mir in einem Ton redete, als ob's ihm mit dem Reden eben so schwer ginge, als mit dem Verstehen und da dachte ich mir gleich, — der will was verheimlichen."

„Sehr richtig, Ihre Bemerkung ist nicht ohne", sagte der Rath, „und jetzt geben Sie mir noch eine genaue Personsbeschreibung des Engländers, so scharf als möglich, ich hoffe, Sie haben sich den Gauner gut angeschaut?"

„Ja wohl, Ew. Gnaden."

Unsre Fiaker kommen sehr häufig in die Lage, Beschreibungen von Personen geben zu müssen, die sich ihres Fuhrwerkes bedienen. Daher hat der echte Fiaker immer ein scharfes Auge für seine Fahrgäste und einen guten „Merks", wie man wienerisch sagt, für die Details.

Rath Sänger verglich die Personsbeschreibung, die ihm der Wagenlenker entworfen, mit jener, die ihm der Baron Julius Golesco gegeben; aus beiden stellte er alle Details zusammen und nachdem er ein Gesammtbild daraus combinirt hatte, klingelte er und befahl seinem treuen Wurzmeyer:

„Wird 500mal copirt und an alle Hotels, auch letzten Ranges, an die Hotel garnis, so wie

Digitized by Google

auch an sämmtliche Juweliere von Wien versendet. Im Falle des Vorkommens ist die betreffende Person anzuhalten und hierher zu senden."

„Sehr wohl, Herr Rath", erwiderte Wurzmeyer und ging.

„Wozu an die Wiener Juweliere?" fragte etwas vorlaut Baron Isidor, „da doch der Ganef ist gegangen nach Triest?"

„Wissen Sie denn, ob er nicht zurück kommt?" fragte Rath Sänger mit polizeilicher Ueberlegenheit, „oder ob er nicht unterwegs mit einer Person zusammentrifft, welche die Pretiosen zum Verkauf in Wien übernimmt, während er sich ruhig in Triest aufgreifen läßt, und wenn man ihn untersucht, im Tone der gekränkten Unschuld schreit, daß man nichts bei ihm gefunden hat?"

„Sie haben ganz Recht", sagte Baron Isidor, „ich beuge mich vor Ihrer Weisheit."

„Aber nun kommt das Wichtigste."

„Was denn Herr Rath?"

„Ich bedarf eine genaue Beschreibung des entwendeten Schmuckes."

Der Banquier kratzte sich mit verdrießlicher Miene hinter den Ohren.

„Ist leicht gesagt, Herr Rath", meinte er, „ich sage ihnen aber, es sind so viele und so kostbare Dinge in den beiden Kassetten, daß ein besseres Gedächtniß als das meinige dazu gehört, um sich Alles zu merken, auch bin ich kein Feuilletonist, um zu beschreiben die Schönheit."

„Vielleicht hat Ihr Schwiegersohn Herr von Alzey die Güte" —

„Gewiß, gewiß, — auch Rosa muß sich besinnen. Wo es sich um solche Werthe handelt, da ist kein Spaß zu machen. Rosa und ihr Mann müssen herein kommen von Vöslau, — wir alle Drei werden doch eine ordentliche Beschreibung zu Stande bringen, verlassen Sie sich darauf."

„Ich muß wirklich bitten, so genau als möglich."

„Doch nun gehen wir, — wir lassen Ihnen freie Hand."

„Seien Sie überzeugt, daß Alles aufgeboten wird, was möglich ist. Man kann in solchen Fällen nie den Erfolg garantiren, — allein was gethan werden kann, wird geschehen.

„Ich weiß es, Herr Rath, — Ihr ergebener Diener."

„Empfehle mich gleichfalls, Herr Rath", sprach Baron Julius.

„Ihr Diener, meine Herren", erwiderte der Polizei-Beamte, „wie ich das mindeste erfahre, mache ich's Ihnen zu wissen."

Nach der Entfernung der beiden Herren machte sich der Polizeirath Sänger, nachdem er zuvor ein paar wichtige Aktenstücke durch die Unterfertigung seines Namens erledigt hatte, an die Entdeckung des Gauners, der den Diebstahl in Vöslau verübt hatte, eine großartige Freveltat wie seit Langem keine ähnliche vorgekommen war.,

Das Publikum hat keine Ahnung, welche unsägliche Mühe die Sicherheitsbehörde oft hat, den Thäter eines großen Verbrechens zu eruiren. Es gibt Fälle, wo so gewichtigte Indizien vorliegen, daß man an denselben wie an einem rothen Faden vorwärts gehen und an den Verbrecher gelangen kann. Dort aber, wo nur wenige Anhaltspunkte vorhanden sind, oder vielleicht gar keiner, da bietet sich ein Chimborassao von Schwierigkeiten, die um so bedeutlicher werden, weil man in Folge eines Mißgriffes sehr leicht an einen oder mehrere Unschuldige gelangen und die Ruhe, die Arbeit, die Existenzbedingungen friedlicher Staatsbürger hemmen und gefährden kann, die an der vorliegenden That nicht den mindesten Antheil nehmen und genommen haben.

Dazu kommt der Leichtsinn, das Vorurtheil, die Tratsch- und Spottsucht unseres Publikums, welches, wenn von zehn Verbrechern neun ergriffen werden, höchstens findet, daß die Polizei ihre verfluchte Schuldigkeit gethan habe, während dieselbe Behörde, wenn auch nur einer von den zehnen ihren Händen entkommt, mit Hohn und Spott überhäuft wird, in welchen die anständigsten, loyalsten und tüchtigsten Journale, nicht bloß die Witzblätter, juxi gratia mit einstimmen.

Digitized by Google

All das wußte Polizeirath Sänger recht gut und er strengte seine ganze Thätigkeit, sein ganzes Wissen und Können, seine langjährige Erfahrung und reiche Polizei-Praxis an, um den Thätern auf die Spur zu kommen und den Bestohlenen zu ihrem Eigenthum zu verhelfen.

Es ist eine Thatsache, daß bei der Lösung eines Rebus, eines Räthsels, ein Tritt auf falsche Fährte den Auflöser für immer vom Schlüssel abbringt, so daß ihm die Lösung fortan fast zur Unmöglichkeit wird. Umgekehrt bringt ein richtiger Blick, ein lichter Gedanke den Lösenden auf die rechte Bahn und mit logischer Consequenz führt er ihn vorwärts bis zum Ziele.

Polizeirath Sänger hatte einen solchen lichten, glücklichen Gedanken.

Er fragte sich: Warum hat der Dieb, der nach der Aussage des Fiakers doch sehr gut deutsch sprach, im Bahnhof zu Böslau auf einmal gegen den Kutscher seine schlechte Kenntniß der deutschen Sprache vorgeschützt, um sich, statt das Billet nach Triest selbst an der Kassa zu lösen, dasselbe durch den Fiaker kaufen zu lassen? Ein Dieb von solchem Raffinement mußte doch wissen, daß der Fiaker einer der Ersten sein werde, die man verhörte. Er wollte offenbar die Aufmerksamkeit der Behörde auf Triest lenken und so die Sicherheits-Organe irre führen, um bequem irgend in einem andern Bahnhofe auszusteigen und seinen Weg in irgend einer andern Richtung fortsetzen zu können.

Wie man sieht, war diese Ansicht des Polizeirathes eine vollkommen richtige.

Und nun handelte es sich darum, auf dieser gewonnenen Basis weiter zu bauen.

Es wurde sofort ein Telegramm nach Triest befördert, mit der genauen Personsbeschreibung des angeblichen Kapitains Webster und mit dem Auftrage, den Engländer bei seiner eventuellen Ankunft in der Hafenstadt an der Adria festzuhalten. Das Telegramm hatte vor dem Anlangen des betreffenden Trains einen Vorsprung von mehr als zehn Stunden.

Gleichzeitig erging aber auf telegrafischem Wege an alle Stationen, in welchen der betreffende Zug hielt, die Weisung, den Engländer, dessen Personbeschreibung natürlich beilag, anzuhalten und nach Wien zu befördern. Für den Fall, als er mit seiner Trieſter Karte bereits ausgestiegen sei, möge man um jeden Preis die Richtung eruiren, die er eingeschlagen habe.

Es dauerte keine zwei Stunden, so erhielt der Rath aus Wr.-Neustadt folgende Depesche:

Mit dem betreffenden Zuge sei in Wr.-Neustadt ein Mann ausgestiegen, auf den die beiliegende Personsbeschreibung vollkommen passe; auch habe derselbe eine Karte zweiter Klasse nach Triest gehabt und dem Portier, der ihn beim Vorweisen des Billets darauf aufmerksam gemacht, die Antwort ertheilt, er fühle sich so unwohl, daß er nicht weiter reisen könne, sondern ein paar Stunden in Wr.-Neustadt verweilen werde, bis ihm besser geworden sei. Seither sei er aber nicht mehr auf dem Bahnhofe erschienen, noch wäre zu bemerken, daß er mit dem Portier gebrochen französisch gesprochen habe."

„Das thut nichts, das thut nichts," sagte der Rath bei sich, „er ist's doch!"

„Man habe, fuhr die Depesche fort, auch die fünf, sechs Fiaker, die am Bahnhof in Wr.-Neustadt stehen, eingehend inquirirt und einer derselben, Sebastian Holzer Nr. 5, habe ausgesagt, daß er einen Herrn, auf welchen die Personsbeschreibung vollkommen passe, nach Sauerbrunn gefahren habe, wo derselbe den Zug abwartete, der von Wr.-Neustadt nach Oedenburg geht. Jedoch habe dieser Herr nur gebrochen italiänisch gesprochen."

Rath Sänger rieb sich vergnügt die Hände, während er vor sich hinmurmelte:

„Deutsch! englisch! französisch! italiänisch! der Gauner ist ein Mezzofanti und spricht alle Sprachen. Kein Zweifel, er wollte uns mit seinem Triest eine Nase drehen, während er nach Ungarn durchwischte. Ich weiß zwar nicht, ob's nicht besser wäre, wenn er sich nach Albanien oder zu den Bocchesen geflüchtet hätte als nach Ungarn, denn mit den Herren Magyaren ist ein Bischen schwer zu arbeiten. Na, wir wollen den Kopf nicht sinken lassen. „Vorwärts mit frischem Muth!"

wie's in der „Falinitza" heißt. Vor der Hand wissen wir einmal, daß er in Oedenburg ist oder war. Zunächst muß an die Stadthauptmannschaft in Oedenburg telegrafirt werden, damit wir erfahren, in welchem Hotel unser Mann abstieg. Ich hoffe die Oedenburger Polizeibehörde wird ihrer Collegin in Wien keine Umstände und Anstände machen."

In dieser angenehmen Hoffnung entsendete Rath Sänger ein ausführliches Telegramm an den Herrn Stadthauptmann in Oedenburg.

Mitunter ist es ein wahres Glück, daß die Chefs ungarischer Behörden manchmal an dem Größenwahne leiden, daß sie ihren Collegen in Wien zeigen müssen, wie sehr sie den Organen in Wien an Wissen und Verständniß nicht nur gewachsen, sondern auch überlegen seien. Von diesem erhabenen Gedanken ging man auch bei der Stadthauptmannschaft in Oedenburg aus, als man an den Herrn Rath Sänger in Wien am nächsten Tage erst telegrafirte, —

— es sei allerdings gestern Abends ein Mann angekommen, auf den die beiliegende Beschreibung des Steckbriefes passe, derselbe sei „in der Rose" eingekehrt, habe Abends noch einen Spaziergang und verschiedene Einkäufe gemacht, dann aber sich in seinem Zimmer verschlossen.

„Aha!" dachte der Rath bei sich, „da hat er eine Revision des gestohlenen Gutes vorgenommen. Das thun sie Alle, s'ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Diebe, sobald sie mit den entwendeten Effekten allein sind, nichts Eiligeres zu thun haben, als nachzusehen, ob man ihnen nichts gestohlen hat."

Wie man sieht, war Rath Sänger ein philosophischer Humorist oder humoristischer Philosoph und in Polizei-Dienste muß man das sein, wenn man nicht — ein Melancholiker werden will.

Das Telegramm aus Oedenburg schloß mit den Worten:

„Uebrigens ist der invigilirte Passagier aus der Rose heute morgens abgereist, unbewußt wohin, so wie hier auch nicht bekannt worden, von woher er gekommen sei, da er die Eintragung seines Namens in ein Fremdenbuch beharrlich verweigerte."

Die Spur war also vor der Hand verwischt, wenn der Rath auch nicht zweifelte, daß der Verbrecher sich in Ungarn befand, wo Einer seiner Art überhaupt mit den Organen der Sicherheit leichter verkehren kann und das Gesetz eine Menge Hinterthürchen offen läßt, durch welche man mit Hilfe gut gezahlter Rechtsverdreher bequem durchschlüpfen kann.

Inzwischen erschienen von allen Seiten die ausgesendeten Boten und Spürhunde des Rathes und brachten die Nachricht mit, daß über den gesuchten Engländer ihnen nirgends die gewünschte Aufklärung geworden sei. Es seien zwar Engländer genug in Wien, aber keiner, der auf den Namen Kapitain Webster höre. Die Personsbeschreibung aber passe auf ein Halbdutzend in verschiedenen Hotels eingekehrte Engländer.

„Also die Spur verloren!" brummte der Rath, „wir müssen sie wieder finden."

Inzwischen kam ein ausführlicher Bericht von Herrn von Alzey, welcher die Anzahl, die Größe, den Werth, die Façon der gestohlenen Gegenstände enthielt und mit großer Genauigkeit und Pünktlichkeit abgefaßt war, ja sogar einige Zeichnungen enthielt, die Alzey eigenhändig angefertigt hatte.

Der Rath staunte über die Menge und den Werth des Entwendeten:

„Kein Zweifel, der Dieb hat einen guten Fang gemacht", brummte der Rath, „übrigens würden wir einen noch besseren machen, wenn wir seiner habhaft werden könnten. Einen solchen Erzgauner zu fangen, ihm das geraubte Gut abzunehmen und es der bestohlenen Partei zurückzugeben, wäre eine der schönsten Missionen, die es für einen Polizisten gibt."

Man sieht, auch die Polizei hat ihre edlen Passionen.

Gegen Mittag endlich erschien bei dem Rath Sänger ein Detektiv und brachte folgende beachtenswerthe Mittheilung.

Nachdem er eine Anzahl von Privatwohnungen, die gewöhnlich vermiethet werden, sowie

Digitized by Google

diverse kleinere Hotels durchgefragt hatte, war er endlich in's Hotel garni „Syra“ in der Leopoldstadt gekommen, das gewöhnlich nur von Griechen besucht werde. Gleichwol habe er erfahren, daß dort seit ein paar Wochen ein Engländer gewohnt habe, Namens Elie Banck, der aber von den Griechen, mit denen er sich oft auf dem Billard und im Kartenspiel unterhalten habe, „Capitanos“ genannt worden sei.“

„Hui!“ rief der Rath; „das ist schon etwas! Und die Personsbeschreibung?

„Paßt Zug für Zug auf ihn.“

„Um so besser! um so besser!“

„Er ist aber seit gestern fort.“

„Natürlich! das stimmt ja. Hat er seine Zeche gezahlt?“

„Auf einen Kreuzer. Alles in Ordnung. Er sagte, er thue es nur vorsichtshalber, da es möglich sei, daß er Abends nicht zurück komme, wenn er ein wichtiges Geschäft abschließe.“

„Geschäft? Ja! ja! — wichtig! — ja! ja! ja! Nun und weiter?“

„Und wenn er bis Abends nicht zurück sei, so möge man seinen Koffer unter dem Namen Grobner mit dem Abendzuge als Eilgut in's Hotel Palugyay nach Preßburg senden.“

„Palugyay! Grobner! wir haben ihn! wir haben ihn!“

„Also“, jubelte der Rath und telegrafirte sofort nach Preßburg an Palugyay.

Die Antwort kam mit thunlichster Schnelligkeit: Ein Herr, nach Aussprache und Manieren ein Engländer, sei wirklich angekommen, habe gefragt, ob sein Koffer unter dem Namen Grobner bereits aus Wien angekommen sei, habe sich als Grobner ausgewiesen und den Koffer in Empfang genommen. Die beiliegende Personsbeschreibung passe nach Aussage des Portiers und des Zimmerkellners ganz auf ihn, wie er angekommen; bei seiner Abreise aber habe er den Cotelettes-Bart nicht mehr getragen, auch seine Gesichtsfarbe und Haar seien anders gewesen, wie es der Hausknecht bestätige, der ihm den Koffer nach dem Dampfschiffe „Nador“ gebracht, zur Fahrt nach Wien.“

„Nach Wien!“ rief der Rath und schlug vor Entzücken die Hände zusammen. „Wir haben ihn, die Mücke fliegt der Flamme zu, die sie verbrennen wird.“

Es ist eine bekannte Thatsache und jeder Polizist wird sie bestätigen, daß große Verbrecher, Diebe, Räuber, Mörder, besonders Brandleger, von einer magischen, dämonischen Gewalt in die Nähe des Ortes gezogen werden, wo sie den Frevel begingen. Keiner vermag dafür eine Erklärung zu geben, aber Alle gestehen sie die Thatsache zu, und ein Verbrecher sagte im Verhöre: „Hätte ich nicht dorthin dürfen, wo ich ihn ermordet habe, hätte ich mich selbst ermorden müssen.“

Wie wir wissen, hatte der Dieb von Böslau mit allen möglichen Umwegen wieder die Straße nach Wien eingeschlagen, allerdings beabsichtigte er dort noch — ein kleines Geschäft zu machen.

Der Herr Rath war im vollen Fahrwasser.

Er bedachte vor Allem, daß der Verbrecher Haar und Bart verändert hatte.

„Das soll Dir nichts nützen, mein Junge“, murmelte er, „und wenn die Cotelettes auch weg sind, und Du so glatt und rosig bist, wie frisch angeschnittener Roastbref, wir werden Dich doch finden.“

Wir glauben bereits gesagt zu haben, daß der Herr Rath auch ein Humorist war.

„Es steht zu erwarten“, fuhr er fort, „daß Du Dir auch Deinen Teint verändert hast, um die Farbe des Beefsteak-Essers in's Braun des Puszten-Reiters oder des neapolitanischen Lazzaroni zu verwandeln. Wir denken auch an das, die Wiener Polizei denkt überhaupt an Alles und ich will sofort die betreffenden Weisungen geben.“

Er belohnte zuerst den Detektiv, welcher die Nachricht aus dem Hotel garni „Syra“ gebracht hatte und beauftragte ihn dann, nach dem genannten Hotel zurück zu kehren und mit allen dortigen Dienstleuten, Lohndienern, Kellnern, Portiers, Zimmerwärtern und Stubenmädchen Rücksprache zu nehmen, sie sollten auf allen Wegen und Stegen Umschau halten, ob ihnen der besagte Engländer, der sich Elie Banck genannt hatte,

Digitized by Google

nicht unterkäme. Sie sollten sich dadurch nicht täuschen lassen, daß er seinen Bart weg geschnitten und wahrscheinlich auch Gesicht und Haare gefärbt habe. Wenn sie ihn auffinden, so sollten sie ihm von weitem — im Nothfalle mittelst Fiaker folgen, — um zu erfahren, wohin er seinen Weg nehme und so vielleicht seine Wohnung auszukundschaften. Für jede noch so entfernte Andeutung sollte der Ueberbringer zehn Gulden, Derjenige aber, der über den Aufenthalt des Engländers einen positiven Aufschluß gebe, fünfzig Gulden erhalten.

„Das ist nicht zu viel", murmelte der sonst sparsame Rath für sich, „die entwendete Summe ist zu groß und die Golescos sind reich, die können's thun."

Mit dieser Weisung entließ er den Detektiv und setzte sich dann zu seinem Schreibtisch, um einen ausführlichen und umfassenden Bericht über diese Vorfälle abzufassen und denselben, wenn man des Verbrechers habhaft würde, sammt dem Inculpaten dem Landesgericht zu übergeben.

Wir wollten unseren Lesern durch die detaillirten und combinirten Vorarbeiten zur Eruirung eines Missethäters nur einen Begriff geben, mit welch riesigen Mitteln die Polizei arbeiten, welchen Apparat sie in Bewegung setzen muß, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Man hat den Criminal-Romanen von Temme bei uns großes Interesse entgegen gebracht und doch handelte es sich in denselben gewöhnlich nur um kleine Dinge in kleinen deutschen Städten, wo Einer, — so zu sagen, — vom Andern weiß, was er thut und treibt, wo er den Morgen, den Mittag und den Abend zugebracht hat, wo die Tage so gleichförmig und eintönig ablaufen, wie die Stunden an einer Uhr, — wo die ganze Stadt sammt ihrer Umgebung vor dem Polizei-Direktor da liegt, wie eine Landkarte, ein offenes Buch, wo die ganze Bevölkerung nach geschehener That auf Den oder Den mit dem Finger weist und ruft: Nur Der kann's gethan haben! — wo endlich die Zahl der Verbrechen eine so kleine ist, daß den Polizisten Zeit, Muße und Gelegenheit gegeben ist, den Fall in Bequemlichkeit durchzuarbeiten.

Wie ganz anders ist's dagegen in einer Weltstadt mit mehr als einer Million Einwohner, wo ein Haus oft mehr Bewohner hat, als eine kleine deutsche Stadt.

Man denke sich beispielsweise Wien mit seinen verschiedenartigen Nationalitäten, seinen tausenden sich kreuzenden Interessen, seinen tausenden von Geschäften und Concurrenzen aller Art, seiner Lebenslust und seinem Lebensüberdruß, seinem Reichthum und seiner Noth, seinem übermüthigen Geldprotzenthum und seinem hungernden Proletariat, seinen Leidenschaften und Schwächen, seiner Spielwuth, seiner Liebe und seinem Haß, seinen überfüllten Straßen, wo sich Hunderttausende drängen und stoßen und wo der Einzelne sich verliert, wie ein Tröpfchen Schaum im Gischte des Weltbaches, seinen riesigen Entfernungen, so daß der Bewohner von Simmering denen von Währing oder Nußdorf so ferne lebt, als wohnte er in einer weit entlegenen Stadt, seinen gewaltigen Häusern, in denen ein Nachbar den andern nicht kennt, wo es Niemand achtet, ob Der oder Der aus oder ein gegangen ist, endlich mit seinen tausenden von problematischen Existenzen beiderlei Geschlechtes, die nur von der Hand in den Mund leben und kein andres Bestreben kennen, als auf diesem oder jenem Wege etwas in die Hand zu bekommen, um den nimmer satten Mund wieder satt machen zu können.

Man wird zugeben, daß unter solchen Verhältnissen die Entdeckung eines Verbrechers, sowie die Stellung eines Polizeibeamten eine eben so schwierige, als mitunter undankbare ist.

Ferne sei es von uns, mit diesen Worten, denen jeder Vernünftige zustimmen wird, für die Polizei Reclame zu machen, wir wollen nur gegen das Vorurtheil ankämpfen, das mit echt wienerischem Leichtsinn die Polizei sofort als ungeschickt, saumselig oder gar als untauglich bezeichnet, weil sie manchmal — was eben so gut in Paris, London, Petersburg und Berlin geschieht, — trotz aller Mühe und trotz der Geschicklichkeit ihres Apparates den an sie gestellten Ansprüchen nicht genügen kann.

Digitized by Google

Der Herr Rath war heut mit ſich zufrieden und konnte es auch ſein; ein guter Gedanke hatte ihn auf die rechte Fährte geleitet. Nichtsdeſtoweniger grübelte er noch fort und murmelte vor ſich hin:

„Ein dunkler Punkt iſt noch immer in der Geſchichte, und das iſt die Haltung des jungen Barons Julius Golesco. Er iſt der Neffe des Barons Iſidor, der Couſin der Frau von Alzey, und nichts deſtoweniger bringt er hinter dem Rücken des alten Barons und des Herrn von Alzey, ohne daß dieſe eine Ahnung davon haben, einen wildfremden Menſchen in ſeinem Fiaker nach Vöslau in den Roſahof, um der Dame vom Hauſe Enthüllungen zu machen, die ihr doch nur ſchmerzlich ſein können. Handelt ſo ein Neffe, ein Couſin? Das ſetzt einen Groll voraus, der auch noch andrer Dinge fähig iſt. Und unter dem Vorwande, ein Bad zu nehmen, verläßt er ſeine Couſine, — nimmt man ein Bad, wenn man in einem fremden Hauſe einen Beſuch macht? — er läßt ſie mit dem wildfremden Menſchen allein, — wirklich allein? — kann er nicht eben ſo gut im Nebenzimmer geſtanden und der Betäubung der Dame, ſowie dem Diamanten-Raube zugeſehen, vielleicht mit dem ſogenannten Kapitain Webſter getheilt haben? Sie werden ſchon entſchuldigen, Herr Baron Julius Golesco, aber ich finde es für nothwendig, Sie durch meine Detektives ein wenig überwachen zu laſſen. Hilfts nichts, ſo ſchadet es nichts.“

Wie man ſieht, war der Herr Polizeirath Sänger, der heute ſchon eine ſo glückliche Idee gehabt hatte, mit dieſer zweiten ganz und gar auf falſcher Fährte. Gleichwol führte auch dieſer Griff daneben zur Entdeckung von Umſtänden, die für den Fall von höchſter Wichtigkeit waren, wie wir bald ſehen werden.

10. Kapitel.

Ariadne auf Naxos.

Gewiß gibts in der Welt keinen Ort, wo Derjenige, der auch nicht einen Kreuzer Geld im Sacke hat, ſich beſſer unterhalten kann, als im Prater zu Wien.

Alle Schaubuden ſtellen einen Theil ihrer Schätze vor den Pforten des Tempels, ſo zu ſagen auf der Straße aus, um einen Vorbegriff deſſen zu bieten, was ſie geben, und das P. T. Publikum, das langſam neugierig vorüberſtrömt, zu veranlaſſen, „luſtig herein zu ſpazieren“, und ſich die Herrlichkeiten zu beſichtigen, was beinahe gar nichts koſtet, wie die Ausrufer verſichern, die ihre Vorträge mit Trommelwirbel und Trompetengeſchmetter begleiten, um größere Aufmerkſamkeit zu erregen; auch die große Trommel wird dabei nicht verſchmäht.

Dazwiſchen ertönen die verſchiedenſten Muſikſtücke, in den heterogenſten Tonarten, ausgeführt von den verſchiedenſten Muſik-Corps, angefangen von der vollſtändigen Militär-Kapelle und dem geputzten Damen-Orcheſter, bis zum Dreh-Orgelmann, deſſen Tonkaſten ein ſtämmiger Burſche führt und den blinden Harfeniſten, der ſeine Davids-Harfe auf der eigenen krummen Schulter trägt.

Kurz, an Leben, Luſt, Schauwerk, Muſik und Tingl-Tangl aller Art fehlt es nie und nirgends im Prater und ohne Kreuzer Geld mag der arme Teufel von einem Ende zum andern gehen und er wird ſich prächtig unterhalten, beſſer als anderweitig für vieles Geld.

Wem aber das Geſchick ein paar Groſchen beſcheert hat, ſo daß er ſich wenigſtens die intereſſanteren Schaubuden von innen beſehen, einige Suiten in den Vergnügungs-Etabliſſements mitmachen und endlich im Grünen bei einem der zahlloſen Gaſthäuſer für den Magen ſorgen kann, wenn auch nur mit einem guten Glaſe Bier, mit Wurſt oder Käſe, die hier von eigenen Händlern mit dem Rufe: „Salamini Gäso! Duri duri!“ feilgeboten werden, der erinnert ſich mit Vergnügen noch nach Jahren an die Genüſſe des Praters, und die Zugewanderten, Geſellen, Lehrjungen, Mägde und Soldaten von allen Nationalitäten, gehen gewiß an ihrem erſten Ausgangs-Sonntag Vormittags in die Stefanskirche, Nachmittags aber in den Prater, worunter man hauptſächlich für dieſe Stände den Volksprater verſteht, der früher allgemein „Wurſtlprater“ genannt

Digitized by Google

und im Jahre 1873 zur Zeit der Weltausstellung umgetauft wurde.

Jahn erklärt in seinem Reisebuche den Namen daher, weil sich dort das Volk bei Bier und Wurstl (Würstchen) gütlich thue; jeder Wiener weiß, daß der Name vom Hanswurst (Wurstl) herstammt, der einmal im Prater die herrschende Volksfigur war.

Ohne in den Verdacht des Lokalpatriotismus zu verfallen, darf man sagen, daß Europa nichts Aehnliches besitze, als das räumlich beschränktere, eingefriedete und nur gegen Entrée zugängliche Etablissement Tivoli in Kopenhagen.

Wir haben also bewiesen, daß ein recht melancholischer und zerstreuungsbedürftiger Mensch keinen besseren Pfad wandeln könnte, als den durch den ewig heiteren Prater.

Und einen solchen finden wir nun auf dem Wege hinter Fürst's Theater in dem Labyrinthe der verschiedenen Gasthäuser und Wirthshausgärten, die wie immer an Wochentagen, nicht überfüllt sind, aber ihr kleines, gewähltes Stammpublikum haben, welches sich nicht nehmen läßt, aus den verschiedensten Gegenden, wenn die Sonne sinkt, „zum Butterfaß", „zum englischen Reiter", „zum Thurm von Gothenburg" u. s. w. zu wandern und sein Bier zu trinken.

Der einsame melancholische Bummler war kein geringerer, als Baron Julius Golesco.

Man wird zugeben, daß er genug Ursache hatte, trübsinnig zu sein.

Seine eigenen Geldverhältnisse waren nicht die brillantesten. Die Affaire mit dem Doktor Schinder drückte ihn gewaltig, — und wenn er auch von seinen Verwandten sicher nicht fallen gelassen wurde, so zitterte er doch vor dem Tage, wo Alles zur Enthüllung gelangen muß.

Dazu kam nun auch die leidige Affaire mit dem angeblichen Kapitän Webster.

Kein Zweifel, dadurch, daß er diesen Mann bei Frau von Alzey eingeführt, hatte er einen dummen Streich gemacht.

„O Erfilia!" seufzte er, „wärest Du bei mir gewesen, wäre mir das Alles nicht geschehen!"

Wie zur Antwort auf diesen Stoßseufzer ertönt plötzlich neben ihm ein wildes, musikalisches Tohuwabohu, bestehend aus dem Bumbum einer türkischen Trommel, dem Schmettern einer verstimmten Klappentrompete und dem schneidenden Gedudel einer Clarinette, — sie rufen das Volk in die Schauhütte neben an, wo sich die drei „Herkulese", die Brüder „Markules, Starkules und Kraftules" produciren; auch der berühmte noch nie dagewesene Equilibrist Francis Parkin ist hier zu sehen.

Allein so wundervolle Dinge die Zeichnungen auf den riesigen Placaten versprechen, so sehr auch der Ausrufer das Unerhörteste zusagt, Publicus will nicht anbeißen und ein paar fesche Arbeiter, die herauskommen, wahrscheinlich Pflasterer, rufen den herauß en Stehenden zu:

„Geht's nöt eini! Ui! dös sein weche Ritter!"

Der Mangel an Besuch scheint auch auf die Stimmung im Innern nachtheilig zu wirken, denn man hört in der abgeschlossenen Räumlichkeit der „Kunsthalle" ein lebhaftes Streiten, das sich immer steigert, bis es mit einem Klatschen zum Abschlusse kommt, das nur von Ohrfeigen herrühren kann, dann vernimmt man das Keifen einer weiblichen Stimme, hört lautes Weinen, endlich öffnet sich ein kleines Pförtchen, das seitwärts in's Prater-Dickicht führt, ein Weib wird heraus gestoßen, das ärmlich gekleidet, ein' kleinen Bündel mit Wäsche unter dem Arme trägt und sofort den Weg in's Innere des Praters einschlägt; — ihr Haupt ist mit einer ordinären Netzhaube bedeckt und sie scheut sich wahrscheinlich, in diesem Aufzuge durch die Geputzten des Praters zu gehen.

Sie hält ihr Tuch vor's Gesicht, Baron Julius hat dieses Gesicht nicht gesehen, aber sie weint und das ist ihm genug, denn er hat wirklich ein gutes Herz.

Er eilt ihr mit raschen Schritten nach, dann geht er ihr vor und fragt:

„Was fehlt Ihnen liebe Frau?"

Sie nimmt das Tuch vom Gesichte, starrt ihn an und stößt einen Schrei aus:

„Julius! Du!"

Digitized by Google

„Erfilia! stammelt er, keines weiteren Wortes mächtig, denn jetzt sieht er erst recht, wie elend sie bekleidet und herabgekommen, wie sehr ihr Gesicht verändert ist.

„Julius", spricht sie, „Du wirst wohl recht böse auf mich sein?"

„Ich habe Dir längst verziehen", antwortet er, in jenem sanftmüthigen, guten, lieben Tone, durch den ihr Herz gewonnen, „und kein böses Wort gegen Dich kam über meine Lippen, wenn Du mich auch behandelt hast, wie die Ariadne den Naxos."

„Wer ist das?" fragt sie neugierig.

Baron Julius war in einiger Verlegenheit, aber schnell gefaßt erwiderte er:

„Ariadne war eine egyptische Prinzessin, die Tochter des Königs Sardanapal, welche einen griechischen Helden Namens Naxos liebte, denselben entführte, aber dann auf der Insel Corfu sitzen ließ, was noch immer geblieben ist ein Sprüchwort."

Wie man sieht, war der Neffe Julius in Mythologie und alter Geschichte nicht viel besser bewandert, als sein Oheim Baron Isidor, aber er bildete sich auf seine Erklärung nicht wenig ein, und man wird es ihm um so eher verzeihen, wenn man bedenkt, daß vor ein paar Jahren in einem der geachtetsten Journale unsrer Residenz zu lesen war, daß demnächst im Theater an der Wien eine neue Operette daran kommen werde: „Ariadne u n d Naxos", — in welcher Frau Fischer-Swoboda die Ariadne und Herr Swoboda den Naxos singen werde.

Wenn das am grünen Holze der Journalistik geschieht, warum nicht am dürren der Schulbildung eines Baron Julius Golesco.

„Also habe ich Dich durch meine Entfernung betrübt?" fragte Erfilia.

„Mehr als ich's sagen kann, — weinen hätte ich können", erwiderte er.

„Nun glaube mir, Julius, ich hab's gebüßt."

„Hm! es scheint, daß Du Dich nicht eben in den glänzendsten Verhältnissen befindest."

„In den elendsten, miserabelsten, erbärmlichsten, die man sich denken kann."

„Von was lebst Du — Du — und Dein —"

„Mein Mann willst Du sagen?"

„Ja so meine ich; ist er wirklich Dein Mann?

„Nein, wir leben nur so in wilder Ehe zusammen, — es fehlen ihm die Dokumente."

„Ich verstehe. Und liebt er Dich? sorgt er für Dich? Verdient er?"

„Blutwenig! Und was er verdient, braucht er, um es zu versaufen!"

„Eine schöne Versorgung. Was hat's denn da drin in der Kunsthalle gegeben?„

„Nun mein Mann sollte heute mitwirken. Er ist der berühmte Francis Parkin, der auf dem Zettel wegen seiner wunderbaren akrobatischen Leistungen angekündigt ist."

„Nun und ist er da, der berühmte, außerordentliche, noch nicht dagewesene Akrobat?

„Nein, er liegt daheim und schläft sich einen Riesenrausch aus, den ihm ein alter Freund, ein englischer Jokey angezecht hat."

„Ahan!"

„Er konnte nicht kommen und ich ging hierher, um abzusagen und ihn zu entschuldigen, zugleich auch seine Tricots mitzunehmen, die nothwendig gewaschen werden müssen. Man verweigerte mir aber das Bischen Garderobe, man schimpfte meinen Mann einen pflicht- und ehrvergessenen Lumpen, ich duldete das nicht, es kam zum Streit, und endlich gab man mir ein paar Ohrfeigen, warf mich hinaus und dieses Bündel mit der Tricots hintendrein."

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

„Man hat Dir Ohrfeigen gegeben, man hat Dich 'r a u s geworfen?" rief Julius.

„Ja, das that man einer armen Frau, die für ihren Mann spricht."

„Ich kehre um, ich prügle sie alle windelweich."

„Thue es nicht", warnte sie, „erstens würden sie gar nicht wissen, wie Du dazu kommst, meinen Ritter zu spielen und zweitens sind diese Leute durch ihre ewigen Kraftübungen so bärenstark geworden, daß sie Dir Arm und Bein entzwei schlagen würden."

„Das ist freilich wahr", erwiderte Julius, weit weniger aufgeregt, „und am Ende stünden

Digitized by Google

sie Drei gegen Einen, das ist ein Verhältniß, welches der tapferste Mann nicht anzunehmen braucht."

„Sehr richtig!"

„Arme, arme Ersilia, — Du bist doch nicht böse, wenn ich Dir sage, daß Du schlecht aussiehst?"

„Böse? Ich weiß es ja, — bei einer solchen Kost ist's wohl nicht anders möglich."

„Was für eine Kost? Du hast doch genug, Dich satt zu essen."

„Hm! ja, — trocknes Brod, manchmal eine Schale Suppe."

„Und Dein Mann, der Lump — Pardon! — versauft das Geld. Warum leidest Du das?"

„Ich muß es wohl leiden, wenn ich nicht Schläge haben will."

„Er schlägt Dich, der Elende! es ist nicht möglich!"

Statt aller Antwort streifte sie die Aermel ihres abgewaschenen Kattunkleides auf und zeigte ihm ihre Arme, die einst so rund und weiß gewesen, jetzt aber mager und voll blauer Flecken und rother Striemen waren. Leise murmelte sie:

„Da sieh einmal!"

Der gutherzige Julius hatte Thränen in den Augen als er leise murmelte:

„O Du arme, arme Ersilia!"

„Ja wohl", antwortete sie mit unsäglicher Bitterkeit.

„Aber sage mir nur", fuhr er fort, „wie kannst Du das Alles aushalten?"

„Ich betrachte es als eine wohlverdiente Strafe dafür, daß ich Dich verlassen habe."

„Nein, die Strafe wäre zu groß! Das leide ich nicht", rief er mit schöner Begeisterung, „der Naxos wird Dir zeigen, daß er gegen Ariadne keinen Groll hat. Sag, Ersilia, aber aufrichtig, hast Du heut schon gespeist."

„Morgens um 7 Uhr einen Wecken."

„Und seitdem nichts?"

„Nicht einen Bissen!"

„Schandbar! Da wirst Du also einen gewaltigen Hunger haben?"

„Nicht zu sagen!"

„Nun im Prater ist dafür gesorgt, daß man durch Hunger nicht in Verlegenheit kommen kann. Halt! Hier ist das Gasthaus „zur weißen Rose", ich war in meinem Leben nicht da, habe aber gehört, es soll gut hier sein. Willst Du meine Einladung annehmen, willst Du mein Gast sein und mit mir speisen?"

„O mit tausend Freuden, das heißt, wenn ich Dir nicht zu schlecht bin."

„Wie heißt zu schlecht! Sind wir nicht viel hundertmal beisammen gesessen, bei Sacher, Prevôt und Breiing Mebus."

„Ja damals war ich elegant, jetzt aber sehe ich neben Dir, dem noblen Manne, aus, wie ein Bettelweib."

„Ah pah! Bettelweib hin, Bettelweib her, — ich kann mir auch ein Bettelweib einladen, das geht keinen Menschen was an, wenn ich nur zahle die Zech. Und für mich bist Du kein Bettelweib, sondern immer noch mein liebes, gutes, schönes Weiberl, wie damals wo — reden wir nichts davon."

„Ist's wahr?" sprach sie, ihn mit einem jener Blicke ansehend, denen er nie zu widerstehen vermocht hatte.

Und sie war, wenn man die von Gram und Hunger gezogenen Schärfen und Kanten abrechnete, noch immer schön; ihre feinen Züge hatten ihre Lieblichkeit erhalten und ihre milden Augen sahen noch immer so bezaubernd wie früher.

Es ist Thatsache, daß nächst der ersten Liebe nichts ein edles Männerherz so ergreift, als das Wiederfinden einer verlornen Geliebten, wenn sich dieselbe im Unglücke befindet. Alle alten Gefühle und Instinkte werden wieder wach, und selbst wenn der Platz der Verlornen längst ausgefüllt ist, wenn das Herz auch nicht die alte Liebe empfinden kann, so empfindet es doch ein um so größeres Mitleid mit Derjenigen, die man einst als Königin auf einen idealen Thron setzte, während sie jetzt als entblätterte Rose im Staube liegt. Leider führt das Leben diesen Roman nur zu oft auf.

Digitized by Google

Und Baron Julius besaß bei all' seinen Schrullen und Lächerlichkeiten ein echtes, gutes, edles Herz und wäre für seine ehemalige Geliebte zu jedem Opfer fähig gewesen.

Vor der Hand mußte er es darauf beschränken, daß er Erfilia in den Garten des Gasthauses „zur weißen Rose" führte, unter einem breitästigen Kastanienbaum mit ihr Platz nahm und den Kellner rief, der das seltsame Paar etwas verwundert betrachtete.

„Du erlaubst, daß ich für Dich bestelle?" fragte Julius.

„Du hast es ja immer gethan", sprach Erfilia, „es freut mich, wenn Du es wieder thust."

„Also bringen Sie eine Flasche Wein, — vom besten — was haben Sie?"

„Nußberger Auslese von 1867, ein hochfeiner Tropfen."

„Her damit. Wie lang dauert es, bis ein Backhuhn fertig wird?"

Keine fünf Minuten. Bei uns sind immer welche in der Pfanne, denn es geht so schrecklich darum zu", versicherte der Kellner mit dem stolzen Bewußtsein eines blühenden Geschäftsganges.

„Also ein Backhuhn mit Salat und 2 kernweichen Eiern darauf."

„Vier, wenn ich ersuchen darf", schaltete Erfilia ein, der bei dem Gedanken an die lang entbehrten Genüsse das Wasser im Munde zusammenlief.

„Also vier, oder sagen wir lieber sechs" rief Julius lachend, „besser zu viel als zu wenig."

Und nicht lange dauerte es, so stand das Bestellte auf dem Tische.

Die arme Erfilia schwelgte, so gut war's ihr lange nicht geworden. Noth, Entbehrung, selbst Hunger ist keine Qual für den, der dabei aufgewachsen und eben nichts Besseres kennt, allein Höllenpein liegt in dem Gedanken, alle Genüsse des Lebens gehabt zu haben und sie für immer entbehren zu müssen. Wirklich arm ist nicht der in Armuth Geborne, sondern nur der Reiche, wenn er arm wird. Was dem Armen ein glücklicher Moment ist, ist für den verarmten Reichen nur eine Erinnerung an entschwundenes Glück, ein Nachklang an vergangene Tage, die nie mehr wiederkehren sollen.

Baron Julius sah mit wahrem Herzensvergnügen zu, wie sich's Erfilia schmecken ließ.

Das Backhuhn und der Salat sammt den sechs Eiern verschwanden im Nu, desgleichen der Nußberger, so daß der Baron eine zweite Bouteille bestellte.

Der Wein machte ihr warm, sie legte die ordinäre entstellende Haube bei Seite und ihre schönen Locken umrahmten wieder in wilder Unordnung ihr liebliches Gesichtchen.

Zudem war dieses vom Feuer des Weines rosig angehaucht und die Augen leuchteten vor Vergnügen über die Gabe und den Geber.

Julius war Feuer und Flamme und verliebter denn je.

Er setzte sich an ihre Seite und sie duldete es, daß er seinen Arm um ihre Taille legte.

Waren sie doch oft, — ach so oft, — auf diese Weise neben einander gesessen.

„Sag' mir Engel", fragte er, „hast Du denn wirklich nichts Besseres anzuziehen?"

„O ja, — aber leider nicht zu Hause, — es studirt Alles, im Versatzamt."

„So lös Dir's aus."

„Wenn einmal der Bauer mit dem Gelde umwirft vor meinem Hause."

„Er ist schon da", sagte der Baron, der eine Fünzig-Gulden-Note aus seinem Portefeuille genommen hatte, dieselbe zusammengelegt und ihr in den Busen schob. Auch das hatte er so oft gethan.

Und so duldete sie es auch jetzt, doch sagte sie, ein Bischen imponirend:

„Pfui, mein Herr! Das schickt sich nicht, — verstanden?"

„Und noch weniger schickt es sich", antwortete er sehr energisch, „daß Dein Mann, der Lump, sein reizendes Weiberl in Lumpen umgehen läßt. Das dulde ich nicht, der ich mein liebes, gutes, schönes Weiberl zum Fressen gerne habe, wenn sie mich auch nicht mehr mag."

„Wer sagt denn das?" fragte sie, ihn zärtlich anblickend.

Digitized by Google

„Ist's wahr?“ rief er, „dann laß uns auf unser Wiederfinden trinken.“

„Mit tausend Freuden!“

Der Kellner hatte soeben die zweite Bouteille Nußberger gebracht und füllte die Gläser voll; Beide tranken sie bis zur Neige, dann legte sie ihren glühenden Kopf an seine Brust und flüsterte:

„O mein Gott! wie glücklich bin ich!“

„Wirklich?“ stammelte er, außer sich vor Freude.

„Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch auf dieser Erde.“

„Welchen?“

„Laß mir noch ein Backhuhn geben aber diesmal mit grünen Erbsen.“

Er war etwas enttäuscht, aber er lachte herzlich, als er erwiderte:

„Nun, wenn Du sonst keinen Wunsch hast, der kann erfüllt werden. Kellner!“

Während Julius bestellte, schüttete Erfilia den lang entbehrten Wein, der ihr ganz außerordentlich schmeckte, hinein und ihre Stimmung ward eine sehr verliebte.

„Sehr feiner Spargel ist da“, meldete der Kellner, „eben fertig geworden.“

„Ach ja Spargel! ich esse ihn für mein Leben gern“, rief Erfilia, „aber viel Butter und viel Semmelbröfel. Weißt Du, Julius, daß Du heute so hübsch bist, wie Du noch nie warst, so frisch und rosig und appetitlich, daß ich Dich anbeißen und zusammenfressen könnte, wie die Backhühner, den Spargel und die Eier.“

„Recht schmeichelhaft für mich?“ entgegnete Julius lachend.

„Ach geh' doch“, meinte sie, ihren Arm um seinen Hals legend, „nimm mir diesen Vergleich nicht übel. Du weißt eben nicht, wie weh der Hunger thut, und wie's Einem dann schmeckt, wenn man wieder einmal was Gutes zu essen bekommt.“

„Ich will's ja glauben, mein armes Herzenskind“, erwiderte er, „und möchte Dich sofort von all Deinem Elend befreien, wenn Du nur wolltest.“

„Ob ich will! Aber was gedenkst Du zu thun?“

„Nun so höre mich an. Du bist also mit Deinem Engländer nicht verheiratet.“

„Nein, wie ich Dir bereits gesagt habe, — wir leben in wilder Ehe.“

„Der Mann ist also nicht im Stande, wenn Du ihm davon gehst, Dich durch die Behörde zur Rückkehr an seinen Herd zu zwingen.“

„Wir haben keinen Herd, wir kochen Alles im Ofen.“

Julius lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, während er versetzte:

„So meinte ich's nicht, ich wollte nur sagen, daß er kein Recht habe, Dich zur Rückkehr in seine Behausung zu zwingen?“

„Nein, gewiß hat er das nicht, um so weniger, als er mich Hunger leiden läßt und mich prügelt, was nicht einmal ein wirklicher Mann seiner Frau thun darf, — ja noch weit mehr —“

Sie hielt stockend und erröthend inne.

„Was denn noch? was denn?“ fragte er, sie sanft an sich ziehend.

Und flüsternd, die Augen niederschlagend, antwortete sie:

„Manchmal, wenn er einen sehr großen Durst hat und gar kein Geld im Hause ist, will er mich zwingen, mich mit andern Männern abzugeben, um Geld zu verdienen.“

„Der Elende!“ brauste Julius auf, dann aber setzte er lächelnd und gefaßt hinzu:

„Uebrigens paßt mir das in meinen Kram. Wenn er Dich zwingen will, die Geliebte fremder Männer zu werden, so kann er Dir's noch weniger übel nehmen, wenn Du Dich mit Deinem ehemaligen Geliebten wieder vereinigst.“ —

„Du wolltest, Julius —?“

„Ja, ich will mein armes Weiberl aus allem Elend befreien Ich nehme Dir ein hübsches Zimmer in der Vorstadt, mit der Aussicht in einen Garten, gebe Dir Geld, daß Du Deine versetzte Wäsche und Kleidung wieder einlösen kannst“ —

„Ah! es wird so viel nicht sein!“

Digitized by Google

„Nun, — was fehlt, schaffen wir nach. Dann abonnire ich Dich in einem guten Gasthaus, bringe Dir Zucker und Kaffee, damit Du Dir Frühstück und Jause selbst bereiten kannst, und wenn ich Dich Abends besuche, bringe ich vom Sacher etwas Extra-Gutes und ein paar Flaschen Champagner mit“ —

„Hör' auf, hör' auf, Julius, ich halt's nicht aus, ich kann's nicht glauben, daß es mir auf dieser Welt in meinem ganzen Leben noch einmal so gut gehen soll.“

„Und warum nicht, wenn ich's Dir sage, ich, der Baron Julius Golesco, der Neffe vom reichen Baron Isidor Golesco? Wenn ich davor garantire?“

Er hätte hinzusetzen können, daß er die Güte und die Brieftasche seines Onkel, des Barons Isidor, werde in Anspruch nehmen müssen, um seine idyllischen Pläne auszuführen, allein was braucht Erfilia um seine Verkrachung zu wissen, sie, die eben jubelnd ausrief:

„Ah! das ist ja himmlisch! göttlich! wir werden ja leben, wie die Tauben!“

„Ich werd' Dir machen so ein behagliches Tauben-Nest — o Gott! o Gott!“

Und zärtlich suchten seine Lippen die ihrigen, die sie ihm nicht verweigerte.

Man wird fragen, wie es möglich sei, daß in einem Prater-Gasthause öffentlich zwei Leute sich küßen. Wer so fragt, der beweist, daß er die Wiener nicht kennt. In seiner Gemüthlichkeit nimmt der Wiener nichts übel, besonders, wenn junge Leute sich küßen. Wozu haben sie denn die Lippen? Selbst, wenn's Alte thun, lacht der Wiener und meint: Alte Liebe rostet nicht. Diejenigen, die sich darüber aufhalten, sind gewöhnlich nur alte Jungfern und häßliche Weiber, welche die jungen hübschen beneiden.

Deshalb machte auch Niemand Glossen über das liebeselige Pärchen unter dem großen Kastanienbaum, das sich Essen und Trinken und Küßen so gut schmecken ließ.

Nur ein einziger Mann blickte finster nach der Gruppe, der von rückwärts aus der Schank gekommen, wo er ein paar Gläser Schnaps hinunter stürzte, dann wollte er den Garten als Durchweg benützen, blieb aber, als er das Paar sah, hinter einer Ecke der Veranda wie versteinert stehen. Sein von Brandwein geröthetes Gesicht, war plötzlich bleich geworden und seine blutunterlaufenen tiefliegenden Augen rollten unheimlich, so trübe sie waren.

Und plötzlich stand er vor ihnen und stammelte zornsprühend:

„Dam your eyes, — was machst Du hier, vermaledeites whore?“

Erfilia sprang halb erschrocken, halb zornig empor und rief:

„Ich verbiete mir jede Beschimpfung, Herr Francis Parkin!“

„Also das ist Mr. Francis Parkin?“ fragt Julius verächtlich.

„Ist Ihnen vielleicht nicht recht?“ schrie der Künstler; „ich werde Ihnen ein Auge ausboxen.“

Und er streifte seine Aermel empor.

Baron Julius aber trat einen Schritt zurück und sagte:

„Wir sind hier nicht in England, Sir, — Boxen ist bei uns strafbar, — ich werde einen Sicherheitsmann rufen und Sie arretiren lassen.“

Herr Francis Parkin streifte seine Aermel wieder hinab und sagte:

„Auch gut, — ich will nur wissen, was sie hier macht?“

„Das siehst Du“, erwiderte Erfilia, „gegessen und getrunken habe ich, und dieser Herr zahlt Alles.“

„Sehr edelmüthig“, erwiderte der Künstler höhnisch, „nun wie es scheint, hat man gut gegessen, sogar Backhühner, — God dam!“

Und mit seiner schmierigen Hand langte er in die Schüssel, in der noch ein Rest des Huhnes lag, holte die Beute heraus und begann ohne weiters dieselbe mit seinen blendend weißen Zähnen zu zernagen.

Baron Julius konnte sich nicht enthalten, über diesen Akt von Unverschämtheit zu lachen.

„Francis, Du bist doch eine gemeine Seele!“ rief Erfilia, ebenfalls halb lachend halb ärgerlich.

Digitized by Google

„Warum denn?“ fragte der Engländer, mit so viel Gemüthsruhe, als es bei seinem Rausche nur möglich war, „der Gentleman hat das Essen für Dich hergeben lassen, — ich hab doch immer redlich mit Dir getheilt, bei Brod, Wurst und Käse, warum soll man's bei einem Backhuhn auf einmal nicht thun?“

Für einen Betrunkenen war diese Logik nicht einmal so schlecht.

„Ueberhaupt ist's schlecht von Dir, daß Du mir einen Andern vorziehst!“ fuhr er fort.

„Habe ich nicht Grund dazu?“ fragte sie. „Ich werde Dich ganz verlassen, Francis, verstehst Du?“

„O das ist schlecht von Dir“, klagte der Künstler, „und gerade jetzt, wo ein Unternehmen im Zuge ist, das uns Beide reich machen könnte, wir hatten auf Dich gerechnet ich und“ —

„Sei still“, fiel sie ihm in's Wort, und mit jenem Esprit de corps, der in diesen Kreisen weit mehr zu finden ist, als in manchen viel besser situirten, setzte sie hinzu: Ich habe Euch geholfen, jenes Geschäft anzubahnen, habe selbst schon mitgewirkt und werde auch bei der Ausführung desselben nicht im Stiche lassen.“

„Das ist brav von Dir“, sagte er, sich aus der Flasche auf dem Tische ein Glas Wein einschänkend.

„Ich habe zwar keine Ahnung dabei“, redete Erfilia weiter, „aber ich halte mein Wort.“

„Was ist das für ein Unternehmen,“ fragte Baron Julius, „ich will's wissen“.

„Was geht denn das Sie an?“ knurrte der Kunstreiter, „kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten.“

Und damit trank er das Glas leer, um es neuerdings voll zu schänken.

„Doch nun gehe, Francis“, — sprach Erfilia sanft, „ich werde nachkommen.“

„So? — Das heißt mit andern Worten ich soll Dich mit diesem Herrn allein lassen. Das wird nicht geschehen! Du wirst mit mir zurückkehren in die Kunsthalle, Du weißt, daß wir heute dort zu „arbeiten“*) haben, wir sind die Stützen der Direktion, — also mach Dich zusammen, Erst und komm'.“

„Saubere Stützen! Die Vorstellung ist abgesagt! Und weißt Du, warum?“

„Nun?“

„Weil ich Ihnen erzählte, Du habest einen Rausch, daß Du Dich nicht auf's Trapez wagen könntest.“

„Wer sagt das? Je mehr ich besoffen bin, desto ruhiger und sicherer arbeite ich.“

„Unsre Herren Direktoren scheinen nicht derselben Ansicht, denn als ich Ihnen von Deinem Zustande erzählte und daß Du vor Rausch nicht arbeiten könntest, da geriethen die Herren Markules, Starkules und Kraftules in eine Wuth, nannten Dich einen elenden Saufaus, Lumpen und Betrüger“ —

„Sie sollen es büßen, diese lendenlahmen Herkulesse!“

„Denk Dir nur, als ich Deine Tricots begehrte, um sie zum Waschen nach Hause zu nehmen, da verweigerten sie die Herausgabe derselben, und als ich darauf bestand, wurden sie grob, fingen Streit mit mir an, gaben mir ein paar Ohrfeigen und warfen mich sammt meinem Bündel hinaus!“

„Die Elenden! Mit diesen meinen Armen erwürge ich sie. Sehen Sie, mein Herr, solche besoffene Schufte gibt es bei unsrem Geschäfte. O dieser Wein ist sehr gut. Zahlen Sie doch eine Flasche noch, Sir.“

„Mit Vergnügen“, erwiderte Julius, dem Kellner einen Wink gebend.

„Francis, Du hast genug“, rief Erfilia mit Besorgniß und Angst.

„Ich habe nie genug“, meinte der Kunstreiter, lassen Sie nur hergeben, Sir.“

Die Flasche kam, allein während der Kellner sie entkorkte, trat ein Zwischenfall ein.

Hinter dem Schanktisch erschien ein Herr und rief in englischer Sprache:

*) Die Gaukler aller Art nennen ihre Leistungen „Arbeit“, und nach ihrem eigenen Ausdrucke „produciren“ sie sich nicht, sondern sie „arbeiten.“

Digitized by Google

„Na God dam, was ist's denn, Francis, kommst Du nicht, fauler Junge."

Beim Tone dieser Stimme zuckte Baron Julius Golesco zusammen, ganz versteinert.

„Komm' her, Freund", antwortete der Kunstreiter einladend, „s'ist ein Herr da, der sich's in den Kopf gesetzt hat, uns mit Wein zu traktiren. Nur immer 'rrrein spaziert, gleich wird angefangen."

„Das läßt sich hören", erwiderte der Eingeladene, vom Schank aus näher tretend.

In diesem Augenblicke trat Francis, der zwischen dem Eingeladenen und Julius gestanden war, zur Seite und der Fremde konnte den Baron deutlich sehen. Es gab ihm, wie man volksthümlich sagt, einen völligen Riß, er verneigte sich, murmelte ein paar unverständliche Worte und verschwand.

„Was hat er denn?" fragte Erfilia mit kopfschüttelndem Erstaunen.

„Ah! eine seiner gewohnten Narrenspossen", erwiderte Francis, „Du kennst ihn ja."

Baron Julius Golesco hätte es Ihnen besser sagen können. Denn trotz des verschwundenen Bartes, trotz des dunkelgefärbten Gesichtes, trotz des total veränderten Anzuges hatte er sofort den angeblichen Kapitain Webster erkannt und der Schreck war ihm so zu sagen in alle Glieder gefahren.

Er brachte auch kein Wort heraus, während Parkin Glas auf Glas hinunterstürzte.

„Nun, Erfilia, was willst Du thun?" sagte der Trunkenbold. „Willst Du mit diesem Gentleman hier fort gehen oder bei uns aushalten, bis wir mit dem Herrn Dr. Schinder in Ordnung sind?"

Abermals horchte der Neffe des Barons Isidor hoch auf, — der Dr. Schinder war ja auch für ihn eine hochwichtige und interessante Persönlichkeit. Was mochten Diese mit ihm zu thun haben?

Erfilia aber entgegnete: „Um Dir zu zeigen, daß ich's besser mit Dir meine, als Du mit mir, will ich bei Euch bleiben, bis die Affaire vorüber ist, dann aber kehre ich hier zu meinem alten Geliebten zurück, den ich nie hätte verlassen sollen, am wenigsten einem Menschen zu liebe, wie Du einer bist."

„Hüte Dich, Schlange", knurrte der Kunstreiter, „oder ich zertrete Dich."

„Keine Streitigkeiten, meine Herrschaften", mahnte Julius, dem es selbst darum zu thun war, Erfilia auf einige Zeit los zu bekommen, „meine Freundin wird also bei Ihnen bleiben, bis die Sache, von der Sie sprechen, ausgetragen ist. Behandeln Sie Erfilia gut, wenn sie keine Klage über Sie hat, sollen Sie als Anerkennung zwei Kistchen Cigarren und zwei Flaschen Sherry Brandy bekommen, den ich noch von der Ausstellung habe, ein wahrer Wundertropfen; also wollen Sie?"

„Ja, ja", stammelte der Kunstreiter, der für Schnaps zu Allem zu haben war; dann bot er der schönen Erfilia den Arm, diese warf noch seufzend einen Blick auf ihrem früheren Liebhaber und entfernte sich mit ihrem Gegner.

Baron Julius zahlte seine Zeche, eilte dann so schnell als möglich in die Haupt-Allee, nahm den ersten Fiaker, der ihm in den Weg kam, setzte sich hinein und flog — so schnell als zwei Fiakerpferde fliegen können, auf den Schottenring zur Polizei-Direction.

Herr Polizeirath Sänger rieb sich höchlich vergnügt die Hände, als er erfuhr, der angebliche Kapitain Webster sei in Wien und Baron Julius habe ihn trotz seiner Metamorphose erkannt.

„Ich hab' mir's ja gedacht, — gleich habe ich's gedacht!" murmelte er mit stolzem Bewußtsein.

Baron Julius meinte es recht gescheidt zu machen, wenn er von Francis Parkin und Erfilia gar nichts erwähnte. Er fürchtete die arme Erfilia in eine polizeiliche Enquête zu verwickeln. Welch bösartige Folgen dieses hatte, werden wir rechtzeitig erfahren.

11. Kapitel.

Die Katastrofe bei Dr. Schinder.

Der schöne Gusti, wie sich Herr Gustav Ledersteg gerne nennen ließ, oder Dr. Schinder, wie ihn andre Leute — jedenfalls weit richtiger — titulirten, hatte heute seinen besonders schönen Tag.

Digitized by Google

Das heißt, er war besonders gut geschminkt, seine zierliche Perrücke saß so hübsch auf dem Kopfe, daß sie ihm das Ansehen eines jugendlichen Bonvivants gab, kein Mensch hätte geahnt, daß das pikante Schnurrbärtchen oder den mit Weinbeersalbe gerötheten Lippen die Aufgabe habe, das künstlich von Dr. Berghammer fabricirte falsche Gebiß zu decken, Hemde und Manschetten waren von tadelloser Weiße, wie man's bei ihm nur selten fand, seine Kleidung war den besten Stücken entnommen, die er bei verschiedenen Pfändungen und Licitationen an sich gebracht, obendrein steckten seine mageren Beine in gestickten Hausschuhen, und die dunkelbraune Perrücke, die nicht das kleinste graue Härchen hervorgucken ließ, war wie mit einer Krone mit einem gestickten Sammt-Käppchen bedeckt, das einst einem Wirthe angehört hatte, der gegenwärtig wegen schuldbarer Krida im Landesgericht die Folgen seiner Großmannssucht abbüßte.

Kurzum, obwohl uns vielleicht Herr Ledersteg nur lächerlich vorgekommen wäre, fand er sich selbst ganz fabelhaft schön, hinreißend, unwiderstehlich, — denn eitler noch als eine Kokette ist ein alter Geck, das ekelhafteste, zweibeinige Thier auf Erden.

Gewiß hatte Dr. Schinder Veranlassung, sich so schön zu machen; wahrscheinlich erwartete er eine Fürstin zum Rendezvous; wir können unseren Leserinnen im Vertrauen sagen, daß es nur Fräulein Ersilia war, die Geliebte verschiedener Herren, die ihn in einem kleinen, zierlichen Briefe benachrichtigt hatte, daß sie am heutigen Tage um 4 Uhr Abends bei ihm sein werde.

Man kann sich also denken, wie unangenehm dem verliebten alten Gecken ein Besuch war, den er nach 3 Uhr empfangen hatte und den er wahrscheinlich gar nicht eingelassen hätte, wenn er, als die Klingel gezogen wurde, ahnen hätte können, es sei nicht Ersilia.

Nachdem er aber einmal geöffnet hatte, blieb ihm nichts andres übrig, als den Wartenden einzulassen, denn es war eine gar wichtige Persönlichkeit und kein Geringerer als Freund Schweiglmeyer, das Factotum, die rechte Hand des Brauherrn von Groß-Schwarzach.

„Sie, Herr von Schweiglmeyer?!" stammelte der Wucherer ganz überrascht.

„Komme ich Ihnen vielleicht ungelegen?" fragte der Ur-Wiener, „macht nichts, — werde Sie nicht lange aufhalten."

„O bitte, bitte!"

„So lassen Sie mich doch endlich einmal eintreten, ich kann doch nicht da auf dem Gange stehen bleiben."

„Natürlich, natürlich!"

Schweiglmeyer nahm den schönen Gusti, der trotz seiner zustimmenden Worte nicht zur Seite trat, um die Mitte, schob ihn aus dem Wege und trat dann in das Allerheiligste des Wucherers, der ihm mit ziemlich verdutzter Miene folgte, nachdem er die Thüre nach außen sorgfältig abgesperrt hatte.

Das Factotum des Brauhauses von Groß-Schwarzach, warf einen Blick auf die im Zimmer getroffenen Vorbereitungen, lächelte höhnisch und sagte dann:

„Mein lieber Ledersteg, — Sie erwarten Damenbesuch —?"

„In der That", stammelte Dr. Schinder, der ein Zehnerl gegeben hätte, wenn er erröthet wäre, „in der That, man hat seine schwachen Momente" —

„Sehr schwach! kann mir's denken!" belferte Schweiglmeyer mit seiner bekannten Grobkörnigkeit, „sagen Sie mir, werden Sie denn nicht endlich einmal Ruh geben, — Sie alter Esel?"

„Wa — wa — was?" stotterte Dr. Gustav Ledersteg mit hoher Entrüstung.

„Ah pah, — ich kann zu meinem Heu „Stroh" sagen."

„Ich bin aber weder Ihr Heu noch Ihr Stroh."

„Das nicht, aber ein Mann, der Sie schon dreimal hätte in's Kriminal bringen können —"

„Herr von Schweiglmeyer" —

„In's Kriminal, wenn ich nicht Mitleid mit Ihrer armen Schwester gehabt hätte, die eben

Digitized by Google

so brav und ehrenhaft ist, als Sie — ein abgedrehter Geschäftsmann sind."

„Zu gütig."

„Ich mein's Ihnen ja gut, Sie alter Blutegel. Schauen Sie, alter Lederfleck, — Ledersieg will ich sagen, — trotz Ihrer geschminkten Visage, Ihrem falschen Haare, ihres gefärbten Schnurbartes und Ihrer falschen Zähne halten Sie doch keinen Menschen zum Narren, sondern nur sich selbst. Es hat einmal Einer, ich weiß nicht, war's der Wallenstein oder der Götz von Berlichingen, oder der Schuster im Lumpacivagabundus*) den großen Ausspruch gethan:

„Gib Dich zur Ruh, bewegt Gemüth,

„Du mußt dies Treiben unterlassen."

— Das sollten Sie beherzigen, alter Bursche, sonst schnappt einmal das bischen Hirn über und man bringt Sie dorthin, wo die Säufer-wahnsinnigen und Liebeswahnsinnigen gehören".

Der Dr. Schinder war über diese Vermahnung höchlich empört und erbittert.

„Ich habe nicht gewußt", sagte er, „daß die Brauhaus-Leute von Groß-Schwarzach auch ärztlichen Rath ertheilen, besonders, wenn man ihn gar nicht verlangt" —

„Ah da schau her! Jetzt wird er auch noch keck!", meinte Schweiglmeyer.

„Bitte, ich befinde mich in meiner eigenen Wohnung und das Recht der ungestörten Besitzung derselben steht mir doch wohl zu. Was ich hier zu thun beabsichtige, brauche ich keinem Menschen auf die Nase binden, will aber dabei ungenirt sein, und erlaube mir deshalb an Sie die Frage, womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Schweiglmeyer?"

Ganz verdutzt erwiderte unser alter Freund: „Es handelt sich um eine Geldsache."

„Um eine Geldsache?!" rief der Doktor, die Ohren spitzend, wie ein Husaren-Pferd, wenn es den Klang der Trompete hört.

„Ja, ich will für Einen, der in Ihrem Buche hängt, ausgleichen."

„Und wer wär das?"

„Der Herr Baron Julius Golesco."

„Was Teufel! Wie kommen Sie mit dem zusammen?"

„Ich könnte Ihnen darauf einfach antworten, das geht Sie gar nichts an; aber ich bin nicht so unartig und sage Ihnen daher, der junge Baron hat sich an meinen Chef gewendet, und dieser, der dem Hause Golesco es dankbar gedenkt, wie es seinem Vater unter die Arme gegriffen, zur Zeit, als derselbe noch ein wenig bemittelter Anfänger war, hat mich beauftragt, die Sache mit Ihnen in's Reine zu bringen, alter Mädchenfänger."

„Ich bin gerne bereit, gegen die billige Prov.sion" —

„Ach machen Sie keine Tempo mir gegenüber; ich kenne Sie zu gut und weiß, daß man bei Ihnen nichts billig bekommt. Sie dürfen uns schon ein Bischen reißen" —

„Gott! wie mein edles, gefühlvolles Herz verkannt wird!"

„Nun, ich bin doch überzeugt, daß Baron Julius, wenn er Ihnen um 10.000 Wechsel acceptirte, höchstens 2000 fl. bekommen hat."

„Höher Peter! — es sind nicht zehntausend Gulden, sondern dreißigtausend."

„Dreißigtausend Gulden!" rief Schweiglmeyer die Hände zusammenschlagend.

„Wie ich Ihnen sage."

„Nun, dann hat Baron Julius mindestens 8000, vielleicht 10.000 fl. bekommen."

„Machen Sie Ihre Witze, wie Sie wollen, ich sage Ihnen aber, s'ist doch so, und wenn auch Baron Julius sich zu einem solchen Geschäfte hinreißen ließe, so würde sich doch sein Onkel, Baron Isidor, nicht dazu herbeilassen. Die Wechsel sind aber von Baron Isidor Golesco ausgestellt."

Schweiglmeyer's Erstaunen stieg immer höher, so daß er ausrief:

„Baron Isidor hätte Ihnen Wechsel über 30.000 Gulden gegeben?"

„So ist es, fünf Accepte, jedes zu 6000 fl."

„Das ist nicht wahr."

„Sie zweifeln an meinem Worte?"

*) Mit dem letzten Titel kam Schweiglmeyer, der kein großer Literarhistoriker, der Wahrheit zunächst, denn es ist der Schuster „Hans Sachs" in Deinhardstein's gleichnamigem dramatischen Gedichte.

Digitized by Google

„Ich habe demſelben noch nie geglaubt."

„Nun, ſo überzeugen Sie ſich", ſprach Dr. Schinder, öffnete ſeinen Schreibtiſch und nahm fünf Stück Wechſel heraus, die er dem Factotum von Groß-Schwarzach hinreichte.

Schweiglmeyer ward auf einmal ein ganz Anderer. Jeder Zug von Spaß oder Laune wich aus ſeinem Geſichte, es war der trockne Geſchäftsmann, der die Wechſel ſammt Unterſchrift langſam Zeile für Zeile, ja Buchſtab für Buchſtab durchſah, endlich ſprach er faſt feierlich:

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Ledersteg, die Wechſel ſind nicht von Baron Iſidor ausgeſtellt.

„Was, ſie behaupten, daß dies nicht ſeine Unterſchrift iſt?"

„Ja, ich behaupte es. Seine Schrift iſt gut nachgemacht, ſogar ſehr gut, allein ich habe dieſelbe zu oft in den Händen gehabt, um mich täuſchen zu laſſen. Bei der echten Unterſchrift iſt das Wort „Baron" immer viel deutlicher geſchrieben, als es hier der Fall iſt."

„Wer ſollte ſich aber erfrecht haben?" fragte Dr. Schinder ganz blaß.

„Das weiß ich nicht", erwiderte Schweiglmeyer trocken, „aber das weiß ich, daß man junge Leute verlockt und verleitet hat, ſtatt ihres eigenen Namens, den eines nahen reichen Verwandten auf den Wechſel zu ſetzen, um zugleich auf den reichen Verwandten einen Druck auszuüben und den jungen Menſchen ganz und gar in der Hand zu haben. Nun iſt allerdings der Herr Baron Julius Golesco kein junger Herr mehr, — allein leichtſinnig und zu täppiſch iſt er doch, — und wie ich Sie kenne, mein lieber Lederzweck, — Ledersteg will ich ſagen" —

„Herr von Schweiglmeyer, Sie werden doch nicht glauben —?"

„In Geſchäfts-Angelegenheiten glaube ich von meinem Nebenmenſchen immer das Schlechteſte."

„Und von mir?"

„Daß Sie gar nicht abgeneigt wären, ein Geſchäft zu machen."

„Machen wir's. Was koſten die Wechſel?"

„Was geben Sie, Herr von Schweiglmeyer."

„Nun damit Ihnen auch ein Provit bleibt, gebe ich baare 5000 Gulden.

„Herr von Schweiglmeyer, ſind Sie verrückt." 5000 Gulden für 30.000 Gulden! Glauben Sie, Sie haben es mit einem Juden zu thun?"

„In dieſem Falle würde ich 10.000 geboten haben, denn der Jude behandelt ſein Opfer nie ſo, wie ein Chriſt, der ſich auf den Juden ſpielt."

Der ſchöne Guſti that, als ob er die letzten Worte nicht gehört hätte und ſagte:

„Reden wir geſcheidt mit einander, alter Freund, geben Sie 28.000 Gulden."

Energiſch ſchüttelte das Factotum von Groß-Schwarzach das mächtige Haupt.

„Alſo 25.000, dies mein letztes Wort."

„Nicht 20.000!" antwortete Schweiglmeyer.

„Es kann Ihr Ernſt nicht ſein", meinte Dr. Schinder im Tone der gekränkten Unſchuld, „Leben und leben laſſen, war ſtets der leitende Grundſatz Ihres Chefs und auch der Ihre. Wozu alſo mich durch ein ſolches Anbot demüthigen — Sie werden doch noch mit ſich handeln laſſen" —

„Warum denn nicht!"

„Aber wir haben uns verplaudert, — s'iſt drei Viertel auf vier Uhr und jeden Augenblick kann die Göttliche eintreten, ſie will jedoch nicht geſehen werden, — s'iſt etwas Pikfeines aus vornehmem Hauſe" —

„Kann mir's denken!"

„Und drum, Verehrteſter, thun Sie mir den Gefallen und verlaſſen Sie mich jetzt, wenn auch nur für einige Zeit, — wir können ja ſpäter, wenn Alles vorüber iſt, unſre Unterhandlungen wieder fortſetzen" —

„Freilich, freilich, — ich will Ihnen was ſagen, Ledersteg, ich fahre jetzt zu ein paar Wirthen, die kein Geld, aber den Größenwahn haben, Groß-Schwarzach muß ſich eine Ehre daraus machen, ihnen das Bier zu liefern. Dieſen Wahn will ich ihnen nehmen und wenn ſie nicht wenigſtens einen Theil des Rückſtandes zahlen, ſofort Bierverbot einlegen."

„Bravo! So muß man's dieſem Geſindel machen."

Digitized by Google

„Ich werde also bis 7 Uhr weg bleiben, — ist das genug?“ sagte Schweigelmeyer.

„O gewiß! Die Dame wird ja, wenn sie mich verläßt, noch in's Theater fahren.“

„Allein? Ohne Sie?“

„Ich darf es nicht wagen, Sie zu begleiten ihres Gemals wegen, — verstanden?“

„Ah! s'ist also eine verheiratete Frau.“

Dr. Schinder nickte triumpirend mit dem Kopfe, wie ein großer Held und Sieger.“

„O Sie Vokativus!“

Die Geschichte mit dem Theater hatte übrigens seine Richtigkeit. Herr Dr. Gustav Ledersteg lieh nämlich den untergeordneten Schauspielern und Schauspielerinnen des benachbarten Josefstädter-Theaters kleine Beträge und ließ sich dafür nicht nur recht anständige Zinsen zahlen, sondern verlangte als Separat-Entschädigung auch noch Freisitze in's Theater, mit welchen die Direktion dieses Theaters nicht geizte, und diese Sitze gab der speculative Mann als Extra-Honorar den Freundinnen, die ihn besuchten. Daß er sie nicht in's Theater begleitete, motivirte er damit, er wünsche nicht, von der Direktion als Protektor der Damen gesehen zu werden, der Hauptgrund war aber der, daß Herr Ledersteg fürchtete, seinen Protégés im Theater eine Tasse Gefrornes oder wenigstens ein Glas Wasser zahlen zu müssen, welcher Geldausgabe der sparsame Mann vorsichtig aus dem Weg ging.

Auch für seinen heutigen Besuch — und daß es Erstlia war, wissen unsre Leser ja, — hatte er eine Freisitzkarte in der Tasche.“

„Ich will Sie also nicht länger aufhalten“, sagte Schweigelmeyer, indem er aufstand, „um sieben Uhr bin ich wieder hier.“

„Ich bleibe jedenfalls zu Hause, verlassen Sie sich“, sagte Dr. Schinder, „ich werde jedenfalls zu Hause sein. Bitte nur fest anzuläuten, es ist möglich, daß ich schlafe“ —

„Natürlich! natürlich!“

„Aber ich lasse mich gern wecken, denn ehrlich gestanden, drängt es mich, diese 5 Wechsel in Ihrer Hand zu wissen, da Sie mit Ihrer Aeußerung, die Unterschrift könnte eine falsche sein, mir einen Floh in's Ohr gesetzt haben.“

„Fangen Sie ihn und tödten Sie ihn, wenn ich zurück komme“, sagte Schweiglmeyer, seine Schritte gegen die Thüre lenkend.

Dr. Schinder legte die fünf Wechsel auf den Schreibtisch und einen Schwerstein darauf.

Dann begleitete er seinen Besuch bis zu der auf den Gang führenden Thüre.

„Also um 7 Uhr habe ich die Ehre?“ fragte er noch einmal.

„Ganz gewiß, — verlassen Sie sich darauf“, erwiderte das Factotum von Groß-Schwarzach.

Wir werden sehen, wie dieser Zufall dem schönen Gusti das Leben rettete.

Schweiglmeyer ging die Treppe hinab, der Fuchs kehrte in seinen Bau zurück.

Im Gange zu ebener Erde begegnete der Agent des Herrn Wender ein dicht verschleiertes Frauenzimmer, in elegantem Anzug und mit hübscher Tournüre.

Ohne aufzusehen, huschte sie an ihm vorüber

„Hm! schaut gar nicht so übel aus, meinte Schweiglmeyer, der in seinen jüngeren Jahren ebenfalls sehr für die Damen geschwärmt hatte. Scheint viel Glück zu haben, dieser verfluchte Kerl von einem Wucherer.“

Damit erreichte er seinen vor dem Thore wartenden Wagen, stieg hinein und fuhr seinen Geschäften nach.

Erstlia eilte aber in den ersten Stock hinauf und läutete an.

Der schöne Gusti empfing sie mit großer Zärtlichkeit.

„Endlich bist Du da, mein Engel!“ sagte er sie umfangend und die Thüre sperrend.

„Ach ich habe eine große Angst“, erwiderte sie, „ach! Du hast mir das Kleid eingewickt.“

„Ich werde wieder aufmachen.“

„Laß mich's selbst thun, — Du trittst mir die Schleppe hinab.“

„Mit Vergnügen.“

Er gab ihr den Schlüssel, sie sperrte auf, befreite ihre Schleppe und sperrte dann wieder zu.

So meinte wenigstens Dr. Schinder.

In Wirklichkeit hatte sie aber wohl einmal den Schlüssel hinüber, dann aber wieder herüber gedreht, so daß die Thüre eigentlich unversperrt blieb.

In Liebesglut befangen, hatte Dr. Schinder keine Ahnung davon.

„Komm herein, meine Göttin!“ sagte er.

Alle Beide betraten das Allerheiligste des Wucherers.

„Warum hast Du Angst?“ fragte er.

„Ach! ich bilde mir ein, mein Gatte hat mich belauscht, merkt etwas und ist mir nachgegangen.“

„Du hast doch gut zugesperrt?“

„Zweimal.“

„Nun, dann brauchst Du nichts zu fürchten, wir lassen ihn läuten, klopfen, trommeln — und rühren uns nicht. Auf meiner Tafel steht aber:

„Ich komme heute nicht mehr nach Hause.“

Endlich wird er es doch glauben und sich entfernen.“

„Ich will es hoffen.“

„Also weg jetzt mit jeder Besorgniß, wir wollen glücklich sein.“

„Ja glücklich!“

„Mach Dir's bequem, mein Engel“, lispelte der alte Seladon.

Sie warf Hut und Mantille ab und nestelte an ihrer Robe.

„Erlaube, daß ich Dir als Kammermädchen helfe“, sprach er zärtlich.

Sie schlug ihn auf die Hand.

„Sei nicht unverschämt“, sagte sie auf dem Divan Platz nehmend, „und merke Dir, daß ich mir nichts abtrotzen lasse, sondern nur gewähre“ und zwar aus Liebe gewähre.“

„Aus Liebe hauchte er“, seinen rechten Arm um die Taille legend, während er mit der Linken sie beim Aufknüpfen ihrer Robe unterstützen wollte.

„Ich habe Dir gesagt, sei nicht unverschämt“, rief sie, aber so laut, daß es recht gut wie ein verabredetes Zeichen für Jemanden erscheinen konnte, der darauf wartete.

„Ach! Du bist zu komisch!“ antwortete der schöne Gusti lachend.

Aber das Lachen verging ihm alsbald, denn im selben Augenblicke öffnet sich die Thüre des Zimmers und zwei Herren erscheinen auf der Schwelle.

Dr. Schinder springt mit Schreck und Unwillen empor.

„Jesus Maria! wir sind ertappt!“ ruft Ersilia, ihre Robe rasch wieder zuknöpfend.

„Niederträchtiges Weib“, spricht der Jüngere von Beiden, mit Dir werde ich später rechnen, zuerst aber mit diesem Herrn hier, — er soll mir's büßen.“

„Welche Unverschämtheit!“ ruft Dr. Schinder; „wie können Sie es wagen, in eine fremde Wohnung einzutreten, ohne anzuklopfen? Wer sind Sie? was wollen Sie?“

„Wer wir sind, das werden Sie gleich erfahren. Das hier ist mein Freund, Dr. Kamphofer, der mir die Ehre erweist, mich auf diesem traurigen Gange zu begleiten. Ich aber, ich bin der Gatte dieses ehr- und pflichtvergessenen Weibes, das ich zerschmettern will.“

Und er hob die geballte Faust gegen Ersilia, die, einen Schrei ausstoßend, hinter den Schreibtisch retirirte, mit aufmerksamen Blicken den Fleck suchend, wo Ledersteg's Revolver lag.

„Aber was wollen Sie denn von mir?“ fragte Dr. Schinder.

„Und das fragen Sie noch?“ antwortet Dr. Kamphofer, in dem unsre Leser wohl schon den sogenannten Kapitain Webster, sowie in dem anderen Herrn den Gatten Ersilias, Mr. Francis Parkin, erkannt haben. „Bin ich nicht Zeuge einer Thatsache geworden, daß hier eine Frau ihrem Eheherrn die Treue brechen wollte.“

„Wofür ich ihr das Genick brechen werde, so wie Ihnen“, brüllte der Kunstreiter.

„Machen Sie sich nicht lächerlich“, erwiderte Herr Ledersteg mit jener Beredsamkeit, die er als Dr. Schinder bei verschiedenen Gerichtsverhandlungen schon in Anwendung gebracht hatte, „wenn Ihnen an der Ehre und Treue Ihrer Gattin so viel gelegen ist, so lassen Sie dieselbe nicht in

Digitized by Google

der Nacht herumlaufen, in verrufenen Kaffeehäusern, in denen sich nur berüchtigte Frauenzimmer aufhalten. Und da ich Ihre Gattin an einem solchen Orte und in solcher Gesellschaft fand, so mußte ich natürlich glauben, sie gehöre auch zur Bande, ich machte ihr einen Antrag, natürlich für Geld, und sie versprach, mich zu besuchen, hielt auch Wort. Wo liegt da die Verführung einer Frau? Es ist einfach die Visite einer Prostituirten bei einem Lebemann und die Polizei wird mir gar nichts anhaben, wohl aber Ihre werthe Frau Gemalin nach Neudorf schicken, und Sie, mein Herr, der Sie ihrer Gattin dies Schandgewerbe gestattet haben, in einer Weise bestrafen, daß alle Schande nur auf Sie kommt."

„Ich zertrete diesen Kerl!" rief Francis mit gut gespielter Wuth.

Seine Füße hatten übrigens ein Format, daß er diese Drohung hätte ausführen können.

Es ist dies ein Nationalfehler der meisten Söhne Alt-Englands.

Leider sind auch die wirklich bildschönen Engländerinnen nicht ganz frei davon.

„Sie werden uns am Ende wohl noch beweisen", sprach der angebliche Dr. Kamphofer, „Sie hätten gar nicht gewußt, diese Dame sei die Ehefrau eines Andern."

„Nein, das wußte ich wirklich nicht", erwiderte Ledersteg, dem es auf eine Lüge nicht ankam.

„Er wußte es", rief Erfilia," noch vor wenigen Augenblicken sprach ich ihm von meiner Angst und von der Furcht, mein Gatte könnte mich belauscht haben und mir gefolgt sein."

„Einerlei", peroirte Dr. Schinder mit juridischer Ueberlegenheit, „wissen Sie auch, meine Herren, daß Sie sich einer gröblichen Verletzung des Hausrechtes schuldig gemacht haben, Sie dringen in meine versperrte Wohnung ein —

„Sie war offen", erwiderte Dr. Kamphofer.

„So ist es", bestätigte der Kunstreiter Francis Parkin.

„Offen?" wiederholte Dr. Ledersteg mit einem Blick auf Erfilia, „wie ist das möglich?"

„Mein Gott", erwiderte die Dame, „ich glaubte zweimal zugesperrt zu haben. Wahrscheinlich habe ich einmal hin- und einmal hergedreht, und so blieb die Thüre unversperrt."

„So?" rief der schöne Gusti und ein eigenthümlicher von Verdacht zeigender Blick auf die Sprechende bewies, daß der alte Praktikus zum ersten Male Verdacht gegen seinen Damenbesuch schöpfte, während er gleichzeitig mit langsamem Rückzuge hinter den Schreibtisch zu gelangen suchte.

„Mit einen Worte, es nützt Ihnen nicht", Herr Collega", sprach der Zeuge des Kunstreiters, „Sie werden mit der Polizei doch Verdruß haben."

„Ich fürchte denselben nicht."

„Ach es ist doch immer unangenehm, wegen solcher Affairen mit der Polizei in Berührung zu kommen, besonders Sie, der ohnehin so Manches auf der Nadel hat."

„Das geht Sie gar nichts an."

„O doch, da ich es unter den erschwerenden Umständen zur Geltung bringen werde. Uebrigens gibt es ja ein leichtes Mittel, all diesen Verdrießlichkeiten auszuweichen."

„Und das wäre?" fragte Dr. Schinder lauernd.

„Sie zahlen an diesen Herrn als Entschädigung für seine gekränkte Ehre einen Betrag—"

„Ah!" rief der alte Jurist, „es handelt sich also um Geld?!"

„Ja", meinte Francis Parkin, „ich will mich damit zufrieden geben."

„Und wie hoch wäre denn dieser Betrag?" fragte Dr. Schinder weiter.

„Ich begnüge mich mit 10.000 fl". entgegnete der Kunstreiter.

„Wirklich?" replicirte der schöne Gusti ironisch.

„Sagen wir 5000", erwiderte Dr. Kamphofer, welcher einsah, daß er es mit einem hartgesottenen Juristen zu thun hatte.

„Nicht 5000, nicht 50!" schrie dieser, den Ton wechselnd, „denn ich sehe, daß ich es mit ein paar Gaunern zu thun habe, die mit diesem elenden Weibe einverstanden sind, um Geld von mir

Digitized by Google

zu erpressen, aber das soll Euch nicht gelingen, Ihr Schufte. Ich bin vorbereitet und weiß, wie man mit solchen Revolver-Männern umzugehen hat."

„Wie denn?" fragte Dr. Kamphofer trocken.

„Indem man selbst zum Revolver greift und solche Lumpenhunde niederschießt."

Also rief er und war mit einem Satze hinter dem Schreibtische, die Hand nach der Stelle ausstreckend, wo, wie sich unsre Leser vielleicht erinnern, seine Haus-Waffe lag.

Aber im selben Augenblicke erbleichte er bis in die Lippen und stammelte:

„Tod und Verdammniß! wo ist mein Revolver?"

„Hier" erwiderte Ersilia, welche, während die Herren sich herumstritten, von Ledersteg unbemerkt die sechsläufige Waffe mit rascher Hand weggenommen hatte.

Sie war an die Seite der Herren geeilt und zeigte ihm den Revolver.

„Niederträchtiger, schändlicher Verrath!" keuchte Dr. Schinder, bebend vor Wuth.

„Aber schöner Gusti", höhnte Ersilia, „Du mußt doch einsehen, so sehr ich Dich liebe, kann ich doch nicht ruhig zusehen, wie Du meinen Gatten niederschießest."

„Abermals ein erschwerender Umstand", salbaderte Dr. Kamphofer, „Sie wollten den Gatten der verführten Frau tödten, wenn selbe Ihnen nicht die Waffe weggenommen hätte" —

„Halten Sie Ihr Maul! Glauben Sie, mit einem Trottel zu thun zu haben? Wir sind nicht in England und kein österreichischer Richter ist so bornirt, um nicht aus dem Gesammtbilde der Geschehnisse herauszufinden, daß Ihr nichts seid, als eine elende Bande von Schwindlern und Erpressern, die mir mein Geld abnehmen will, — so oder so" —

„So oder so! sehr richtig", sprach der Zeuge Parkins, „also bleiben wir bei der Geldfrage; jetzt bin auch ich gegen jeden Nachlaß und frage: Wollen Sie 10.000 fl. zahlen? ja oder nein?"

„Nein, nein, und tausendmal nein!" schrie Doktor Schinder, wie ein Wüthender.

„Auch gut, so werden wir sie uns selbe nehmen", erwiderte der Fremde.

Im selben Augenblicke sprang er wie eine Tigerkatze auf den schönen Gusti zu, packte seine beiden Arme und hielt sie wie in einem Schraubstocke fest.

„Hilfe! zu Hil—" wollte der verzweifelnde Wucherer schreien.

Aber Niemand hörte ihn, wie dies die eigenthümliche Lage der Wohnung mit sich brachte und im nächsten Augenblicke zog Parkin den bereit gehaltenen Knebel aus der Tasche und schob denselben zwischen die falschen Zähne des Opfers.

Dann band man ihm die Hände auf den Rücken, schnürte mit Rebschnüren seine Füße fest zusammen und legt ihn auf denselben Divan, wo er mit seiner vermeintlichen Geliebten gekost hatte, die sich als seine ärgste Feindin entpuppt hatte.

Ersilia aber warf auf den Schreibtisch den Revolver und entfloh.

„Wir sind allein!" sprach Webster, „an die Arbeit, mein Junge."

Mit weit aufgerissenen Augen mußte der gebundene und sprachlos gemachte Wucherer zusehen, wie die beiden Gauner mit seinem Eigenthume umgingen.

Zuerst traten sie an den Schreibtisch und der Kapitain fragte:

„Was haben wir denn da? Ah! Wechsel!"

Es waren die fünf Accepte à 6000 fl., welche Dr. Schinder Herrn Schweiglmeyer gegeigt und nach dessen Entfernung unter einen Briefbeschwerer auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Der Engländer durchflog rasch mit fachkundigem Auge Valuta und Unterschrift der fünf Wechsel.

Er stutzte, dann sagte er mit sarkastischer Miene:

„Von Baron Golesco! Und auf 30.000 fl. baar."

„30.000 fl!" wiederholte Francis Parkin mit vor Habgier leuchtenden Augen.

Digitized by Google

„Ja und sichres Geld, denn das Haus Golesco ist gut und jeder Geldmensch in Wien wird uns Wechsel dieser Firma mit Vergnügen escomptiren. Nicht wahr, Herr Doktor?"

Bei den letzten Worten wendete er sich höhnisch an den unglücklichen Mann, der gebunden und mit dem Knebel in dem Munde auf dem Divan lag.

Dr. Schinder warf ihm Blicke zu, die wie Dolche funkelten.

„Weiter im Texte, suchen wir weiter", — befahl Kapitain Webster, und nun begannen sie Alles zu durchwühlen. Allein sie fanden nicht mehr viel, etwa 1500 baares Geld entdeckte man in dem Schreibtische, welche der Rädelsführer dieses Streiches sofort dem Kunstreiter zuwarf, der dasselbe mit Entzücken einsackte; so viel Geld hatte der Mann der Kunst nie besessen.

Dann stieg man die Treppe hinab, die zu den untern Schatzgewölben des Doktor Schinder's führte. Man fand wirklich die von Erslia angegebene Zahl feuerfester Kassen, die schwarz und unheimlich herumstanden, wie die Grabdenkmale von Blaubart's Frauen; allein die Schlüssel dazu waren nirgends zu finden, so fleißig man auch Alles absuchte."

„s'ist umsonst!" sagte Kapitain Webster, „der Schlaukopf hat die Schlüssel zu gut versteckt."

„Fragen wir ihn, wo er sie liegen hat."

„Er wird nicht antworten, und wenn wir weiß Gott was thun."

„Wir wollen ihn martern, bis er bekennt, wo er die Schlüssel hat."

„Warum nicht gar, derlei Folter-Scenen aus den Mittelalter passen nicht mehr für unser civilisirtes Jahrhundert. Begnügen wir uns mit dem, was wir haben."

„Auch gut, wie Du meinst Bob, aber ein Andenken möcht ich mitnehmen."

Es lagen nämlich auf Stellagen an der Wand die verschiedenartigsten Gegenstände, wie sie der Wucherer bei diversen Pfändungen armen Parteien abgenommen hatte, Kleider, Tisch- und Bettwäsche, Hüte, Stöcke, Regenschirme, unverarbeitete Stoffe aller Art, Portemonaies, Brieftaschen, Portefeuilles, Albums, — auf dem Erdboden zwischen den Kassen standen diverse Möbel, vom prachtvollen Nußholz-Schrank bis zur ordinären Wiege, Arbeits-Requisiten, Drehbänke, Nähmaschinen, sogar ein gut erhaltenes Billard, die letzte Habe eines gekrachten Kaffeesieders, das hier auf Erlösung wartete.

„Möchtest Du nicht dieses Billard einstecken?" fragte der Kapitain lachend.

„Ist mir etwas zu groß", antwortete Francis lachend, „aber ich sehe hier etwas, was nach meinem Geschmacke sein dürfte."

In einer Ecke auf der Stellage lag eine ganze Sammlung von Etuis, die nach ihrer Form andeuteten, daß sie Cigarrenspitzen enthielten. Parkin öffnete dieselben und die schönsten Pièçen echter Wiener Fabrikation lachten ihm, theils blendend neu, theils angeraucht entgegen. Als Mann von Fach wählte Francis Parkin eine prachtvolle Spitze mit breiter Bernsteinspitze, die im Meerschaum-Theile den auf's Pferd gebundenen Mazeppa zeigte, ein wahres Meisterwerk.

„Das nehme ich mit als Souvenir", sagte Francis.

„Gut, gut, s'ist Dir gegönnt", meinte der Kapitain Webster, oder, wie wir ihn fortan nennen wollen, old Bob Nash, der alte Bob Nash, — „nur sei vorsichtig, mein Junge, und lasse dieses Prachtstück nicht vor den Leuten sehen, es könnte die Aufmerksamkeit zu früh auf uns lenken, — wenn einmal ein Meer zwischen hier und uns liegt, kannst Du thun, was Du willst."

„Und was soll ich nun beginnen, Bob? rathe mir."

„Ich denke, wir gehen auf zwei verschiedenen Wegen nach England und dann nach Amerika, werden amerikanische Staatsbürger und lachen die dummen Oesterreicher aus, die uns die Mittel an die Hand gaben, jenseits des Atlantic ein Leben wie ein Graf zu führen."

„Und genügen unsere Mittel dazu? Das heißt, daß die Deinigen genügen, weiß ich."

„Du wärst ein Maulthier, wenn die Deinigen nicht auch zureichen würden. Erstens ein, mal hab' ich Dir soeben 1500 fl. gegeben, von

Digitized by Google

den 30.000 fl. Wechseln des Herrn Golesco, wo für wir doch auch 24- bis 26.000 fl. bekommen werden, sollst Du die Hälfte, das ist 12- bis 13.000 fl. haben, Erfilia bekommt ebenfalls ihren Antheil, — mit einem Wort, Du hast drüben über dem großen Wasser Gelegenheit, ein Jahr lang wie ein Banquier zu leben und Dein Geld zu verlumpen, oder Du kannst Direktor eines Cirkus werden, Andre für Dich arbeiten lassen, wie Niggers, die schönsten Mädchen küssen und dazu Champagner wie Brandy trinken."

„Das gefällt mir schon besser, aber Erfilia kann ich dabei nicht brauchen."

„Nun so lasse sie hier."

„Das werde ich auch thun, „ich denke, sie wird deshalb keine Noth leiden."

„Ah! Du meinst, daß jener Gentleman, mit dem wir sie im Prater getroffen haben" —

„Ja wohl, derselbe, er war mein Vorgeher und wird wahrscheinlich mein Nachfolger werden, — s'ist ihm vom Herzen gegönnt."

„Na also, so ist nichts mehr vorhanden, was uns drückt. Gehen wir."

Sie stiegen wieder die eiserne Wendeltreppe hinauf und gelangten in das Gemach, wo der verzweifelnde Herr Dr. Gustav Ledersteg lag, der sich vergebens von seinen Banden los zu machen suchte. Old Bob Nash war ein zu guter Praktikus, er hatte die Hände und Füße des Opfers so gut zusammengeschnürt, daß sich der Wucherer nicht zu rühren vermochte und jeder Versuch in dieser Richtung vergeblich blieb.

Todtenbleich, mit Blicken voll grimmigen Hasses betrachtete er die beiden Räuber, als sie aus dem Patterregeschosse herauf kamen.

„Na, sei nur gut, mein Junge", sprach Bob Nash, „wir haben Dir von Deinen Schätzen nichts weg getragen, denn aufzusprengen sind diese vermaledeiten deutschen Kassen nicht und Deine Schlüssel hast Du zu gut versteckt, das muß man Dir lassen."

Der Geknebelte grinste vor Entzücken und Haß.

„Wir sind also eigentlich aufgesessen", meinte der Räuber.

Fast wie ein Lächeln sah es aus, was sich auf Dr. Schinder's Gesicht zeigte.

„Ja, das hast Du schlau gemacht", fuhr der Engländer fort.

Wieder eine höhnische Grimasse.

„Und dennoch will ich Dir ein Geschäft anbieten, ein sehr gutes Geschäft."

Die Augen des Geknebelten sahen verwundert drein.

„Das Geschäft lautet: „Schlüssel gegen Schlüssel. Verstehst Du mich nicht? Nun Du wirst mich gleich verstehen. Du lieferst uns Deine Kassa-Schlüsseln aus und wir nehmen uns dann aus Deiner Feuerfesten — 100.000 Gulden in Geld oder Werthpapieren" —

Der Geknebelte zuckte, als ob er seine Bande zerreißen wollte.

„Parole d'honneur, upon Gentleman's word, auf Ehrenwort, — nicht einen Kreuzer nehmen wir mehr. Dafür geben wir Dir aber auch Deinen Quartier-Schlüssel zurück, verstehst Du? Natürlich nicht gleich, denn zuerst müssen wir in Sicherheit sein, mein Junge. Dazu genügen uns 24 Stunden; bis morgen um die Zeit sind wir schon so weit, daß uns Polizei und Telegraf nicht mehr geniren wird. Und morgen um 6 Uhr Abends wird ein Dienstmann Deinem Hausmeister Deinen Schlüssel bringen mit dem Auftrage, bei Dir zu öffnen und man wird Dich hier auf dem Sofa geknebelt finden. Du wirst zwar schlecht geschlafen und 24 Stunden gehungert haben, allein Dein kostbares Leben wird gerettet sein, und das ist doch 100.000 fl. werth."

Das Opfer schüttelte energisch den Kopf, Francis Parkin machte große Augen.

„Nicht? Du willst nicht?" fragte old Bob Nash, „auch gut. Dann kehren wir die Sache um und erklären Dein Leben für verfallen. Wir sperren Deine Thüre ab und werfen den Schlüssel während der Fahrt in ein Wasser oder ein Feld, wo ihn Niemand suchen und finden soll. Du aber bleibst hier liegen, mein Junge und da, wie wir wissen, oft Monate lang Niemand zu Dir kommt, so kannst Du erhungern, wie Du willst. Das Erhungern soll eine verflucht langweilige

Digitized by Google

Todesart sein. Na also, wie ist's, alte Hundeseele, gibst Du die Schlüssel?"

Wieder schüttelte der Gemarterte das bleiche, von Schweißtropfen benetzte Haupt. Während des Ringens und den Bewegungen auf dem Sofa hatte sich die Perrücke des alten Gecken verschoben, die kahle mit spärlichem Grau besetzte Haut kam zum Vorscheine und bildete zu dem gefärbten schwarzen Schnurbärtchen einen so komischen Gegensatz, daß man hätte lachen müssen, wenn diese Karrikatur nicht etwas Unheimliches gehabt hätte.

„Na also, alter Junge", rief Bob Nash, „Deine Standhaftigkeit imponirt mir. Wir wollen uns mit 50.000 fl. begnügen, aber keinen Deut weniger. Das ist mein letztes Wort. Also die Schlüssel!"

Wieder dasselbe energische Kopfschütteln.

„Nun so verrecke, geiziger, schmutziger Hund!" rief der Engländer, bei dem die Roheit des Metiers zum Ausbruche kam, „und ich wünsche nur, daß die Ratten, die unten in Deinem Magazine rascheln, herauf kommen und Dich bei lebendigem Leibe auffressen mögen, wie die Mäuse den Bischof Hutto von Mainz gefressen haben. Adieu, Du Lumpenhund! Komm, Francis, es ist Zeit."

Und die beiden Ehrenmänner entfernten sich.

Die Situation des allein zurückgebliebenen Dr. Schinder war eben keine beneidenswerthe.

Vor Allem schmerzte ihm der Gedanke, daß er durch die beiden Gauner um einen so beträchtlichen Theil seines zusammen gewucherten, halb gestohlenen Eigenthums gekommen war.

Man wird fragen, ob er denn an dem, was ihm noch immer blieb, nicht mehr als genug hatte?

Allerdings hatten ihm die beiden Diebe kaum ein Zehntel seines Gutes enttragen.

Allein es ist der Fluch und zugleich auch die Strafe des Geizes, daß der Geizige über einen Gulden, den er verliert, einen viel tieferen Kummer, einen weit ärgeren Schmerz empfindet, als er Freude über hundert Gulden genießt, die er erwirbt. Dr. Ledersteg gehörte eben in diese Kategorie.

Dazu kam noch seine qualvolle körperliche Lage auf dem verhängnißvollen Sofa.

Es gehört gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, an Händen und Füßen gebunden, mit einem Knebel im Munde auf einem schlecht besederten Canapé liegen zu müssen, obendrein auf dem Rücken, dessen Wirbel nur mit Haut aber nicht mit Fleisch bedeckt war. Alle Glieder schmerzten den Unglücklichen und er schnitt Gesichter, daß seine zahllosen Opfer, wenn sie ihn in dieser Situation hätten sehen können, die freudigste Genugthuung gehabt haben würden.

Zwei Gedanken trösteten ihn in der martervollen Lage, in der er sich befand.

Der erste betraf die Geldfrage. Wenn die fünf Wechsel präsentirt wurden, so mußte man ja das, was Schweiglmeyer sofort erkannt hatte, ebenfalls erkennen, nämlich daß die Unterschrift gefälscht war. In diesem Falle wurden ohne Zweifel die Präsentanten verhaftet und um die Provenienz der Accepte gefragt. Man mußte eben so gut den jungen Baron Julius fragen, dieser mußte den Faden nach dem Dr. Schinder leiten und so mußte sich endlich eine Gerichts-Commission einfinden, um über Wahrheit und Nichtwahrheit der Angaben eine Eruirung zu bewerkstelligen.

Ob er selbst bis dahin nicht verhungert wär, das war allerdings eine andre Frage.

Auch in dieser Richtung gab sich übrigens Dr. Schinder eine sehr sanguinischen Auffassung hin.

Schweiglmeyer hatte ja versprochen, um 7 Uhr wieder zu kommen und ausgiebig anzuläuten und Schweiglmeyer war nicht der Mann dazu, ein gegebenes Wort nicht zu halten. Andrerseits hatte er die rechte Hand des Brauherrn Wender darauf aufmerksam gemacht, daß er, Dr. Ledersteg, jedenfalls zu Hause sei, wenn er auch vielleicht schlafen würde. Wie denn, wenn Schweiglmeyer doch endlich, des langen Läutens müde, weg gehen würde, in der Ueberzeugung, Dr. Ledersteg habe in Folge irgend eines plötzlich dazwischen gekommenen Ereignisses gleichfalls seine Wohnung verlassen.

Dann war der arme Dr. Schinder jedenfalls rettungslos verloren.

Digitized by Google

Und wenn er, wie wir wissen, auch wenig Geld ausgab, so war ihm der Hungertod doch fürchterlich.

In dieser zweifachen Qual, physisch durch Knebel und Nebschnüre gefoltert, moralisch durch den Verlust seines Eigenthumes und den Gedanken an einen grauenhaften Tod gemartert, brachte der Unglückliche gräßliche Stunden zu. Doch Alles geht endlich vorüber.

Endlich, endlich ertönte die Klingel an der äußern Thüre und an dem energischen anbauernden Läuten erkannte er Schweiglmeyer's kraftvolle, ungenirte Hand.

Die Diebe hatten die Thüre, die aus der Stube in die Küche führte, offen gelassen und Dr. Ledersteg hörte es deutlich, wie das Factotum von Groß-Schwarzach mit seiner Bärenstimme fluchte:

„Kreuz Himmel Element! — Der Mensch hat ja einen Roß-Schlaf, — oder er hat sich vor lauter Liebe so zu Grund gerichtet, daß er gar nimmer hört."

Der schöne Gusti machte übermüßige Anstrengungen, sich zu befreien. Alles vergebens.

Und immer wilder, immer anhaltender läutet Schweiglmeyer, endlich hält er inne und brummt:

„Ah! da geht Einem ja die Hand in Stücken. Alles umsonst! Am End hat ihn gar der Schlag getroffen; es geschähe dem alten Krippenreiter recht, warum muß er sich in seinen Jahren noch solche Dinge erlauben. Ich denke, wenn er fortgangen wäre, würde er wohl ein paar Worte hier auf das Taferl geschrieben haben. Ich will doch mit dem Hausmeister reden, ob der nichts weiß."

Das Läuten hat aufgehört, Herr Schweiglmeyer hat seinen Posten vor der Thür verlassen.

Wird er wohl wieder kommen? Der Gedanke daß es nicht geschieht, erfüllte Ledersteg mit Angst und Grauen.

Endlich hörte er zwei Stimmen vor der Thüre, es ist die Schweiglmeyer's und des Hausmeisters.

„Sie glauben also, daß der Doktor zu Hause ist?" fragt der Geschäftsführer des Brauherrn.

„Wenigstens hab' ich ihn nicht fort gehen gesehen", erwidert der Hausmeister mit Bestimmtheit.

„Und ist Ihnen sonst nichts aufgefallen; ist kein Frauenzimmer von hier weg gegangen."

„Ja, aber ganz kurze Zeit, nachdem sie gekommen war? ein saubres Ding."

„Und sie ging bald darauf weg, nachdem sie gekommen war? Das ist auffallend. War sonst Jemand da.

„Ja, zwei Herren, sauber angezogen; die blieben aber längere Zeit bei ihm, bevor sie weg gingen."

„Und wissen Sie auch gewiß, daß diese Herren bei dem Doktor waren."

„Wo sollten Sie denn sonst gewesen sein, es wohnt ja im ganzen Stöckl sonst Niemand als der Doktor."

„Läuten wir noch einmal, wechseln wir dabei ab. Vielleicht schläft er doch."

Schweiglmeyer begann zu klingeln, zuerst mit der rechten, dann mit der linken Hand, als er müde ward, überließ er diese interessante Beschäftigung dem Hausmeister, indem er sagte:

„Ziehen Sie an, daß Sie den Glockenzug ruiniren, — ich zahle Alles."

Der Hausmeister läutet mit aller Energie. Das fortdauernde, nervös machende Gebimmel versetzte aber auch den Geknebelten in eine Art von temporärer Wuth. Durch eine übernatürliche Anstrengung seiner Zunge gelang es ihm, sein kunstvolles, falsches Gebiß ein wenig zu lockern, dadurch kam auch der Knebel ein wenig aus seiner strammen Lage und wenn es dem Gemarterten auch nicht gelang, denselben ohne Mitwirkung der Finger zu beseitigen, so bekam er doch soviel Luft, daß er wieder Töne, wenn auch unartikulirte auszustoßen vermochte. „Zu Hilfe!" wollte er rufen und kreischte:

„Uu-u! i-i-i!"

Die beiden Männer vor der Thüre hörten zu läuten auf und stutzten.

„Hören Sie?" sagte Schweiglmeyer. „Es brüllt was drinnen."

„Das ist ein wildes Vieh!" meinte der Hausmeister.

Digitized by Google

„Nein es iſt der ſchöne Guſti!“ erwiderte Schweiglmeyer.

„Was bedeutet das?“

„Wahrſcheinlich iſt ihm unwohl geworden. Wir müſſen ihm zu Hilfe kommen.“

„Da aber die Thür geſperrt iſt“ —

„So müſſen wir mit Gewalt öffnen, — holen Sie einen Schloſſer.“

„Sollten wir's nicht zuerſt bei der Polizei anmelden?“

„Freilich ſollten wir das thun; allein bevor man von dort kommt, kann der Herr Dr. Schinder — will ich ſagen, der Herr Dr. Ledersteg todt ſein. Es iſt Periculum in mora. Wenn Sie übrigens einen Sicherheitsmann erwiſchen, nehmen Sie ihn mit.“

„Sehr wohl, Herr von Schweiglmeyer, — ich werd' mich ſchon beeilen.“

Der Hausmeiſter ging, Schweiglmeyer blieb als Wache vor der Thüre.

Das Herz des Geknebelten erfüllte ſich mit neuer Angſt.

Da es nämlich vor der Thüre ſtille geworden, ſo fürchtete er, die beiden Männer draußen könnten ſein Brüllen überhört haben und fortgegangen ſein.

Deshalb begann er neuerdings gar kläglich und beweglich zu heulen:

„U-u-u! ·i·i·i!“

Schweiglmeyer ſtutzte, indem er vor ſich hinmurmelte:

„Was hat er denn? Warum brüllt er denn ſchon wieder, — vielleicht wär's am beſten, wenn ich ihm auf dieſelbe Art eine Antwort gäbe. Brüllen — Gott ſei Dank! — kann ich auch.“

Und er legte die hohle rechte Hand über den Mund und begann zu brüllen:

„O-a-u! — o-a-u! — o-a-u!“

„U-u-u! i·i·i!“ tönte es von Innen und es klang etwas Freudiges aus dieſem Tone.

Der Gefangene hatte nämlich aus Schweiglmeyer's Brüllen entnommen, daß ſeine Retter noch immer in der Nähe ſeien und dies hatte ſeine Todesangſt gebannt.

Der Sicherheitsmann, der mit dem Hausmeiſter und einem Schloſſer die Treppe herauf kam, war über dies Gebrüll innerhalb und außerhalb der Thüre nicht wenig erſtaunt.

„Was treiben Sie denn, mein Herr?“ fragte er lachend.

„Wir führen ein Duett aus der neueſten Oper von Richard Wagner auf“, antwortete das Factotum von Groß-Schwarzach, „der Eisbär Schweigelaweia ſingt mit dem Blutegel Schinderlädwindela das Loblied der Wallfiſch-Jungfrau.“

Der Mann der Sicherheit ſah ihn ganz verdutzt an.

„Ich hoffe doch“, ſagte er, „daß Sie mich nicht kommen ließen, um einer Opern-Probe beizuwohnen?“

„Gott bewahre, ſondern um unter Ihrer Controll hier die Thüre mit Gewalt aufſperren zu laſſen.“

„Bevor ich dies geſtatte, mein Herr, muß ich doch wiſſen, mit wem ich zu thun habe und ob ich überhaupt die gewaltſame Oeffnung dieſer Thüre durch einen Schloſſer erlauben kann.“

„O das können Sie“, meinte der Hausmeiſter, „den Herrn kenn' ich ſchon lang.“

„Ich muß ihn aber auch kennen.“

„Sehr richtig, erlauben Sie daher, daß ich mich Ihnen vorſtelle; ich bin der Schweiglmeyer, der Geſchäftsleiter der Bauerei in Groß-Schwarzach des Herrn Wender“ —

„Mein Kompliment“, ſagte der Sicherheitsmann.

„Bitte, nicht Urſache“, erwiderte der große Mann herablaſſend, „man nennt mich für gewöhnlich nur Freund Schweiglmeyer, weil man meine Freundſchaftsdienſte von allen Seiten her in Anſpruch nimmt. So war es auch hier der Fall; ein Freund unſeres Hauſes erſucht mich, eine Geldangelegenheit mit dem hier wohnenden Dr. Guſtav Ledersteg in Ordnung zu bringen, — als Freund begab ich mich hierher, und Freund Ledersteg — Pardon, dieſen Herrn möchte ich denn doch nicht gerne Freund nennen, — empfing mich in zuvorkommendſter Weiſe, nur hat er

Digitized by Google

mich, meine Visite abzukürzen, da er einen Damenbesuch erwarte."

„Ah!" machte das Organ des Gesetzes.

„Ja, er ist schon so", bestätigte der Hausmeister.

Der Schlosser hörte mit einem dummen Gesichte zu.

„Natürlich empfahl ich mich", fuhr Schweiglmeyer fort, „versprach aber auf seine Bitte, um 7 Uhr wieder zu kommen und scharf anzuläuten, da er vielleicht schlafen würde. Ich kam, sah und läutete, wer aber nicht kam, allem Läuten zum Trotze, das war der Herr Dr. Schinder — der Herr Dr. Ledersteg will ich sagen. — Ich dachte, er sei trotz seines Versprechens vielleicht ausgegangen und begab mich zum Hausmeister, um nachzufragen. Dieser gab mir die Versicherung, der schöne Gusti — will ich sagen der Dr. Ledersteg, — habe sich nicht entfernt, wohl aber sei jene Dame, welche verschleiert zu Besuche gekommen, bald wieder fort, da zwei Herren zu Ledersteg gekommen, die erst nach längerer Pause sich entfernt hatten."

„Sehr verdächtig!" meinte der Sicherheitsmann.

„Na ob und nachher nicht?" schaltete der Hausmeister, wichtig thuend, ein.

„Wir gingen Beide mit einander herauf", schloß Schweiglmeyer, „und läuteten aus Leibeskräften an, ohne von Jenem eine Antwort zu erhalten, bis wir endlich jenes seltsame Brüllen vernahmen, das Ihnen ebenfalls auffiel, ich glaube, es könnte dem armen Doktor Ledersteg ein Unglück zugestoßen sein."

„Das steht zu befürchten", sprach der Mann der Polizei, „Schlosser, thun Sie Ihre Pflicht und sperren Sie diese Thüre so rasch als möglich auf."

Beruhigt durch diesen von der hohen Obrigkeit ertheilten Auftrag suchte der Schlosser unter seinen Haken und Dietrichen denjenigen heraus, der ihm am geeignetsten schien, machte sich dann an die Arbeit und nach wenigen Augenblicken konnten die Herren eintreten.

Schweiglmeyer und der Sicherheitsmann gingen voran.

Ihnen folgte der Hausmeister, der Schlosser machte den Schluß.

„O-o-o! i-i-i!" erscholl es lauter als zuvor.

Sie sahen den Unglücklichen auf dem Sofa liegen, geknebelt und gebunden. Ohne viel Umstände griff der Mann der Polizei mit dem Finger in Ledersteg's Mund und riß den Knebel heraus und während er und der Hausmeister ihn von den Rebschnüren befreiten, die seine Hände und Füße fesselten, — schrie der kreidebleiche Mann:

„Ich bin bestohlen! beraubt! erschlagen! ermordet!"

„Na für einen Erschlagenen schreien Sie noch ganz gut", meinte Schweiglmeyer mit gewohnter Ironie, „nur Fassung, Mann, — und kaltes Blut, damit wir vielleicht noch retten, was zu retten ist."

Ledersteg wollte auf den Schreibtisch zueilen, aber seine durch die lange Fesselung ermatteten Beine versagten den Dienst und er wäre gefallen, wenn ihn nicht der Hausmeister aufgefangen hätte.

„Ja die Liebe, die göttliche Liebe ist Schuld daran", brummte das Factotum von Groß-Schwarzach, diese Hinfälligkeit einer andern Ursache zuschreibend.

„Sie haben mich gebunden wie ein Kalb, die Schurken", schimpfte Ledersteg, sich mühsam zum Schreibtische schleppend, „zum Glücke wußten sie die Schlüsseln zu den Kassen nicht zu finden, die Gauner. Aber das, was hier auf dem Tische gelegen, haben sie weg genommen."

„Was lag denn da?" fragte der Sicherheitsmann.

„Fünf Wechsel jeder zu 6000 fl." jammerte Ledersteg, „ausgestellt von Baron Isidor Golesco."

„Oder auch nicht von Baron Golesco", setzte Schweiglmeyer mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

„Das macht 30.000 fl., baare 30.000 fl, sicheres Geld", lamentirte der Beraubte weiter, ohne dem Anscheine nach Schweiglmeyer's Bemerkung zu beachten, „ich bin verloren, ruinirt!"

Digitized by Google

„Na, es wird schon noch was da sein!“ meinte der Geschäftsleiter von Groß-Schwarzach ironisch.

„Was ist Ihnen denn sonst weg gekommen?“ fragte der Sicherheitsmann.

„Das weiß ich nicht, ich muß erst Alles untersuchen,“ stöhnte Dr. Schinder, der selbst geschundene, und die Lade des Schreibtisches herausreißend, begann er in den dort liegenden Papieren zu richten.

„Alles ist weg,“ ächzte er, „es waren tausend bis zweitausend Gulden hier, in Bank- und Staatsnoten, o ich beraubter, unglücklicher Mann. Für was haben wir eine Polizei, Sicherheitswächter, Detektives!“

„Sie sagten doch“, tröstete der Sicherheitsmann, daß die Schlüssel von den feuerfesten Kassen von den Schurken nicht gefunden worden seien. In diesen Kassen dürfte doch auch Einiges sein.“

„Ja wohl, ja wohl! aber diese Räuber sind im Stande und haben die Kassen mit ihren Diebsfingern aufgesprengt. Kommen Sie, meine Herren, wir wollen nachsehen.“

Und er eilte, den Andern voran, in's Souterrain, wo die dunklen Kassen wie eben soviele Grabdenkmale dastanden. Mit fieberuder Eile überzeugte er sich, daß sie unberührt waren.

„Gott sei Dank!“ murmelte er, auf einen Stuhl sinkend.

„Und haben Sie einen Verdacht, wer die Gauner waren?“ fragte der Mann der Sicherheit

„Verdacht?“ erwiderte Ledersteg, „mehr als das, die vollste unwiderlegbare Gewißheit.“

„Das läßt sich hören, also reden Sie, damit man rasch an's Werk gehen kann.“

„Die Dame — nein die C****lle, die mich besuchte“, erzählte der schöne Gusti, „war die Anstifterin, die laiseuse. Bevor es zu einem Schäferstündchen kam, trat ihr Mann mit noch einem Lumpen ein, der Mann spielte den Wüthenden, den Eifersüchtigen und drohte mir mit den Gerichten, da ich es versucht hätte, seine Frau zu verführen, bald aber rückte er damit heraus, daß er sich mit Geld wolle abfinden lassen.“ —

„Ah! also eine Erpressung?“

„Ja, von der schandbarsten Art und da ich mich weigerte, darauf einzugehen, drohte man mir und überfiel mich persönlich, — ich wollte mich mit meinem Revolver vertheidigen, aber das elende Weibsbild hatte denselben mit einem raschen Handgriff beseitigt und ich war wehrlos. Während sie entfloh, fielen die beiden Gauner, die stark sind, wie die Bären, über mich her, verstopften mir den Mund mit einem Knebel, daß ich nicht um Hilfe rufen konnte, und banden mir mit Rebschnüren Hände und Füße so fest zusammen, daß ich die blutigen Spuren noch lange an mir tragen werde. Sie warfen mich auf's Sofa und vollzogen ihren Raub in aller Bequemlichkeit, mich liegen lassend, so daß ich vielleicht verhungert und verschmachtet sein würde, wenn Sie, meine Herren, mir nicht zu Hilfe gekommen wären.“

„Das ist ja ein schauderbarer Fall“, meinte das Organ der öffentlichen Sicherheit.

„Schändlich! niederträchtig! unerhört!“ schrie der erboste Dr. Schinder.

Der Hausmeister und der Schlosser sahen sich mit verdutzten Gesichtern an.

„Und kennen Sie jenes Frauenzimmer?“ fragte der Policist.

„Natürlich“, erwiderte der schöne Gusti kokett, „sonst würde ich sie ja nicht herbestellt haben.“

„Ihr Name?“

„Erstlia, — wie sie sonst noch heißt, weiß ich allerdings nicht, aber man wird's im Café Säbelmeyer wissen, das sie jeden Abend besucht.“

„Richtig, und da werden wir auch dem saubern Herrn Gemal auf die Spur kommen, und durch ihn dann dem andern Gauner. Jetzt aber werden Sie die Güte haben, mir auf's Commissariat zu folgen, um genaue Angaben zu machen“—

„Ich?“ fiel ihm Dr. Ledersteg in's Wort, „ich verlasse meine Wohnung um keinen Preis, bevor die Thüre wieder gemacht ist; — wo ist der Schlüssel?“

„Nicht zu finden“, versicherte der Hausmeister.

Digitized by Google

„Sehen Sie, meine Herren!“ rief der Wucherer in wahrer Todesangst, „die Gauner haben den Schlüssel weg genommen, — sie werden wieder kommen, mich neuerdings überfallen, mich ermorden, aber ich kann nicht weg gehen von hier, so lange die Wohnung offen, so lange der Schlüssel nicht vorhanden und das Schloß nicht verändert ist. Ich kann nicht fort, ich will mich nicht berauben lassen, — bleiben Sie bei mir, meine Herren, um Gotteswillen verlassen Sie mich nicht“ —

„Aber ich muß doch die Anzeige machen“, meinte der Sicherheitsmann.

„Ja, aber schicken Sie um Alles in der Welt, von der Straße den nächstbesten Ihrer Kameraden, zwei, drei Kameraden, je mehr Sie finden, desto besser, ich zahle Alles. Und Sie, Herr Hausmeister, Herr Schlosser, Sie bleiben bei mir, bis die polizeiliche Commission kommt, —“

„Ich habe ja zu thun“, antwortete der Hausmeister.

„Ich gleichfalls“, versicherte der Schlosser.

„Alles Eins“, bat der Angsterfüllte, „lassen Sie jede Arbeit stehen, ich zahle Alles, ich ersetze Ihnen jeden Schaden. Herr Sicherheitsmann, bitte, kommen Sie nur bald mit der Commision, — ich zahle was zum Armenfonds.“

„Nicht Ursache!“ erwiderte das Organ des Gesetzes dem ganz veränderten Geldprotzen, der auseinmal zahlsüchtig geworden war. „So schnell als möglich sind wir da.“

Und er entfernte sich, während sich auch Schweiglmeyer zum Weggehen anschickte.

„Was? edler Freund! Sie wollen auch fort?“ jammerte Lederfeg.

„Sie sind ein Hasenfuß“, antwortete derb der Mann des Bieres, „das sind Sie wohl, wie ich glaube, all Ihre Lebtage gewesen, — aber früher waren Sie ein Pfiffikone und jetzt sind Sie ein Asinaccio. Glauben Sie denn wirklich, daß die beiden Gauner noch einmal zurück kommen werden, um sich an Ihrer miserablen Person zu vergreifen —

„Erlauben Sie mir, Herr Schweiglmeyer“—

„Ah pah! mit solchem Haardeficit und solchem Haarmangel muß man sich dergleichen sagen lassen, besonders, wenn man noch Geck genug ist, Weibsbilder zu empfangen, die einen solchen alten Esel zum Narren halten und ihm nur schön thun, um die Lokalität auszuspüren und ihren Helfershelfern das Plündern zu erleichtern.“

„Es ist leider nur zu wahr!“ seufzte der schöne Gusti gar beweglich.

„Und ich halte es für meine Aufgabe, den Eselsstreich, den Sie gemacht haben, mein lieber Leberthran, wieder gut zu machen, und wissen Sie wie?“

„Nun, Herr Schweiglmeyer?“

„Ich fahre jetzt in die Stadt hinein zu Baron Golesco —

„Zu Baron Golesco?!“ rief der Wucherer bestürzt.

„Natürlich!“ erwiderte Schweiglmeyer, ihn fest in's Auge fassend, „die Wechsel im Betrage von 30.000 fl. sind doch angeblich von ihm ausgestellt, — man muß ihn warnen, daß er sie nicht übersieht, sondern daß er dieselben, wenn sie in seinem Haus präsentirt werden, sofort saisiren und die Präsentanten verhaften läßt. Dasselbe muß mittelst Currenda auch allen andern Bank- und Wechselgeschäften Wien's mitgetheilt werden.“

„Sehr richtig!“

„Es ist das einzige Mittel, daß Sie zu Ihrem Gelde kommen.“

„Gott gebe seinen Segen dazu.“

„Adieu, Sie frommer Mann.“

„Leben Sie wohl, Herr von Schweiglmeyer“, ächzte der Wucherer, „verlassen Sie einen unglücklichen Mann nicht, der sein ganzes Vertrauen zu Ihnen hat.“

Schweiglmeyer antwortete nichts, sondern ging, während der Schlosser und der Hausmeister als Garden bei Herrn Dr. Schinder zurückblieben.

Als aber das Factotum der Brauerei von Groß-Schwazach die Raubhöhle des alten Fuchses hinter sich hatte, da verzog er in eigenthümlicher Weise das Gesicht, spuckte energisch aus und murmelte in höchster Entrüstung:

„Schäbiger Kerl! pfui Teufel!“

Digitized by Google

12. Kapitel.

Die beiden Barone.

Mißmuthig ging der Herr Baron Isidor Golesco in seinem Arbeitszimmer auf und nieder.

Der Kammerdiener meldete, daß der Wagen des Herrn Baron angespannt sei.

„Lassen Sie wieder ausspannen", sprach der Baron, „ich werde nicht fahren in der Oper."

„Sehr wohl, freiherrliche Gnaden", erwiderte der Kammerdiener und zog sich zurück.

„Werd ich fahren in der Oper!" monologisirte Baron Isidor, „nichts werd ich fahren. — Unterhalte ich mich etwa in der Oper? Nichts unterhalt ich mich. Den ganzen Abend nichts als Richard Wagner. Wunderschöne Musik, aber man versteht nichts davon, wie in der Angot oder in Girofle-Girofla, — Fledermaus, Cagliostro, — da hört man doch etwas, was Einem geht im Ohr. Aber bei diesem Wagner, der obendrein ein großer Judenfresser sein soll, wird Einem der Kopf so dick und dumm und voll, und mein Kopf ist ohnedem so eingenommen, daß es drin hämmert und saust und schlägt, wie in der Maschin-Abtheilung auf der Welt-Ausstellung. Seit man hat gestohlen meiner Tochter ihren Schmuck ist mein Kopf noch nicht gekommen in Ordnung. Soviel kostbare Sachen! — O Du vermaledeiter Bob Nash. Herr Rath Sänger hat mir wohl schon ein paarmal sagen lassen, — er sei auf der Spur! — Auf der Spur? Wie heißt? Wenn sie sagen und schreiben, sie sind auf der Spur, — sind sie da auf der Spur? Nichts sind sie auf der Spur."

Der Kammerdiener trat wieder ein und meldete:

„Seine Gnaden, Herr Baron Julius Golesco."

„Ist mir zwar nicht willkommen, aber er mag eintreten."

Der Kammerdiener entfernte sich mit einer Verbeugung.

Im nächsten Augenblicke trat Julius ein.

Die beiden Barone standen einander gegenüber.

Julius brachte kein Wort heraus, machte aber eine verlegene Reverenz nach der andern.

„Na?" fragte Baron Isidor.

„Onkel — —" stammelte der Verlegene, — „ich komme, ich komme" —

„Ich komme um Geld, willst Du sagen", erwiderte der Oheim, „ich kenne Deine Schmerzen, s'ist nur merkwürdig, — wenn Du kommst um Geld, — komm ich um Geld. Alter Witz, wirst Du sagen, aber paßt noch immer. Die alten sind besser, als die neuen."

Baron Julius schüttelte sehr energisch das krauslockige Haupt.

„Was?" rief Isidor überrascht, „Du willst kein Geld von mir."

„Im Gegentheil, Onkel", erwiderte der Neffe, „ich will Sie vor Geldverlust bewahren."

Der alte Baron schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen.

„Neffe, — dann steht die Welt auf keinen Fall mehr lang, wie Raymund sang."

„s'war Nestroy, Onkel."

„Einerlei; gesungen hat's einmal Einer. Also was ist's?"

„Onkel, — ich muß Ihnen ein Geständniß machen, — ein fürchterliches Geständniß."

„Ahan! s'kommt schon, na also heraus damit."

„Ich — ich — ich habe 30.000 fl. auf Wechseln zu zahlen."

„Und das nennt er mich vor Geldverlust bewahren. Zahlst Du sie etwa? Nichts zahlst Du sie, — meinst, ich werde sie zahlen, ich werde Dir geben eine Ohrfeige."

„Geben Sie mir zwei, aber zahlen Sie."

„Nichts werde ich bezahlen, bin ich meschücke, Du Mordlump?"

„Lieber Onkel — ich — ich — habe die Wechsel auf Ihren Namen ausgestellt."

„Auf meinen Namen?" rief Isidor erbleichend, „Unglückskind!"

„Ja, indem ich Ihren Namen fein säuberlich nachahmte."

Baron Isidor sank auf einen Stuhl und verhüllte sein Antlitz mit dem fein parfumirten Taschentuch. Denn bei allen Schrullen war Bankquier Golesco ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Zehe und in Geldsachen die correcteste Natur.

Digitized by Google

„Also gefälscht!“ murmelte er, „der einzige Sohn meiner einzigen Schwester ein Fälscher.“

„Du hast ja recht, Onkel“, fuhr Julius fort, „aber Du bist selbst Schuld.“

„Ich? Ich bin Schuld! Mach mich nicht böse, oder ich gebe Dir noch eine Ohrfeige.“

„Du hast mir ja noch keine gegeben.“

„Das ist wahr, — also red', Unglücksmensch, warum bin ich Schuld?“

„Ich hatte 10 bis 12.000 Gulden Schulden, die ich leicht zu zahlen hoffte, da ich darauf rechnete, daß Du mir meine Cousine Rosa zur Frau geben würdest, wie Du das meiner Mutter, möge sie sanft ruhen, versprochen hattest.“

Baron Isidor ließ schmerzlich betroffen das Haupt sinken.

„Da hat er recht“, murmelte er, „ich kann ihm nicht unrecht geben.“

„Ist's denn ein Verbrechen“, fuhr Julius fort, „ein paar tausend Gulden Schulden zu haben, wenn man ist der einzige Neffe vom reichen Baron Golesco, der Bräutigam seiner einzigen Tochter, ist's ein Verbrechen, frag ich, — ist es?“

„Nein, s'ist nicht“, antwortete der große Baron versöhnt.

„Sehen Sie, Onkel, jetzt reden Sie recht. Ich hab' auch gehabt eine Liebschaft“ —

„Eine Liebschaft? Du Sapperment! Ich habe gute Luft“ —

„Mir eine Ohrfeige zu geben? Thun Sie's! Warum soll ich nicht haben *eine* Liebschaft, eine einzige, wenn Sie, Herr Onkel, immer zwei haben.“

„Pst! willst Du schweigen, Satansmensch.“

„Nein, ich will nicht schweigen, — reden will ich. Die Person meiner Cousine war mir heilig, bin ich gegangen zu einer andern Person, die mir nicht heilig war. Kann man als Cousin handeln honetter gegen seine Cousine.“

„Mir wirst Du erklären, wie man handeln soll!“

„Aber so eine Liebschaft im Ballet kostet Geld, das wissen Sie am besten, Onkel.“

„Wirst Du das Maul halten.“

„Ich werd. In Sazon hab' ich auch verspielt, — zahlen konnte ich meinen Leib- und Hauswucherer nicht und so blieb mir nichts übrig als zu prolongiren und wieder zu prolongiren, bis die paar tausend Gulden, die ich bekommen hatte, auf 30.000 angewachsen waren.“

„Ein Schandkerl, dieser Wucherer, wie heißt er? wo hauft er?“

„Herr Gustav Ledersteg heißt er, Dr. Schinder wird er allgemein genannt, weil er den Leuten die Haut über die Ohren zieht. In einer schwachen Stunde, wo ich mir nicht mehr zu helfen wußte, ertheilte er mir den Rath, 6 Accepte auf je 5000 fl. zu unterfertigen. Dr. Ledersteg versprach mir hoch und theuer, die Wechsel nicht aus der Hand zu geben, sondern die Verfallszeit abzuwarten, aber ich kann meinem guten Onkel nicht die Schmach anthun, daß ihm Wechseln präsentirt werden, von denen er nichts weiß. Und Freund Schweiglmeyer, mit dem ich die Sache berieth, gab mir den Rath, mich Ihnen ehrlich und offen zu entdecken und Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Ein gescheidter Mann, der Schweiglmeyer, — s'ist immer besser, die Sache bleibt unter uns und wird vertuscht, als fremde Leut erfahren, was geschehen.“

„Freund Schweiglmeyer wird auch zu dem Ledersteg hingehen und ihm zuheizen, damit wir die 6 Accepte billig zurück bekommen.“

„Billig! sehr billig müßt es sein, sonst wird nichts daraus.“

„Also Sie wollten, Götter-Onkel?“

„Was will ich denn machen mit einem solchen Teufels-Neffen, doch müssen wir zuerst mit Herrn Schweiglmeyer Rücksprache pflegen.“

„Ja wohl, — ja wohl.“

Der Kammerdiener trat ein und meldete:

„Herr Schweiglmeyer bittet vorgelassen zu werden, er hat höchst dringend mit dem Baron zu sprechen.“

„Heißt ein Zufall!“ rief Baron Isidor überrascht, „herein soll er kommen, gleich soll er kommen.“

Im nächsten Augenblicke stand der Geschäftsleiter von Groß-Schwarzach vor den beiden blaublütigen Söhnen Israels.

Digitized by Google

Nachdem er Herrn Baron Iſidor begrüßt hatte, rief er:

„Ah! Sie auch hier, Baron Julius? Um ſo beſſer, wenn Sie nicht dageweſen wären, hätte ich Sie müſſen holen laſſen."

„Warum?"

„Weil merkwürdige Dinge vorgefallen ſind."

„Was denn? was denn?"

„Haben Sie Ihrem Herrn Onkel bereits Alles geſtanden?"

„Alles!"

„Ja", ſagte Baron Iſidor, „ich weiß, daß dieſer Taugenichts von einem Neffen auf meinen Namen Wechſel von 30.000 fl herausgegeben hat."

„Machen Sie ſich nichts daraus, Herr Baron, wir werden ſie billiger bekommen."

„Glauben Sie?" rief Julius hocherfreut."

„Das heißt, wenn ſelbe präſentirt werden?"

„Und warum ſollen ſie nicht präſentirt werden?"

„Weil man nicht weiß, wer ſie in Händen hat, wenigſtens für jetzt."

„Sie ſprechen in Räthſeln."

„Die ſich gleich löſen werden, wenn ich Ihnen ſage, daß die Accepte geraubt wurden."

„Geraubt? von wem?"

„Man hat bei Dr. Ledersteg eingebrochen und ihm nächſt verſchiedenem andern auch die 6 Accepte entttragen. Den Thätern iſt man auf der Spur."

„Auf der Spur." Ich kenne das, und bei der Spur bleibts, daß man aber ſein Eigenthum wieder zurück bekommt, — keine Spur!"

„Diesmal iſt's möglich, Dr. Ledersteg hat eine genaue Perſonsbeſchreibung der Räuber abgegeben, die ihn geknebelt und gebunden hatten und zuſehen ließen, während ſie zuſammen packten. Ich kann mir's denken, was er für Geſichter ſchnitt."

„Ich auch!"

„Zuerſt machten ſie einen Erpreſſungsverſuch bei ihm, bei dem auch eine zweideutige Weibsperſon im Spiele war, Namens Erſilia."

„Erſilia!" rief Baron Julius, wie vom Blitze getroffen.

„Was ſchreiſt Du denn?" fragte ſein Oheim.

„Kennen Sie die Perſon vielleicht?" ſetzte Schweiglmeyer hinzu.

„Ob ich ſie kenne!" rief Baron Julius, „ſie iſt ja Diejenige, welche" —

„Er hielt unwillkürlich inne.

„Was für eine Diejenige, welche?" fragte Baron Iſidor.

„Ich kann's eben nur vorausſetzen", erwiderte der Neffe ausweichend, „und ſetzte überhaupt voraus, daß es Jene iſt, welche ich meine."

„Gott! welch ein Geſchwätz!" rief der Onkel ungeduldig, „iſt ſie's, oder iſt ſie's nicht."

„Das kann ich ja eben nicht wiſſen", entſchuldigte ſich der Neffe, „ich meine aber, der Name Erſilia iſt ſo ſelten in Wien, daß er kaum ein zweites Mal vorkommen dürfte."

„Das iſt richtig", betonte Freund Schweiglmeyer nachdrücklich.

„Nun wenn's alſo die iſt, die ich meine", fuhr Baron Julius immer eifriger fort, „dann kenne ich nicht nur ſie, ſondern auch die beiden Männer, die in ihrer Begleitung waren, und den Diebſtahl an dem Dr. Schinder verübt haben; denn in ihrer Geſellſchaft habe ich Beide geſehen und Einer davon iſt der angebliche Kapitain Webſter, der die Schandthat in Vöslau verübt hat."

„Gott Du Gerechter! was ſagſt Du?" rief Baron Iſidor.

„Die volle Wahrheit", erwiderte der Neffe, „ich hab' ihn geſehen im Prater, mit ihr."

„Warum haſt Du nicht gemacht die Anzeige, daß er ſich befindet in Wien?"

„Hab's gethan, — war beim Rath Sänger, — er hat getroffen ſeine Anſtalten."

„Neffe, ich fange an, vor Dir Reſpekt zu bekommen, — ich muß Dir geben" —

„Doch nicht wieder eine Ohrfeige?"

„Nein einen Kuß!"

Und der Onkel packte ſeines Neffen Kopf und drückte ſeine wulſtigen Lippen auf des Neffen vor Freude erröthende Wangen, während er hinzuſetzte:

„Ich zahle Alles, Alles, Neffe, — wenn wir den Gauner erwiſchen!"

Freund Schweiglmeyer ſtand ziemlich verdutzt daneben.

Digitized by Google

„Ich kenne mich zwar bei alle dem nicht aus“, ſagte er, „allein“ —

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Schweiglmeyer, — werden ſich gleich auskennen. Derſelbe Gauner, der dieſen armſeligen Doktor ausraubte, hat auch in meiner Villa Roſahof in Böslau meiner verheirateten Tochter, der Frau von Alzey, ihren ganzen werthvollen Schmuck geſtohlen.“

„Wahrhaftig! Das iſt ja ein ganz verteufelter Kerl, dieſer Dieb.“

„Ob er's iſt. — Er gehört zu den berüchtigſten Gaunern der Londoner Diebsgilde, wo er unter dem Namen Old Bob Nash eine wichtige Rolle ſpielt. Wir meinten, er ſei mit ſeinem Raube bereits nach England zurückgekehrt.“

„Nun, wenn's derſelbe iſt“, ſchaltete Schweiglmeyer ein, „ſo iſt wenigſtens der Beweis geliefert, daß er noch in Wien iſt.“

„Er iſt in Wien“, betonte Julius mit Nachdruck, „denn wie ich Ihnen ſage, ich ſelbſt habe ihn im Prater geſehen und obwohl er ſeine Haare und ſeinen Bart verändert hat, habe ich ihn doch auf der Stelle erkannt.“

„Iſt er in Wien, ſo haben wir ihn! freue Dich, alter Schurke!“ rief Baron Iſidor, ſich vor Vergnügen die Hände reibend.

„Wenn's ſo iſt“, fuhr Schweiglmeyer fort, „ſo dürfen wir keine der nöthigen Maßregeln verſäumen, um des Gauners habhaft zu werden, der ein raffinirter Spitzbube zu ſein ſcheint.“

„Natürlich! natürlich! alle Vorſichtsmaßregeln, Herr Schweiglmeyer! Aber welche?“

„Wollen Sie nicht ſelbſt die geeigneten Dispoſitionen treffen, Herr Baron?“

„Ich geſtehe Ihnen, ich bin von den Ereigniſſen ſo überraſcht, ſo ergriffen, ſo paff, daß ich nicht einen einzigen geſcheidten Gedanken habe. Disponiren Sie, Herr Schweiglmeyer.“

„Nun vor Allem glaube ich, wird der Dieb die geſtohlenen Wechſel zu verwerthen trachten, wenn auch mit großem Verluſte. Er hat ja keine Ahnung, daß — —

Herr Schweiglmeyer hielt unwillkürlich inne.

„Daß ich ſie nicht ausgeſtellt habe“, ergänzte Baron Iſidor, „ſondern, daß mein Neffe der Lump war, der meinen Namen und meine Unterſchrift gefälſcht hat“ —

„Herr Baron, haben Sie Nachſicht mit dem jungen Mann“, bat Schweiglmeyer.

„Wie heißt Nachſicht? Vorſicht hab' ich, daß er mir nicht kommt in's Maul der Leute, oder gar in's Landesgericht! Ich habe ihm verziehen —“

„Um ſo beſſer“ —

„Und werde die Wechſel kaufen, natürlich ſo billig als möglich“ —

„Das iſt meine Sache“, verſicherte Herr Schweiglmeyer, „vor der Hand ſind dieſe Wechſel unſer Glück, denn durch ſie werden wir den Spitzbuben erwiſchen.“

„Ja gewiß, ſagen Sie nur, wie wir's machen, Herr Schweiglmeyer.“

„Es iſt kein Zweifel, daß er dieſelben bei irgend einem Wechſelhauſe, oder auf der Börſe, vielleicht in Ihrem eigenen Comptoir zur Escomptirung präſentiren wird.“

„Sehr wahrſcheinlich.“

„Nun müſſen alle Betreffenden durch Currenda verſtändigt werden, ihn hierher zu ſchicken, aber nicht aus dem Auge zu laſſen, — dann rufen Sie ihn in Ihr Kabinet.“

„Wird er nicht haben einen Revolver bei ſich?“

„Ah pah! — Sie behandeln ihn ſehr höflich, — ſagen, Sie müſſen das Geld aus Ihrer Handkaſſe holen, laſſen ihn Platz nehmen, — in dieſem Augenblicke treten die Herren Baron Julius und Dr. Schinder ein, der Eine erkennt ſeinen Hausräuber, der Andre den Dieb von Böslau, — ſie klatſchen in die Hände, Sicherheitswachen und Detektives treten ein, der Dieb iſt gefangen.“

„Schweiglmeyer! ich muß Ihnen auch einen Kuß geben!“

Und ehe ſich's das luſtige Factotum von Groß-Schwarzach verſah, prangte auch auf ſeiner wohlgenährten Wange ein ſaftiger Schmatz vom reizenden Munde des Barons Iſidor, ohne daß Freund Schweiglmeyer, davon beſonders entzückt zu ſein ſchien.

Digitized by Google

„Also Sie nehmen meine Dispositionen an, Herr Baron?“ fragt er.

„Ob ich sie annehme,“ erwidert Herr Isidor Golesco, „augenblicklich lasse ich die Currenda textiren, durch Autografie vervielfältigen und schicke selbe nach allen Seiten. Bitte, Platz zu nehmen.“

Er eilte hinaus, Schweiglmeyer fragte seinen jungen Freund:

„Was haben Sie denn mit ihm angefangen, Baron, — Ihr Onkel ist ja in der besten Stimmung.“

„Ich habe ihm Alles ehrlich eingestanden.“

„Das war das Allergescheidteste; er ist doch ein seelenguter Kerl.“

„Es ist mir wirklich ein Stein vom Herzen gefallen.“

„Ich glaub's Ihnen, — aber sagen Sie, — was ist's mit jener Erfilia?“

„Das ist ein Engel, in den ich schon früher verliebt war, bis Erfilia mir durchging.“

„Also ein gefallener Engel?“

„Hm! ja, — eigentlich nein, — wie man's nimmt. Sie lebte einige Zeit — verstanden? nur einige Zeit, — mit einem englischen Kunstreiter und dieser scheint der Mitschuldige jenes Kapitän Webster zu sein.“

„Gewiß, aber dann ist Erfilia, welche von den beiden Herren vorausgeschickt wurde, um ihnen den Einbruch bei Dr. Schinder zu erleichtern, ja auch die Mitschuldige der beiden Räuber.“

Baron Julius schlug sich vor die Stirne, dann rief er ganz verzagt:

„Herr des Lebens! daran hätte ich gar nicht gedacht! Meine arme Erfilia! Glauben Sie, Freund Schweiglmeyer, — wird ihr viel geschehen?“

„Je nun, in solchen Fällen heißt es: Mitgefangen, mitgehangen!“

„Nach Ihrer Erzählung hat sie sich ja in der Affaire Dr. Schinder gar nicht betheiligt.“

„O doch, sie hat es den beiden Hallunken leicht gemacht einzudringen.“

„Sie war aber ja von dem Wucherer eingeladen worden, ihn zu besuchen“ —

„Wäre aber nicht hingegangen, wenn sie nicht andre Absichten geleitet hätten.“ —

„Das gereicht ihrer Tugend nur zur Ehre“ —

„Ach reden Sie mir was von Tugend! Auch hat sie den Revolver beseitigt, mit dem sich Ledersteg seiner Angreifer hätte erwehren können.“ —

„Sie wollte nicht, daß ein Mord geschehe, — das gereicht ihrem Herzen zur Ehre.“

„Wenn man Sie hört, so gereicht Alles ihr zur Ehre. Schließlich werden Sie noch verlangen, daß ihr der Gemeinderath die Salvator-Medaille ertheilt.“

„Ach! wenn Sie wüßten, Schweiglmeyer, wie ich sie liebe.“

„Sie sind ein Narr!“

„Sonst hätte ich mich nicht mit dem Dr. Schinder so weit eingelassen.“

Baron Isidor kam zurück, mit vergnügter Miene, — sich die Hände reibend.

„S'ist Alles im besten Gange“, sagte er, „das Circular ist versendet, alle Wechselstuben und Banquiers gewarnt und angewiesen, den eventuellen Präsentanten der Wechsel an mich zu schicken. Es ist Ihre Aufgabe, Freund Schweiglmeyer, jetzt den Dr. Ledersteg zu holen, damit wir ihn mit dem Gauner, wenn er erscheint, confrottiren können.“

Wahrscheinlich wollte Baron Isidor „confrontiren“ sagen.

„Wenn er aber nicht gehen will?“ wendete Schweiglmeyer ein.

„Dann, sagen Sie, bekommt er von mir keinen Kreuzer und ich mache gegen ihn die Anzeige, als den actuellen Urheber einer Fälschung.“

„Onkel!“ rief Julius erschrocken.

„Ruhig! gebot Baron Isidor, „er wird kommen, er wird gewiß kommen, wenn er hört, daß er bekommt sein Geld und die volle Verpflegung bei mir, so lange er bleibt im Hause.“

„Da geht er gar nimmer fort“, sagte lachend das Factotum von Groß-Schwarzach, „ich fliege, den Galgenstrick, — den Lederfleck will ich sagen, zu holen. Ihr Diener allerseits, — hoffentlich ist die Thüre bei Ledersteg gemacht.

Digitized by Google

Er ging, die beiden Barone ihren weitern Ideen-Austauschungen überlassend, die sich alle auf das Habhaftwerden des Diebes bezogen.

Baron Isidor betrachtete sich in diesem Kampfe gegen Old Bob Nash wie ein persönlicher Gegner betheiligt.

Das Ende des Kampfes werden wir alsbald sehen.

13. Kapitel.

Katastrofe.

Es war am nächsten Vormittage, alle Vorbereitungen waren getroffen, die Wechselstuben und Banquiers, von denen man nur halbwegs vermuthen konnte, es dürften die vielversprochenen Accepte bei ihnen präsentirt werden, waren informirt, Herr Dr. Ledersteg hatte sich schon zum Frühesten im Palais Golesco eingefunden und sich unter tausend Complimenten dem Herrn des Hauses vorgestellt, der ihn sehr reservirt und zugeknöpft empfing.

„Sie hatten, als Sie bestohlen worden, Wechsel von mir in Händen", fragte Baron Isidor Golesco, „Wechseln von mir um 30.000 fl. ?"

„Zu dienen, Herr Baron", antwortete unterwürfig der Wucherer, „um 30.000 Gulden."

„Und kamen Sie nicht auf die Idee, als Sie diese Wechsel in die Hand nahmen, daß das Haus Isidor Golesco, welches zu den ersten, den allerersten von Wien, von Europa gehört, gar nie in die Lage kommen kann, sich 30.000 fl. auf Wechsel zu borgen, auf denen der Name Isidor Golesco steht ?"

Dr. Schinder war in der peinlichsten Verlegenheit, als er stotternd erwiderte:

„Mein Gott ! Herr Baron, — in Geschäften kommen manchmal Verlegenheiten vor, — welche" —

„In meinen Geschäften kommt nie eine Verlegenheit vor", entgegnete Baron Isidor mit dem ganzen Stolze des berechtigten Geldmannes, „als die, wohin ich das viele Geld verwenden soll, das mir vom Publikum von allen Seiten angeboten wird. Glauben Sie — wenn es möglich wäre, verstehen Sie ? — ich sage, daß wenn es überhaupt je möglich wäre, daß ich 30.000 fl. baar brauchen und selbe nicht in der Kasse haben sollte, daß ich über eine solche Lappalie einen Wechsel ausstellen würde ?" Ich würde nichts als einen Bon über 30.000 fl. zu Schey, Wodianer, Erlanger schicken und eine Viertelstunde darauf das Geld haben, auch zehnmal so viel, wenn ich's bedürfte."

„Ganz richtig, Herr Baron, an all das dachte ich nicht und Ihre Unterschrift flößte mir solchen Respekt ein, daß ich keinen Augenblick mich besann" —

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Leweles" —

„Ledersteg, Herr Baron, Dr. Ledersteg."

„Ach so! daß ich also sage, Herr Doktor Ledersteg, Sie konnten unmöglich solchen Respekt vor meiner Unterschrift haben, da Sie recht gut wußten, daß dieselbe nicht von mir herrührt." —

„Nicht von Ihnen!" rief Dr Schinder, die Hände zusammenschlagend und heuchlerisch die Augen verdrehend, dabei aber erblassend und am ganzen Leibe zitternd.

„Spielen Sie mir keine Komödie vor", meinte Baron Isidor, „ich weiß recht gut, wer die Accepte unterschrieben und wer ihn dazu verleitet hat. Hat er mir's doch selbst gestanden."

Dr. Schinder stand wie vernichtet da, keines Wortes mächtig.

„Haben Sie übrigens keine Angst", fuhr der Baron mit der herablassenden Miene eines hohen Protektors fort, „durch diese Wechsel haben Sie, allerdings ohne es zu wissen und zu wollen, mir einen Dienst von hoher Wichtigkeit geleistet, — indem ich dadurch auf die Spur eines Gauners zu gelangen hoffe, der mich viel ärger bestohlen hat. Ich frage nicht, wieviel Sie Demjenigen gegeben, den Sie zur Ausstellung dieser Wechsel verleiteten, aber sobald dieselben in meine Hände kommen, und sie werden kommen, verlassen Sie sich darauf, gebe ich Ihnen dafür baare 25.000 fl., dabei machen Sie, wie ich hoffe, noch immer ein gutes Geschäft."

„Herr Baron —"

„Kein Wort weiter! Ja oder nein!"

„Also in Gottes Namen ja."

Digitized by Google

„Nun sehen Sie! — belieben Sie einstweilen durch diese Thüre in den Salon nebenan zu treten, Sie finden dort sehr schöne Gesellschaft, den Herrn Polizeirath Sänger“ —

„Herrn Polizeirath Sänger!“ wiederholte Dr. Ledersteg ganz erschrocken.

„O haben Sie keine Angst“, erwiderte Baron Isidor lachend, „er ist nicht Ihretwegen da, sondern des Diebes wegen, den wir fangen wollen.“

„Ach so!“

Dr. Ledersteg trat mit tiefen Verbeugungen in den Salon nebenan, wo er außer dem Polizeibeamten auch Herrn Schweiglmeyer und Baron Julius fand, während in einem zweiten Zimmer ein kleines Detachement von Detektives und Sicherheitsmännern der Dinge harrte die da kommen sollten.

Baron Julius eilte auf Dr. Schinder zu und flüsterte ihm in's Ohr:

„Nun wie ist's, — zahlt mein Onkel? haben Sie sich mit ihm ausgeglichen?“

„Ja, Alles in Ordnung! Er gibt 25.000 fl! Ich verliere mein Geld daran!“

„O Sie Million-Gauner!“ murmelte Julius, der, seit er aus den Klauen des Wucherers befreit war, seine Keckheit wieder fand, „ein paar Ohrfeigen hätte er Ihnen geben sollen.“

„Erlauben Sie mir!“ zischte die Geldschlange, „ist das mein Dank!“

„Einen Dank verlangt er auch noch dafür, daß er 15.000 fl. gestohlen, — will ich sagen verdient hat!“

Jede weitere Erörterung wurde durch ein splendides Gabelfrühstück unnöthig gemacht, welches zwei Diener in Livrée servirten und dem alle, besonders Schweiglmeyer, lebhaft zusprachen.

Indessen ging Baron Isidor aufgeregt in seinem Comptoir auf und ab.

Endlich, nach anderthalb Stunden ungefähr, trat ein Comptoirist ein und meldete:

„Ein Herr, in Begleitung eines Beamten der Credit-Anstalt.“

„Sehr angenehm! Lasse bitten.“

Im nächsten Augenblicke treten die beiden Herren ein. Der Beamte sah aus, wie alle Beamten dieser Branche, der Fremde war ein Mann in den Fünfzigern, elegant, mit feinen militärischen Manieren und einem Ordensbändchen im Knopfloch.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ich Sie genire“, sagte er mit einer Verbeugung.

„O ganz und gar nicht, — in Geschäften bin ich immer am Platze“, erwiderte Baron Isidor mit äußerster Höflichkeit, „mit wem habe ich die Ehre.“

„Mein Name ist Guy Normanby, Gutsbesitzer aus Yorkshire.“

„Sehr erfreut, Sir, und womit kann ich dienen?“

„Ich habe in London Wechsel auf Wien gekauft, wo ich ein größeres Geschäft abschließen will, unter diesen Wechseln befinden sich auch 3000 Pfund auf Sie, Valuta 30.000 ö. W. und da ich Geld brauche, so wendete ich mich an die Credit-Anstalt, um ihr die Wechsel mit dem üblichen Escompte zu verkaufen. Man rieth mir, mich an Sie direct zu wenden, gab mir sogar einen Beamten mit, und nun bitt ich Sie, Herr Baron, mir diesen Gefallen zu erweisen, aber reißen Sie mich nicht zu sehr, ich habe in Wien schon genug Haare gelassen, ich hätte nie gedacht, daß dieser Wiener Boden so verflucht theures Plaster sei.“

„Ja, das sagen alle Fremden“, erwiderte lächelnd der Baron, „aber haben Sie keine Angst, Sir, Sie sollen zu Ihrer vollsten Zufriedenheit bedient werden, — darf ich um die Wechsel bitten.“

Mr. Guy Normanby zog aus der Tasche seines Ueberziehers ein elegantes Portefeuille, suchte eine Weile unter verschiedenen Papieren, nahm endlich die verhängnißvollen Wechsel heraus und überreichte sie mit anmuthiger Geberde dem Herrn Baron Isidor Golesco.

Der Banquier nahm sie eben so anmuthig, sah ein Stück nach dem andern an, prüfte sie genau und legte das geprüfte Accept vor sich auf den Schreibtisch.

Im selben Augenblicke ward die Thüre des kleinen Salons ein wenig geöffnet, es zeigte sich auf einen Augenblick das Gesicht des Neffen, welcher seinem Onkel bedeutungsvoll zunickte.

Digitized by Google

Es war dies das verabredete Zeichen, daß der Fremde wirklich der gesuchte Gauner sei.

Im nächsten Augenblicke verschwand Herr Julius Golesco wieder, um die andern Herren im Salon zu verständigen. Die Thüre blieb ein wenig offen, so daß man drinnen jedes Wort hören konnte.

Der Banquier, der sich darin gefiel, mit dem Engländer zu spielen, wie die Katze mit der Maus, sagte:

„Alles in Ordnung, Sir, ich werde Ihnen für die 30.000 fl. baar 29.500 fl geben."

„Das ist ein Bischen zu wenig", replicirte Guy Normanby im Tone der Verdrießlichkeit.

„Im Gegentheile, Sir, es ist ein Bischen zu viel, — die Wechsel haben einen kleinen Fehler."

„Welchen, Herr Baron, wenn ich fragen darf?

„Dieselben sind falsch", sprach Golesco, jedes Wort scharf betonend.

„Herr Baron!" fuhr der Gutsbesitzer aus Yorkshire auf, allein ruhig fuhr dieser fort:

„Ich habe sie nie ausgestellt, auch sind sie nicht vor einiger Zeit in London gekauft, sondern gestern Nachmittags in Wien auf dem Platzl bei einem sicheren Dr. Ledersteg — gestohlen worden."

Mr. Guy Normanby erbleichte unter der Schminke, mit der er sein Gesicht übertüncht hatte.

„Herr Baron", sagte er im Tone der beleidigten Unschuld, „Sie wagen zu behaupten" —

„Ich wage zu behaupten", fiel ihm der Baron in's Wort, „daß diese falschen Wechsel gestern Abends gestohlen worden sind und zwar von demselben Diebe, der meine Tochter in der Villa Rosahof in Vöslau mit einem Betäubungsmittel ohnmächtig gemacht und ihr dann ihren ganzen Schmuck gestohlen hat."

„Dann bin ich das Opfer eines elenden Betrügers geworden!" rief der Engländer.

„Bei der Polizei wird sich Alles aufklären", meinte der Baron achselzuckend.

„Ich will aber mit der Wiener Polizei nichts zu thun haben", remonstrirte der Bedrängte sehr rasch, „ich muß heute noch abreisen, per Westbahn, ich verzichte auf das Geld, Adieu!"

Und er wendet sich zum Gehen, allein zu seinem Schrecken sah er, daß der Rückzug abgesperrt war, denn hinter ihm standen zwei Detektives, zwei Sicherheitsmänner, ein Polizeibeamter, der Rath Sänger in Uniform, und hinter diesen Dr. Ledersteg und Baron Julius Golesco.

Der Engländer machte eine Bewegung, wie der Hirsch, der mit gefälltem Geweih durch die Meute durchbrechen will, die ihn umstellt hat, gleichzeitig griff er mit der rechten Hand in die Brusttasche, allein im selben Augenblicke wurden seine beiden Arme von den handfesten Sicherheitsmännern gepackt und die zwei Detektives untersuchten seine Taschen, aus denen sie zwei Revolver und ein Dolchmesser hervorzogen.

Der Gefangene stampfte vor Wuth und Groll mit dem Fuße.

„Herr Baron Julius Golesco", fragte der Polizeirath, „ist dieser Mann hier derjenige, der sich unter dem Namen Kapitain Webster von Ihnen in Vöslau der Frau von Alzey auf der Villa Rosahof vorstellen ließ, um dann daselbst den großen Diamantendiebstahl zu begehen."

„Er ist es", sprach der Neffe des triumphirenden Onkels, „ich erkannte ihn sofort, so gut er sich auch „vermaskerirt" hat."

„Unsinn!" rief der Engländer, „ich kenne diesen Herrn gar nicht."

Allein ohne sich an diese Einwendung zu halten, fuhr der Polizeirath Sänger fort:

„Herr Doktor Ledersteg, ist dieser Mann derselbe, der mit noch einem Spießgesellen und durch die Vermittlung einer liederlichen Weibsperson in Ihre Wohnung auf dem Platzl eingedrungen ist, Sie verschiedener Werthpapiere, auch baaren Geldes und der hier befindlichen Wechsel beraubt, dabei auch Sie gebunden und geknebelt und in Ihrer Wohnung eingesperrt hat, so daß Sie hätten verhungern und elend zu Grunde gehen müssen, wenn Sie nicht durch den hier anwesenden Schweiglmeyer gerettet worden wären."

„Ja, er ist's", rief Dr. Schinder pathetisch „wenn ich tausend Jahre alt werde, werde ich diese Galgen-Physiognomie nicht vergessen!"

Digitized by Google

„Als ob er eine andre hätte", dachte Schweiglmeyer, aber er sagte nichts.

Der Polizeirath aber fuhr fort, die Hand vorstreckend, die Stimme erhebend:

„Auf Grund dieser Angaben verhafte ich Sie im Namen des Gesetzes!"

Gleichzeitig gab er den Detektives einen Wink, diese zogen Schnüre hervor und banden die von den Sicherheitsmännern gehaltenen Arme des Diebes.

„Fester anziehen! fester!" schrie Dr. Ledersteg, „wie sie's mir gemacht haben."

„Ich werde mich über diese unwürdige Behandlung bei der englischen Gesandschaft beschweren!" rief der Dieb.

„Bei einem Menschen, der ein ganzes Arsenal im Sacke hat, ist Vorsicht angezeigt", meinte der Polizeirath.

„Laß' es gut sein", sprach Baron Isidor triumphirend, humoristisch, „die englische Gesandschaft nimmt sich nicht um Diebe an, — mußt Dich schon in Dein Schicksal ergeben, Old Bob Nash!"

Ueberrascht blickte der Gauner den Banquier an, dann änderte er den Ton und erwiderte lachend:

„Du kennst mich also, alter Baron? Schau, schau — hätte ich doch nie gedacht, daß Old Bob Nash von einem alten Juden überlistet werden sollte. Aber weißt Du, woher das kommt? Von den verfluchten Journalen."

„Wo so?" fragt der Baron überrascht, „was haben die Journale mit unsrem Falle zu thun."

„O viel! sehr viel! In den englischen und amerikanischen Blättern liest man immer, daß die Wiener Polizei so ungeschickt sei und keinen Verbrecher erwischt, in den Wiener Witz-Blättern kommen Polizei-Commissäre, Polizei-Diener immer nur als Carricaturen, als Cretins vor, — da meinte ich denn, es müsse so sein, — das machte mich sicher, — wäre ich von Preßburg aus nach Osten gefahren, kein Teufel hätte mich eingeholt. Nein! ich muß umkehren, um da diese Heuschrecke auszuplündern. Na, Sie können sich was einbilden, Herr Polizeier, — was den Londonern nicht gelungen, das habt Ihr zu Stande gebracht, God dam your eyes! — Na gehen wir, meine Herren."

Und lachend ließ er sich von seiner Escorte abführen. Der Baron drückte die Hand des Polizeirathes und sagte:

„Nehmen Sie meinen besten Dank, Herr Rath, — und mein Compliment."

„Bitte, bitte, ist gern geschehen", antwortete Sänger, vor Stolz und Freude sich aufblähend wie ein Truthahn. Dann folgte er seinen Leuten.

Der Baron läutete und sprach zu dem eintretenden Beamten:

„Herr Dattelzweig wollen Sie diesem Herrn hier 25.000 fl. auszahlen. Die beiden Andern, Herrn Schweiglmeyer und meinen Neffen, ersuche ich, mit mir zu frühstücken. Adien, Herr Dr. Lederer."

Und er entließ den Wucherer mit einem leichten Kopfnicken.

13. und letztes Kapitel.

Schluß.

Wir sind eigentlich mit unsrer Erzählung zu Ende und haben nur noch einige Nachträge zu berichten.

Die Verhaftung von Old Bob Nash hatte selbstverständlich auch die von Francis Parkin und Erfilia zur Folge. Das Beweisfahren war ein um so leichteres, als keines von den drei Inhaftirten seinen größeren oder geringeren Antheil an der Schuld leugnete.

Ein glücklicher Umstand war es, daß Bob Nash den gestohlenen Schmuck der Frau von Alzey noch beisammen hatte, also den Schaden wieder gut machen konnte.

Eben so bekam Ledersteg sein Geld vollständig wieder.

Die Verurtheilungen lauteten bei Bob Nash auf 6 Jahre Kerker, bei Francis Parkin auf 2 Jahre, bei Erfilia auf 3 Monate, nebst Landesverweisung. Sie traten die Strafe sofort an und Julius wartete nur die 3 Monate ab, um seine geliebte Erfilia nach Amerika zu bringen und dort ein neues Leben anzufangen, zu welchem Onkel Isidor die nöthigen Geldmittel lieferte.

Digitized by Google

Ein paar Wochen nach der Verurtheilung der drei Schuldigen war in Groß-Schwarzach ein Familienfest. Der junge Paul Seitenberger feierte seine Verlobung mit der bildhübschen Pauline Wender; Schweiglmeyers Plan war gelungen.

Die beiden jungen Leute schienen einander sehr lieb zu haben, nun, jung und hübsch waren sie genug dazu.

Die beiden Väter saßen nebeneinander geeinigt, versöhnt. Vor acht Tagen hatte Schweiglmeyer dem Papa Seitenberger die Erklärung des ungarischen Ministeriums überbracht, durch welche alle gegen Herrn Wender erhobenen Beschuldigungen als böswillige Verleumdungen zurückgewiesen und die weiteren Schritte in diesem Prozesse als gegenstandlos eingestellt wurden.

Seitenberger dagegen hatte die Brochüre an Herrn Wender geschickt und dieser dieselbe vernichtet.

Brautzeugen waren Baron Isidor Golesco für Herrn Seitenberger, Schweiglmeyer jedoch, des Hauses alter Freund, für Fräulein Pauline Wender.

Herr von Alzey sammt Gemalin nahm an der Verlobungstafel Theil, welche im Parke der wunderschönen Besitzung Wender's in Groß-Schwarzach gefeiert wurde. Es herbstelte bereits und gelbe Blätter flogen herum, wenn der Wind durch die Gebüsche strich.

Nichts destoweniger war es noch so warm, daß man die Tafel in Freien abhalten konnte.

Und Baron Golesco, der sich für einen großen Redner hielt, ergriff das Glas und sprach:

„Erlauben Sie mir, verehrte Anwesende, daß ich ein paar Worte an Sie richte. Als ich auf den Ursprung fragte, wie diese Verleumdung entstanden sei, sagte man mir, dieselbe lasse sich auf eine kleine Scene rectificiren (reduciren), welche die beiden Väter am Tage der Trauung meiner Tochter gehabt hatten. Nun die Herren Väter sind jetzt ausgeglichen, mögen alle Ausgleiche so schnell gehen. Und wenn ich mich so umsehe im Kreise, so sehe ich nur zufriedene Gesichter. Ich trinke also zuerst auf der Braut, die kann gelten nicht nur als ein Muster von Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern auch vor Tugend und guten Sitten, ich trinke auf dem Bräutigam, der sein wird seines Vaters würdiger Nachfolger im Geschäft, ich trinke auf den Herren Vätern. Denn wenn ich so alle hier vereint sehe und im Geiste zähle die Millionen, welche sie besitzen, so sehe ich ein, wie unrecht Diejenigen haben, die von der Verarmung unsres Landes reden. An diesem Tische hier trau ich mir 20 bis 25 Millionen herauszubringen, — ja meine Herren, wir können es vor einem Trost im Vaterland gelten lassen: Es gibt noch reiche Leute! sie sollen leben hoch!"

„Hoch! hoch!" erscholl es ringsum und die Gläser klangen zusammen.

Ende.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google